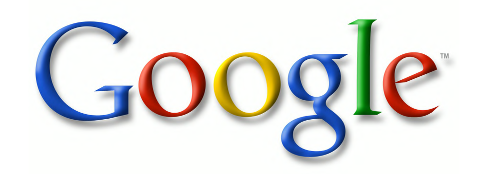
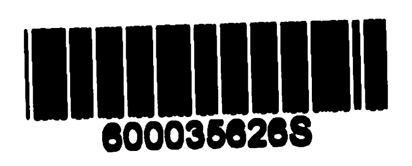
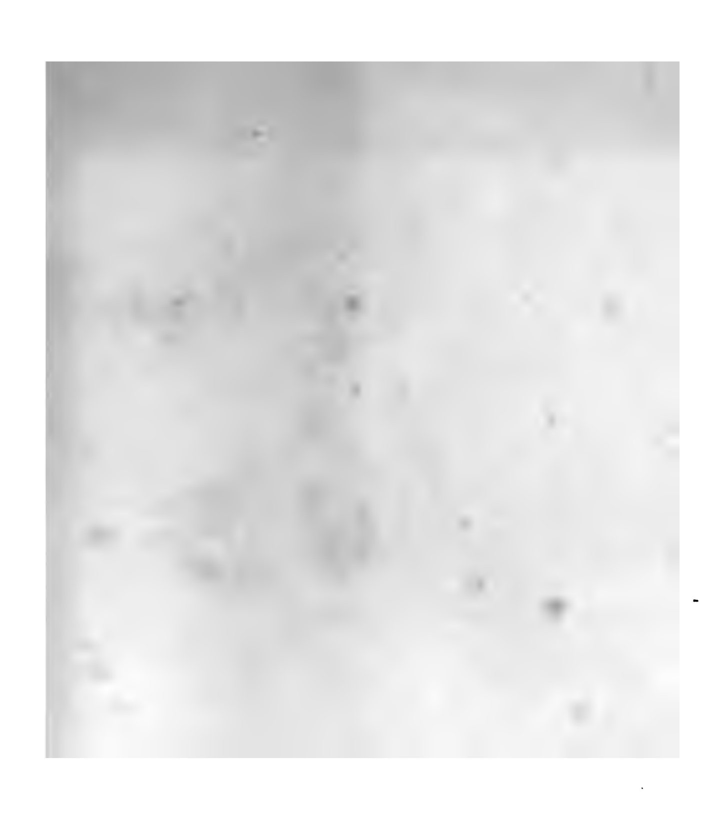



600035626S













DIE DREI KRIEGSJAHRE

1756, 1757, 1758

IN DEUTSCHLAND.

AUS DEM NACHLASSE

JOHANN FERDINAND HUSCHBERG'S

GEWESENEN BAIERISCHEN OFFIZIERS, REGIERUNGSRATHES UND ARCHIVARS.

MIT ERGÆNZUNGEN HERAUSGEGEBEN

VON

HEINRICH WUTTKE.

Nach bisher unbenutzten Archiven.



LEIPZIG, 1856.

J. C. HINRICHS'SCHE BUCHHANDLUNG.



Inhaltsverzeichniss.

Jahr 1756.

Jahr 1757.

Jahr 1758.

Vorwort.

Einhundert Jahre sind bei dem Erscheinen dieser Geschichte verstrichen, seit ein siebenjähriger Krieg in Deutschland entbrannte, dessen Vorgänge jederzeit mit Theilname und Spannung werden vernommen werden. So mancher kundige Mann ist der Meinung, dass die Kenntniss dieses Krieges in allen Theilen gesichert und die historische Ausbeute erschöpft sei. Dem ist nicht also. Wesentliche Stücke bedürfen noch immer der Aufhellung, viele Begebenheiten desselben einer berichtigten Darstellung. Die letzten zwanzig Jahre haben zu seiner besseren und tieferen Kenntniss des Neuen ausserordentlich viel zu Tage gefördert: die Professoren Raumer (1836) und Ranke (1844) brachten aus den londoner Archiven, Schlosser (1837) und Stuhr (1842) aus den pariser Archiven wichtige Aufschlüsse; aus dem dresdner Archive machten höchst werthvolle Mittheilungen ein Ungenannter (1841), Oberst Aster (1848) und Professor Ernst Herrmann (1853), einige Stücke des wiener Archives benutzte Graf Mailath (1850), General Schöning gab (1851) aus dem berliner Archive den Briefwechsel des Königs Friedrich und seines Bruders Heinrich in Druck. Professor Preuss endlich besorgt die Herausgabe des gesammten Briefwechsels des preussischen Königs. An diese äusserst dankenswerthen Veröffentlichungen reiht sich insofern die hiermit vorgelegte Erzählung, als sie vieles anders als bisher darstellt und manches zum erstenmale kund macht.

Ein rascher Blick auf die Quellen des siebenjährigen Krieges oder vielmehr (in richtiger Beschränkung nach dem Inhalte dieses Buches) der Jahre 1756—58 lehrt, dass die Kenntniss der Ereignisse aus amtlichen Schriftstücken, dem Briefverkehr der Zeitgenossen, den Berichten in den Zeitungen, den Denkwürdigkeiten der Theilnehmer an den Ereignissen und endlich aus den bisher sehr vernachlässigten Ortsgeschichten geschöpft werden muss. Die amtlich veröffentlichten Verträge, Rechtsausführungen, Kundmachungen und Schlachtberichte sind mehrentheils einseitig, weil sie auf eine

A

bestimmte Wirkung berechnet waren. Sie liegen zwar nicht in den ersten Drucken, wohl aber in verschiedenen vielbändigen Sammelwerken, in ziemlicher Vollständigkeit vor, dergleichen die „Teutsche Kriegs-Canzley“ (Frankfurt und Leipzig), die „Beiträge zur neuern Staats- und Krieges-Geschichte“ (Danzig), die „Gesammlete Nachrichten und Urkunden den im Jahr 1756 in Deutschland entstandenen Krieg betreffend“ u. a. sind. In diesen Werken wurden auch viele gewechselte Streitschriften und Flugblätter von Privatpersonen mit aufgenommen. Den wahren Stand und die wirklichen Absichten lernt man weit besser aus den in Verborgenheit gehaltenen Aufsätzen der Handelnden und aus den gleichzeitigen Briefen kennen, von denen ein grosser Theil eben erst in den letzten Jahrzehnten zur Oeffentlichkeit gelangte, viele noch an's Licht zu ziehen sind.[1] — Zu den in erste Reihe zu stellenden Quellen gehören die Nachrichten in den Zeitungen jener Tage.[2] Aber Zeitungen sind Eintagsfliegen, wo

1. Noch harrt vieles der Veröffentlichung, namentlich das Gaudi'sche Tagebuch, das Tagebuch aus dem Nachlass des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen und der Briefwechsel zwischen König Friedrich und Prinz Ferdinand von Braunschweig, sämmtlich im Besitz des preussischen Generalstabsbüreaus, das Tagebuch von des Feldmarschals Keith Sekretär Weidemann, des sächsischen Generalmajor Geyer Journal de la guerre d'à 1756—1762 (oder Tagebuch der Festung Königstein), das Diarium von der K. K. Bloquade und Belagerung zu Schweidnitz de Anno 1757, im Besitze der breslauer Universitätsbibliothek, IV, F. 141. Das hager, wiener und stockholmer Archiv werden noch reiche Ausbeute geben. Auch liegen gewiss noch in Petersburg werthvolle Papiere, von denen der Akademiker Kunik Kenntniss haben muss. Besonders wünschenswerth wäre die Ermittelung der von Westphalen unternommenen Geschichte der Feldzüge Ferdinands, welcher der Verfasser der Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts der von Schlieffen Seite 445 hohes Lob zollt.

2. Der Verfasser der Schrift: Freie Gedanken über die herausgekommenen Staats-Schriften des gegenwärtigen Kriegs, Rostock 1758 sagt: „diese sogenannten Staatsschriften sind mehrentheils so beschaffen, dass sie aus denen gedruckten Zeitungen, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, genommen werden oder aus denen Briefen derer Kauf- und Handelsleute ihren Ursprung haben. — Wer die Beschaffenheit der Zeitungen, womit heutigen Tages die Postwägen beschweret werden, recht kennet, der wird mir darinnen Beifall geben, dass aus solchen fliegenden Blättern viele Unwahrheiten und Ungewissheiten in die monatliche Staatsschriften gebracht werden, daher es sehr gut für die Verfasser solcher Schriften, dass sie ihre Namen nicht dabei setzen, welches auch den Zeitungsschreibern zu statten kommt, wenn sie etwas präjudicirliches, aus andern Zeitungen, ohne Prüfung und unbedachtsam mit einfliessen lassen. Ist der Zeitungsschreiber bekannt, so kann er dadurch in grosse Gefahr kommen, wie mir denn im verwichenen Herbst, aus der Relation eines vornehmen Offiziers ein Exempel bekannt geworden, dass ein Zeitungsschreiber in einer gewissen Stadt wegen einer Passage, die er gar nicht für gefährlich gehalten und einem andern Zeitungsschreiber bona fide nachgeschrieben hatte, bald einen sehr üblen Lohn bekommen hätte.“

fände man sie gesammelt? Verschmähen doch noch heutigen Tages viele Bibliothekare ihren Kauf. Nur einzelne Blätter, die wegen ihres besonders wichtigen Inhalts mit gleichzeitigen Flugschriften zusammengebunden worden waren, scheinen dem Untergange entronnen. Man muss ihren Inhalt also aus zweiter Hand schöpfen. Eine Reihe buchhändlerischer Machwerke, auf Geldgewinn bestellt, um Lohn gefertigt, wurde nämlich aus den Zeitungen zusammengeschrieben oder vielmehr zusammengeleimt. Der Art sind zum Beispiel die „Schreiben eines Freundes aus Sachsen an seinen Freund in W* über den gegenwärtigen Zustand des Krieges in Deutschland, Freyburg in Quart (bis Ende 1758 an Zahl 18), aus den berliner, breslauer, hallischen, leipziger und lippstädter Blättern gearbeitet, demnach von preussischer Färbung, wesshalb ihnen ausser einigen groben „Antwortschreiben des Freundes in W*" auch unter gleichem Titel ein 15tes und 16tes Schreiben entgegengestellt wurde, welches sich an die regensburger, frankfurter und andere Zeitungen österreichischer Richtung hielt. Der Art sind die „Schreiben eines Holländischen Volontairs bey der Königlich Preussischen Armee in Böhmen" sammt „Fortsetzung des holländischen Volontairs", Dresden, 4. (bis Ende 1758 neunzehn Stück) u. a. Aus den Zeitungen wurden weiterhin Lebensläufe namhafter Kriegshelden gestoppelt, als z. B. „Der deutsche Fabius Cunctator, oder Leben und Thaten Seiner Excellenz des Herrn Leopold Joseph Maria, Reichsgrafen von Daun" 1759, 4., die „Helden-, Staats- und Lebensgeschichte Friedrichs des Grossen" u. a.; sämmtlich buchhändlerische Erzeugnisse, deren Verfasser sich nicht nannten und ohne alle und jede Kenntniss von dem Charakter der behandelten Helden ihre Waare zusammenbrauten, aber für uns noch beachtenswerth, weil sie uns die Zeitungen ersetzen müssen. — Ungleich werthvoller, jedoch manches nicht enthaltend, was die Zeitungen boten, sind die Aufzeichnungen von Theilnehmern an den Ereignissen. Obenan steht an Wichtigkeit die Geschichte, welche der grosse Kriegsfürst selbst gegeben hat. Noch während des Kampfes, im Winter 1758 zu 59 (vgl. den letzten Abschnitt dieses Werkes) begann Friedrich die Arbeit und schloss sie 1764. Offen bekannte er als seinen Zweck: sich zu rechtfertigen wegen des Krieges und zugleich durch die Kriegsdarstellung Erfahrungslehren für einen künftigen Kampf Preussens mit Oesterreich zu geben. Doch diese kleine Absicht überragte sein Thun; von einem höheren Standpunkte aus schrieb er. Seine während der Erlebnisse selbst an den Bruder geschriebenen

vertrauten Briefe beweisen die Wahrhaftigkeit seiner Erzählung. Demnächst sind hervorzuheben als Erzähler der Staatsverhandlungen Duclos (1791) und Valori, für die Kämpfe Tempelhoff (1783), Cogniazo und Warnery (1789), Bourcet (1792), Retzow (1802), Schmettau (1806), der Nachlass des Henkel von Donnersmark und die „Journale" vieler preussischen Regimenter und Offiziere, welche letztere Naumann 1782 sammelte. Wie in den gleichzeitigen Flugschriften die preussische Partei entschieden die Oberhand hatte, so auch in diesen Denkwürdigkeiten, denn nur Cogniazo hat im österreichischen Heere mitgefochten, nur Bourcet im französischen.

Auf diesen und andern minder bedeutenden Unterlagen wurden die allgemeinen Geschichtsdarstellungen des siebenjährigen Krieges gebaut. Die zuerst erschienenen, als: Die Geschichte des dritten Schlesischen Krieges, entworfen von F***, Frankfurt und Leipzig 1758 ff., Rizzi-Zanoni, kurze Vorstellung der gegenwärtigen Kriegs-Begebenheiten in Deutschland. Nürnberg 1758, von der Heyden, das durch innerliche Kriege bedrängte Teutschland, Augsburg 1759, sind von geringem Werth und gänzlich den Zeitungen entnommen.[1] Friedrichs, Tempelhoff's, Retzow's Denkwürdigkeiten erweiterten sich zu Geschichten des ganzen Krieges. Nachrichten von Augenzeugen sammelte der seit Ende 1758 im preussischen Heere dienende von Archenholtz, dessen treffliche Geschichte 1788 zuerst erschien[2]; Stuhr beschrieb den Krieg 1834. Die umständlicheren Geschichtschreiber des preussischen Staates sowohl als die Lebensbeschreiber Friedrichs des Grossen behandelten ihn natürlich gleichfalls. Unter letzteren verdienen die Hervorhebung der haller Professor Fischer (1787) und der berliner Professor Preuss (1833). Die

1. Muthmasslich gilt das nämliche von Seyffarth's Geschichte des seit 1756 in Deutschland und den angränzenden Ländern geführten Krieges, Frankfurt und Leipzig 1759—63. VI, und der 1763 erschienenen „Heldengeschichte des Prinzen Ferdinands zu Braunschweig," welche beide Bücher ich nicht erlangt habe.

2. Eine Anführung des Archenholtzischen Werkes als von 1773 ist vermuthlich Druckfehler; die in meinem Besitze befindliche Ausgabe ist ohne Jahrzahl. — Billig wird die von den Offizieren des preussischen Generalstabs gemachte Bearbeitung übergangen, da sie nicht im Buchhandel erschienen und auf grossen Bibliotheken nicht zu erlangen. Indem sie der Oeffentlichkeit entzogen sein sollte, hat man sie auch des Rechtes der Beachtung begeben, der Rüge aber sich blosgestellt, dass mit öffentlichen Geldern so umgegangen worden ist, wie geschehen. Was auf Staats- das heisst: auf des Volkes Kosten gedruckt wird, das soll, wenn es den Charakter des Dauernden in sich trägt, dem Verkehre und Gebrauche nicht entrückt, sondern im Gegentheile auch für den minder Bemittelten zugänglich gemacht werden.

neueste Darstellung gab Stenzel im IV. und V. Bande seiner preussischen Geschichte.

Als Huschberg's[1] Wittwe das Vertrauen in mich setzte, in

---

1. Der um die vaterländische Geschichte verdiente Quellenforscher Johann Gregor Ferdinand Huschberg war am 13. März 1792 zu Düsseldorf geboren. Das Glück einer sorgfältigen, liebevollen Erziehung ward ihm. Die Familie seiner Mutter stammte aus Westfalen, sein Vater war Hofarchitekt des Kurfürsten von Pfalz-Baiern, wurde in den städtischen Senat gewählt und im Jahre 1806 als Direktor an die Zentralstelle des Wasser-, Brücken- und Strassenbaues nach München berufen. Damals ging denn auch Ferdinand Huschberg aus dem düsseldorfer Gymnasium in das münchner über. Schon früh war er von rastlosem Fleisse beseelt, im Uebermass, so dass ihm Erholungen vorgeschrieben werden mussten; so bereitete er sich zur Gelehrtenlaufbahn vor. Mit einem auszeichnenden Zeugnisse bezog er 1810 die Universität Erlangen, wo er philosophische und juridische Studien trieb, bis der Aufruf König Maximilians im Herbste 1812 auch ihn zu den Fahnen führte. Als Unterleutnant ging er am 11. Oktober dieses Jahres zum vierten baierischen Infanterieregimente, mit dem er im Felde lag, bis er 1815 mit dem Denkzeichen geschmückt als Oberleutnant heimkehrte. Den Gereiften zogen geschichtliche Studien, die auf sein Vaterland sich bezogen, am meisten an. In die schriftstellerische Laufbahn trat er mit einem vaterländischen Taschenbuche ein, das er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Leutnant Amann herausgab und fand den ihm angemessenen Wirkungskreis am baierischen Reichsarchive. 1821 wurde er an demselben als „erster Praktikant" angestellt, 1829 zum Adjunkten befördert. Nachdem ihm in demselben Jahre die philosophische Fakultät der münchner Hochschule ob ingenii, doctrinae virtutisque spectatae insignia zum Ehrendoktor ernannt hatte, eröffnete er an dieser Universität Vorlesungen über Staatsrecht, Philosophie und historische Hülfswissenschaften. Seiner 1828 erschienenen Geschichte des herzoglichen und gräflichen Gesammthauses Ortenburg folgte im Jahre 1834 die älteste Geschichte des durchlauchtigsten Hauses Scheiern-Wittelsbach. Nach seiner Aufname in die Akademie der Wissenschaften, 1835, übernahm er an Gandershofer's Stelle die weitere Herausgabe der Monumenta boica. Als Archivar und Regierungsrath kam er 1839 nach Würzburg, wo er sich 1843 mit Maximiliane Freiin Voith von Voithenberg vermählte. Er stand nun in der Fülle seiner Kraft. Seine 1840 erschienene Geschichte der Alemannen und Franken bis zur Gründung der fränkischen Monarchie durch Chlodwig, legte von ihr Zeugniss ab. Kleinere Aufsätze erschienen von ihm in Hormayr's Taschenbuch („über den Markgrafen von Schweinfurt Hezilo", 1828), in Freyberg's Taschenbuch zur vaterländischen Geschichte (die Geschichte des Marktes Molfrathshausen), in der münchner Aurora, in Ersch' und Gruber's Encyklopädie. Sodann unternahm er die grosse Geschichte des siebenjährigen Krieges, die zu beenden ihm nicht beschieden war. Schon 1847 hatte er alle Vorarbeiten für den in diesem Bande behandelten Zeitabschnitt beendigt, aber durch die gründliche und gewissenhafte Art seines Arbeitens war das langsame Vorrücken des Werkes bedingt. Seine rastlose Thätigkeit, in der er den Studien selbst die nächtliche Ruhe opferte, überstieg das Mass seiner Körperkraft und verursachte ein organisches Gehirnleiden. Er sah, dass es an der Zeit sei, die Amtsgeschäfte niederzulegen und kam um Versetzung in Ruhestand ein. Doch sollte er noch in seinem Amte sein fleissiges Leben beschliessen. Bis zum letzten Augenblicke, so lange er konnte, schuf er am Werke seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges; die letzten Blätter verrathen in der Hast der Behandlung und mehr noch in den

meine Hand sein unvollendetes Werk zur Veröffentlichung und letzten Fürsorge zu legen, suchte ich nach Aufzeichnungen, in denen er selbst seinen Standpunkt bezeichnet. Der Inhalt einiger „ad Vorrede" überschriebenen Blätter, die muthmasslich seinem Vorworte zur Unterlage zu dienen bestimmt gewesen waren, möge hier Platz finden:

„Viele ausgezeichnete Historiker unserer Tage beklagen mehr oder minder unverholen bei sich darbietenden Zeitperioden das allmälige Sinken der kaiserlichen Macht und die wachsende Macht der Reichsfürsten. Die Quelle dieser Klage ist das Gefühl der deutschen Nationalität und einer nur lockern Einheit, welche die mannigfaltigen Glieder des Reichskörpers zu einem Ganzen verknüpfte. Wenn sie aber, wo irgend ein Fürst und seine Handlungsweise ihrem individuellen Standpunkte nicht zusagt, dem Kaiser eine grössere Gewalt wünschen, um mit gewaltiger Hand einzugreifen, so wird der historische Standpunkt in Bezug auf die allmälige Ausbildung der landesherrlichen Rechte völlig verkannt. Von dem deutschen Reiche, wie es einmal vermöge seiner ältesten Grundlagen war, kann nicht mehr gefordert werden, als was es wirklich aus seiner innern Entwicklung heraus geleistet hat. Von einem frei gewählten Reichsoberhaupt und durch die Reichsgesetze stark beschränkten, kann in Bezug auf die Reichsfürsten nicht gefordert werden, was man von einem absoluten Monarchen heischen könnte. Aller historische Jammer über diesen Punkt ist ein völlig unnützer.

Das Verkennen der Reichsverfassung überhaupt, so wie deren allmäliger Entwicklung, wodurch die Lage der Reichsfürsten und Reichsländer allmälig sich bedeutend veränderte, ist ein wesentlicher Mangel in allen deutschen Spezialgeschichten ohne alle Ausname. Mehr oder minder erscheinen die einzelnen Fürsten wie Suveräne, was sie jedoch vor Auflösung des Reichs keineswegs waren, sondern erst durch selbe geworden sind.

Lebendig tritt die ganze Reichsverfassung mit allen ihren Uebeln, sowie mit ihrem wenigen Guten in der Geschichte des siebenjährigen Kriegs hervor. Dieser ist bisher nur so behandelt worden, als wäre er ein ausschliesslicher Kampf suveräner Staaten, was doch keineswegs der Fall war. Friedrich war unabhängiger König von Preussen, aber

veränderten Schriftzügen die Anstrengung, mit der er sich trotz seiner Hinfälligkeit gewaltsam bei der Arbeit erhielt. Nach einem sechswöchentlichen Schmerzenslager endete er am 20. August 1852.

Seiner Persönlichkeit nach war Huschberg schlank gewachsen, etwas über 5 Fuss hoch; in seinem Antlitz mischten sich Ernst und Gutmüthigkeit; die hohe breite Stirn und das geistvolle blaue Auge liessen auch demjenigen den Denker erkennen, der ihn noch nicht aus seiner lebhaften, vielseitigen Unterhaltung kannte. In allen Verhältnissen geregelt und rechtlich, unermüdet thätig und aufopferungsfähig, selbstständig und billige Rücksichten nehmend, überall liebevoll, erwarb er sich und genoss allgemeine Achtung.

als Kurfürst von Brandenburg ein Reichsfürst; dasselbe war der König von England als Kurfürst von Hannover und seine Verbündeten Hessen-Kassel, Braunschweig, Sachsen-Gotha, Lippe waren sämmtlich ausschliessend Reichsfürsten, und der neutrale und lange Zeit vermittelnde König von Dänemark desgleichen wegen Holstein und der Kaiser hinwieder oder die Kaiserin war in Bezug auf Böhmen und die österreichischen Lande nichts mehr und nicht minder als eine blosse Reichsfürstin und mit gleichen Rechten und Pflichten wie alle übrigen Reichsmitglieder. Dass nun hier das deutsche Reich und die Reichsversammlung zu Regensburg ein grosses Feld für ihre Wirksamkeit fand, ist an und für sich klar. Was aber von dieser Seite geschah, wird nirgends erzählt, obgleich diese politische Wirksamkeit ein Korollar des Waffenkampfes ist. —

Bald sind hundert Jahre verflossen, als der Ausbruch des siebenjährigen Krieges statt hatte, eines so blutigen und so langwierigen, wie Deutschland seit dem westfälischen Frieden keinen erlebte. Er fand einige Geschichtschreiber und Bearbeiter, aber es blieb gleichsam nur bei dem Versuch, ein treues Bild jenes raschen und blutigen Wechsels der Dinge zu geben, in welchem zwei verschiedene Kriege, entstanden aus ganz verschiedenen Motiven, zu einem allgemeinen Brande zusammenflossen, so dass von der Memel bis zur Maas und von der Ost- und Nordsee bis tief nach Mähren und Böhmen, Franken und die Wetterau, Russland, Oesterreich, das deutsche Reich, Frankreich und Schweden, gegen Preussen, Hannover, Hessen, Braunschweig und das kleine Lippe-Bückeburg stritten.

Alle Kriege, vom Ausbruche der französischen Revolution bis zum Jahre 1815, haben eine äusserst bedeutende Zahl von Bearbeitern sowohl in Bezug auf die Kriegsereignisse und Kriegsführung, als wie in Bezug auf die politischen Verhandlungen gefunden. Feldherren und Generale, Minister und Diplomaten, Historiker und Publizisten haben eine solche Masse von Licht über die Vorgänge des letzten halben Jahrhunderts verbreitet, dass wohl keine andere Zeitperiode ähnlichen Umfangs sich einer eben so zahlreichen und erschöpfenden Literatur rühmen kann.

Am wenigsten ist dieses nun der Fall in Bezug auf den siebenjährigen Krieg.

Ausser einigen preussischen Schriftstellern hat dieser Krieg keine Bearbeiter aufzuweisen; kein Schriftsteller der andern kriegführenden Mächte hat sich damit befasst, die französischen Verfasser von Mémoiren und Denkschriften haben aber für die Kriegsgeschichte selbst nur ein äusserst geringes Material geliefert, dagegen aber manches in Bezug auf den Gang der damaligen Politik beigetragen.

Wenn folglich jener Krieg bisher nur von einer Seite beleuchtet worden ist, so tritt auch gleich der Missstand hervor, dass jene Bearbeiter blos die eine Hälfte von ihm lieferten, nämlich den Kampf Preussens mit seinem Gegner; wie aber die Verbündeten desselben mit grossen französischen Heeren eben so mannhaft gestritten, davon

melden sie im Grunde nur höchst Mangelhaftes und Ungenügendes, indem sie nur hin und wieder Blicke auf jene Kämpfe werfen.

Aber abgesehen davon, so ist bisher eine Seite davon und gerade die, welche nicht weniger wichtig als die Kriegsgeschichte ist, nämlich die politische Seite, völlig unbearbeitet geblieben.

Man führte den siebenjährigen Krieg nicht blos mit dem Schwerte, sondern auch mit Rechtsgründen, indem die kriegführenden Theile die zahlreichsten Staatsschriften erscheinen liessen, um ihr Verfahren vor den Augen der Welt zu rechtfertigen. Keine Macht wollte sich den Schein einer erobernden durch blosse Waffengewalt zuziehen.

Dieses Bemühen ist offenbar ein grosser moralischer Akt, der ein eigenthümliches und für das mit Rechtsbegriffen und Rechtssinn ausgestattete Gemüth wohlthuendes Licht über diese sonst so blutige Zeitperiode verbreitet. Die erstere Seite, die blosse Kriegs- und Waffenseite, hat der Beschreiber und Erläuterer schon manche gefunden, von der staats- und völkerrechtlichen Seite hat man aber durchgehends Umgang genommen, somit eben so von den Verhandlungen zwischen den Kabinetten selbst, welche durch sie selbst der Publizität übergeben wurden, wie von jenen öffentlichen Staatsakten, wodurch die Mächte nicht mehr zu diesem oder jenem Kabinet, sondern zu allen Individuen des gesammten Europas sprachen, welche im Stande waren, Gedrucktes zu lesen und zu verstehen. —

Wenn viele preussische Schriftsteller jenen denkwürdigen Krieg zum Gegenstande ihrer litterarischen Forschungen, Arbeiten und Darstellungen machten, so war ihr Standpunkt offenbar, dem preussischen Volke jene denkwürdige Zeit seiner politischen und geistigen Wiedergeburt in das Gedächtniss zu rufen, ihm die glorreiche Zeit als einen Spiegel für alle künftigen trüberen Tage vorzuhalten, wo die Ahnen und Väter Gut und Blut an die Erhaltung des Vaterlands und Gesammtstaates daran gesetzt.

Dieser Standpunkt kann nun nicht der exklusive des Verfassers dieser Bearbeitung sein, denn die historische Unparteilichkeit fordert unabweislich, dass er nicht blos den preussischen Verbündeten, die bisher von obigen Schriftstellern in einen ziemlich dunkeln Hintergrund geschoben wurden, sondern auch den Gegnern, den Widersachern und Bekämpfern des Königs, unparteiisches Recht widerfahren lasse.

Die obige spezielle Tendenz ist daher bei dieser Bearbeitung keineswegs zu suchen. Neben der ihr eigenen vorerwähnten aber hat sie noch eine allgemeine, und diese ist: die lebendige Ueberzeugung zu erregen, dass die frühern Zustände, in welchen sich die deutschen Staaten während des Reichsverbands befanden, völlig unhaltbar und selbst schädlich und verderblich geworden waren; dass gerade sie am meisten beitrugen, die deutschen Staaten ewig mit einander zu entzweien, und dass es unglückliche Träume sind bei jenen, welche sich nach einer Reproduzirung der sich selbst überlebten Reichsverfassung ja noch sehnen würden. Diese ward in ihrer allmäligen Entartung, der sie im Laufe der drei letzten Jahrhunderte entgegen ging, allen deutschen

Ländern und ihren Fürsten nicht zum Segen sondern zum Fluch. — Bei dem dermaligen Bande aber, welches die souveränen deutschen Fürsten und Staaten enge mit einander verknüpft, kann viel weniger oder (wird das geschriebene Bundesgesetz strenge gehandhabt) gar nie wieder der traurige Zeitpunkt eintreten, wo die Deutschen den Fremden das für ihre Interessen erwünschte Schauspiel darbieten, sich wechselseitig in grössern Massen anzugreifen, zu zerfleischen, Städte und Dörfer zu verwüsten und zu verbrennen und am Ende, wo sie vom brüderlichen Blutbade erschöpft die Arme sinken lassen müssen, theilweise dem gierigen Auslande zur Beute zu werden. — Möge die Vorsehung Deutschland bewahren, dass nie mehr sich ein dem siebenjährigen Krieg ähnlicher Kampf in ihm entzünde.

Die Stimme des Verfassers ist zu unkräftig, um weder von den Lenkern des Geschickes der deutschen Staaten beachtet, noch auch von den letztern gehört zu werden, gleichwohl aber dürfen viele einzelne Männer von höherer Bildung aus allen deutschen Stämmen ohne Ausname bei Lesung des siebenjährigen Krieges die lebendige Ueberzeugung gewinnen, dass in Zukunft innerer Zwiespalt und innerer Krieg der Tod der deutschen Nation werden muss, dagegen ein engeres Aneinanderschliessen ihrer sämmtlichen Glieder unter Leitung und der Obhut ihrer sämmtlichen Fürsten zum allseitigen Glücke und Wohle Aller dienen wird. — Bei der Stellung des Ostens und Westens gegen Deutschland ist künftig der erste Schuss von Deutschen gegen Deutsche das Signal ihres nationellen Falls und Untergangs. —

In der Bearbeitung spezieller Kriege handelt es sich namentlich um das gehörige Detail, denn ohne dieses bleiben die grösseren Ereignisse, die ihre Quelle und ihren Ursprung häufig in nur weniger bedeutendern haben, unerklärt und dunkel.

Die Tendenz, nur sogenannte grossartige Bilder und Uebersichten zu liefern, Wesentliches zu verkürzen und zu beschneiden und dagegen die Reflexion sich in unbegründeten Betrachtungen, Folgerungen und Schlüssen nach Herzenslust ergehen zu lassen, ist des Verfassers Sache nicht. Er überlässt dieses Feld den sogenannten berühmten Historikern."

Indem ich nun bei Lesen der Ausarbeitung Huschberg's so vieles bisher Unbekannte oder vom Bekannten stark Abweichende sah, drängte sich die Frage nach seiner Glaubwürdigkeit und seinen Quellen in den Vordergrund. Da ich nirgends von ihm eine Auskunft fand, so blieb mir nichts übrig, als die, glücklicherweise mir gleichfalls überlassenen Vorarbeiten Huschberg's durchzusehen. Um an seiner Stelle Rechenschaft ablegen zu können, unterzog ich mich der Mühe, zwischen 900 und 1000 Quartblätter Auszüge mit der vorliegenden Ausarbeitung Seite um Seite zu vergleichen, auch einzelne Auszüge den Druckschriften gegenüberzuhalten. Auf Grund dieser zeitraubenden Durchsicht kann ich von der Gewissenhaftig-

keit seiner Arbeit sowie von seinen Quellen Zeugniss ablegen; grossentheils ist sie wortgetreue Wiedergabe seiner Auszüge. Welches oder welche Archive Huschberg benutzt hat, das freilich fand sich, wie genau er auch die einzelnen „Konvolute" bezeichnete, mit keinem Worte angegeben, aber jedenfalls hat er das würzburger ausgebeutet, vielleicht auch das münchner.

Auf neuere Erzählungen nahm Huschberg gar keine Rücksicht, ausser wo er eine berichtigende Bemerkung nöthig hielt. Seine ganze Darstellung beruht auf folgenden Unterlagen:

Zuerst auf den amtlichen Veröffentlichungen. Huschberg erzählt auf Gewähr der lange vernachlässigten (neuerdings beinahe nur von Karl Adolf Menzel einigermassen benutzten) Staatsschriften sowie der Schlachtberichte der einander gegenüberstehenden Feldherrn. Daneben zieht er auch solche Druckschriften zu Rathe, welche während der Ereignisse in den massgebenden Kreisen Eingang gefunden hatten.

Sodann auf einer Fülle handschriftlichen Vorrathes.

Adam Friedrich, geborner Graf von Seinsheim, seit 1755 Fürstbischof von Würzburg, seit 1757 auch Bischof von Bamberg, gestorben 1779, betheiligte sich nämlich äusserst regsam an den Ereignissen seiner Zeit, stand mit den einflussreichsten Männern in Briefwechsel und verfolgte mit Spannung alle Vorgänge, bestrebte sich über sie gründlich und zuverlässig zu unterrichten.

Sein Gesandter am Reichstage zu Regensburg, von Fechenbach, musste ausser umständlichen Berichten alle dort umlaufenden Drucksachen ihm zusenden, die er für eine zukünftige Geschichte sammelte. In einem Erlass vom 8. März 1758 sprach er sich darüber aus: „übrigens habe ich die zeithero nach und nach herausgegebenen Druckschriften des Churbrandenburgschen Hofs in der Absicht ad Acta verlangt, um der Nachkommenschaft kenntliche Proben zu hinterlassen, woraus sie die Gedenkensart eines solchen Reichsmitglieds und die Unglückseeligkeiten unserer Zeiten desto mehr darab wahrnehmen möge." Auch die auf den Krieg bezüglichen Briefe an ihn und manche wichtige Nachricht, die ihm abschriftlich mitgetheilt wurde, sammelte er in seinem Archive. Seine Soldaten fochten an verschiedenen Stellen mit; er hielt aber auch bei den Heeren seiner Partei, namentlich im österreichischen Feldlager zahlreiche Berichterstatter, die ihm ununterbrochene Nachrichten über alle wichtigen Begebenheiten zukommen liessen. Diese Sammlung hatte Huschberg vor sich.

Den Hauptstoff des Huschberg'schen Werkes gaben also der geheime diplomatische Briefwechsel in Deutschland und die österreichischen, nicht zur Veröffentlichung bestimmten Lagerberichte.

Benutzt wurden für die Geschichte des Jahres 1757 namentlich Schreiben des Kaiser Franz, des österreichischen Staatskanzler Grafen Kaunitz, des Reichsvizekanzlers Grafen Colloredo, des österreichischen Ministers am kurrheinischen Kreise Grafen Pergen, des Reichshofrathes von Borié zu Wien, des diplomatischen Agenten Johann Heinrich von Schmidt in Wien, des Geheimeraths von Seckendorf, des Grafen Preising in Prag, des Kurfürsten von Mainz und Bischofs von Worms Johann Friedrich Karl, des würzburger Bischofs, der Reichstagsgesandten von Fechenbach und v. Schneid, ferner Briefe vom österreichischen Heere: des Feldherrn Brown, der Obersten Karl Heinrich von Berlepsch und von Warnsdorf, des Oberstleutnant Wilhelm von Stetten, des Major Wallan, der Hauptleute Auditor Martin Leo, von Drachsdorf (seit 1758 Major) und Roeden; sodann für das Reichsheer und die französischen Unternehmungen Briefe des Reichsfeldherrn Josef von Hildburghausen, des französischen Gesandten in Wien Choiseul de Stainville, des französischen Gesandten bei dem fränkischen Kreise Grafen Görtz in Nürnberg, der Marschälle d'Estrées und Charles de Rohan Prince de Soubise, endlich ein Tagebuch de l'armée commandée par Mr. le prince de Soubise. Zu diesen Berichterstattern kamen für die Ereignisse des Jahres 1758 hinzu: der kaiserliche Gesandte am fränkischen Kreise Freiherr Widmann, Baron Lilien in Wien, Daun und Hauptmann von Walter in Daun's Heere, der neue Reichsfeldherr Pfalzgraf Friedrich von Zweibrücken und General Graf Hollnstein. Ueber die russischen Unternehmungen gaben Auskunft Schreiben Fermor's, des Feldzeugmeisters des fränkischen Kreises und kaiserlichen Armeekommissars St. André (von ihm wurde unter andern eine „Relation über das, was sich vom 23—31. Aug. ereignet" gegeben), des Obersten von Warnsdorf (jetzt bei dem russischen Heere), Grafen Sternberg in Warschau, endlich des französischen Generals Grafen Torcy. Ausser den Briefen dieser genannten Männer, die, wie man sieht, sämmtlich Mithandelnde und zum Theil von höchster Bedeutung waren, wurden noch sehr viele ununterzeichnete Schreiben benutzt, die mitten aus den Begebenheiten heraus abgeschickt wurden. Es ist erklärlich, dass Angesichts der Kriegsläufe Vorsicht viele Briefsteller

bewog, ihren Namen, den der richtige Empfänger aus den Zügen der Hand und dem Ort der Absendung erkennen mochte, nicht zu unterzeichnen.

Somit wird denn in der Huschberg'schen Arbeit, ihrem Hauptinhalte nach, eine Darstellung des siebenjährigen Krieges aus Schilderungen der österreichischen Partei vorgelegt. Eine solche mangelte bisher, da Cogniazo fast der einzige österreichische Darsteller geblieben ist, an den sich nur ein paar Aufsätze in der österreichischen militärischen Zeitschrift von 1822 und 1824 reihten. Sämmtliche Erzählungen folgten mehr oder weniger den preussischen Angaben. Mit ziemlicher Sicherheit lässt sich behaupten, dass wenn eines Tages die Schätze der wiener Archive werden aufgethan werden, dann sich zeigen dürfte, dass durch dieses Werk ein guter Theil des Neuen, was sie über den siebenjährigen Krieg bergen, vorweggenommen sein möchte.

Aus der Beschaffenheit der Quellen ergab sich die Anordnung nach den verschiedenen Preussen angreifenden Heeren. Alle bisherigen Erzählungen setzten hingegen den Vertheidigungskrieg Preussens zum Mittelpunkt.

Der Herausgeber liess sich, indem er an des zu früh Verstorbenen Stelle die letzte Durchsicht (die erforderlich ist, bevor ein Manuscript in die Hand des Setzers wandern kann) vornahm, angelegen sein, mit leiser Hand nur dasjenige abzuändern, was Huschberg jedenfalls selbst bei dieser Arbeit geändert haben würde; hier und da nur, äusserst selten, setzte er einen Namen oder eine Zahl zu oder berichtigte einen Schreibfehler. So sollte Huschberg's Mühe und Arbeit ihr Recht widerfahren. Hierauf durfte jedoch eines Herausgebers Sorge keineswegs sich beschränken.

Denn in dem, worin der Vorzug und die Stärke der Huschberg'schen Geschichtserzählung besteht, darin gerade liegt auch ihre Schwäche und ihr Mangel. Huschberg selber schrieb parteilos, allein rührten nicht mit Ausname der preussischen Staatsschriften und amtlichen Schlachtberichte seine sämmtlichen Quellen vom Widerpart Preussens her? Abgesehen von der bei aller Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers hieraus nothwendig hervorgehenden Einseitigkeit, ist soviel klar, dass die Beweggründe der preussischen Unternehmungen nimmermehr aus österreichischen Mittheilungen ersehen werden können. Hierüber musste ein Herausgeber mit Ergänzungen zur Seite treten. Erst, wenn auch der andere Theil

daneben gehört wurde, konnte dies Werk Geltung beanspruchen. Aber es war auch überhaupt eine neue Durchsicht der Druckschriften wohl an der Zeit, da seit den in den letzten zwanzig Jahren gegebenen so wesentlichen Aufschlüssen eine einzige nennenswerthe Darstellung dieser Kriegsgeschichte gegeben worden ist, 1854, die gleichwohl hinter den Erwartungen zurückblieb. Das fast gleichzeitige Nebeneinandertreten zweier Werke über den siebenjährigen Krieg, nöthigt den Herausgeber des einen zur Bezugname auf das andere. Ungern sage ich dass dieses andere Neues nicht bietet. Nachdem Stenzel im vierten Bande seiner preussischen Geschichte (1851) überall, wo meine [1] zum Theil aus handschriftlichen Quellen geschöpften Aufsätze zur Geschichte des ersten schlesischen Krieges ihm den Weg gewiesen hatten, geflissentlich deren Anführung unterdrückt hat, scheint es mir unziemlich, wohlfeile Berichtigungen seiner Geschichte zu liefern; blos ein paar besonders wichtige Punkte mussten ausnamsweise zur eignen Deckung vorgebracht werden. Hier will ich nur noch auf seine Versicherung (IV, 111) hinweisen, dass Schlesien, das Land, über welches der Krieg geschlagen wurde, nicht zum römischen Reiche deutscher Nation gehört habe. Als das Reich im Jahre 1751 die verlangte „Garantie" des dresdner Friedensschlusses „mit Vor- und Beibehaltung der Jurium Imperii" aussprach [2], worauf anders kann sich dies bezogen haben als auf Schlesien und Glaz, mit welchen Ländern ja allein eine Veränderung im Besitzstande vorgegangen war? Der Gehalt und die Auffassung der neben einander liegenden Werke von Stenzel und Huschberg möge verglichen werden. — Auch diese Auslassung würde ich unterdrückt haben, wenn Stenzel nicht in seinen Vorlesungen, um mich ohne Nennung erkennbar zu treffen, den nunmehr auch verstorbenen K. A. Menzel in seinen Tadel hineingezogen und höchst ungerecht in dieser seiner Behandlung des siebenjährigen Krieges

---

1) Ueber einige dunkle Punkte in der Geschichte des ersten schlesischen Krieges, Schlesische Provinzialblätter 1840. Maiheft. 2) Persönliche Gefahren Friedrichs des Grossen im ersten schlesischen Kriege, mitgetheilt zum 10. April 1841. Leipzig, Engelmann. 3) Der Untergang der schlesischen Verfassung, Schlesische Provinzialblätter 1844 Maiheft (zuerst vom preussischen Censor ganz gestrichen, hernach durch Erkenntniss des Censurgerichtes freigegeben). 4) Breslau zur Zeit der Eroberung Schlesiens von den Preussen, in Trewendt's breslauer Volkskalender für 1845. 5) Die schlesischen Stände, ihr Wesen, ihr Wirken und ihr Werth, 1847. Leipzig, Hartknoch.

2. Wenckii codex iuris gentium recentissimi, tomus secundus. Lipsiae 1788. p. 582. Vgl. p. 204.

zu wiederholtenmalen (IV, 404. V, 124) den treu-fleissigen, um die Geschichte Friedrichs des Grossen hochverdienten Preuss mit dem schärfsten Tadel belegt hätte. — In einem Stücke muss ich mich vor billigen Beurtheilern wahren: gar manches Buch war mir unzugänglich; fast mehr entnahm ich aus meiner eignen kleinen Büchersammlung als ich auf den leipziger öffentlichen Bibliotheken vorfand.

Nicht blos bereits zugängliche Ueberlieferungen hatte ich zuzufügen; einen zwiefachen handschriftlichen Vorrath war ich im Stande dem Werke entgegenzubringen. Als ich im Jahre 1845 in Brüssel mich aufhielt, gestattete mir, dem Fremden, Unempfohlenen Gachard die Benutzung des reichen belgischen Staatsarchives und der vielfältig hochverdiente Dr. Coremans, damals an diesem Archive angestellt, suchte für mich die Schriftstücke, die mir dienen konnten. Ein solches Verfahren ehrt beide Männer. Wie sticht doch diese Huld, die ich im fremden, freien Lande erfuhr, davon ab, dass mir in Sachsen der Zutritt zum dresdner Archive versagt worden ist! [1] Im belgischen Staatsarchive wird der Briefwechsel Cobenzl's aufbewahrt, über welchen zum Theil Auskunft die Schrift von Coremans, dix-huitième siècle, notice sur les éphémerides de Jean Kempis, dernier secrétaire d'état de l'allemagne et du nord (Brüssel 1844) gewährt. Graf Karl Cobenzl war seit 1754 österreichischer Minister in Belgien, bei dem Beginne des siebenjährigen Krieges in manche Begebenheiten verflochten und mit den angesehensten Männern in Verkehr. Von den an ihn gerichteten Briefen tragen viele gleichfalls keine Unterschrift. Wofern der von einem preussischen Parteigänger geschmiedeten Schrift: Lettre d'un Sécrétaire du comte Caunitz à un sécrétaire du comte Cobenzel, traduit de l'Allemand zu trauen sein sollte, so hätte er den Anschluss an Frankreich missbilligt und als im Widerspruch mit den beiderseitigen Staatsrücksichten erkünstelt betrachtet. Marschal Belle-Isle nannte ihn einen von Schwierigkeiten und Eitelkeit strotzenden Mann. Als des Kaisers Bruder Karl von Lothringen nach der leuthener Niederlage den Heerbefehl aufgeben musste, trat dieser vor Cobenzl als Generalgouverneur der österreichischen Niederlande; Karl langte am 13. November 1758 in Brüssel an. [2] Cobenzl starb

1. Allerdings nicht Seitens des gelehrten Archivvorstehers Tittmann, dessen Entgegenkommen ich nur dankbar anerkennen kann, wohl aber von dem als freisinnig gepriesenen Minister von Lindenau.

2. Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung 1758. n. 185.

1770. Auch aus dem pariser Archive waren mir äusserst wichtige Schriftstücke für die dem Kriegsbeginn vorangehende Zeit zur Benutzung vergönnt. Von freien Stücken hatte mir nämlich vor länger als einem Jahrzehnt Schlosser seine in den Archives des affaires étrangères du royaume de France gemachten Auszüge zugeschickt, von denen er einiges bereits für seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts verwendet, anderes, näheres zurückgelegt hatte. Solche uneigennützige Förderung im Dienste der Wissenschaft kann nicht genug gerühmt werden. Von dem mir Mitgetheilten veröffentliche ich hier umständlicher diejenigen Blätter, welche sich auf die im Hinblick auf Preussen geführten Unterhandlungen des österreichischen und französischen Ministeriums beziehen.

Solchergestalt vermochte ich zur Herausgabe keinen unbedeutenden Stoff entgegenzubringen. Hätte ich diesen der Huschberg'schen Arbeit einverleiben wollen, so würde deren Eigenthümlichkeit zu Grunde gegangen sein; wäre er, wo sich die Anknüpfung grade bot, anmerkungsweise zugesetzt worden, so würde hingegen sein Zusammenhang gelitten haben: deshalb zog ich es vor, die Ergänzungen an geeigneten Stellen in 80 durch fortlaufende Bezifferung kenntlichen, im Ganzen 110 Seiten engen Notendruckes einnehmenden Anmerkungen mehrentheils in der Art zusammenzufassen, dass zur Vergegenwärtigung des Ganges ein Rückblick gegeben wurde, in welchem die Gelenke der Dinge (wenn man diesen Ausdruck brauchen darf) deutlicher herausgestellt und dabei Zusätze oder Widersprüche angebracht wurden. Wenngleich bei diesem Verfahren einige Wiederholungen nicht zu vermeiden waren, so erschien es mir doch als das für den Leser nützlichste.[1] Auf blosse Zufügungen aus

1. Zu den S. 267 genannten preussischen Agenten im Reiche wolle man noch den preussischen Residenten in Ulm von Müllern hinzufügen, dessen Ausweisung aus Ulm der Reichshofrath unter'm 18. März 1758 befahl.

Nachstehende Fehler wolle man berichtigen: Seite 47 Zeile 11 von unten statt Varnery: Warnery am 3. September. — S. 89 Z. 15 v. unten lese man Loudon, nach der Aussprache gewöhnlich Laudon geschrieben. — S. 357 Z. 15 v. unten statt „enthielten" lese man: erhielten. — S. 385 Z. 7 v. u. statt „Laucrer" Laueren. Die Note auf Seite 417 ist auch von mir.

Ueber Ungleichheiten in der Schreibung der Wörter wird, da sie nicht stören, der geneigte Leser hinwegsehen. Wenn hin und wieder Eigennamen verschieden geschrieben vorkommen, so ist zu erinnern, dass die betreffenden Personen selbst ihren Namen nicht gleichmässig schrieben. Man findet Browne und Brown, Winterfeld und Winterfeldt u. s. w.

gangbaren Werken konnte mein Absehen nicht gerichtet sein: wieviel hätte dann nicht z. B. aus Aster's Buche zur Erzählung der Ergebung des sächsischen Heeres bei Pirna hinzugeschrieben werden können. Da in der Hauptsache Aster's und Huschberg's Darstellung und Urtheil zusammentreffen, schien dies unnöthig. Lese lieber, wer Näheres zu wissen begehrt, Aster's Werk selbst. — In einem Stücke bin ich nicht ohne Bedenklichkeit. Abgesehen von den Theilnehmern an jenem Kampfe waren seine Geschichtschreiber Archenholtz, Stuhr, Stenzel und Huschberg sämmtlich Soldatenanführer gewesen und kannten aus eigner Erfahrung den Krieg. Ob meine Ueberlegung ersetzen kann, was mir, der ich kein Soldat bin, an Kriegsanschauung abgeht, steht sehr dahin; um so mehr, da die berühmten Darlegungen von Wagner, Loessau, Pönitz und andern Taktikern mir leider nicht zu Gebote standen; weil man indess seinem Erkennen nachgehen muss und sich zugleich bescheiden, das zu leisten, was man eben vermag, habe ich, was in meiner Einsicht lag, ehrlich gethan und bin sogar einer Rüge des kriegskundigen Retzow mit dem entgegengesetzten Tadel (S. 558) entgegengetreten. Spätere werden es besser machen.

Die in meinen Händen befindlichen Auszüge Huschberg's reichen über das Jahr 1758 hinaus und erstrecken sich bis zum Ende des Krieges. Wenn man aber bei einem Werke, wie dem hier vorgelegten, nicht einmal mit Sicherheit vorherwissen kann, ob es binnen einigen Jahren ein halbes tausend, ja nur dreihundert Abnehmer finden wird — dann wahrlich muss der Muth sinken, sich den Mühen und Anstrengungen, dem Lebens- und selbst dem Geldaufwande zu unterziehen, welche die Fortführung bis 1763 erheischen würde. Dies aber habe ich für meine Pflicht gehalten, das Kriegsjahr 1758 vollständig zu erzählen. Mit S. 612 beginnt meine Fortsetzung. Dass ich bei ihrer Abfassung viele nöthige Bücher schmerzlich vermisst habe, muss ich sagen, damit ihre Nichtbenutzung nicht meiner Nachlässigkeit zur Last gelegt werde. Ausser den allgemeinen Werken über den siebenjährigen Krieg konnte ich von den leipziger Bibliotheken für den französisch-hannöverschen Feldzug nichts als ein paar Berichte über die krefelder Schlacht und das Heyne'sche Journal über den Marsch der Sachsen erlangen. Die vier Hauptwerke über ihn erhielt ich durch die Güte des Herrn Dr. Klemm aus der dresdner Bibliothek. Gleichwohl hoffe ich, die Hergänge des gedachten Feldzuges in solcher Klarheit vorzuführen, dass man nicht nöthig hat,

mit Stuhr „im dunklen Hintergrunde sich verbergende geheime Triebfedern" zu suchen. —

Sogleich der erste Gegenstand der Erzählung, die Ursache des Krieges, ist ein solcher, über welchen zur Zeit die Geschichtschreibung noch immer zu keiner völligen Gewissheit gelangt ist. Die Ermittlung des Entstehungsgrundes ist von solcher Erheblichkeit, dass eine erneute Prüfung dieser Frage keine müssige Arbeit wäre, selbst wenn aus ihr nichts weiter als die Bestätigung der gemeinen aber noch unerwiesenen Ansicht hervorgehen sollte, und sicher lohnend, wenn sie den Hergang der Verwicklung in wesentlichen Stücken aufklärt. Unterstützt durch zeither theilweise unbekannte Thatsachen hoffen wir, mittelst deren Einordnung in den Zusammenhang des bisher Feststehenden, den Sachverhalt, soweit dieser überhaupt bekannt sein konnte, in solcher Helligkeit darzulegen, dass hinfort jeder Zweifel ausgeschlossen und eine abermalige Untersuchung überflüssig sei. Gleichwohl wird jedenfalls immer zu berücksichtigen sein, was Schlosser mit gewohnter Schärfe geurtheilt hat: „Das wahre Geheimniss wusste übrigens niemand; denn Kaunitz hatte weder Freund noch Vertrauten und war sein eigner Sekretär." Die österreichischen Behauptungen jener Tage: König Friedrich habe es gelüstet nach Schlesien noch Böhmen zu erobern, oder wohl gar: er habe von Zeit zu Zeit auf ein abenteuerndes Unternehmen ausgehen müssen, um sein Kriegsvolk einmal recht satt zu füttern und zugleich im Handwerk zu üben — sind gänzlich verschollen; über die Richtigkeit gründlicherer Auffassungen aber bestehen verschiedene Ansichten. Karl Adolf Menzel sprach sich noch 1844 dahin aus, dass die Streitfrage „für immer unentschieden bleiben müsse."

Die gangbare Auffassung, die preussische, ward in der gelehrten Geschichtschreibung durch Coxe, Schlosser, fast sämmtliche preussische und viele andere Historiker vertreten. Die neueste umständliche Ausführung gab Stenzel im vierten Bande seiner Geschichte des preussischen Staates 1851 und die Fassung, welche er ihr gab, legen wir desshalb hier zu Grunde. Das Irrige in Stenzel's Auseinandersetzung, der sich in einem wesentlichen Stücke die Schrift: Oesterreich und England, kritischer Beitrag zur Geschichte der Bündnisse und Zerwürfnisse zwischen beiden Staaten, 1854. S. 154 ff. anschliesst, wird unschwer zu erweisen sein.

Davon ausgehend, dass Maria Theresia den Wunsch hegte, Schlesien wiederzugewinnen und dass Kaunitz dazu ihr Helfer ward, sagt Stenzel: „Die Kaiserin hatte sich in ziemliche Verfassung gesetzt, um einem von ihr befürchteten Angriffe Friedrichs zu begegnen und im günstigen Falle wohl diesen selbst anzugreifen“ und stellt den von Oesterreich genommenen Gang folgendermassen dar: „Kaunitz erreichte seinen Zweck, nach und nach mit England in ein gespanntes Verhältniss zu kommen, denn er wusste sehr gut, dass Oesterreich nicht zugleich mit Frankreich und mit England im Bunde sein konnte.“ Demzufolge sagt Stenzel: der zwischen Preussen und England am 16. Januar 1756 abgeschlossene Neutralitätsvertrag „war sicher niemandem erwünschter als Kaunitz und Maria Theresia, welche darauf ihre weiteren Entwürfe gegen Preussen fortbaueten“ (Seite 382 und 390). —

Schon Klinggräff's (von Raumer mitgetheilte) Angabe, dass Oesterreich über diesen Neutralitätsvertrag höchst unzufrieden sei, und noch mehr die (ebenfalls von Raumer wie von Coxe mitgetheilte) Aeusserung der Kaiserin Maria Theresia gegen den englischen Gesandten Keith am 18. Mai 1756: „die Nachricht von diesem Vertrage hat mich so getroffen, als hätte mich der Schlag gerührt. Denn ob ich gleich von verschiedenen Orten mancherlei Nachrichten erhielt, dass solch' ein Vertrag im Werke sei, konnte ich doch niemals dahin gebracht werden es zu glauben“ — hätte Stenzel'n von dem Ungrund seiner so sicher ausgesprochenen Anname, dass Kaunitz einen Bruch mit England gesucht habe, überzeugen können. Sie widerlegt sich ferner durch den Umstand, dass im Laufe des Jahres 1755 der wiener Hof dem Abschluss von Bündnissen verschiedener Reichsfürsten mit England noch nicht entgegenwirkte (vgl. unten S. 264 Anm. 37), dadurch weiter, dass derselbe nach dem preussischen Einfall in Sachsen und Böhmen 1756 noch den König von England um seinen bundesmässigen Beistand anging,[1] worauf das Kabinet von St. James nicht nur keine

1. Die von Kaunitz den verbündeten Fürsten mitgetheilte Denkschrift besagt: „Cette aggression injuste, qu'éprouve de nouveau l'Impératrice, „fait exister le cas de secours, que lui doit S. M. Britanique tant en sa „qualité de Roy d'Angleterre qu'en celle d'Electeur d'Hanovre. Ces se„cours sont clairement determinés dans les traités et il ne peut y avoir „le moindre doute sur cet objet. S. M. l'Impératrice les a donc réclamé „en consequence de son plein droit, formellement et par écrit et, quoique „S. M. Britanique n'ait point encore repondû par écrit à cette requisi„tion, elle a cependant trouvé bon, de s'expliquer elle même de bouche „vers le comte de Colloredo, son ministre auprés d'elle, dans des termes, „qui ne permettent plus à l'Impératrice de compter sur l'accomplissement

thatsächliche Hülfe gewährte, sondern nicht einmal eine schriftliche Antwort abgab, ferner durch den Umstand, dass als nun Georgs Haltung sich als eine feindselige herausstellte, Kaunitz am 4. Januar 1757 dem hannoverschen Gesandten zu Wien, dem Freiherrn Steinberg, im Namen der Kaiserin für Hannover eine Art von Parteilosigkeit anbot[1] und nach Englands ausweichender Erwiderung[2] im April 1757 durch den österreichischen Gesandten in London dem dort verweilenden hannöverschen Minister von Münchhausen den Entwurf eines dahin zielenden Abkommens vorlegen liess, endlich dadurch, dass Kaunitz unausgesetzt, auch nach dem Ausbruche des französisch-hannöverschen Krieges, in dem Bemühen verharrte, zu diesem Ziele die Verhältnisse zu führen. Alles dies beweist wohl deutlich, dass Feindseligkeit gegen England durchaus nicht in Kaunitzens Sinne

„des engagemens, qu'elle réclame, et qui luy donnent même de justes „appréhensions, que tant en qualité de Roy qu'en celle d'Electeur S. M. „Britanique pourroit n'être pas eloignée de donner des secours à son „ennemi."

1. „S. M. l'Impératrice n'écoute qu'à regret des soupçons aussi contraires à la confiance, qu'elle a toujours mis jusqu'ici dans les sentiments du Roy de la Grande Bretagne et elle est véritablement peinée „de se voir dans les cas inattendu de pouvoir apprehendre demarches „offensives de la part d'un allié, qui luy doit des secours." Nach gepflogener Verhandlung mit Frankreich (heisst es weiter): „S. M. l'Impératrice se trouve moyennant cela dans le cas, de pouvoir offrir à „S. M. Britanique une convention de neutralité bien cimentée pour l'Electorat d'Hanovre. —— Elle propose donc pour cet effet à S. M. Britanique de s'engager par une convention formelle de neutralité et de la „manière la plus obligatoire à ne donner en qualité d'Electeur aucun „secours quelconque, ni en argent, ni en trouppes, ni directement, ni „indirectement ou de quelque manière que ce soit, ni au Roy de Prusse, „ni à ses adhérents contre S. M. l'Impératrice et contre ses alliés pendant tout le cours de la guerre, qui existe actuellement entre le dit „Roy de Prusse et la maison d'Autriche et ses alliés — d'accorder à „l'Impératrice et à ses alliés toutes les suretés, facilités ou conditions „justes et raisonnables, qui doivent être une suite de cet engagement „— et de consentir, qu'il soit garanti par les puissances, que l'on jugera à propos de requerir pour cet effet. L'Impératrice s'offrant en ce „cas à un engagement reciproque et à repondre des ses Alliés, si S. M. „Britanique en echange se charge de repondre comme Electeur de Hanovre des princes ses alliés et qui ont des trouppes à sa solde.

„S. M. l'Impératrice espere donc que la determination de S. M. Britanique sera aussi prompte, que satisfaisante; elle le desire fort et la „prie de vouloir bien en consequence faire parvenir au plutôt au baron „de Steinberg, son ministre à cette cour les pleinpouvoirs nécessaires „pour que la convention, dont il devra être question puisse être dressée et signée ici sans delai."

2. Steinberg antwortet am 20. Februar 1757: „qu'on ne peut mettre „aucune confiance dans les promesses les plus sacrées de la couronne „de France," weshalb sein Herr erst genau wissen müsse: „jusqu'ou on „se propose d'etendre cette neutralité, et quelle sureté on a intention de „donner en pareil cas."

lag, dass er vielmehr mit England in gutem Einvernehmen zu bleiben beflissen war, jedoch natürlich auf eine solche Weise, bei welcher Oesterreich die Wirksamkeit der französischen Hülfe nicht verkümmert wurde. Das Werk von Huschberg bietet hinlänglich weitere Anhaltspunkte zur Widerlegung Stenzel's.

Die österreichische Auffassung bricht sich in zwei Richtungen, je nach der in den Vordergrund gestellten Hauptursache. Die Einen nämlich sagen, durch gegenseitigen Argwohn sei der Krieg entzündet worden, weil die Entwürfe zur Theilung Preussens einzig auf den Fall berechnet gewesen seien, dass Friedrich durch einen Angriff einen Krieg errege. Als der vornehmste Vertreter dieser Ansicht muss Friedrichs eigner Minister, Graf Hertzberg, der Verfasser seiner Staatsschriften, gelten, der sie gleich nach Friedrichs Ableben, 1787 kund gab [1]; sie wurde neuerdings von Stuhr 1842 [2] und zuletzt 1848 von Aster aufgenommen. [3] Die Andern finden die Veranlassung durch den englisch-französischen Krieg über Niederlassungen in Nordamerika gegeben, indem bei der Verflechtung der europäischen Staaten dieser Krieg nach Deutschland herübergeschlagen sei. Diese Ansicht vertritt Huschberg. Auf Grund der Staatsschriften tritt er der Behauptung entgegen, dass Kaunitz einen politischen Umschwung herbeizuführen jahrelang gestrebt habe, in der Absicht, Schlesien wieder an Oesterreich zu bringen.

Um die wahre Lage richtig zu erkennen, müssen wir die Verhältnisse in ihrem weiteren Zusammenhange erwägen. Wir dürfen dabei im allgemeinen die Verfassung Europas im vorigen Jahrhunderte nicht ausser Augen lassen: wie nämlich die waltende Treulosigkeit der Diplomatie und der beständige Kriegsfuss, auf dem alle Staaten durch das Halten grosser stehender Heere während der Friedenszeiten blieben, gegenseitiges Misstrauen wach erhielt und böse Wünsche erregte.

Da Friedrich von Preussen im Jahre 1741 von Schlesien Besitz ergriff, so dachten seine Feinde an ihre Schadloshaltung durch preussische Länder. In Dresden wurde unverzüglich in einer Zusammenkunft Brühl's, Guarini's, Wratislaw's und Kaiserling's ein dahin

---

1. Hertzberg, mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II in den Mémoires de l'Académie. Berlin.

2. Stuhr, Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Hamburg. I, 56—58.

3. Aster, Beleuchtung der Kriegswirren zwischen Preussen und Sachsen vom Ende August bis Ende Oktober 1756. Dresden.

zielender Plan gefasst [1] und österreichische Staatsmänner wiesen den dresdner Hof auf die Erbeutung Krossens hin. Daneben wurde in London und Wien schon im Februar desselben Jahres der Entwurf eines Uebereinkommens für das Haus Habsburg, die Krone Grossbritanien, Russland und die Generalstaaten der vereinigten Niederlande aufgesetzt, wonach Maria Theresia für die erlittenen Verluste von Preussen entschädigt und was über die Entschädigung erobert werden würde, ihren Bundesgenossen zufallen sollte; dem Kurfürsten von Sachsen und Könige von Polen sei der Beitritt offen zu halten. [2] Zur Anname dieses Entwurfes kam es nicht, Friedrich erhielt jedoch aus Petersburg von diesem Anschlage auf seine Staaten sogleich Nachricht [3] und der einmal zum Vorschein gekommene Gedanke einer Minderung Preussens blieb im Hintergrunde bestehen. Vier Jahre später tauchte er von neuem auf. Der dresdner Hof begehrte eine Landstrecke, welche Sachsen mit Polen verbinde: die Herzogthümer Jauer, Sagan und Glogau; Maria Theresia bot dagegen die preussische Niederlausitz, Krossen und Züllichau an, denn Schlesien müsse nicht nur dem Könige von Preussen wieder abgenommen und ihr unverkürzt zurückgegeben, „sondern auch dessen Uebermacht noch mehr eingeschränkt" werden. Ein anderweiter Vorschlag ging dahin, für Sachsen noch den magdeburgischen Saalkreis hinzuzufügen und Ostpreussen an Russland zu überlassen. Grossbritanien verwarf diesen Plan. Der dresdner und wiener Hof beharrten trotzdem in dieser Bahn und schlossen am 18. Mai 1745 das leipziger Abkommen, kraft dessen im günstigen Falle Maria Theresia Schlesien und Glaz, der Kurfürst von Sachsen das Herzogthum Magdeburg sammt dem Saalkreise, das Fürstenthum Krossen sammt dem züllichauer und schwiebuser Kreise und die preussischen Lehen in der Lausitz von Preussen abgetreten erhalten sollte. Aber in der Ausführung ging dieser Anschlag zu Grunde, denn Friedrich behielt die Oberhand. Nichts von dem Verabredeten ging in Erfüllung.

Am 25. Dezember 1745 ward zu Dresden die Friedensübereinkunft zwischen dem Könige von Preussen, Maria Theresia und dem

1. Ranke, neun Bücher Preussischer Geschichte, Berlin 1848. II, 258.
2. Dieser Entwurf wurde dem englischen Parlamente 1742 vorgelegt, in den Annals of Europe 1742 gedruckt und daraus mitgetheilt in Adelungs pragmatischer Staatsgeschichte Europas von dem Ableben Kaiser Carls VI. an, Gotha 1763. II, 272—279. III, Beilagen n. V. S. 10—18.
3. Brief Friedrichs an Leopold von Dessau vom 17. März 1741, in Orlich's Geschichte der schlesischen Kriege. Berlin 1841. I, 317.

Kurfürsten von Sachsen unterzeichnet. Es kann dahin gestellt gelassen werden, ob die preussische Behauptung, dass schon einige Tage nach dem Friedensschlusse der wiener Hof dem kursächsischen die Erneuerung des wider Preussen gerichteten eventuellen Theilungsvertrages vom Mai 1745 vorgeschlagen habe, wirklich in Wahrheit beruht: Bedenken erregend war jedenfalls das Bündniss, welches Maria Theresia schon am 22. Mai 1746 mit der Zarin abschloss. In dessen geheimen Bestimmungen ward nämlich (und zwar im 4. Artikel) ausgemacht, dass wofern der König von Preussen dem dresdner Frieden zuwiderhandeln und Oesterreich, Russland oder Polen angreifen würde, alsdann das an ihn abgetretene Anrecht Maria Theresias auf Schlesien und Glaz von neuem in Kraft treten und zur Wiedereroberung Schlesiens jede der beiden Mächte mit 60,000 Soldaten Krieg führen solle. Denn, wenn auch in dem Wortlaute dieser Bestimmung das vorgängige Eintreten einer feindlichen Ueberziehung seitens Preussens zur Bedingung gemacht worden war für ihr Gelten, so, dass von den österreichischen Staatsmännern dieser Vertrag ein blosses Schutzbündniss („Defensiv-Alliance") genannt werden konnte: so musste es doch wahrlich im höchsten Grade auffällig sein, dass unmittelbar nach einem Friedensschlusse mit Preussen und ohne dass irgend ein bestimmtes Anzeichen zu der Vermuthung, es sinne der preussische König auf Bruch dieses Friedens, berechtigte, ein Abkommen derartigen Inhalts getroffen wurde. Bedenken erwecken musste es, dass Oesterreich ein Bündniss mit Russland, welches am dresdner Frieden gar keinen Antheil gehabt hatte, jetzt mit dem Hinblick auf Preussen suchte. Geschah es wirklich, dass Friedrich Polen oder Russland überzog, so wäre diess eine Handlung gewesen, die mit den in Dresden erledigten Händeln nicht im Zusammenhange stand; gleichwohl war der dresdner Friede angezogen und auf frühere Plane Oesterreichs zurückgegangen, die in demselben hätten aufgegeben sein sollen. Allermindestens war aus diesen Umständen zu entnehmen, dass Maria Theresia den Friedensversicherungen des preussischen Königs misstraute, in ihm einen unruhigen und gefährlichen Nachbar erblickte und für die Zukunft weiteren Verwicklungen mit ihm entgegensah — wenn aber erwogen wurde, wie in derartigen Schriftstücken der wahre Sinn der Uebereinkommenden versteckt zu werden pflegt, so musste jenes Bündniss in Potsdam weit ernster aufgefasst werden. Friedrich wäre nicht der scharfblickende und weitsehende Mann gewesen, der er doch

war, wenn er diesen Bund Oesterreichs und Russlands leichthin aufgenommen hätte. Für ihn schwebte er als eine Gefahr in der Ferne.

Durfte er sich über sie beruhigen, erschien sie ihm nicht vielmehr drohender, als ihm Kunde ward, dass man sich eifrig bemühte, auch den König von Polen und Kurfürst von Sachsen in dieses petersburger Bündniss hineinzuziehen? Ueber Dresden, der deutschen Stadt, die schöner als Florenz ist (womit Schmeichelei es vergleichen wollte), hängt trüber Nebel, durch den hindurch die Sonne der Wahrheit nur matt schimmert. Dort mangelte von je richtige Personenkenntniss. Die Männer, welche damals am Steuer standen, wussten weder wie kleinlich sie selbst waren, noch wie gross ihr Widersacher, noch begriffen sie, dass was man thut, man ganz und voll thun muss. Die in einem Consilium vereinigten sächsischen Konferenzminister verwarfen anfänglich die Ansicht des Hauptministers Grafen Brühl, auf den petersburger Vertrag einzugehen, und zwar weil der geheime Artikel den Grundsätzen des Völkerrechts widerstreite und Sachsens Beitritt von Preussen als eine Verletzung des dresdner Friedens angesehen werden könne [1], allein der mächtige Brühl beharrte bei seinen thörigen Ideen und betrieb sie, wenn ihn auch vielleicht der Widerspruch im Rathe etwas beengen mochte — ein Widerspruch, der übrigens jedenfalls der gebührenden Nachdrücklichkeit ermangelte. Von jeher hasste die niedre Gemeinheit den Hochsinn und die hervorleuchtende Geisteskraft: in der Ordnung also war's, dass Graf Brühl gegen Friedrich den Zweiten Ränke spann. Als Preis des Beitritts begehrte er die Wiederaufname des alten leipziger Theilungsplanes. Seine Weisung an den sächsischen Gesandten zu Petersburg ging am 23. Mai 1747 dahin: anzufragen, welche Heeresmacht eintretenden Falls vom Kurfürsten und Könige August verlangt und mit welcher ihm und dem seinem fürchterlichen Nachbar am meisten ausgesetzten Sachsen beigesprungen werde — zu erklären, dass letztere das doppelte der ersteren betragen müsse — beide Kaiserinnen verbindlich zu machen, auf der (russisch-) preussischen Grenze sowohl als auf der böhmischen ein Heer von der verlangten Stärke zum Beistand des sächsichen Kurfürsten in Bewegung und marschfertigem Stand zu halten — auf Theilung der Beute und Eroberungen zu bestehen. Nach Massgabe dieser Weisung sprachen

1. Gretschel, Geschichte des Sächsichen Volkes und Staates, Leipzig 1853. III, 92.

die sächsischen Gesandten in Petersburg Ludwig Siegfried Graf Vitzthum von Eckstädt und Sigismund von Petzoldt in einer Denkschrift vom 25. September 1747 die Bereitschaft zum Beitritte bedingungsweise aus: Russland sollte die leipziger „Vergleichung“ mit dem wiener Hofe genehmigen und gewährleisten und König August sollte nicht verbunden sein in dem Falle, dass einer der beiden kaiserlichen Höfe angegriffen würde, „die Operationen eher anzufangen, als bis der andere kaiserliche Hof wirklich angefangen zu agiren.“ Die Gesandten waren indess von Brühl angewiesen, noch nichts abzuschliessen, sondern alles blos zur Berichterstattung zu nehmen. Denn mit der Bestimmung jenes leipziger Vergleiches, wonach im ungünstigen Falle Sachsen nichts als Krossen bekommen sollte, waren die dresdner Staatsmänner (sit venia verbo) nicht mehr zufrieden; sie wollten jetzt mehr in jedem Falle und hierüber sollte ihr Gesandter in Wien Graf Loos vorerst die Anerbietungen des wiener Hofes abwarten. Während sie in diesem Sinne verhandelten, suchten sie in Petersburg den russischen Hof zu einer Verwendung bei Maria Theresia zu bestimmen, damit dem sächsischen Kurfürsten ein besserer Antheil an der Beute ausgewirkt werde. Vitzthum stellte dem dasigen österreichischen Gesandten auch vor, welche Vortheile zu gewinnen seien, wenn ein Vergleich mit Frankreich die Kaiserin-Königin in den Stand setze, dem Könige von Preussen die Spitze zu bieten. Indess erschien die Antwort des russischen Ministeriums vom 2. Januar 1748 ungenügend und so erfolgte Sachsens förmlicher Zutritt zum petersburger Bündnisse nicht. Die dresdner Staatsweisheit befand, dass die Frage: ob? mit der Frage: wie? so genau verbunden sei, dass beide nur gleichzeitig entschieden werden könnten.

Der wiener Hof gab sich längst alle erdenkliche Mühe, Russland in die deutsche Politik hineinzuziehen. Bereits im Jahre 1726 war es ihm gelungen, ein dahin abzweckendes Bündniss zu Stande zu bringen, worin Russland dem Kaiser Karl VI. den Besitz aller seiner Reiche verbürgte. Fortgesetzte Bemühungen erwirkten in der That die Betheiligung Russlands am Erbfolgekriege und im Jahr 1748 kamen 37,000 Russen mitten in's Reich durch Schlesien, Mähren und Böhmen bis nach Franken.[1] Die russische Elisabeth war keine Freundin Friedrichs. Es verdross sie, dass er

1. Schmidts Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von J. Milbiller. Ulm 1805. XIX, 32.

keinen Glauben habe und nicht die Weihe der Salbung empfangen, dass er sie gering schätze und nicht mit ihr leben möge. Schon im Sommer 1746 sprach sie sich heftig aus und sagte: „wäre Friedrich kein gekröntes Haupt, so würde man ihn unter keinem andern Namen als dem eines Betrügers kennen.“[1] Die Einflüsterungen des österreichischen Gesandten an ihrem Hofe, Freiherrn Prettlach, reizten sie noch mehr auf und dieser Mensch rühmte sich im April 1747, sie durch Zuträgerei nachtheiliger Aeusserungen Friedrichs über ihre Person dermassen aufgebracht zu haben, dass nicht viel fehle, um ihren Zorn wider ihn zu einer Thätlichkeit ausbrechen zu machen. Unverkennbar waren Einflüsse zum Nachtheile Friedrichs auf sie ausgeübt worden. Friedrich schrieb, Sachsens Uebelwollen durchschauend, im Mai 1747 an seinen Gesandten in Dresden: „Ce que je „saurois cependant dire précisement d'avance, c'est que si jamais je „suis brouillé ouvertement avec la Russie, ce sera la Cour de Drèsde, „qui y aura la plus grande part, et que ce sera elle, qui aura animé „le plus la Russie à se commettre avec moi. Mais je sais aussi ce „que j'aurai à faire ce cas arrivant.“ Damals theilte er noch nicht die Meinung seines Gesandten von Klinggräff, dass das petersburger Bündniss gegen ihn bedrohlich gerichtet sei, sondern sah in ihm eine blosse Schutzmassregel, die nach hergestelltem Frieden mit Frankreich in Vergessenheit fallen werde.[2]

Der achner Friede wurde am 18. Oktober 1748 vom Hause Habsburg angenommen. Die erwünschte Ruhe trat gleichwohl nicht vollständig ein. Das Ränkespiel und die Kriegsrüstung ging auf allen Seiten fort.

Verschiedene Schriftsteller[3] haben (1761) angegeben, dass Brühl in seinen Umtrieben gegen Friedrich beharrte, Justi versichert sogar, es erhelle aus den ihm zugesendeten Briefschaften, dass Brühl's Bemühungen, einen Krieg anzuzetteln, viel weiter gegangen seien, als die preussischen Staatsschriften behaupteten. Graf Brühl habe gleichsam ein eignes Collegium zu diesem Zwecke niedergesetzt, dessen thätigste Arbeiter der Minister Graf Loos, der Kanzler Baron Stammer,

---

1. Ernst Herrmann, Geschichte des russischen Staates, Hamburg 1853. V, 93.
2. Herrmann V, 198 f.
3. Beyträge zu des Herrn Grafen von Brühl Leben, und (Justi) Leben und Character des Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Premier-Ministers Grafen von Brühl (dieser im zweiten Theile, siehe besonders Seite 157 f.).

der Hofrath von Globig und die Gräfin Sternberg gewesen seien. Diese Frau habe höchst ansehnliche Geschenke, deren Werth sich auf eine Tonne Goldes erstrecke, erhalten, damit sie das Feuer in Wien (in der Hofburg?) anblasen helfe. Nicht lange währte es, so glaubte Friedrich von Preussen zu gewahren, dass an den fremden Höfen Verdächtigungen gegen ihn ausgestreut würden, und dass verschiedene Gesandschaften ihm allerhand schlimme Absichten unterschöben, die bald gegen Maria Theresia, bald gegen Elisabeth, bald gegen Schweden gerichtet sein sollten. Ungefährlich für ihn war ein solches Treiben nicht. Auf zwei hohen Thronen sassen Weiber, also leichtbestimmbare Personen. Als der Zarin im Jahr 1750 oder gegen das Jahr 1750 Kammerfrauen mittheilten, was einige aus Friedrichs persönlichem Dienste entlassene Heiducken in Russland von den verletzenden Aeusserungen, die Friedrich über ihre Person gethan haben sollte, erzählt hatten, entbrannte sie in heftigem Zorne und fing an, ihn zu hassen.

Immittelst spannen auch die Verhandlungen über das petersburger Bündniss sich weiter. So unfähige Menschen, wie diejenigen waren, welche als Minister den sächsischen Kurfürsten beriethen, konnten nicht zu bestimmten und bindenden Entschliessungen gelangen, doch ging der Faden zum Verhandeln ihnen nicht aus. Ohne zu einem kräftigen Handeln sich aufzuraffen, thaten sie gleichwohl ihr Möglichstes, den glimmenden Funken böser Absichten zur offnen Flamme des Krieges zu bringen. Brühl verhiess die Annahme des petersburger Bündnisses, wofern etwas Gewisses ausgemacht werde rücksichtlich des sächsischen Antheils an den mit den Waffen zu erlangenden Vortheilen, in seiner Geschäftsanweisung für den General von Arnim unter'm 19. Februar 1750 wie in einer Denkschrift an den russischen Minister Grafen Kaiserling am 26. Juni 1751.

Die natürliche Stimmung, welche der achner Friede in Wien zurückliess, musste Feindschaft gegen Friedrich II. sein. Sein Auftreten hatte den Erbfolgekrieg angefangen, und wenn am Ausgange desselben Maria Theresia ihre sämmtlichen Ansprüche (abgesehen von einigen italienischen Landschaften) glücklich behauptet hatte, so war sie nur in dem Einen besiegt worden, dass sie den Besitz von Schlesien und Glaz Friedrich hatte überlassen müssen. Es war ihr schwer angekommen, diesen Besitzstand im achner Frieden zu gewähren[1], dass aber der Wunsch zurückblieb, ihm Schlesien wieder

1. Ranke, neun Bücher Preussischer Geschichte. Berlin 1848. III, 367.

abzunehmen, ist eben so menschlich, wie es nicht befremden darf, dass er in amtlichen Schriftstücken keinen Ausdruck fand, auch wenn er wirksam waltete. In neuster Zeit gefällt man sich zwar darin, Stimmungen für bedeutungslos anzusehen, und sucht wohl gar einen Beweis von Einsicht und Muth darin, dass man ihnen in's Gesicht schlage: bei einigem Nachdenken über den Hergang menschlicher Angelegenheiten muss man sich indess davon überzeugen, dass Stimmungen niemals gleichgiltig, unter gewissen Umständen sogar von allergrösster Wichtigkeit sind. Sie üben einen langsamen Druck und geben oft grade in Entscheidungsaugenblicken einen unerwarteten Ausschlag. Wenn nun die bezeichnete Gemüthsrichtung unter den bestimmenden Persönlichkeiten des wiener Hofes verbreitet war, so ist anzunehmen, dass sie auch den Gang der österreichischen Politik beeinflusst habe und dass sie bei dem Eintreten einer grossen Verwicklung äusserst bedeutsam wurde. Zugleich aber musste ihr Vorhandensein auch auf der Gegenseite wiederum Argwohn und Vorsichtsmassregeln veranlassen.

Vergegenwärtigen wir uns die Stimmung Maria Theresiens: wie peinlich sie von dem Einfall in Schlesien überrascht wurde, welche nachtheiligen Folgen sich an ihn knüpften, wie er ihre übrigen Feinde aufstörte, in welchem äusserst zweideutigen Lichte ihr Friedrichs ganzes Verhalten von Anbeginn an und im ganzen Verfolge dieser Wirren erscheinen musste. Sie hatte schon vorher von ihm vernommen, er sei ein lüderlicher, ungläubiger Mensch, nun verabscheute sie ihn als treulos und gefährlich. Sie nannte ihn den „bösen Mann." Lieber hatte sie sich in ihrer harten Bedrängniss an den Kurfürsten von Baiern wenden wollen, als an ihn, lieber im zweiten schlesischen Kriege eine Ausgleichung mit Frankreich suchen mögen als mit Preussen. Im Hochmuth einer Kaiserstochter fühlte sie in der erzwungenen Nachgiebigkeit gegen den Kurfürsten von Brandenburg eine tiefe Verletzung, und wie gemeiniglich das Verlorene in der Meinung an Werth gewinnt, so sagte sie wohl: wenn sie Schlesien nicht wieder habe, so sei das Kaiserthum eine leere Würde. Ihr Schmerz, den Umständen weichen zu müssen, war sehr gross; sie weinte, wenn sie einen Schlesier sah.[1] Hatte sie, ihr Gemahl und

1. Des englischen Gesandten Robinson Bericht aus Wien vom 19. Juni 1742, in Raumer's Beiträgen zur neueren Geschichte, Leipzig 1836. II, 160, vergl. 211—213, und bei Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich Cap. 110.

ihr Rath im Jahre 1745 erklärt, sie blieben dabei, dass sich keine Ruhe im Reiche erwarten lasse, wenn man den König von Preussen nicht schwäche — ist da wohl anzunehmen, dass die Friedensschlüsse von Dresden und Achen diese Ansicht umgewandelt haben sollten? Mit der unerschütterlichen Zähigkeit des Weibes bewahrte Maria Theresia ihre auf Gefühlen beruhende Gesinnung. Mochten in andern Verhältnissen Männer in Unvermeidliches sich fügen (wie manches Land hatte das Haus Habsburg nicht schon abgetreten!) und von der neu festgestellten Grundlage ihre weitere Thätigkeit ausgehen lassen: diesmal machte sich noch eine persönliche Gereiztheit neben den Staatsrücksichten geltend.

Sie fand einen auf ihren Sinn eingehenden Diener in dem Grafen Anton Wenzel von Kaunitz-Rietberg, welcher die Verhandlungen in Achen geführt hatte. In seltsamer Weise mischte sich in dem Charakter dieses Mannes Geckenhaftigkeit mit Ueberlegung und Thatkraft. Hochmüthig im Uebermass war er zugleich verschlagen und beharrlich Er brachte es dahin, dass Friedrich ihn wenigstens fürchten musste. Ohne Zweifel war er der gewiegteste unter den österreichischen Staatsmännern damaliger Zeit. Da er für Maria Theresiens Familie sorgte, gewann er die Herrschaft über ihr Reich. Friedrich nannte ihn mit scharf treffendem Worte in späteren Tagen „den Vezier."

Der ungenügende Ausgang des Erbfolgekrieges liess in Wien auf eine Aenderung in der Politik denken. Die erlittenen Nachtheile gab Maria Theresia England Schuld, welches die Friedensbedingungen ihr aufgedrungen. Sie war persönlich gegen England gereizt und ihre üble Laune während der achner Verhandlungen war so gross, dass sie im April 1748 zu dem englischen Gesandten Robinson sagte: „ich bin weder ein Kind noch eine Närrin." Die Stellung eines britischen Botschafters in Wien mochte manche unangenehme Seiten haben. Ohne nun zu beabsichtigen (wie behauptet wurde) Englands Bundesgenossenschaft gegen die Frankreichs zu vertauschen, wollte Maria Theresia vielmehr unter Festhaltung der englischen die französische Freundschaft daneben. Dieser Gedanke lag ziemlich nahe, da Maria Theresias Vater schon in seinen letzten Jahren sich an Frankreich angeschlossen hatte. Die fast dreihundertjährige Gegenüberstellung war mithin in Wien schon lange vorher überwunden gewesen. Es ist ja bekannt, wie sicher sich nach dem Ableben Karls VI. die österreichischen Minister hielten, dass Frankreich

nicht gegen Maria Theresia losschlagen werde, und wie sehr Minister Bartenstein das Einverständniss mit Frankreich wünschte.[1]

Als Aufgabe stellte sich nun, die einflussreichsten französischen Staatsmänner für den Anschluss an Oesterreich zu gewinnen. Dieses Vorhaben wurde hinter dem Rücken des österreichischen Ministeriums, das in der alten Bahn beharrte, betrieben. Maria Theresia suchte die französischen Gesandten in Wien einzunehmen und Kaunitz schlug als österreichischer Geschäftsträger in Versailles und Paris alle Wege ein, um sich und seinen Hof beliebt zu machen. In den von Schlosser's entgegenkommender Güte mir mitgetheilten Auszügen aus den Archives des affaires étrangères du royaume de France erzählt der Bericht des Chargé d'affaires Blondel in Wien folgendermassen eine Unterredung mit der Kaiserin im Jahr 1749 (in den Aktenfolianten „Autriche" n. 241): „Elle revint encore à moi „et me dit qu'elle s'étoit bien repentie en 1741 d'avoir envoyé si tard „son sécrétaire Koch à Francfort, qu'elle étoit persuadée, que si elle „se fut pris deux mois plustôt avec les mêmes propositions dont il „étoit chargé, ses affaires en auroient été mieux, que sa satisfaction „pour la couronne Impériale auroit été remplie, et que la France „auroit épargné bien des hommes et des millions; qu'elle n'a connu „que trop que la source de ses malheurs n'a été que l'effet des mé„fiances reciproques entre les deux cours. Qu'elle m'avouoit au„jourd'hui qu'elle avoit toute confiance dans le roi dont la générosité „à la paix avoit surpassé son attente puisqu'elle étoit abandonnée de „ses alliés (vraisemblablement elle a voulu parler de l'Angleterre et „de la Hollande) qu'elle en avoit également dans votre ministère, „qu'elle vous connoisoit pour homme de condition avec des senti„mens de probité et de justice, que toutes ses inquiétudes étoient „qu'il ne changeât attendu votre mauvaise santé, qu'elle me char„geoit de vous le mander et de vous assurer de toute l'amitié qu'elle „avoit pour vous — ce sont ses termes." Und nach einem Bericht vom 23. Juni 1749 sagte sie zu ihm. „Je demande seulement „à Mr. le marquis de Puysieulx, que tout ce qui regarde le traité de „1738 et l'exécution de l'article 18 du traité d'Aix la Chapelle soit „terminé de cour à cour sans intervention de Commissaires, qui ne „font qu'occasioner des longeurs et des aigreurs, que nous avons „également interêt d'éviter, car je vous le repète comme je vous l'ai

1. Bericht des englischen Gesandten Yorke aus Paris vom 3. März 1749, bei Raumer II, 259.

„déja dit, j'ai une entière confiance dans le roi et dans son ministère „actuel et je leur prouverai la sincérité de mes sentimens. Le comte „de Kaunitz sera instruit de façon qu'il sera en état d'applanir tout."

Blondel bemerkte auch bald, dass der Preusse Graf Podewills Argwohn schöpfe, der überall Zuträger halte, einen Agenten im Hofrath habe, einen Legationssekretär. Blondel schreibt unter'm 1. März 1750 nach Versailles: „Je ne serois point étonné, si le roi de Prusse vous „avoit porté plainte de ce que je suis devenu Autrichien, „puisque je sais par le sécrétaire du comte de Bark, qui le tient du „sécrétaire du comte de Podewils, que ce dernier a écrit à son maître „que l'impératrice et son ministère m'avoient séduit, ce qui m'a „aussi peu inquiété que ce que soupçonne le comte de Uhlefeld que „je suis Prussien." (Aktenfoliant n. 244.)

In Frankreich herrschte indess das alte politische System fort und so fand Blondel's Haltung keineswegs die Zustimmung seines Ministeriums. Obgleich Kaunitz als nunmehriger Gesandter in Paris und sogar die Kaiserin selbst sehr beflissen waren, den französischen König und seine Rathgeber für Oesterreich einzunehmen, so war das französische Kabinet doch noch ganz und gar nicht geneigt, sich von dem Könige von Preussen zu entfernen, mit dem es bisher im Bunde stand.

Wie in Frankreich die Verhältnisse angesehen wurden und welche Absichten des kaiserlichen Hofes man dort voraussetzte, lehrt uns die Anweisung, welche unterm 14. September 1750 der nach Wien abgesandte Marquis de Hautefort erhielt. In ihr (Fol. n. 246) heisst es: „Il y a deux objets principaux sur lesquels le Marquis de Hautefort tachera d'acquérir des connoissances certaines qui puissent fixer „le jugement à porter des vues politiques de la cour de Vienne. Ces „deux objets sont:

„1) Le maintiens de la paix

„2) l'election d'un roi des Romains.

„Quant au premier point il n'est que trop vraisemblable que la cour „de Vienne, qui ne s'est prêtée que forcement aux négotiations d'Aix „la Chapelle et qui n'a pas dissimulé la répugnance et les regrets „avec lesquels elle voyoit garantir au roi de Prusse la Silésie et au „roi de Sardeigne les cessions qu'elles lui avoit faites par le traité „de Worms, ne perd point de vue le projet de recouvrer le „plutôt qu'elle pourra ce qu'elle a cédé malgré elle dans le „cours de la dernière guerre et en particulier la Silésie. Cet objet

„lui tient tellement à coeur; que soit par elle même, soit par le canal „de la cour de Dresde elle a fait faire au roi depuis 1745 jus„qu'en 1748 plusieurs propositions de paix particulière „et des offres même d'abandonner à la France quelques „places des Pays-Bas Autrichiens, pourvu que S. M. vou„lût bien ne rien stipuler en faveur du roi de Prusse et „observer une exacte impartialité par rapport aux discussions que „l'impératrice reine de Bohème et de Hongrie pourroit avoir avec ce „prince. Mais le roi n'a jamais crû, qu'il fut ni de sa gloire ni de „son interêt de livrer le roi de Prusse au ressentiment de la cour de „Vienne et de ses alliés, lors même lorsque S. M. n'avoit pas encore „moins dis posé dans la suite à laisser enlever cette province qu'après „en avoir solemnellement promis la garántie par l'article 22 du traité „d'Aix la Chapelle conjointement avec les autres puissances contrac„tantes. Au reste à l'exécution près de cet article la cour de Vienne „peut être assurée que le roi n'est entré avec la cour de Berlin dans „aucune liaison qui doive causer ombrage ni soupçon à leur M. I. — „Le marquis de Hautefort ne fera aucune difficulté de tenir ce lan„gage aux ministres impériaux, s'ils font tomber la conversation sur „cette matière. Du reste il fera de son mieux pour pénétrer si la „cour de Vienne a pris avec celles de Londres et de Russie ou les „Etats-généraux quelques nouveaux engagemens contre le roi „de Prusse, dont ces quatre puissances veulent certainement, lorsque „les conjonctures le leur permettront, deminuer les possessions et „le credit en Allemagne.

„Il y a tout lieu de croire que l'impératrice reine ne negligera „rien pour profiter de ces conjonctures lorqu'elles se présenteront, „mais elle n'est pas encore en état d'exécuter à cet égard ses des„seins. On n'ignore pas que, non obstant les secours considérables „que ses alliés lui ont fournis en troupes et en argent pendant la „dernière guerre, les dépenses qu'elle a été obligée de faire ont mis „un grand dérangement dans ses finances, et d'ailleurs l'Angleterre „et la Hollande épuisées elles mêmes par les efforts, qu'elles ont „faits en sa faveur ne seroient pas en état de lui procurer actuelle„ment les ressources necessaires pour réprendre les armes avec ap„parance de succès, mais on sçait que ces trois puissances plus unies „que jamais travaillent chacune dans ses états à rétablir leur finances „et qu'elles assurent à prix d'argent la disposition de plusieurs corps „de troupes des princes de l'empire. Il seroit bien essentiel que le

„marquis de Hautefort pût découvrir, quelles sont les stipulations „des différents traités qui ont été conclus avec ces princes. Il ne „sera vraisemblablement pas difficile de sçavoir, qu'elles sont les con„ditions dont on sera convenu par rapport aux subsides, et cette con„noissance est d'ailleurs assez peu intéressante; mais il seroit ex„trêmement important de penétrer, qu'els sont les articles secrets, „qui auront été le véritable objet de ces traités et de la dépense à „la quelle les puissances maritimes se sont engagées à cette occa„sion. Il seroit aussi fort à souhaiter que le marquis d'Hautefort „pût demêler, quel a été l'objet principal de la mission du comte de „Bentinck à Vienne. On a affecté de repondre que ce ministre Hol„landois n'avait à traiter que ses affaires personelles ou ce qui a rap„port aux places des Pays-Bas dites de la Barrière, mais bien des „gens prétendent qu'il a eu à négocier sur des points beaucoup plus „essentiels où il ne seroit pas impossible, qu'il eût été question de „mesures à prendre de loin contre le roi de Prusse. Il se pourroit „aussi que ce qui se passe dans le Nord et dont on va parler plus „en détail dans ces instructions eût un rapport moins directe à la „vérité mais plus réel à ce prince qu'à la Suède.

„Le marquis de Hautefort est informé de toutes les démonstra„tions guerrières que la Russie fait depuis près de deux ans sur les „frontières de la Finlande. S'il falloit ajouter foi à des bruits assez „généralement rependus, on devroit penser que les demarches de „cette puissance ont été concertées avec la cour de Vienne et de „Londres ou du moins que cellesci les ont approuvées. On prétend „même que ces préparatifs militaires de la part des Russes ont été „le premier effet d'un traité d'alliance signé à Hannovre au mois d'Oc„tobre 1748 entre l'impératrice reine de Hongrie, le roi d'Angleterre „et la Czarine sous le prétexte de maintenir la neutralité dans le Nord.

„La Suède et le roi de Prusse ayant conçu de justes inquiétudes „des desseins de la cour de Petersbourg et de ses alliés communi„quèrent d'abord au roi leurs conjectures et leurs allarmes. S. M. qui „n'a pour but que la tranquillité publique et qui d'ailleurs a accédé „au traité d'alliance défensive conclu à Stockholm au mois de Mai „1747 entre ces deux puissances donna une attention particulière aux „apparances de troubles dont le Nord était menacé et ne negligera „rien pour en prévenir les suites. Dans cette vue le roi envoya ses „instructions et ses ordres à ses ministres à Londres, à Vienne, à „Stockholm, à Copenhagen et à Constantinople et ils ont tous agi-

„depuis conformément à ses intentions en représentant fortement à
„ces différentes cours l'injustice et la frivolité du prétexte dont la
„Russie vouloit colorer les hostilités qu'elle se disposoit à exercer
„contre la Suède. Ce prétexte étoit la crainte chimérique et affectée
„que les Suédois ne voulussent changer la forme actuelle de leur
„gouvernement et lui substituer une administration purement monar-
„chique. La Suède ayant donné à cet égard toutes les assurances qui
„pouvoient être compatibles avec la dignité, l'honneur et indépen-
„dance de sa couronne, le roi a pris toutes les mesures que sa sagesse,
„son amour pour la paix et la fidelité à ses engagemens lui ont sug-
„gerés et ses soins n'ont pas été instrustueux, puisque la Russie a
„declaré qu'elle n'attaqueroit la Suède, ni avant ni même après la
„mort du roi qui occupe aujourd'hui le trône, et que dans aucun cas
„la Czarine ne feroit contre cette couronne aucune entreprise qui
„n'eût été préalablement concertée avec les alliés de cette princesse.
„Ceux ci de leur côté n'ont jamais cessé de temoigner leur désir de
„concourir avec S. M. au maintien du repos du Nord, et le roi a trop
„bonne opinion de la pureté de leurs intentions et leur bonne foi pour
„douter de la sincerité de leurs déclarations reiterées sur ce sujet.
„S. M. n'a pas laissé ignorer qu'elle avoit des engagemens avec le
„royaume de Suède, qu'elle rempliroit exactement s'il étoit injuste-
„ment attaqué. Elle a même autorisé son ambassadeur à Constanti-
„nople à seconder de ses bons offices les instances, que le minister
„Suèdois feroit auprès de la Porte Ottomane pour determiner le grand
„Seigneur à quelques demarches qui puissent prévénir une guerre
„dans le Nord. Les déclarations que le Grand Visir a faites sur ce
„sujet du Sr de Celsing Envoyé de Suède et au Sr de Nephif (?) résident
„de Russie ne laisseront aucune incertitude sur les dispositions pa-
„cifiques de la Porte, mais contenant en même temps des assurances
„précises de la résolution où elle est d'exécuter fidelement le traité
„d'alliance conclu entre elle et la Suède au mois de Decembre 1739
„et en particulier l'article 5, par lequel il a été formellement stipulé,
„que si la Russie attaquoit la Suède où la Porte Ottomane et que l'une
„ou l'autre des parties contractantes en fut avertie, cette attaque et
„les hostilités seroient reputées faites aux deux parties et qu'on at-
„taqueroit serieusement l'aggresseur par mer et par terre avec les
„forces qui seront jugées necessaires, suivant la situation et les cir-
„constances des temps et que aucune des deux parties ne mettent les
„armes bas qu'on n'ait obtenu une juste satisfaction."

D'Hautefort fasste anfangs die Verhältnisse im Sinne seiner Anweisung auf und machte seine Aufgabe in Unterredungen mit Maria Theresia geltend. Diese verläugnete ihre Gesinnung keineswegs, wie aus seinem Berichte vom 24. Oktober 1750 über eine Unterredung erhellt. Maria Theresia sagte ihm nämlich: „Qu'elle mettoit „encore sa confiance dans le ministère de Mr. le Puysieulx, dont elle „connoissoit les bonnes intentions et qu'elle savoit ami du genre hu„main. Qu'elle ne pouvoit cependant me cacher, qu'elle craignoit „bien que je ne puisse des mauvaises impressions de ceux qui alloient „m'entrouver. Qu'il y avoit à sa cour trois ministres entre autres qui „n'avoient point cessé de se dechainer contre elle et de semer les „propos les plus forts et les plus denués de verités. Que ces mi„nistres étoient Mr. le comte de Podewilz ministre du roi de Prusse, „Mr. le comte de Barck du roi de Suède et Mr. de Beckers de l'Electeur „Palatin, qu'ils avoient tenu une tres mauvaise conduite à sa cour, qu'ils „n'y avoient gardé aucune mesure et pour leurs personnes mêmes ils „ne s'y étoient acquis nul consideration." Nach einigen verbindlichen Aeusserungen liess d'Hauteford einfliessen: „Qu'à l'égard de ces „Messieurs je ne pouvois me dispenser d'en bien user avec eux et „d'écouter tout ce qu'ils jugeroient à propos de me dire, mais que cela „ne feroit impression sur moi que quand j'y trouverois un fondement „de verité ou du moins de vraisemblance, et que pour lors j'userois de „la permission que l'empereur avoit bien voulu me donner c'étoit de „m'addresser non seulement à ses ministres, mais directement à lui...."

In Bezug auf die ihr beigemessenen Absichten sagte die Kaiserin: man gebe ihr Schuld, sie denke an nichts als an Schlesien, aber sie denke nicht daran, dies Land gleich jetzt wieder zu nehmen; „Je „ne dis pas que je ne la regrette. Je ne dis pas que si la suite des „temps amenoit des circonstances favorables, je ne pensasse peut-être „à la ravoir. Mais je vous repéte je n'y pense pas dans le moment „présent." D'Hautefort antwortete: „Qu'à l'égard de la Silésie „je ne pouvois trop applaudir à la sage modération de S. M. I. et à „l'étendue de ses lumières, qui lui faisoit sentir avec tant de vérité, „qu'il falloit différer à des tems plus favorables un projet au quel „les circonstances présentes ne permettoient pas de penser." Die Unterredung endet damit, dass die Kaiserin nochmals auf das frühere zurückkommt. „Elle finit, par me répéter encore qu'elle me prioit „instamment, de me ténir en garde contre les préventions qu'on vou„droit me donner, qu'elles avoient commencé par séduir le Sr Blondel

„que le comte de Kaunitz seul avoit fait revenir, elle en avoit été „fort contente et qu'elle me prioit expressément de le mander a V. M. „Je pris la liberté de l'assurer, qu'elle pouvoit être tranquille que le „caractère dont j'étois honoré m'engagoit à éviter soigneusement tout „ce qui pourroit éloigner mal à propos la conciliation, que l'objet de „ma mission étoit de la procurer, que je ne perdrois jamais de vue „une chose à laquelle il me seroit si glorieux et si flatteux de pou„voir reussir."

Nach einigen Monaten seines wiener Aufenthaltes ist indess d'Hautefort in Wien schon umgestimmt und gibt sich selber Mühe, eine grössere Geneigtheit seines Ministeriums für Oesterreich zu erwirken. Lange Zeit ist noch dieses anderer Meinung als sein Gesandter, traut Oesterreich nicht und bleibt für Preussen gestimmt; Minister Puysieulx meint wohl gar, diese scheinbare Annäherung Oesterreichs solle Frankreich irre führen. Unverkennbar steuerte aber wirklich das wiener Kabinet auf ein Bündniss mit Frankreich. Im Februar 1751 schreibt d'Hautefort in einem geheimen Briefe an den Minister, der neben dem amtlichen Bericht lief: Bathyani habe gesagt, so bleiben könne man nicht, wenn Frankreich sich nicht näher verbinden wolle, dann müsse man sich anders helfen. Soweit war die österreichische Diplomatie bereits gekommen, dass nach d'Hautefort's Meinung (die hernach sein Minister nicht theilte) es Zeit gewesen wäre, dass Frankreich darüber einen Entschluss fasse. Er schreibt bezüglich der Lage von der Kaiserin: „Elle disoit, qu'elle feroit tout „au monde pour que son fils eût un jour plus de considération dans „l'empire que n'en avoit actuellement l'empereur, qu'elle n'y desiroit „point par lui une autorité sans bornes, mais qu'elle étoit blessé du „ton sur le quel cela étoit, qui étoit par trop indecent. Je soupçonne „que là peut-être un des principaux motifs, qui lui fait souhaiter de „s'unir plus étroitement avec sa Majesté, afin d'avoir une appui hors „de l'empire. Ce parti paroit par consequent d'autant moins dur pour „cette princesse, que le roi d'Angleterre est du parti protestant, dont „elle craint infiniment la prépondérance actuelle. Le discours qu'elle „m'a tenu et qu'elle n'a pas voulu achever que ce prince l'avoit em„barquée pour faire élire son fils roi des Romains et qu'à présent il „formoit des difficultés vraisemblablement sur les sommes nécessaires „à donner pour consommer son ouvrage. Ce propos dis-je tenu d'un „ton assez vif m'induiroit encore à penser deux choses: l'une que „l'impératrice n'est pas si parfaitement contente de la cour de Londres

„que l'on le pourroit croire. L'autre que cette même cour n'a pas „marqué tant d'empressement pour l'election d'un roi des Romains „que dans l'espérance que S. M. voudroit peut-être s'y opposer ou du „moins la retarder et que cela semeroit une division entre elle et „leurs M. I., dont ils profiteroient en tems et lieu et quand ils seroient „en état de le pouvoir. L'impératrice me confirma elle même que „c'étoit l'avarice de Mr. de Bestuscheff qui étoit la principale cause „de l'accession de l'Angleterre au traité de Petersbourg."

Ende des Jahres 1752 verlässt Kaunitz Paris, um demnächst in Wien die Stelle eines Konferenzministers zu übernehmen, nachdem er als Gesandter mit äusserster Geschicklichkeit gewirkt hatte.[1] D'Hautefort aber kehrt nach Frankreich zurück und dem an seinen Platz tretenden neuen Ambassadeur, Espartez de Lussan Bouchard Marquis d'Aubeterre gibt das französische Ministerium (welches seit dem 1. September 1751 nicht mehr Puysieulx führte, sondern Marquis de St. Contest) unter'm 26. September 1753 eine Geschäftsanweisung, welche für Oesterreich weit geneigtere Gesinnungen zeigt, wenn auch immer noch kein rechtes Vertrauen. Namentlich bestand in Versailles noch der gleiche Argwohn in Hinsicht auf Oestreichs Absichten wider Preussen.[2] Denn es wird dem d'Aubeterre anbefohlen: „Si les ministres imperiaux faissoient au ministre du roi „quelque insinuation par rapport aux demêlés subsistant entre le roi „de Prusse et la cour de Vienne relativement aux dettes hypothéqués „sur la Silésie et à l'election du roi des Romains, il se contenteroit „de répondre en termes généraux que le roi s'intéresse véritablement „aux avantages de L. M. I. et qu'elle est disposée à y concourir au- „tant qu'ils ne seront point contraires aux engagemens que S. M. a „contractés." —

Die Heimkehr von Kaunitz gab das Zeichen zu wichtigen Staatsverhandlungen im Jahre 1753, welche die Verwicklung enger schürzten. Jetzt kam in Wien die Frage wegen der alten und einer neuen Bündnissstellung zur Erörterung. Die Kaiserin war mit Kaunitz in ihrer Beantwortung einverstanden, hatte aber bisher gegen ihre Räthe geschwiegen. In dem Konferenzrath, welcher nun unter ihrem Vorsitz gehalten wurde, sprachen zuerst die älteren Minister, der

1. Man lese nach Schlosser's Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, in der Ausgabe von 1837 II. 287—289 und 291.
2. Vgl. Schlosser II. 290. Anm. 22.

Oberhofkanzler Graf Corfitz Uhlefeldt und die übrigen fünf übereinstimmend sich mit grosser Lebhaftigkeit für Festhalten an den Seemächten aus. Während ihrer breitspurigen Vorträge hatte Kaunitz Federn geschnitten und Bleistifte gespitzt und Staub von seinen Kleidern geblasen. Als endlich an ihn, den jüngsten im Rathe, die Reihe kam, da erklärte er sich bestimmt, fest und beredt für das entgegengesetzte System, nahm sämmtliche vorgebrachte Gründe auf, um sie bündig zu widerlegen. Das katholische Deutschland, führte er weiter aus, neige sich leicht auf Frankreichs Seite; die Franzosen könnten Belgien, die Preussen Böhmen angreifen, und während England keinen rechten Beistand hier oder dort zu leisten vermöge, dürfte es noch durch seine Verhältnisse in Italien neuen Krieg herbeiführen. Im Anschluss an Frankreich sei dagegen Oesterreich nicht nur am Rhein, in den Niederlanden und Italien gedeckt, sondern auch sicher vor dessen Verbündeten Dänemark und Schweden, vor Spanien, welches alsdann in Italien ruhig bleiben müsse, sowie vor der Türkei bei dem Vorwiegen des französischen Einflusses in Stambul. Ziehe man noch Russland in den Bund, so werde Oesterreichs grösster Feind, der König von Preussen, solcher überlegenen Macht nicht widerstehen können. Während seiner Rede hatte der Kaiser in seiner Ueberraschung auf den Tisch geschlagen mit dem Ausruf: „dieses Bündniss ist unnatürlich“ und war sogleich in aufwallendem Aerger fortgegangen. Kaunitz fuhr ruhig fort. Als er geendet, brach die Kaiserin ihr Schweigen und erklärte sich laut für seine Ansicht, reichte ihm die Hand zum Kusse und entliess den verblüfften Konferenzrath. Drei Wochen später geschah die Aenderung des Ministeriums, Kaunitz trat als Geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler an dessen Spitze und befragte in den grossen Sachen der auswärtigen Politik seine Amtsgenossen nicht.[1] Er ging seinen Weg, unbekümmert darum, dass Colloredo und die übrigen Minister ihm fort und fort entgegenwirkten.[2] — In jener Berathung hat Kaunitz sicher nicht gemeint, während er mit Frankreich Freundschaft anknüpfte, mit England zu brechen. Von England zu befahrende Nachtheile erwähnte sein Vortrag (soweit er bekannt ist) nicht. Höchst wahrscheinlich

1. So erzählt Vehse, Geschichte des östreichischen Hofs und Adels und der östreichischen Diplomatie, Hamburg 1852. VII. 220—225, vgl. 238. Mailath, Geschichte des östreichischen Kaiserstaates. Hamburg 1850. V. 42 f., legt diese Berathung in das Jahr 1756, es scheint aber Vehse's Zeitbestimmung die richtigere.

2. Nach Briefen französischer Diplomaten bei Stuhr I. 246.

gedachte er es mit beiden zugleich zu halten. Das Zusammengehen mit Frankreich, welches er bewerkstelligte, sollte über ein Menschenalter, bis gegen den Ablauf des Jahrhunderts, währen.

Rasch schritten nun die österreichischen Bemühungen vorwärts. Zu Anfang dieses Jahres 1753 entschloss sich endlich der wiener Hof, gegen Sachsen eine deutliche Anerkennung des alten leipziger Vertrages abzugeben, sowie seine Erklärung, dass er Anwendung finde „auf den gegenwärtigen Fall mit dem Könige von Preussen.“[1] Hierauf wollte im Februar der sächsische Gesandte in Wien Graf Flemming sogleich weiter wissen, „auf welchem Fuss die beiden kaiserlichen Höfe alle Gewalt, so der König in Preussen uns anthun möchte, nehmen würden“, und Brühl erklärte im März, sein König wolle sich nun mit dem wienerischen Hofe in Bezug auf den geheimen vierten Artikel verständigen. Wenn daher auch die wirkliche Unterzeichnung des petersburger Bündnisses noch immer nicht erfolgte, so war sie doch mit Gewissheit zu erwarten. Unbedachtsam aber war dieses lange Hinziehen, da je länger man verhandelte, man es um so viel wahrscheinlicher machte, dass die Verhandlungen nicht in Geheimniss verhüllt blieben. In den londoner Hof drang Kaunitz, dass dieser eine gleiche Gewährleistung an Kursachsen ausstelle.[2]

Auch Russland bekam in diesem Jahre 1753 einen Anstoss. Elisabeths erbitterte Stimmung gegen Friedrich drückte sich nun in den Kundgebungen der vermeintlichen Staatsweisheit ab. In dem grossen Conseil oder Reichsrath zu Moskau wurde am 14. und 15. Mai 1753 als Staatsgrundsatz für Russland ausgemacht: da ein neuer Angriff des Königs von Preussen auf einen oder den andern Verbündeten Russlands (!) und neuer Machtgewinn desselben zu befürchten sei, so gebiete es dringende Nothwendigkeit, sich nicht allein dem Anwachsen der preussischen Macht zu widersetzen, sondern auch mit aller Kraft danach zu trachten (il faut tacher), das Haus Brandenburg in seinen vorigen mittelmässigen Stand zurückzubringen. Die Aufstellung von 65,500 Mann an den Grenzen von Liefland wurde ferner beschlossen; dieses Heer sollte in Preussen einrücken, wenn Hannover oder Sachsen von Friedrich angegriffen würde. Man wollte aber auch das ausgesprochene Ziel verfolgen, wenn dieses nicht geschähe, sondern man selbst für nothwendig finden sollte, den Krieg gegen Preussen zu

1. Brief des Grafen Flemming an Brühl, Wien 25. Februar 1753.
2. Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich. Deutsche Uebers. IV, 246.

erklären und anzufangen. Also lauteten, nach der Versicherung der preussischen Staatsschrift „Beantwortung der sogenannten Anmerkungen", Berlin 1757, die eignen Worte dieses am russischen Hofe „politisches Testament" benannten Beschlusses. Jedenfalls war in Russland der Meinung Eingang verschafft, Friedrich sinne auf neue Angriffe. Das Conseil wünschte auch darüber vergewissert zu werden, ob im Falle einer preussischen Ueberziehung Hannovers die Höfe von Wien und Dresden gegen Preussen Krieg führen würden. Gleiche Beschlüsse fasste das Conseil zu Moskau im Jahre 1754 und zu Petersburg am 7. Oktober 1755. In der letztgenannten Sitzung wurde bestimmt, sich von nun an in aller Weise dem weiteren Zuwachs der Macht des Hauses Brandenburg entgegenzustellen, sich daher in beständige völlige Bereitschaft zu setzen, um jede sich ergebende Gelegenheit zu erfassen, durch welche man diese immer zunehmende Macht am füglichsten in ihre alten Schranken bringen könne, und um im Stande zu sein, nicht nur für den Fall dass der König von Preussen einen Verbündeten antaste, sogleich ohne weitere weitläufige Berathungen Preussen anzugreifen, sondern auch, dass man selbst ein Gleiches thue, wenn etwa Preussen zuerst von einem Verbündeten „entamirt" werde. Minister und Senatoren wurden zu diesen Rathsversammlungen in Angelegenheiten von besonderer Wichtigkeit zusammenberufen, wenn das Ministerium es für zweckmässig erachtete, sich gegen künftige Verantwortlichkeit und Vorwürfe zu decken; die entscheidende Persönlichkeit in ihnen war der Grosskanzler Bestuschef. Friedrich erhielt Kenntniss der gefassten Beschlüsse durch seinen Gesandten von Funk.

Scharfblickende Beobachter sahen schon jetzt eine Wandlung der politischen Stellungen voraus. Der londoner Verfasser der Schrift „la Verité révelée" liess 1755 drucken, dass, wenn England sich mit Preussen verbinden sollte, Oesterreich sich in einen Gegenbund mit Frankreich einlassen möchte.

Und es gab eine im Verborgenen wirkende gewaltige Macht, die es zur Einigung Oesterreichs und Frankreichs zu bringen wünschte, die des Papstes. Der kirchliche Einfluss lässt sich aus Aktenstücken nicht darthun, aber im brüsseler Staatsarchive liegt ein Schreiben des Franz Joachim Hess, Würzburg den 13. April 1757, an den österreichischen Minister Grafen Cobenzl, welches diesen Plan ein Concept nennt „woran der päpstliche Hoff schon lange geschmiedet habe, welchen fals der König in Preussen mit allen protestantischen Chur-

und Fürsten des Reichs nicht in dem stand sein würde, einer solchen vereinbahrten macht widerstand zu thun." Welche Einflüsterungen von den Geistlichen ausgingen, wie sie hier und dort die Gemüther für ihren Plan geneigt stimmten, vermögen wir noch nicht zu ermessen. Beispielshalber werde nur erinnert, dass ein Jesuit, Pater Guarini, der tägliche Berather Brühl's war [1], dass nach Choiseul's Papieren Ludwig XV. zum Bündniss mit Oesterreich hauptsächlich durch die Vorstellung bewogen wurde, es könne in Preussen ein der Kirche feindlicher Staat darniedergedrückt werden. Auch Duclos versichert, dass er einen katholischen Bund gegen die Protestanten längst gewünscht habe. [2] In Wien aber sagte man dem einflussreichen Jesuitenpater Ignatius Campmillr nach, er habe Maria Theresien die Wiedereroberung Schlesiens angerathen, wenn ihr Glaube nur so gross als ein Senfkörnlein sei. [3] Der Zusammentritt Oesterreichs und Frankreichs schien die politische Entzweiung der katholischen Staaten, unter deren Folgen die Ketzerei in Deutschland stark geworden war, zu endigen; die vereinte Stärke der beiden katholischen Hauptmächte, wider eine protestantische Hauptmacht gerichtet, warf aller Wahrscheinlichkeit nach in dieser eine Stütze des Protestantismus zu Boden.

Die betreffenden Akten des französischen Ministeriums enthalten aus dieser Zeit ein Schriftstück „Réflexions sur le système politique de la cour de Vienne", welches darzustellen sucht, wie in früherer Zeit Oesterreichs Hauptfeind Frankreich gewesen, so jetzt seit der mit dem achner Frieden erfolgten Aenderung des politischen Systemes Preussen. „Le roi de Prusse est devenu son objet principal. Ce n'est que par son affoiblissement qu'elle peut espérer de

1. Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen. Hamburg 1854. VI, 362.

2. Duclos, mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV et Louis XV, Paris 1791. II, 415. Die von Wachler als viel vollständiger und zuverlässiger gerühmte vierte oder fünfte Ausgabe dieser Denkwürdigkeiten in den Oeuvres complets de Duclos 1806 steht mir nicht zu Gebote. Die von mir benutzte, welche ich von der Bibliothek in Dresden gütigst geschickt erhielt, ist die erste. Die für diesen Zeitraum so wichtigen Denkwürdigkeiten des französischen Gesandten Valori fand ich leider weder auf den leipziger Bibliotheken noch auf der dresdner vor.

3. Vehse, Geschichte des östreichischen Hofs und Adels und der östreichischen Diplomatie, Hamburg 1852. VIII, 74. Auch der Ungar Cogniazo bezeugt: „Uebrigens thaten bei dieser wichtigen Staats- und Kriegsangelegenheit jetzt, wie immer, die Gewissensräthe, die sich vortrefflich mit dem Kabinet darauf verstanden haben, wie eine Hand die andere wäscht, und wie die Bolzen, die der Staatsrath gedrehet hatte, von den Beichtvätern, und vice versa verschossen werden mussten, ihr bestes" u. s. w.

„recouvrer son ancien lustre. De là il est bien facile de sentir com„bien il est important aux puissances, qui ont quelque chose à re„douter de la maison d'Autriche de veiller avec attention à la con„servation de ce prince. Pour le faire avec succès il est nécessaire „d'être instruit des moyens que la maison d'Autriche a dessein d'em„ployer contre lui et de penètrer le système politique de cette cour. „On connoit par le mémoire ci-joint l'état actuel de toutes ses forces, „ainsi il est inutile de le répeter. On ne s'occupera qu'à demêler les „vues de cette couronne et le plan de conduite qu'il paroit qu'elle „s'est proposée de suivre pour venir à bout de ses projets.“ Dieses Schriftstück bemerkt: Maria Theresia habe Schlesien nicht vergessen, werde Schlesien auch nicht vergessen, jedoch beabsichtige sie gewiss nicht, den König von Preussen unmittelbar anzugreifen; in Böhmen und Mähren sei man noch der vorigen Kriegsleiden eingedenk. Treffend wird alsdann die Absicht Oesterreichs folgendermassen gezeichnet: „La cour de Vienne ne songe donc point „actuellement à attaquer le roi de Prusse avec ses seules „forces; mais elle attend une circonstance où elle soit „par une superiorité decidée, pour ainsi dire, assurée „du succès. C'est là le motif qui l'engage à conserver une armée si „nombreuse dans ses pays héréditaires pour être toujours prête à „frapper son coup vivement si le cas se présentoit. Ce n'est qu'en „suscitant des ennemis au roi de Prusse qu'elle peut espérer de trou„ver ce moment favorable à ses desseins.“ Aus diesem Grunde sei das Bestreben des wiener Kabinettes darauf gerichtet London und Berlin unter sich zu entzweien und Russland für sich zu gewinnen. Russland habe Mannschaft, England habe Geld. —

Die Berichte d'Aubeterre's von Wien bestätigten diese Auffassung vollständig. Er schreibt unter dem 13. März 1754: „La cour de „Vienne fera toujours ses efforts pour retenir dans le voisinage de „l'Allemagne un gros corps de troupes Russes.“ Die Kaiserin befinde sich in grosser Erbitterung, unaufhörlich sei von Truppenmärschen die Rede, sie habe sogar (im Frühjahr 1754) dem venetianischen Gesandten erzählt, dass der König von Preussen drei Regimenter nach Polen zur Besetzung eines streitigen Landstrichs geschickt habe, wobei sie ihre Freude an den Tag gelegt, dass Preussen jetzt selbst mit einer andern Macht Streit angefangen habe. Und am 26. Februar 1755 schreibt d'Aubeterre: „J'ai eu lieu de me convaincre depuis „que je suis dans ce pays-ci, que l'objet principal de la cour de Vienne

„tant pour l'offensive que la défensive est la Prusse, ce ne sera ja-
„mais qu'à la dernière extremité que leurs Mtes. Imp. prendront le
„parti de se dégarnir de leurs troupes et de se mettre dans un état
„de foiblesse vis à vis de cette puissance. L'impératrice a pour maxime,
„qu'il ne faut ajouter nulle foi aux discours du roi de Prusse, mais
„se conduire sur ce que ce prince peut exécuter. Ce propos m'est
„revenu de plusieurs côtés, et toutes les fois qu'il est question du roi
„de Prusse cette princesse ne cesse de le tenir."

Diese Mittheilungen zeigen deutlich die Meinung, welche die französischen Staatsmänner sich über Maria Theresias Absichten gebildet hatten — parteilose Beobachter der Menschen und Verhältnisse, welchen Gelegenheit geboten war, sich über beide zu unterrichten.

Nun trat die englisch-französische Verwicklung ein über Amerika (vgl. Seite 2). Sie kam Oesterreich ungelegen. Denn sein Ziel war: Preussen zu vereinzeln und sich selber in Bündnisse mit allen Hauptmächten zu bringen. Dazu befand es sich auf bestem Wege. England hatte es als seinen alten Bundesgenossen, Russland war gänzlich gewonnen, Frankreichs Feindschaft ging in Annäherung über. Ein Kriegsfall zwischen Frankreich und England zerriss die mühsam gesponnenen Fäden und somit das Netz, mit dem Friedrich II. umstrickt werden sollte.

Oesterreichs erstes ernstliches Bestreben war folglich darauf gerichtet, den neuen Streit beizulegen. Kaunitz drückt dem englischen Gesandten den Wunsch aus, dass beide Mächte sich doch vergleichen möchten [1], und Graf Starhemberg stellt gleichzeitig dem französischen vor: „que sa cour voyait avec un grand déplaisir le „different qui s'est élevé entre les deux couronnes, qu'elle ne cessoit de donner des conseils de paix et de conciliation à la cour „d'Angleterre, et qu'elle n'avoit aucun engagement avec Sa Majesté „Britannique sur les affaires d'Amerique, mais qu'elle ne pouvoit „être que fort inquiète des avis, qu'elle recevoit que plusieurs mi„nistres du roi en pays étrangers avoient déclarés, que si les Anglais „attaquoient la marine ou les colonies de la France, sa Majesté feroit „entrer ses troupes dans les Pays-Bas et qu'il me prioit au nom de „sa cour, de vouloir bien lui donner des explications qui pussent le „rassurer" (Brief d'Aubeterre's vom 24. Mai 1755). Der zweite Wunsch

1. Bericht des englischen Gesandten aus Wien 22. Mai 1755 bei Raumer II, 296 f.

Oesterreichs war, bei diesem Kriege, wenn er nicht abzuwenden war, neutral zu bleiben. Neutralität war freilich unausführbar.

Der französische Minister des Auswärtigen Rouillé, welcher im August 1754 an St. Contest's Stelle getreten war, sah Oesterreichs Stellung (in einem Briefe an d'Aubeterre vom 14. September 1755) also an: „La cour de Vienne comme vous l'observez très bien dé-„pendra toujours du roi d'Angleterre, qui est le seul allié qui puisse „lui donner de la consistance et quelque loin qu'il lui plaise de là „mener, elle ne s'en separera jamais. Il peut bien y avoir de l'alter-„cation entre ces deux cours par les conditions dures que celle de „Vienne voudra imposer à celle de Londres, tant parceque ses trai-„tés avec elle se bornent en effet aux affaires de l'Europe, que parce-„qu'il s'agit d'une guerre ou les Anglais sont les aggresseurs et qui „n'a d'autre objet que l'accomplissement de leurs vues ambitieuses „sur la monarchie des mers. Ainsi jusqu'à ce que la cour de Vienne „ait obtenu ses demandes tant pour être soutenue par un corps de „troupes Russes que par un secours considérable d'argent, il est na-„turel qu'elle ne fasse aucun mouvement d'éclat.[1]

Da indess ersichtlich der Friede auf dem Festland nicht zu erhalten war, so wurde für Oesterreich Preussen und dessen Stellung der Kern der Frage, obschon auch Besorgnisse rücksichtlich Belgiens natürlich vorhanden waren. Ein Echo der Gespräche in den hohen wiener Kreisen ist vermuthlich die Auslassung des französischen Gesandten d'Aubeterre (im Frühjahr 1755): der König von Preussen werde sich über den Bruch zwischen Frankreich und England sehr freuen, der ihm Gelegenheit bringen könne, noch einmal Herr über Deutschland zu werden.

Kaunitz äussert sich also gegen den englischen Gesandten Keith dahin: wofern Maria Theresia durch Russland gegen Preussen gesichert sei, so wolle sie dem Könige von England in Flandern und Hannover beistehen — eher aber nicht. Er hoffe dass England die Kaiserin nicht bloss als seine Verbündete gegen Frankreich, sondern auch gegen den König von Preussen betrachte. Obgleich dieser nicht so mächtig sei, sei er doch ebenso gefährlich. Durch diese neue Macht sei das alte System Europas verändert und es könne durch nichts wieder eingerichtet werden als durch Eintreten der Russen. — Keith ging auch hierauf ein.

---

1. Schlosser II, 293.

Er meinte am 19. Juni 1755 gegen Kaunitz: nach dem Gange der Verhandlungen stehe ein russisches Heer zum sofortigen Angriff auf den König von Preussen zu Gebote und dieser werde es sich also zweimal bedenken müssen, bevor er Krieg gegen Oesterreich anfange.[1]

Dieser Lage entsprechend berichtet am 13. August 1755 der französische Gesandte eine Unterredung mit Kaunitz seinem Minister: „Tout ce que je puis juger de cette conversation c'est que l'impéra-„trice voudroit rester neutre en secourant comme auxiliaire le roi „d'Angleterre et effectivement ce seroit pour elle l'état le plus heu-„reuse puisqu'elle pourroit nous faire tout le mal qu'elle jugeroit à „propos sans rien apprehender de notre part pour elle même. Je ne „puis m'empêcher de vous répéter Mr. que l'impératrice n'abandon-„nera jamais le roi d'Angleterre. C'est le seul allié qu'elle ait et elle „risquera tout plustôt que de le prendre. Les deux cours vont tra-„vailler pendant l'hiver à se mettre en état et à concerter leurs opé-„rations. Il est vraisemblable qu'au printems prochain vous les trou-„verez dans une situation bien differente de celle où elles sont." (Schlosser II, 293.)

Im Mai 1755 erklärte noch Kaunitz dem englischen Gesandten Namens seiner Kaiserin in den bestimmtesten Ausdrücken: „dass sie ihre Interessen von denen des Königs von England für unzertrennlich halte, oder vielmehr, dass diese ganz dieselben wären; die Kaiserin hege die Ueberzeugung, ihre eigne Sicherheit sei allein in der Sicherheit ihrer Verbündeten, insbesondere Englands zu finden."[2]

Allein zwischen der englischen und österreichischen Auffassung bestand ein wesentlicher Unterschied, welcher nothwendig im Verfolge der Ereignisse sich schärfer geltend machen musste und schliesslich beide Mächte trennte. Als im Jahre 1753 England sich bereit erklärt hatte, falls der König von Preussen den Frieden breche, Hülfsgelder zu zahlen, und Maria Theresien vorstellen liess, ob es nicht angemessen sein dürfte, das österreichische Heer dergestalt zu vertheilen, dass es nach einem preussischen Angriffe sogleich etwas unternehmen könne, hatte Maria Theresia (im August) hingeworfen: man könne wohl auch ein Mittel finden, dem König von Preussen zuvorzukommen. Daraufjedoch war man in London nicht eingegangen.

1. Raumer II, 288. Die Einzelheiten dieser Verhandlung gibt Coxe.
2. Bericht des englischen Gesandten Keith aus Wien vom 22. Mai 1755, bei Raumer II, 286. 287.

Frankreich musste nun auch zu einer bestimmten Entscheidung sich entschliessen. So wenig es geneigt gewesen war, die österreichischen Plane gegen Preussen zu befördern, so wenig dachte es an die Unterstützung preussischer Absichten gegen Oesterreich. Schon im ersten Jahre nach dem achner Frieden hatte der französische Minister des Auswärtigen Puysieulx sich geäussert: in dem Falle, dass Friedrich einen Angriff beginne, werde Frankreich bereit sein, gemeinsame Sache wider ihn zu machen.[1] Es gab einen Gesichtspunkt, von dem aus die Niederdrückung der sich erhebenden preussischen Macht Frankreich genehm, ja wünschenswerth sein musste. Bisher war Frankreich der Rückhalt der Reichsfürsten, welche dem Kaiserthume und Oesterreich widerstrebten, und gewann hieraus Vorwände sich eine Partei im Reiche zu bilden und nach seinem Belieben in die deutschen Angelegenheiten einzumengen: wenn aber Preussen im Stande war, Oesterreich zu hemmen, so konnte dieses der Halt der protestantischen Reichsfürsten und der Mittelpunkt einer in sich ruhenden Reichsopposition werden, welche Frankreichs Beistand nicht weiter bedurfte. Die Pompadour mit ihrem Anhang betrieb nun das Eingehen auf die Plane Oesterreichs und so ward in der zweiten Hälfte des Jahres 1755 vom versailler Kabinette ein Schritt weiter auf der Bahn gethan, in die Frankreich sich hineindrängen liess. Ueber die eigentlichen Absichten Frankreichs findet nun ein Widerspruch statt. Von der einen Seite nämlich wird die Ruhe in Deutschland und die Vermeidung eines Landkrieges als das Ziel angegeben, damit Frankreich seine ganzen Kräfte auf die See werfen könne, von der andern aber die Wegname Hannovers als diejenige Massregel bezeichnet, durch welche der König von Grossbritanien zur Nachgiebigkeit gestimmt werden müsse. Wahrscheinlich gingen beide Meinungen in den Hofkreisen neben einander her, in den Handlungen überwog indess die zweite Richtung, denn es wurde mit den Kurfürsten von Köln und von der Pfalz über Aufspeicherungen im Westfälischen und Aufname französischen Kriegsvolks im Jülichschen verhandelt. Wenn von französischen Schriftstellern erzählt wird, der preussische Gesandte Freiherr Knyphausen habe den Antrag gemacht: dass Frankreich in Belgien einfallen möge, worauf Friedrich in Böhmen einbrechen wolle — so ist diess entweder erdichtet oder beruht nur auf einer hingeworfenen persönlichen Aeusserung dieses

1. Bericht des englischen Gesandten Yorke aus Paris vom 1. März und 12. April 1749 bei Raumer II, 258. 259.

Gesandten; im Gegentheile fand sich Friedrich persönlich gekränkt, als zu dem Freiherr von Knyphausen der französische Minister Rouillé äusserte: Friedrich möge bei dem Angriff auf Hannover beistehen, da gebe es etwas zu plündern, der dortige Schatz sei gefüllt und dürfe nur weggenommen werden. Das sei ein guter Fang. Friedrich ertheilte auf diese Unverschämtheit die geziemende Abfertigung.[1]

Im französischen Staatsrathe gingen die Ansichten auseinander. Der Minister des Seewesens Machault wünschte die Ruhe auf dem Festlande bewahrt, was der Kriegsminister d'Argenson für eine Unmöglichkeit hielt. Dieser wollte im Bunde mit Preussen über Hannover herfallen. Puysieulx, St. Severin und Noailles schlossen sich an Machault; Rouillé und Bernis an d'Argenson an. Auf Bernis' Anschlag wurde, doch erst im Dezember 1755, der Herzog von Nivernois an den König von Preussen abgesendet.

Starhemberg, der österreichische Gesandte in Versailles, drängte indess auf ein Bündniss mit seinem Hofe hin. Die Pompadour, deren Eitelkeit es so sehr geschmeichelt, dass die Kaiserin Maria Theresia an sie geschrieben hatte, suchte auf Umwegen, zu denen Bernis sich bot, seinem Wunsche entgegen zu kommen. Hinter dem Rücken des Staatsrathes liess der König am 22. September eine Zusammenkunft zu Babiole zwischen Starhemberg, Bernis und der Pompadour stattfinden, an welche sich weitere Begegnungen der beiden ersten in aller Heimlichkeit knüpften. Weit gehende Vorschläge kamen da zur Sprache; Frankreich sollte in den Niederlanden gewinnen, Schweden ganz Pommern erhalten, Polen Erbkönigreich werden, und anderes. Am 20. Oktober wurde der von ihnen entworfene Plan als österreichischer Antrag mit Uebergehung des Ministerrathes einem ausgewählten Rathe, der aus Machault, Rouillé, Séchelles, St. Florentin und Bernis bestand, unterbreitet. Doch auch diesen erschien er so bedenklich, dass sie zu einer Einigung über ihn nicht gelangen konnten. Das Räthlichste sei noch abzuwarten. Angenommen wurde nur ein Vorschlag von Bernis: Bund zwischen Frankreich und Oesterreich unter gegenseitiger Gewährleistung ihrer europäischen Länder, aber auch zugleich der Besitzungen Preussens.[2]

---

1. Mitchel's Bericht in W. A. Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin 1844. I. 151. Friedrich, histoire de la guerre de sept ans, chapitre 3.

2. So erzählt Duclos in seinen Denkwürdigkeiten II, 405—421. Die geheimen Zusammenkünfte zwischen Bernis und Starhemberg hätten, sagt er, in seiner Wohnung im Luxemburg stattgefunden.

Diese angehängte Bedingung war grade gegen den Sinn der kaiserlichen Minister. Allein deren „Geist war (wie sich ein Gesandter in Wien, der Erzbischof von Santa Maria ausdrückte[1]) gleich den Hörnern der Ziegen aus den Abruzzen, die klein, hart und schief sind." Hartnäckig blieben sie bei ihrem Vorhaben. Gewonnen war einstweilen, dass Frankreich von dei Verlängerung seines alten Bündnisses mit Preussen abgebracht war, welches im Juni 1756 ablief.

Inzwischen war ja noch Oesterreich in nahen Beziehungen zu England und hatte die Wahl, auf welche Seite es treten wollte. England beabsichtigte indess nur die Abwehr eines etwaigen Angriffes Seitens des Königs von Preussens; Oesterreich hingegen trug im Sinne den Angriff gegen Preussen. Diese Verschiedenheit der beiderseitigen Gesinnung spricht der englische Minister Lord Holderness am 10. Oktober 1755[2] in einer Weisung an Mitchell aus: „unser Gegenstand ist Frankreich, Oestreichs Gegenstand ist Preussen; sie wollen uns wider jene Macht nicht beistehen, wenn wir diese nicht für unsern Feind erklären und der Kaiserin-Königin das wieder erobern helfen, was sie im letzten Kriege verlor." Und einen solchen Plan hielt Holderness für Wahnsinn.

Die ausweichende Antwort, welche auf das im Oktober 1755 gestellte Gesuch um Schutzmassregeln für Hannover vom Reiche am 4. November ertheilt ward (vergl. Seite 12—15), musste die englischen Staatsmänner wohl dahin bringen, den thatkräftigen Schutz Friedrichs von Preussen zu suchen. Seit dem Frühjahr dieses Jahres schwebten geheime Unterhandlungen zwischen den Höfen von Berlin und St. James. Diese nahmen jetzt entschiedenen Fortgang. Das Anerbieten der Insel Tabago, mit dem der Herzog von Nivernois Friedrich zum Anfall auf Hannover locken wollte, wies dieser mit Spott zurück. Weiter unten werden die Bestimmungsgründe dargelegt werden. welche Friedrich zum Eintritt in das englische Bündniss bewogen. Am 26. Dezember 1755 schickt schon Holderness bestimmte Andeutungen an seinen Gesandten in Russland: er habe den englischen Vertrag mit Russland dem Könige von Preussen mit dem Bemerken mitgetheilt, dass derselbe nicht als feindliche oder offensive Massregel gegen Preussen gemeint sei. Am 16. Januar 1756 wird der Neutralitätsvertrag zwischen England und Preussen abgeschlossen, kraft dessen beide Mächte unter Erneuerung ihrer früheren

1 Mitgetheilt in Briefen an Cobenzl.
2 Bei Raumer II, 299. 300.

Verträge zur gegenseitigen Hülfe sich verpflichteten und verabredeten nicht zu dulden, dass eine fremde Macht ein Heer nach Deutschland schicke, doch nahm Preussen in einem geheimen Artikel von diesem Schutze die österreichischen Niederlande aus.[1]

Nach Abschluss dieses Vertrages erklärte der englische Minister noch bestimmter dem Gesandten zu Petersburg am 6. Februar: dass England durchaus nicht gemeint, zu wilden und ausschweifenden Planen, welche auf die Zerstörung der preussischen Macht zielten, die Hand zu bieten, und dass es hohe Zeit sei, Oesterreich zu enttäuschen, wenn Oesterreich etwa nur unter dieser Bedingung Grossbritanien Beistand leisten wolle.

Friedrich verbarg diesen Vertrag vor dem Herzog von Nivernais nicht. Frankreich hatte nun keine Wahl mehr.

Dieses preussisch-englische Uebereinkommen enthielt nichts Feindseliges gegen Oesterreich. Denn, versagte darin auch Preussen den österreichischen Niederlanden seinen Schutz, so bezog sich diess offenbar nur auf die blosse Möglichkeit eines französischen Angriffes gegen diese und Preussen wollte sich nur zu einer Unterstützung nicht verbindlich machen, die zu begehren Maria Theresia schwerlich geneigt sein mochte. Obenein sollte dieser Punkt geheim gehalten werden. Freilich erfuhr ihn sogleich das wiener Kabinet. Der englische Gesandte selber gab von diesem Vertrage dem Minister Kaunitz im Februar Kenntniss. Das britische Kabinet war gewiss weit von der Meinung entfernt, dass es wegen seiner Einigung mit Preussen die Bundesgenossenschaft Oesterreichs und Russlands verlieren werde.

Sowie aber der wiener Hof von dem Bunde Englands mit Preussen Nachricht bekommen und sich davon überzeugt hatte, dass er in Täuschung befangen gewesen, indem er geglaubt, England als Werkzeug für seine Plane gebrauchen zu können, wie es nun unwiderruflich feststand, dass England den Antheil an einem Unternehmen ablehne, ja einem solchen zuwider sein müsse, schwenkte er völlig und näherte sich Frankreich in einer Weise, welche dieses selbst überraschte.

---

1. Der von Aster in den Beilagen Seite 12—14 aus den Akten des sächsischen Hauptstaatsarchives veröffentlichte Vertrag zwischen Preussen und England vom 15. Januar 1756 kann nach seinem Inhalte unmöglich im Jahr 1756 abgeschlossen worden sein. Besagt doch sogar sein erster Artikel, dass der am 15. Januar 1756 abgeschlossene Vertrag erneuert werde.

Der französische Gesandte zu Wien glaubte schon im November 1755 einige Kälte zwischen Kaunitz und Keith, dem englischen Gesandten, zu gewahren und auch zu bemerken, dass Keith durch Colloredo auf den Kaiser zu wirken suche, um ihn gegen das von der Kaiserin angenommene System zu stimmen, aber doch kam es ihm unerwartet, als Oesterreich mit einemmale Frankreichs Wünschen entgegenkam. Er berichtet am 4. Februar 1756: „Mr. le comte de „Kaunitz vient de me faire part d'une nouvelle qui m'a étrangement „surpris. Ce ministre m'a dit qu'on avoit communiqué à Mr. de Col„loredo à Londres ainsi que Mr Keith l'avoit fait ici un traité conclu „le 16 du mois passé entre le roi de la Grande-Bretagne et le roi de „Prusse. Il est persuadé que la communication qui lui en a été faite „n'est pas fidèle. Elle se borne à trois articles avec un préambule, „qui porte que les différens entre la France et l'Angleterre menacent „de troubler le répos de l'Europe, et les deux Puissances contrac„tantes désirant de prevenir les suites fâcheuses qui pourroient en „resulter, elles ont resolu de s'unir pour veillir à la tranquillité de „l'Europe et particulierement à celle d'Allemagne et en consequence „elles sont convenues:

„1) de ne point attaquer les états l'un de l'autre mais au contraire „le roi de Prusse s'engage de garantir au roi d'Angleterre tous ses „états d'Allemagne et le roi d'Angleterre garantit à celui de Prusse „toutes ses possessions.

„2) Au cas que quelques puissances etrangères voulussent faire „entrer des troupes dans l'empire pour en troubler le répos elles „conviennent de joindre leurs forces pour les en empêcher et d'agir „près de leurs alliés respectifs pour les engager à s'y opposer.

„3) Ils confirment tous leurs anciens engagemens. Mr. le comte „de Kaunitz m'a temoigné, qu'il n'y avoit pas à s'y tromper, qu'il „étoit aisé de sentir que l'impératrice étoit l'objet de ce traité que „l'Angleterre n'étoit venue à bout de détacher le roi de Prusse de la „France, qu'en lui faisant envisager un aggrandissement considérable, „et que cet aggrandissement ne pouvoit se faire qu'aux dépens de la „maison d'Autriche. Que l'Angleterre vouloit avoir une maison pré„pondérante en Allemagne pour nous l'opposer, qu'il lui étoit égal, „quelle elle fût pourvu qu'il en eût une. Que si l'impératrice avoit „voulu se prêter aux vues de l'Angleterre qui lui avoit fait offrir „toutes sortes d'avantages, ce traité ne se seroit point fait.“ D'Aubeterre antwortete: Kaunitz habe ganz Recht, wenn sein Hof dem

Könige von Preussen hätte Gehör geben und auf seine Absichten eingehen wolle, so würde dieser nicht an den Bund mit England gedacht haben. „Qu'au reste cet évenement étoit si imprévu, que „ma cour n'avoit pu me donner aucune instruction à ce sujet que „j'allois lui depêcher un courier pour lui apprendre cette nouvelle." Eine Woche später, am 11. Februar 1756 schreibt er weiter: „La „disposition ou paroit être la cour de Vienne de se rapprocher de „celle de Versailles merite d'être examinée avec attention. Depuis „le traité d'Aix la Chapelle cette cour a temoigné les mêmes sen„timens. Elles les a fait paroître à Mr. Blondel et à Mr. le marquis „d'Hautefort. Mr. le comte de Kaunitz a tenu la même conduite pen„dant son séjour à Paris. Toutes ces tentatives ayant été inutiles et „la France ne se prétend à rien. Mr. de Kaunitz depuis son retour „s'est tenu dans la reserve. La circonstance du traité avec l'Angle„terre a fait reprendre au ministère Autrichien ses anciennes idées. „Mr. de Kaunitz me temoigne aujourd'hui beaucoup de confiance et „semble affecter de la froideur vis à vis de Mr. de Keith. La cour „de Vienne sait pourtant que la France bien loin de contribuer à ses „aggrandissement s'y opposera toujours. Cette alliance ne peut donc „lui être utile, que pour sa conservation et on ne voit pas qu'elle „soit dans le cas d'aucune crainte à cet égard. Quels sont donc les „objets qui peuvent déterminer la cour de Vienne? Je n'y en vois „que deux. La première de faire sentir aux Anglois qu'elle peut se „passer d'eux. Pendant la dernière guerre les Anglois l'ont tenue „dans la dépendance. Elle a été obligée d'obéir à toutes leurs vo„lontés sans qu'ils ayent jamais se prêter aux moindres de ses vues." — Oesterreich hoffe, dass Hannover und Preussen nicht auf die Dauer zusammen bleiben würden, und dass England zu Oesterreich zurückkommen werde, wünsche aber nun Frankreich ganz und für immer von Preussen loszumachen. „A ces objets il paroit bien s'en joindre „un troisième, savoir d'engager la France par la cession des Pays„Bas à s'unir avec la cour de Vienne pour l'aider à réprendre la Si„lésie. On m'a jetté plusieurs fois dans le discours, que la Flandre „avoit causé quasi toutes les guerres qui s'étoient élevées entre les „deux maisons et que s'il étoit possible d'ôter ce sujet de jalousie, „les deux puissances n'auroient quasi plus rien à demêler ensemble. „Qu'elles cesseroient d'être redoutables l'une pour l'autre et qu'il „pourroit alors y avoir une paix ferme et solide entre elles. A l'égard „du roi de Prusse il paroit par ce qui me revient de tout côté que

„deux motifs ont déterminé ce prince à conclure son traité: 1) la „crainte des Russes, 2) la persuasion où il est que son existence „importe tellement à la France que quelque chose qu'il fasse cette „cour ne souffrira jamais qu'on l'affaiblisse."

Wenn nunmehr der wiener Hof äusserte, Frankreich könne nicht länger dem Könige von Preussen seinen Besitzstand gewährleisten, ohne ihm Grund zum Misstrauen zu geben: so befanden die französischen Minister diess allerdings einleuchtend. Friedrichs Bund mit England dünkte ihnen ein Abfall von Frankreich, wonach er als Feind zu betrachten. Nur Machault dachte noch an einen Angriff auf die österreichischen Niederlande; die übrigen entscheidenden Staatsmänner Frankreichs fanden jetzt einen Vertheidigungsbund mit Oesterreich gegen etwaige Feindseligkeiten von Seiten Preussens gerechtfertigt. Bernis musste sogar den König Ludwig davon zurückhalten, dem neuen Bunde eine ausdrückliche Angriffsrichtung gegen Preussen zu geben, und schnell entzündete sich in den Hofkreisen eine förmliche Schwärmerei für das Zusammenhalten mit Oesterreich.[1] Ende März wollte der englische Minister Lord Holderness schon wissen, dass in Frankreich ein Plan entworfen und angenommen worden sei, den König von Preussen in Kleve anzugreifen, während Oesterreicher in Schlesien einrücken sollten.[2] Doch währten Unterhandlungen Frankreichs mit Preussen noch fort. Eine lange befolgte Staatsrichtung gewinnt zu viele und zu warme Anhänger, als dass der ihr entgegengesetzten die Ansichten Aller sich geschwind zuwenden könnten; das alte System, sagten manche, hat sich in der Vergangenheit bewährt und die Gegenwart bietet keinen Grund, es aufzugeben, da es jetzt Oesterreichs Vortheil keineswegs wäre, Frankreich zu beunruhigen, da Italien vor ihm sichergestellt ist durch die Eintracht der beiden bourbonischen Königshäuser; Preussens Schwächung erscheine unklug, Oesterreichs Anhänglichkeit sei unlauter. Solche Stimmen zu entkräften schrieb Graf Starhemberg am 20. April an die Pompadour, um ihr Widerlegungsgründe an die Hand zu geben. Er schrieb ihr: die Systemsänderung werde eine Vereinfachung, indem Frankreich anstatt vieler kleinen Bundesgenossen, die immerfort Geld und Geschenke von ihm begehrten, einen mächtigen Bündner gewinne, durch dessen Beitritt Spanien und Holland über die Landverhältnisse so beruhigt würden, dass Holland parteilos

1. Duclos, mémoires II, 423—433.
2. Holderness an Williams am 30. März 1756 bei Raumer II, 316.

bleiben, Spanien am Seekriege wider England Theil nehmen könne; die Reichsstände würden im Könige von Frankreich ihren Beschützer haben.[1] — Starhemberg's Gründe schlugen durch.

Die Bahnen waren nun vorgezeichnet, in denen die Dinge weiter treiben mussten. Am letzten April äusserte Kaunitz in einer Unterredung mit dem sächsischen Gesandten Grafen Flemming: es sei nicht mehr an der Zeit, England entgegen zu kommen, und Flemming berichtete danach am 1. Mai an Brühl: der wiener Hof wolle seine ganzen Kräfte gegen Friedrich zusammenhalten (aussi veut-elle tenir toutes ses forces ensemble et intact pour pouvoir s'en servir contre ce Prince en cas, qu'une occasion favorable s'en presentat. — C'est aussi pour cet effet, que la Cour de Vienne flatte autant qu'elle peut celle de Russie et qu'elle fait son possible pour empecher qu'elle n'approuve, et encore moins qu'elle n'accède au traité d'Angleterre avec la Prusse).

Am 7. Mai kommt in Versailles der Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich zum Abschluss[2], am 17. Mai erklärt England den Krieg gegen Frankreich.

1. — — que les états de l'Empire auraient dans la personne du roi de France un puissant protecteur auprès du chef de l'Empire, schreibt des Kaisers Gesandter! (bei Flassan, histoire générale et raisonnée de la diplomatie française. 2. Aufl. Paris 1811. VI, 50.)

2. In Wien forderte der englische Gesandte Keith eine bestimmte Erklärung über die Verhandlungen zwischen Wien und Versailles. Uebereinstimmend mit den von Baumer gegebenen kurzen Auszügen aus den Berichten des englischen Gesandten (II, 328. 329) lauten darüber die französischen Gesandtschaftsmittheilungen. Schon am 19. Mai berichtet d'Aubeterre. Keith habe eine bestimmte Antwort von Kaunitz verlangt und dieser auf die geheime Bestimmung im englisch-preussischen Vertrage (die ihm also bekannt geworden war) Bezug genommen und geantwortet: „que l'impératrice avoit vu avec beaucoup d'étonnement, „que la partie de ses états qui se trouvoit la plus exposée eût été spécialement exceptée des mesures que la cour de Londres avoit proposes „avec celle de Berlin. Qu'on pouvoit sentir facilement, qu'elle songeoit „à la mettre en sûreté, qu'au reste elle souhaitait que S. M. Britannique „retirât pour ses royaumes et son electorat d'Hannovre l'utilité qu'elle „avoit espéré de son traité avec S. M. Prussienne." Als hiermit unzufrieden Keith Zutritt zur Kaiserin begehrt und erlangt, habe diese ihm rund heraus erklärt: „que sa situation ne lui permettoit pas d'entrer „dans aucunes mesures contre la France."

Am selben 19. Mai fand eine Berathung im wiener Staatsministerium vor dem Kaiser und der Kaiserin statt. Einstimmig wurde die Bestätigung des mit Frankreich ausgemachten Bündnisses beschlossen. Man fand in ihm ein Werk, welches „zum wahren avantage und Sicherheit dero Land und zum besten der Religion gereichen kann", in der „Garantie gegen die Türkei" einen „reellen Vortheil, den wir bei den Engländern nicht gehabt." Kaunitz erklärt auf Grund der Aeusserungen des Königs von Frankreich seine Erwartung, „dass in Bälde der traité

Vergebens stemmte der Dauphin sich dieser Systemsveränderung in der Politik Frankreichs entgegen. Er überreichte zu Anfang des Juli eine auf seinen Befehl abgefasste Denkschrift dem Bernis, um zu verhüten, dass Frankreich der Narr seines neuen Verbündeten werde.[1] Durch seinen Anschluss an Habsburg trete das Haus Bourbon aus seiner Stellung heraus, in der es die Freiheiten der Reichsstände gegen Oesterreich gewährleistet. Wenn man zur Vermeidung eines Landkrieges Oesterreich in Ruhe zu erhalten wünsche, so brauche man dafür kein Opfer zu bringen, weil Oesterreich im Fernhalten von diesem Kriege ohnehin seinen Vortheil finde. Schlimmstenfalls sei Oesterreich nicht zu fürchten. Preussen sei für Frankreich nicht nur ungefährlich, sondern nütze ihm, weil die Furcht der Kaiserin vor Preussen sie selbst in Schranken gegenüber Frankreich halte. Man habe dem Könige von Preussen Schlesien vor ganz Europa gewährleistet und an dieser Verbindlichkeit müsse man festhalten; der eigne Vortheil werde verletzt, wenn man zu seiner Schwächung beitrage; es vermöge als Verbündeter sehr nützlich zu werden, aber weder könne es jemals in einem grossen Kriege die Hauptentscheidung in seiner Gewalt haben, noch liege Frankreich innerhalb der Tragweite seiner Macht.

Weit ab von dieser Auffassung der Staatsrücksichten lag das gegenwärtige Streben der französischen Staatsleiter. Oesterreich führte sie schon in seinem Schlepptau.

Ueber das Vorhaben Oesterreichs gegen Preussen, von dem Augenblicke an, in welchem der Bund mit Frankreich geschlossen worden war, sind unzweideutige Beweise vorhanden in der Punktation, welche Graf Starhemberg für den Abschluss des Vertrages erhalten hatte. Oesterreich verlangte danach:

„1) S. M. T. C. donnera son consentement formel non seulement „à la conquète de toute la Silésie et du Comté de Glaz, mais aussi à „un affaiblissement bien plus considérable encore de la puissance du „roi de Prusse; 2) S. M. T. C. coopérera réellement à la réussite du

secret zu seiner Richtigkeit kommen würde". In das Sitzungsprotokoll wurden sogar die Worte aufgenommen: „und hat die Kaiserin mehrmals offenherzig bekennet, dass sie noch keine convention in Zeit ihrer Regierung mit so vergnügtem Herzen unterschrieben habe."

1. — — pour éviter d'être les dupes de notre nouvel allié. Dieses am 1. Juli 1756 abgeschlossene Schriftstück hat Soulavie, mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. Paris an X (1801) I, 229—279 veröffentlicht.

„projet, en fournissant à S. M. l'Impératrice un corps de troupes considérable qui, soit conjointement avec un corps de troupes impériales, tirées des Pays-Bas, soit séparément, puisse se porter à la demande de S. M. l'Impératrice où le besoin l'exigera; 3) der Geldaufwand Frankreichs geht auf Gefahr des Unternehmens; 4) pour la réussite du projet il parait absolument indispensable que, si S. M. l'Impératrice prêtait à la demande faite par S. M. T. C. de la cession entière des Pays-Bas, ce ne pourrait être qu'à condition, que la dite cession se fit en faveur du Sme Infant Don Philippe à la réserve du Duché de Luxembourg, de Chimay et de Beaumont, qui seraient cédés à la France. Tout le reste des Pays-Bas devant en ce cas être transporté à l'Infant — en échange l'Infant céderait à la dite Majesté ses trois duchés et renoncerait à toute prétention, qu'il pourrait avoir sur la succession au royaume de Naples en vertu du traité d'Aix la Chapelle." Frankreich ging auf diese Bedingungen nun vollständig ein, indem es Preussen fallen liess. Hiernach sollte der Maivertrag folgende Veränderungen im Besitzstande herbeiführen: 1) Frankreichs Vergrösserung durch Luxemburg, Chimay und Beaumont; 2) das übrige Belgien tauscht Philipp, der Schwiegersohn des französischen Königs, gegen sein Gebiet; 3) Oesterreich verliert die Niederlande, rundet seine italienischen Besitzungen durch Parma, Piacenza und Guastalla ab und erhält Schlesien mit Glaz zurück; 4) Preussen wird noch weiter geschwächt. Auf diese Verhandlungen mit Frankreich bezieht sich der 1841 veröffentlichte Auszug einiger Konferenzprotokolle des kaiserlich-königlichen Ministeriums, welcher folgendermassen lautet:

„Wien den 2. Juni 1756. Es wäre aber zu wissen, auf was für Conditionen zu bestehen sei oder nicht? Die sine qua non wären: 1) Die bekannte Declaration, dass respective des Tausches nichts geschehen als bis zur wirklichen Besitzung von Schlesien und Glatz sein solle.

2) Müsse Es nicht allein zur Recuperirung Schlesiens etc., sondern auch zur grössten Schwächung des Königs von Preussen concurriren.

3) Es müsse hinlänglichen Antheil nehmen an der künftigen Kriegsoperation.

4) Die Versammlung einer dritten Armee.

5) Don Philippe solle Flandern und Brabant zugetheilt werden nebst allen jenem, so an Frankreich nicht cedirt würde.

6) Die Geldanlagen: Desfalls könnte man sich mit 10 oder 8 Millionen begnügen; überhaupt dependire alles von der mehrern oder wenigern Concurrenz und Mitwirkung Frankreichs."

Der König Ludwig ging in einem Antwortschreiben am 22. Juni im wesentlichen bereits auf die österreichische Bedingung ein, dass die Niederlande nur im Falle der Wiedergewinnung Schlesiens abgetreten werden sollten.

Die Kaunitzschen Absichten und Verfahrungsweise enthält endlich ganz klar seine Weisung an den Botschafter am russischen Hofe, Grafen Esterhazy am 22. Mai 1756. Diese besagt: „Russland könne versichert sein, dass wir alles mögliche thun werden, um die grosse Idee auszuführen; dass nicht nur die aufrichtigste Freundschaft, sondern das wesentliche Staatsinterest uns dazu antriebe, die russische Absicht eben so sehr als die unsre zu befördern und mit einander zu verbinden; dass alles was zu des Königs in Preussen Schwächung gereichen kann, vollkommen mit unserem Plane übereinstimme; dass wir hierzu mit Freude die Hände bieten werden; dass aber der ganze Ausschlag in der Execution ohne vorgängige Einstimmung des französischen Hofes allzu gefährlich, ja unmöglich sei, da sonst nicht nur dieser Hof, sondern auch England und andre Mächte, dem König in Preussen kräftigst Beistand leisten und das Unternehmen unfehlbar zu unsrem und Russlands Schaden ausschlagen, alsdann aber die Sache auch für die künftige Zeit verdorben sein würde. Hieraus erwachset nun die natürliche Folge, dass der russische Hof nicht nur uns, sondern sich selbst einen grossen Dienst leisten und der Hauptabsicht einen erwünschten Vorschub geben würde, wenn er bei Gelegenheit des Defensif-Tractats und der vom Grafen Esterhazy im Namen des Königs in Frankreich zu machenden Aeusserung, die Erklärung und Antwort so einrichtete, dass er zwar zu vollständiger Aussöhnung und Herstellung der Correspondenz mit Frankreich ganz geneigt, jedoch nur alsdann hierzu erbötig sei, falls dieser Hof in die grosse Absicht eingehen, und andurch den rechten Grund zu einem wahren Vertrauen und Einverständniss legen sollte. Solchergestalt bliebe demnach die Gelegenheit offen, sich nach einem Gutbefinden dem französischen Hofe mehr oder weniger zu nähern, und dieser würde durch die russische Aeusserung nicht wenig angetrieben, in die grosse Absicht sich willfähriger zu erzeigen, und nicht weiters so viele Rücksicht für den König in Preussen zu tragen; als welche hauptsächlich an dem bisherigen Verzug Ursach ist, und auch

künftighin sein dürfte. Hierbei schmerzt uns der Zeitverlust am meisten, und wir erkennen gar wohl, wie viel an der baldigen und geschwinden Ausführung gelegen sei, damit allen, nicht vorhersehenden Zufällen vorgekommen und dem König in Preussen, wie auch der Krone England, die Gelegenheit benommen werde, sich in rechte Gegenverfassung zu setzen. Allein wenn auch unsere dermalige und in der grössten crisi stehende negociation noch so glücklich geht, so kann doch solche allem Ansehen nach vor etlichen Monaten nicht zum Schlusse gelangen, und alsdann wäre die Zeit allzusehr verstrichen, als dass noch in diesem Jahre die Armee zusammengezogen, in Marsch gesetzet, und die Operationen zu gleicher Zeit angefangen werden könnten, dass also diese bis in das künftige Frühjahr ausgesetzt bleiben müsste. Inzwischen würde alles darauf ankommen, das Spiel recht zu verdecken, und den Verdacht, welchen England und Preussen schon gehegt haben, auf die thunlichste Art zu verhindern, folglich unser Vorhaben bis zum wirklichen Ausbruch geheim zu halten. Hierzu kann nun der russische Hof durch sein vorsichtiges Betragen und Aeusserung um so mehreren Vorschub geben, da auf denselben England und Preussen hauptsächlich Achtung gibt, und von uns beiden nichts Widriges vermuthen, so lange die russisch Kaiserlichen keine determinirte Entschliessung merken lassen."

Am 16. Juni 1756 schreibt der sächsische Gesandte Graf Flemming aus Wien nach Dresden: er könne beinahe nicht mehr zweifeln, dass der wiener Hof einen Entwurf, welcher auf Wiedereroberung Schlesiens und auf die Religion ziele, fertig habe. Der Plan zur Ausführung der ersten Absicht scheine dahin zu gehen, nicht zuerst mit dem König von Preussen anzubinden, vielmehr alles zu vermeiden, was seinen rege gewordenen Argwohn reizen könne, dagegen dafür zu sorgen, dass Russland das Spiel anfange. Flemming bemerkt noch, dass in Wien die Meinungen darüber sehr getheilt seien, wiederholt aber, man dürfe nicht zweifeln, dass so lange Graf Kaunitz am Ruder sei, ein solcher Entwurf bestehe. Abschrift dieses Briefes fiel in Friedrichs Hände.

Unter lauter gegenseitigen Friedensversicherungen und Friedenswünschen ist aus zwei einander gegenüberstehenden Neutralitätsbündnissen ein grosser Krieg entbrannt.

Aber die hier gegebene Zusammenstellung der vorhandenen Nachrichten über den Gang der diplomatischen Verhandlungen des dem

Kriege vorangehenden Jahrzehnts, aus welcher sehr leicht von des Darstellers verbindenden, erläuternden und zusammenfassenden Worten der unzweifelhafte Bestand der zuverlässigen Mittheilungen von den handelnden Personen abgeschieden werden kann, *beweist*, dass es dem wiener Hofe damals keineswegs um Aufrechthaltung *des Friedens in Deutschland*, sondern um Erniedrigung Friedrichs von Preussen zu thun war. Männer, welche die Verhandlungen mit dem wiener Hofe geführt, wie der englische Minister Holderness [1], waren der Ueberzeugung, dass Oesterreich den Plan betreibe, dem Könige von Preussen das mit Gewalt wieder wegzunehmen, was es ihm hatte abtreten müssen. In Petersburg sprach sich Katharinens Umgebung rückhaltslos darüber aus — nur das eigne Zeugniss der Oesterreicher mangelt. Wie sollte es nicht fehlen, so lange das wiener Archiv verschlossen gehalten wird? Die gemeine Meinung jener Tage, die sich um den Inhalt der gewechselten Staatsschriften wenig gekümmert hat, ist jedoch in der Beurtheilung der Sachlage *nicht* fehlgegangen.

Der siebenjährige Krieg ist also keine Folge des amerikanischen Zwistes, den England und Frankreich hatten, sondern ist aus innern Ursachen entsprungen, und nur vorzeitig im Jahre 1756 losgebrochen, wegen des Eintretens dieses Zerwürfnisses zwischen England und Frankreich. Er ist vielmehr eine Fortsetzung des österreichischen Erbfolgekrieges, in dem seine Wurzeln liegen.

Eine Umwandlung der politischen Stellungen ging dem Kriege voran. Das Haus Habsburg setzte sich über dreihundertjährige Feindschaft und seine alten Ueberlieferungen hinweg, um sich Frankreich anzuschliessen, das als Landmacht und Grenznachbar seine Besitzungen eher und mehr bedrohte, denn Grossbritanien; es trennte sich von England, das während seiner Bundesgenossenschaft Preussens Anforderungen unterstützt hatte. „Hätte Preussen nicht den Weg gezeigt, sagte Maria Theresia auf die letzten Vorstellungen des englischen Gesandten Keith am 13. Mai 1756, würde Frankreich mich nicht angegriffen haben; sehr spät kam der König von England zu meiner Vertheidigung! Ich habe nur zwei Feinde zu fürchten: die Türken und die Preussen. Ich will es Ihnen nur frei gestehen, ich und der König von Preussen, wir sind zu einander unverträglich und keine Rücksicht kann mich je vermögen, in einen

---

1. Holderness' Brief an Keith vom 11. Juni 1756 bei Raumer II, 343.

Bund einzutreten, an welchem er Theil hat.“ Der unversöhnliche Hass eines Weibes auf dem Throne trieb es zum Blutvergiessen, denn beide vereint, Oesterreich und Preussen zusammen, vermochten die Reichsgrenze und die Ruhe Deutschlands zu schirmen. Der Bund mit Frankreich, den Kaunitz zu Stande brachte, hatte ein volles Menschenalter Bestand. Eine andere folgenschwere Veränderung verursachte das Hereinziehen Russlands in die deutsche Politik. Die europäische Pentarchie trat mit dem siebenjährigen Kriege ein, denn nach demselben zählte Preussen als Grossmacht mit. Ein Weiberbund (Maria Theresia — Elisabeth — die Pompadour) schien vor seinem Beginne die Geschicke der europäischen Staaten zu bestimmen.

Es erübrigt, den letzten Umstand zu betrachten, auf den die Vertheidiger der gegentheiligen Ansicht, und unter ihnen auch Huschberg Seite 70, sich bezogen haben, den, dass ja wirklich Friedrichs Einfall in Sachsen Oesterreich nicht im schlagfertigen Stande angetroffen hat. Die angewöhnte schleichende Langsamkeit in der Ausführung vorhandener Absichten gibt jedoch keineswegs einen hinlänglichen Beweis für das Nichtvorhandensein solcher Absichten. Als Kaiser Karl VI. starb betrug die österreichische Heeresmacht 68,000 Soldaten, im Jahre 1755 zählte sie: 130,689 Mann regelmässiger Fusstruppen in 39 deutschen, 9 ungarischen, 5 wallonischen Regimentern, 1 spanischen Regimente und 1 ungarischen Fahne; ferner 30,478 Reiter in 18 Regimentern Kürassire, 12 Regimentern Dragoner und 10 Regimentern Husaren, ausserdem an unregelmässigen Soldaten, Ungarn und Kroaten 36,088 zu Fuss und 5024 zu Ross — im Ganzen mithin 202,279 Mann[1]! Diess war in der That (selbst wenn ein Theil davon nur auf dem Papiere gestanden haben sollte) jedenfalls eine über einfache Friedensverhältnisse weit hinausgehende Streitmacht. Gleichwohl dachte man in diesem Jahre 1755 in Wien noch an ein Abkommen mit den Schweizerkantonen, um Schweizer in Sold zu nehmen.[2] Die französischen Gesandten in Wien wissen von Rüstungen und Werbungen zu erzählen. Dem russischen Gesandten wurde bereits 1754 versichert, wie schon seit längerer Zeit die österreichische Mannschaft dergestalt vertheilt sei, dass binnen kurzer Frist ein sehr ansehnliches

1. Aus Fürst's Papieren in Ranke's historisch-politischer Zeitschrift, Berlin 1833—36. II, 727 f.
2. Nach den Berichten im pariser Archive.

Heer an jeder Stelle der preussischen Grenze versammelt werden könne.[1] Im österreichischen Heere war „über Jahr und Tag" vor dem erfolgten Beginne des Kampfes der bevorstehende Krieg erwartet.[2] Und im Juni 1755 bekannte Kaunitz gegen den englischen Gesandten: „wir haben, obwohl geheime; doch wirksame Massregeln ergriffen und alles so vorbereitet, dass wir im Fall es nöthig ohne Verlust eines Tages in's Feld rücken können." So meinte man also in Wien gerüstet zu sein — in Wirklichkeit gestaltete sich freilich später alles ganz anders, als es nach den Erwartungen der wiener Staatsweisen hätte gehen müssen. Es geschah, wie ein freimüthiger österreichischer Soldatenführer Cogniazo urtheilt, „für den Spass zu viel, für den Ernst zu wenig."

Es ist nun Zeit, den Blick auf Friedrich II., König von Preussen, zu richten. Ueber seinen Lebenslauf entschied der rasche Entschluss, Schlesien zu erobern. Dieses Unternehmens Folgen hielten ihn unausgesetzt beschäftigt, nöthigten ihm ein beständiges Rüsten und Kriegstreiben auf und zogen ihn vielfältig ab von der schöpferischen Umbildung der innern Verhältnisse des ihm unterwürfigen Landes. Wenn irgend jemand, war er selbst seines Schicksals Schmid. Dass ihm Oesterreich niemals den Angriff vergessen, dass es nach der Wiedereroberung Schlesiens trachten werde, sowie es „über Wasser komme", begriff er und sein Minister Podewils frühzeitig, schon im ersten schlesischen Kriege klar. Mochte späterhin Podewils sich beruhigen, er blieb besorgt, weil er den Sinn Maria Theresias verstand. Seine Eigenliebe täuschte sich darüber durchaus nicht, dass den von ihrer Grösse eingenommenen Oesterreichern das preussische Heer und die schlesischen Festungen nicht so fürchterlich vorkämen, um sie vom Verfolgen ihrer Plane abzuschrecken, und eben so wenig verbarg er sich (wie peinlich es ihm auch war), dass zu den Grossmächten, welche einen längeren Krieg auszuhalten im Stande waren, sein Preussen nicht mitgehörte. Während seine Räthe an der Oberfläche der Dinge haftend den Staat in Sicherheit wähnten, hielt er die Gefahr im Auge, dass Maria Theresia

1. Bei Raumer II, 226.

2. (Des östreichischen Rittmeisters von Cogniazo) Geständnisse eines Oestreichischen Veterans in politisch-militärischer Hinsicht auf die interessantesten Verhältnisse zwischen Oestreich und Preussen, während der Regierung des Grossen Königs der Preussen, Friedrichs des zweyten. Breslau 1789. II, 190 ff.

einen Stein nach dem andern zusammenfüge und Schritt für Schritt vorrücke, um ihn zu stürzen.

Besorgten Gemüthes richtete Friedrich darum das wachsame Auge auf alle öffentlichen Vorgänge und gab sich grösse Mühe, hinter den Schleier zu blicken, der die diplomatischen Verhandlungen der fremden Staaten verbarg. Sein Vertrauter Winterfeld unterstützte ihn emsig und schaffte in Dresden und Wien Kundschafter. Diesem entdeckte ein gewisser Reinitz aus Dresden, wie er durch einen Freund, einen angestellten Schreiber Kunde habe, dass die zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden gewechselten Staatsschriften im dresdner Archive aufbewahrt lägen. 1752 ward zu deren Mittheilung der Kanzelist Mentzel in Dresden bestochen (vergleiche die 7. Ergänzung zu Huschberg's Darstellung, Seite 54 und 55). Nach Wien wurden verschiedene schmucke und gewandte junge Leute mit dem Auftrage geschickt, Liebschaften mit den Kammerjungfern Maria Theresias anzuknüpfen und diese über deren Aeusserungen auszuholen. Die Mittheilungen dieser Liebhaber nahmen den Weg über München nach Potsdam. In Wien waren ausserdem zwei Geistliche bestochen und ein dritter, vermuthlich ein angesehener höherer Anführer[1]. Vorzüglich wichtige Nachrichten, insonderheit die zwischen Wien und Petersburg schwebenden Verhandlungen, verrieth ihm vom Jahr 1754 an der bei der österreichischen Gesandtschaft zu Berlin seit 1751 als Legationssekretär angestellte Baron Weingarten. Grosse Liebe zur Tochter des charlottenburger Kastellans verleitete den jungen Mann zum Verrath. Ausserdem erhielt er seit 1755 einzelne Mittheilungen von seinem Bewunderer, dem Grossfürsten Peter

1. Im Jahre 1757 starb ein solcher in Wien, in dessen Nachlass eine Summe preussischer Goldstücke von der letzten Ausprägung vorgefunden wurde. Vgl. Zimmermann, Fragmente über Friedrich den Grossen 1790 II, 285—292. Allerdings wurden diese Angaben geläugnet in den „Freymüthigen Anmerkungen über Zimmermann's Fragmente von einigen brandenburgischen Patrioten 1791 II", einer Schrift, die alles gegen Zimmermann's Urtheile und „tadelnswerthen Indiskretionen" vertheidiget, alles rechtfertigen will. Jedoch auf den Widerspruch solcher (noch dazu anonymer) halbamtlicher Schriftsteller ist nicht das mindeste Gewicht zu legen, wenn sie nicht durch Nachweisungen ihre entgegengesetzten Behauptungen beglaubigen. Was will es aber besagen, wenn diese vermeintlichen Patrioten einreden: jener österreichische Feldherr könne das neue preussische Geld ja im Spiele gewonnen haben? Bei dem Beginne des böhmischen Feldzuges fanden die Oesterreicher bei einem gefangenen Preussen zu ihrem Erstaunen ein ganz genaues Verzeichniss uber Stärke und Stellung ihres Heeres in derselben Weise abgefasst, wie das der Kaiserin übergebene Schreiben Ratte's vom 28. Mai 1757, bei Stuhr I, 246.

in Petersburg. Winterfeld zog die Sachsen Meyer und von Pflugk und aus Mähren Rebentisch in preussischen Dienst, die auf alles, was in ihrer Heimath sich zutrug, ein wachsames Auge haben mussten, gewann auch durch deren Vermittlung mehrere sächsische Soldatenführer. Pflugk blieb bis zum Einrücken der Preussen in Sachsen bei dem sächsischen Heere. Dann verliess er es und trat öffentlich bei den Preussen als Oberstlieutnant ein. Der sparsame König schonte für diese Zwecke sein Geld nicht und Winterfeld schoss aus eignen Mitteln viel zu.[1] Der geheime vierte Artikel des petersburger Vertrags und die fortgesetzte Verhandlung über Sachsens Beitreten wurde ihm bekannt: doch war er natürlich ausser Stande, alle Fäden, die gesponnen wurden, mit Sicherheit zu verfolgen.

Im Jahre 1754 war in Deutschland schon starkes Gerede von Truppenmärschen. Schon 1753 begann auch Friedrich sein Heer zu vermehren und Ende 1755 hatte er es auf 120,000 Mann Fusssoldaten und 32,500 Reiter gebracht. Für seine Feldherrn arbeitete er selbst eine Taktik aus. Kein Anführer erhielt die Erlaubniss zu Reisen nach Oesterreich, dem Winterfeld nicht geheime Aufträge mitgegeben hätte, um Wege, Pässe, Brücken zu besichtigen.

Nun trat die Verwicklung des Jahres 1755 ein und bereits in diesem Jahre fasste Friedrich (nach Voltaire's Versicherung[2]) ohne sich mit jemandem zu berathen, die Idee, nöthigenfalls den feindlichen Mächten durch einen Angriff zuvorzukommen. Sein eigner Wunsch war aber die Erhaltung des Friedens.

Friedrichs Weisheit fasste die Abwendung der von Russland drohenden Gefahr als das erreichbare Ziel in's Auge. Ob, wenn es ihm gelang den diplomatischen Plan Oesterreichs zum Scheitern zu bringen, dieses allein das Schwert ziehen würde, mochte sehr zweifelhaft sein. Da nun Russland nicht blos mit Oesterreich, sondern auch mit England sich im Bündniss befand, so schien ein Bund Preussens mit England der geeignete Weg, um Russland von Feindseligkeiten gegen Preussen zurückzuhalten. Persönlich war er Frankreich mehr zugethan; Winterfeld hat, so darf man muthmassen, sich bemüht, ihn günstiger für England zu stimmen. Durch Winterfeld's Hand gingen die Anknüpfungen, die er im Jahr 1755 mit England

---

1. Warnery, Feldzüge Friedrichs des Zweyten, Königs von Preussen seit 1756 bis 1762. Aus dem Französischen übersetzt. Hamburg 1789. I, 1—3. Bestätigt durch Angaben bei Aster S. 119 f. 335 f. 354.

2. Voltaire, précis du siècle de Louis XV. Genf 1769. chap. 32.

suchte. Als sich deutlich herausstellte, dass Frankreich ihn als sein Werkzeug zur Ueberziehung Hannovers gebrauchen wolle, als er erwarten musste, dass es diese Bedingung für die Erneuerung seines im Mai oder Juni 1756 ablaufenden Bündnisses festhalten werde, da durfte er nicht länger schwanken, in das englische Bündniss einzutreten.

Denn vor allem musste der Friede für das Reich gewahrt werden. Sobald er als Schützer Hannovers dastand und gleichzeitig Oesterreich durch innige Bande mit England verknüpft war, konnte Frankreich nicht mehr mit Zuversicht einen Einfall nach Deutschland wagen. Er hoffte, dass Frankreich ihn nun unterlassen werde. Uebrigens liess er Frankreich wissen, wie er meine, stets in den alten Verhältnissen mit ihm zu beharren.[1]

Weiter mochte er hoffen, dass nun schlimmstenfalls, wenn Oesterreich ihn doch angreifen sollte, auf Betrieb Englands die russische Macht sich vielleicht wider die Oesterreicher kehren werde.

Wie gerechtfertigt diese Erwartungen auch waren, so kam doch alles anders. Gleich der Gedanke, durch Preussens Vermittlung den schwebenden Streit zwischen Frankreich und England beizulegen, zerschlug sich. Die Wirkung, welche der Bund mit England auf den russischen Hof üben sollte, blieb aus. Beharrlich verweigerte jetzt die Zarin ihre Unterschrift zu dem zwischen Russland und England verabredeten Vertrage; sie, die sich äusserte: dass wohl der König von England und der wiener Hof zu des Königs von Preussen Niederdrückung einen Plan entworfen haben würden, wozu sie jederzeit geneigt sei — fügte dem Vertrage jetzt die Bedingung bei, dass er einzig Giltigkeit haben solle, wenn der König von Preussen die Staaten des Königs von England oder seiner Verbündeten angreife, und liess (im März) berathschlagen, ob nicht überhaupt der ganze Vertrag mit England wegen dessen Uebereinkommen mit Preussen nichtig geworden sei. Der österreichische Einfluss überwog sichtlich in Sankt Petersburg den englischen.

Hatte Friedrich in der Mitte des Märzes 1756 die Meinung gehegt, dass die Ruhe einstweilen gesichert sei [2], so häuften sich mehr und mehr bedenkliche Anzeichen. Wenn er vielleicht übersehen hatte, dass am 18. Oktober 1755 das den katholischen Schlesiern bedeutungsvolle Hedwigsfest in Wien mit auffälligem Pompe

1. Schreiben Bonnac's vom 6. Februar 1756 bei Stuhr I. 33.
2. Mitchell's Bericht.

gefeiert worden war, so entging es seiner Achtsamkeit doch gewiss nicht, dass im Februar die österreichische Regierung befahl, zwei böhmische und zwei mährische Städte für Aufspeicherungen zu bestimmen, dass im Mai und weiter im Juni schweres Geschütz nach Olmütz gebracht und die dortigen Festungswerke ausgebessert wurden, dass auf das Feldgeschütz in Oesterreich vermehrte Sorgfalt gerichtet ward, dass die Zeughäuser mit Waffenvorräthen gefüllt wurden und österreichische Sachverständige die schlesische Grenze bereisten. In Livland trafen die Russen allerhand Vorbereitungen. Er stutzte. Leichtfertiger Art plauderten die französischen Staatsmänner unter Frauen die diplomatischen Geheimnisse aus: in Paris und Versailles liess sich manches Bedenkliche erkunden. Dass sich ein Unwetter zusammenzog, war für ein scharfes Auge wahrnehmbar.

Des Königs Umgebung begann unruhig zu werden. Weil ihr die geheimen Nachrichten verborgen blieben, konnte sie nur nach dem urtheilen, was sie als zu Tage liegend gewahrte. Bei einer Beurtheilung nun, die sich mehr um den Anschein und die Oberfläche der Dinge kümmerte, als um die in ihrem Hintergrunde eigentlich treibenden Kräfte, musste man wohl die Meinung fassen, dass Friedrich mit seinem Verhalten mindestens ebenso sehr den Krieg hervorrufe, als er in Wirklichkeit von seinen Widersachern mit einem Kriege bedroht sei; man traute den friedlichen Worten der letzteren denn doch einigermassen und sah mit Beklemmung auf den Einfluss, den auf den leidenschaftlichen König der rührige Winterfeld hatte, auf Winterfeld, der in seiner Ueberzeugung, dass den preussischen Waffen nichts zu widerstehen vermöge, nur Gewinn von einem Kriege erwartete, der als ehrgeizig verschrieen und wegen der Freundschaft des Königs beneidet ward. Man wollte wissen, dass er den König angetrieben, den Krieg sogleich anzufangen, den Plan der Feinde in der Geburt zu ersticken. [1] Man fürchtete, dass seine kriegerischen Eingebungen den lebhaften und leidenschaftlichen König fortreissen möchten. Der unerwartete Anschluss an England wurde allgemein missbilligt; selbst der kluge Minister des Auswärtigen Podewils beharrte auf der Ansicht, dass im Gegentheile durch das Anklammern an Frankreich dem drohenden Kriege vorgebeugt werden müsse. Auch die alten Feldherrn, Schwerin, Keith, Schmettau wurden ängstlich, wenn sie

1. (von Retzow) Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen. Von einem Zeitgenossen. Berlin 1802. I, 24.

die Gefahr erwogen, in die den Staat zu stürzen der König im Begriff schien.[1] Auch die Brüder Friedrichs, die an Einsicht weit unter ihm standen, fürchteten Unglück von seiner Raschheit.

Mit hoher Ueberlegung überschaute aber Friedrich seine Lage. Wie sehr ihm die Erhaltung des Friedens am Herzen lag, begriff er doch, dass die Gefahren für ihn im Zunehmen, nicht im Abnehmen seien, so lange er warte, dass seine Rettung auf der raschen Ausführung eines kühnen Entschlusses beruhe. Zugleich glaubte er Kaunitz zu durchschauen, der es dahin zu wenden trachte, dass Friedrich mit Feindseligkeiten den Anfang mache, und dennoch erfasste Friedrich, dass Preussens Gewicht im Angriff lag, in der Wucht rascher That. Seinen Argwohn mochte der Umstand steigern, dass er vieles nur unklar sah. Manche Kunde, die er empfing, mochte auch falsch sein. Jetzt fasste er die Meinung, dass im Januar 1756 eine neue Uebereinkunft zwischen Oesterreich und Russland zum Zwecke des Angriffs gegen Preussen zu Stande gekommen sei. In einer Staatsschrift[2] ward behauptet, es sei Mitte Juli die umständliche Nachricht ihm zugekommen, dass zwischen beiden kaiserlichen Höfen Abrede genommen worden sei, ihn gleichzeitig anzugreifen, und zwar der wiener Hof mit 80,000 Mann, der russische mit 120,000; dieses Vorhaben hätten sie zwar schon in diesem Jahre bewerkstelligen wollen, es sei aber, weil es dem russischen Hofe an Rekruten, Matrosen und Getreidevorräthen noch fehle, die Ausführung bis auf künftiges Frühjahr verschoben worden. Angesichts der öffentlichen Vorgänge gewann eine solche Mittheilung Glaublichkeit, sollte sie auch nicht vom Grossfürsten Peter selbst ihm zugekommen sein, wie solches ein trefflicher Geschichtschreiber versichert[3] und die Ausdrücke jener Staatsschrift allerdings wahrscheinlich machen. Gleichwohl hat kein Beweis dafür beigebracht werden können, dass ein Vertrag dieses Inhalts abgeschlossen worden sei; die angezogene Staatsschrift spricht aber auch nur von Errichtung eines Planes; blos eine vorausgesetzte Anname war wohl die förmliche Abfassung einer bezüglichen Urkunde und die Mittheilung auf die Anträge, welche

1. Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne. Berlin 1806. I, 309.

2. Königl. Preussische Beantwortung derer so genannten Anmerkungen über die von Anbeginn des gegenwärtigen Krieges bis anhero zum öffentlichen Druck gediehene Königl. Preuss. Kriegsmanifesten, Circularien und Memoires. Berlin 1757.

3. Fischer, Geschichte Friedrichs des Zweiten Königs von Preussen. Halle 1787. I, 391.

Esterhazy in Petersburg gemäss der Weisung von Kaunitz unter'm 22. Mai (vergl. oben S. LXV) gemacht hatte, zu beziehen. Friedrich war im Ungewissen, denn er sagt selbst, dass um eben diese Zeit oder vielmehr kurz vorher seine beste Quelle versiegte. Der österreichische Graf Puebla schöpfte nämlich gegen Weingarten Verdacht. Weingarten merkte diess noch zur rechten Zeit, verliess Ende des Maies Puebla's Haus, verschwand am 12. Juni aus Berlin, eine Anzahl wichtiger Schriftstücke mit sich fortnehmend und rief des Königs Schutz an. Oesterreich forderte seine Auslieferung, Friedrich erliess auch einen Verhaftungsbefehl, rettete ihn aber unter der Hand nach Kolberg, wo er den Namen von Weiss annahm. — Auf eine Anfrage bei dem französischen Gesandten, ob der König von Frankreich Preussen die Erhaltung der Ruhe verbürgen wolle, wurde eine unbestimmte, Angesichts der Sachlage nichts sagende Antwort gegeben.

Gleich nach der Mitte des Juni war Friedrichs Entschluss gefasst, das Netz, an dem seine Feinde spannen, mit Gewalt zu zerreissen. Desshalb beruft er in wiederholten Schreiben am 19., 21. und 23. Juni seinen Lehrer in der Kriegskunst Schwerin nach Potsdam und veranstaltet, sowie Schwerin eingetroffen war, eine Berathung mit ihm, Winterfeld und Retzow. Er eröffnet seinen Feldherrn: mit den Waffen in der Hand wolle er das Vorhaben seiner Feinde vernichten, bevor sie es zur Ausführung brächten; alle Vorkehrungen zum Marsch der Truppen seien getroffen, nun müsse bestimmt werden, auf welche Weise der Krieg am vortheilhaftesten geführt werden könne. Schwerin widersprach dem Unterfangen mit Nachdruck und seiner Gegenvorstellung schloss sich Retzow an. Auch Retzow warnte vor Uebereilung; man könne die Veränderungen nicht vorausermessen, welche noch zum Heile Zeit und Umstände herbeiführen könnten; wer zuerst die Streitaxt aufhebe, der mache die Eifersucht der ohnehin neidischen Höfe rege; das wiener Kabinet werde die Sturmglocke ziehen, um ganz Europa wider Friedrichs neue Eroberungssucht in Bewegung zu setzen, und Preussen der Menge seiner Feinde zuletzt unterliegen. Winterfeld dagegen hob hervor, dass die Zeit benutzt werden müsse, in welcher Oesterreich noch nicht völlig gerüstet und Russland unthätig sei; Preussen dürfe sich nicht angreifen lassen. Nun breitete Friedrich die ihm verrathenen Staatsschriften und Briefe aus. Schwerin und Retzow erstaunten, stumm begegneten sich ihre Augen und nach einer langen Pause rief Schwerin: „wenn einmal Krieg geführt werden soll und muss, so lasst uns morgen

aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen und in diesem kornreichen Lande Vorrathshäuser anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu sichern.“ 1759 war von diesen vier Männern einzig der König am Leben; die übrigen hatte der Krieg weggerafft.

Vorbereitungen zum Kriegsbeginn wurden getroffen, heimlich und so berechnet, dass niemand sie übersah. Unter dem Vorwande einer Krankheit reiste Winterfeld Mitte Juli nach Karlsbad, besah das böhmische Grenzgebirge, besuchte Pirna und den Königstein und brachte Friedrich einen günstigen Bericht. Feldmarschal Keith und die übrigen preussischen Soldatenführer, die sich in Karlsbad, dem damaligen Modebade aufhielten, erhielten Ende Juli Befehl, in den nächsten Tagen ohne alles Aufsehn zu ihren Regimentern zurückzukehren. Um dieselbe Zeit eröffnete Friedrich dem englischen Gesandten Mitchell, dass er unverweilt seinen Feinden zuvorzukommen gedenke; diess sei das einzige Mittel seiner Sicherheit so zahlreichen und mächtigen Widersachern gegenüber, deren vereinigte Kräfte denen bei weitem überlegen seien, die er in's Feld stellen könne. „Hier ist nicht zu helfen“, sagte er nach Mitchell's Einrede auf Maria Theresias Bildniss hinweisend: „diese Dame da will Krieg haben und sie soll ihn bald haben; ich weiss kein ander Mittel, als meinen Feinden zuvorzukommen; meine Mannschaften sind bereit und ich muss diese Verschwörung zu brechen trachten, bevor sie zu stark wird.“ Mitchell hatte noch Hoffnung, dass Russland wenigstens in dem Falle, dass er nicht angreife, parteilos bleiben werde, und machte ihn aufmerksam, wie er doch nur Verdachtsgründe auf Grund von Privatangaben habe, von deren Triftigkeit Europa keine Kenntniss besitze, und dass er daher vor allem andern Maria Theresia um Aufklärung angehen müsse. Friedrich wurde hitzig; er kenne den Uebermuth und Stolz des wiener Hofes; die Anfrage würde ihn nur einer hochmüthigen beschimpfenden Antwort aussetzen. „Je anmassender sie ausfällt, desto besser,“ antwortete Mitchell, „verweigert die Kaiserin gewünschte Aufklärungen, so kann sie hernach nicht füglich Hülfe begehren.“ Friedrich war jedoch schon in dem Grade aufgebracht, dass er mehrere Stunden bedurfte, um das Einleuchtende dieser schlagenden Bemerkungen Mitchell's zu erkennen. Einen Erfolg bei Maria Theresia selbst erwartete er freilich, und mit Recht, nicht; auch eine deutliche Antwort hoffte er nur in dem Falle, dass die Kaiserin überrascht werde.

Am nächsten Tage ging der Befehl an seinen Gesandten in Wien

von Klinggräff ab, Zulassung vor die Kaiserin, ohne Dazwischenkunft ihrer Räthe zu begehren.

Am 24. Juli befand sich Kaunitz grade in einer Berathung mit den Feldherren Neiperg, Brown und Piccolomini, als Klinggräff dringend um eine Unterredung nachsuchte. Kaunitz liess ihn bitten, sogleich zu kommen, da er im Begriff stehe, nach Schönbrunn zur Kaiserin sich zu begeben. Klinggräff kam und begehrte, augenscheinlich erregt, Zulassung vor die Kaiserin, da ihm ein Bote Mittheilungen überbracht habe, die er in Person der Kaiserin-Königin vortragen solle; Kaunitz befand darauf doch nöthig, seinerseits in den Stand gesetzt zu werden, auf die Beschaffenheit derselben seine Herrin einigermassen vorzubereiten, und Klinggräff sagte ihm unvorsichtig: er solle in seines Königs Namen auf freundschaftliche Art fragen: was die österreichischen Kriegsrüstungen bedeuteten und ob sie vielleicht auf ihn abzielten, was er sich zwar nicht vorstellen könne, da er nicht wisse, den geringsten Anlass dazu gegeben zu haben. Allzu sicher und fast übermüthig bemerkte darauf Kaunitz: er könne sich nicht enthalten ihm sein Verwundern auszudrücken, dass sein König über die hiesigen Massregeln eine Erklärung fordere, da man doch hiesigerseits nicht die geringste Unruhe oder Besorgniss zu erkennen gegeben habe wegen der grossen Bewegungen, die man zuerst bei seinem Heere wahrgenommen habe — und brach dann das Gespräch ab. Auf dem Wege nach Schönbrunn sann Kaunitz auf eine der Kaiserin in den Mund zu legende Antwort ausweichender Natur, welche zugleich fernere Erläuterungen abschneide. Weitere Erklärungen, fürchtete Kaunitz, könnten einen Aufschub derjenigen Massnamen verursachen, die er mit Nachdruck fortsetzen wollte.[1] Am 25. Juli hatte der preussische Gesandte bei Maria Theresia Zutritt. Er begann im Namen seines Königs mit den stärksten Versicherungen, wie dieser das gute Vernehmen mit ihr beständig wolle und zu pflegen wünsche. Alle Ursache zu entfernen, welche diessfalls eine Veränderung verursachen könne, bitte der König um Auskunft über die Bewegungen ihrer Soldaten und ihre andern kriegerischen Anstalten; er glaube nicht Anlass zu ihnen gegeben zu haben und könne beweisen, dass er sein Heer in Schlesien nicht mit einem einzigen Manne vermehrt habe; dessen Anzahl sei dieselbe, wie vor einigen Jahren.

---

1. Brief Flemming's an Brühl, Wien 28. Juli 1756.

Maria Theresia ward verlegen. Da die Sache bedenklich wäre, antwortete sie, könne sie ihre Worte nicht genugsam abwägen und halte es desshalb für gut ihre Antwort ihm vorzulesen, zog aus ihrer Tasche ein Papier und las folgende Erklärung ab: „Les circonstances critiques des affaires générales m'ont fait regarder comme „nécessaires les mesures, que je prends pour ma sureté et la dé„fense de mes alliés et qui ne tendent d'ailleurs au préjudice de qui „que se soit." Dann schwieg sie und gab Klinggräff durch ein Kopfnicken das Zeichen, dass er entlassen sei. Mit bestürzter Miene entfernte er sich. Nur ein paar Minuten hatte die Unterredung gewährt.

In Wien freute sich die Kurzsichtigkeit, mit dieser ebenso kräftigen als dunkeln Antwort den preussischen König in nicht geringe Verlegenheit gebracht zu haben. Das völlig Ungenügende derselben, die offenbare Absichtlichkeit dieser Fassung und das in der Antwort unabsichtlich gemachte Eingeständniss, Rüstungen veranstaltet zu haben, für die kein rechter Zweck angegeben werden konnte, musste die letzten Bedenken Friedrichs wegräumen. Gewissheit darüber, dass er im Frühjahr 1757 angegriffen werden würde, war unmöglich zu erlangen: mit höchster Wahrscheinlichkeit aber war dieser Fall nunmehr vorauszusehen. Klüger war es, zuvorzukommen, besser die Kriegsfurie in des Feindes Land zu tragen, als im eignen Lande dem Angriffe ausgesetzt zu sein und dieses den Kriegsleiden bloszustellen.

Mit grosser Unruhe harrte Friedrich auf die Rückkunft seines Boten. Den Schlüssel zur österreichischen Antwort gab ihm der Brief des sächsischen Gesandten in Wien, Grafen Flemming, dessen Abschrift ihm durch Mentzel zukam. Der letzte Zweifel musste schwinden. In denselben Tagen urtheilte der französische Gesandte in Dresden Broglie: dass wenn Friedrich mit Angriffsentwürfen umgehe, er Unrecht hätte, ihre Ausführung hinauszuschieben; sollte er angreifen, so würde man ihm begegnen; die Kaiserin versammle beinahe 100,000 Oesterreicher in Mähren und Böhmen, Feldmarschal Brown sei nach Wien abgegangen um Befehle einzuholen; wenigstens 1757 müsse der Krieg ausbrechen.[1] Indem aber Friedrich erwog, dass Hannover gänzlich von Truppen entblösst war, dünkte es ihm räthlicher, den Beginn des Krieges um einige Wochen hinauszuschieben, damit Frankreich nicht Zeit habe, noch in diesem Jahre einen Feldzug

1. Briefe Broglie's vom 23. und 25. Juli 1756 bei Stuhr I, 48.

nach Deutschland zu unternehmen. Er that daher noch einen Schritt und trug am 2. August seinem Gesandten auf, eine bestimmtere Erklärung zu fordern.

Die Kaiserin-Königin genehmigte zwar ohne Verzug die abermalige Vorlassung Klinggräff's, verlangte aber das preussische Begehren schriftlich zu erhalten. Erst am 18. August konnte es Klinggräff überreichen. Es hatte folgenden Inhalt. Als unterrichtet von dem „Offensivtraktat“ Maria Theresias mit Russland sowie von ihren Kriegszurüstungen an seiner Grenze, glaube der König von Preussen im Rechte zu sein, von ihr „eine förmliche und bestimmte Erklärung“ zu fordern „in einer Versicherung“, ihn „weder dieses noch künftiges Jahr anzugreifen.“ Er müsse Aufklärung haben, „ob er sich mit Ihro Majestät der Kaiserin-Königin im Kriege oder im Frieden befinde?“ darüber mache er sie zum Schiedsrichter und wenn ihre Absichten lauter wären, so sei der Zeitpunkt gekommen, sie an den Tag zu legen; allein wenn eine ungewisse und ausweichende Antwort ertheilt werde, so habe sie sich alle Folgen davon vorzuwerfen, und er sei an dem daraus entspringenden Unglücke unschuldig. Die Antwort Maria Theresias am 20. August war schroff gehalten. Sie habe sich deutlich erklärt. Ohne Zweifel stehe ihr das Recht zu, Beurtheilungen über die Zeitumstände anzustellen, wie es ihr gefällt, und hänge es nur von ihr ab, ihre Gefahren abzuwägen. „Gewohnt die Rücksichten, welche Herrscher einander schuldig sind, sowohl zu fühlen als zu beachten, habe sie nur mit Erstaunen und der gerechtesten Empfindlichkeit die Denkschrift vernommen, welche, sowohl was den Gegenstand selbst als auch die Ausdrücke betrifft, der Art sei, dass sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sähe, die Grenzen der Mässigung, welche sie sich vorgezeichnet habe, zu überschreiten, wenn sie auf den ganzen Inhalt antworte. Sie wolle indess, dass man Herrn von Klinggräff erkläre, dass die Angaben, welche Sr. Majestät in Preussen von einem Offensivtraktate gegen ihn zwischen Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin und Ihrer Majestät der Kaiserin von Russland gemacht worden, ebenso wie die Umstände und angeblichen Stipulationen von besagter Verbindung durchaus falsch und erdichtet seien und dass ein solcher Vertrag gegen Se. Majestät in Preussen nirgends bestehe auch niemals bestanden habe.“[1] Die geforderte Versicherung war also nicht gegeben!

1. Beide Schriftstücke sind mitgetheilt von Aster, Beleuchtung der

Friedrich zog sogleich zum Kampfe aus. In Wesel, Ostpreussen und Hinterpommern verblieben Regimenter. Bei Frankenstein, Bunzlau, Frankfurt an der Oder, Halle, Berlin standen seine Truppen schon bereit. Bei Magdeburg waren die westfälischen Soldaten, wie es hiess zum Schutze Hannovers, gesammelt. Am 20. August setzten die pommerschen Regimenter sich nach Berlin in Marsch. Die berliner Besatzung erfuhr erst auf ihrem Stellplatze, zu welchem Thore sie ausrücken sollte. Der Aufbruch der Preussen ging nach Sachsen. Friedrichs nächste Absicht (wie er sie selbst in einem Schreiben an den sächsischen Kurfürsten am 11. September angab) war, sich des Elbstroms zu versichern und kein Heer in seinem Rücken zu lassen, welches nur den Augenblick erwarten würde, um wenn er mit seinen Feinden recht verwickelt wäre, etwas wider ihn zu unternehmen. Er wollte aber auch das sächsische Heer an sich reissen und sich seiner für die eignen Zwecke bedienen. „Dass überall Hinterlist obwaltete, sagt Aster, zeigt die noch vorhandene Instruktion Friedrichs wegen des Einmarsches in Sachsen, indem hinsichtlich der Städte, besonders wenn sächsische Garnison darin befindlich wäre und sie solche nicht überfallen könnten, man die Truppen freundschaftlichst überreden und ihnen einen Durchmarsch durch Sachsen vorspiegeln müsse, dass aber, wenn auch dieses nichts fruchten sollte, man schnell Gewalt brauchen müsse, damit sich die Sachsen indessen nicht etwa entfernen könnten.“ Die Zusammenziehung von 20,000 sächsischen Soldaten südlich von Dresden (die zuerst um den 19. August in Rede kam) hemmte den preussischen König allerdings sehr. Denn da er das sächsische Heer dem seinigen einzuverleiben gesonnen war, so wäre es unklug gewesen nach Winterfeld's Rathschlag ihre Stellung zu stürmen; die Aushungerung erforderte aber kostbare Zeit. Die Oesterreicher konnten sich in Böhmen sammeln (ein Vortheil für sie, den übrigens die sächsischen Feldherrn bei ihrem Verhalten nicht veranschlagt hatten) und Friedrich vermochte nur mit getheilter Kraft in Böhmen aufzutreten. Am 3. Oktober schrieb Friedrich aus Lowositz an Winterfeld, der die Einschliessung der sich noch haltenden Sachsen leitete: „Die Saksen verderben mihr die gantze Campagne, ich werde wohr es noch 8 tage Tauret nicht im Stande Seindt mihr länger hier zu Maintenieren und Würde ohnmöglich werden Sich Mit den grossen Klumpen

Kriegswirren zwischen Preussen und Sachsen vom Ende August bis Ende Oktober 1756. Dresden 1848. S. 62—65.

hier zu Souteniren, es wirdt Späht im jahr und Braun hat nuhn tzeit gehabt Sich Seinen posten hinter der Eger recht Stark zu machen."

Der Krieg hatte nun begonnen. Es standen nicht, wie Bancroft meint, der Forschungsgeist in einer Schlachtordnung mit Protestantismus, philosophischer Freiheit und der keimenden Demokratie entgegen der Verschwörung des europäischen Vorurtheils und der Legitimität, des Priesterthums und des Despotismus — das war nicht sein Gehalt, es handelte sich auch nicht um Bedrückung des Volkes, sondern die Herrscher stritten um Besitz und fochten ihre Ehrensachen aus. —

Es war ein innerer Krieg und der Fortbestand des Reiches in Frage gestellt. Im Grunde ein Kampf zwischen den Häusern Habsburg und Hohenzollern, wurde er durch den Umstand, dass der Kaiser zugleich der Erzherzogin von Oesterreich Gemahl war, zum Krieg Friedrichs wider das Reich. Bei seinem Ausbruche war die Reichsgewalt nicht unparteiisch gegen Friedrich, sondern wider ihn gekehrt. Der Umstand ferner, dass der Anfang unzweifelhaft ein Landfriedensbruch von Seiten Preussens war, musste die Reichsstände, die nicht zu Preussen hielten, dahin führen, in seiner Handlungsweise eine Empörung zu erkennen.

In seltsamer Weise wurde nun die Doppelstellung Friedrichs, die als Vasall, das heisst Untergebener des Kaisers und Kurfürst des Reiches, mit derjenigen als unumschränkter König in Preussen vermengt, bald die eine, bald die andere herausgekehrt. Jetzt machten sich die Nachtheile für frühere Lässigkeit bitter geltend. Reichsland war einstens das Ordensgebiet gewesen, auf welches gegenwärtig Friedrich für seine Unabhängigkeit sich stolz berief; Kaiser und Reich hatten ja aber in schlechter Lässigkeit sich um dasselbe nicht gekümmert und so war es gekommen, dass der Kurfürst von Brandenburg in den Besitz von Preussen, ledig der Bande, die es an's Reich knüpften, eingetreten war. Nunmehr besass der Kurfürst von Brandenburg einen Schwerpunkt ausserhalb des Reiches, auf den er sich stützen konnte, wo er neben der Reichsgewalt und gegen das Reich zu handeln für vortheilhaft befand.

Bei der obschwebenden Verwicklung lag es ausserordentlich nahe, dass, da das Reich Krieg gegen Friedrich führte, auch Friedrich gegen das Reich Krieg geführt und schliesslich des Reichsverbandes sich gänzlich zu entledigen getrachtet hätte. Dieser Gedanke

scheint ihm indess niemals vorgeschwebt zu haben. Er wollte, wie seine Vorgänger, im Reiche stehen bleiben. Er bekämpfte daher nur das Reichsheer und begehrte Parteilosigkeit von den Reichsständen, die sich ihm nicht anschliessen mochten. Den Standpunkt, auf welchen er sich stellte, sprach er in der Antwort an die Nürnberger, Prag den 5. Juni 1757 aus: sein Krieg gehe einzig und allein das Haus Oesterreich an und sei dessen Privatquerele. „Mit des Kaisers Majestät als Kaiser“ habe er „nichts zu demeliren.“ „Niemalen aber ist es bishero, Gott Lob, dahin gekommen, dass das deutsche Reich in einer solchen Dependence des wienerischen Hofes gestanden, dass solches und dessen Stände den despotischen Willen des wienerischen Ministerii als Reichsgesetze erkennen und annehmen.“ „Die Reichsverfassungen nebst der von des Kaisers Majestät heilig beschwornen Wahlkapitulation determiniren die Schranken zwischen dem Haupte und den Gliedern des Reichs. Will ein Oberhaupt solchen zuwider das Reich in fremden Krieg einflechten, so kann keine Autorität, noch weniger aber illegale Reichshofrathschlüsse das Reich und dessen Stände dazu obligiren. Es wäre denn dass die ganze Reichsverfassung in ihren völligen Umsturz gesetzet und ein völliger Despotismus des Hofes zu Wien auch über die respektabelsten Stände eingeführet werden solle.“ Insofern hatte Friedrich Recht, als der Streit die Häuser Habsburg und Hohenzollern, keineswegs den Kaiser des heiligen römischen Reiches betraf. Jedoch zu Wien war man längst gewohnt, die kaiserliche Hoheit mit der eignen Landesregierung zu vermengen, Maria Theresia als Kaiserin anzusehen. Friedrichs Einfall in Sachsen bot die Handhabe, diess geltend zu machen. Kaiserlicherseits fand man, Friedrich sei in Empörung begriffen, und suchte man es zu seiner Aechtung zu bringen.

Friedrichs Gesandter, der thätige Freiherr von Plotho, verblieb am Reichstage zu Regensburg, ohngeachtet aller Reichsschlüsse wider Friedrich und trotz des Drängens des wiener Hofes auf seine Entfernung. Er behauptete seinen Antheil an allen Reichsgeschäften, wäre es auch nur mittelst eingelegter Verwahrungen. Fortwährend redete er in die Verhandlungen hinein. Als am 13. Dezember 1757 ein Reichsgeneral die Reichspost in Hof anhalten liess und aus dem Felleisen die an Plotho gerichtete königliche Briefschaft wegnahm, führte er laute Beschwerde über Beeinträchtigung der gesandtschaftlichen Rechte und drang wirklich mit seinem Geschrei

durch. Denn der Kaiser gab unter'm 24. Dezember dem Oberkommando des Reichsheeres die Weisung, keine Depeschen des preussischen Hofes oder des brandenburgischen Reichstagsgesandten zu eröffnen. In Bezug auf Reichsverhältnisse nahm Preussen ausserhalb des Kriegsschauplatzes sich so, als ob es sich im tiefsten Frieden mit dem Kaiser befinde, beanspruchte fortwährend die ungehinderte Ausübung seiner sämmtlichen reichsrechtlichen Befugnisse und gebärdete sich, als geschähe ihm schweres Unrecht, wo es daran verhindert ward. Wie befremdend diess erscheinen mag, so vortheilhaft war es gleichwohl für die Gesammtheit. Denn Kurbrandenburg trat in Folge dieser Sachlage aus den Reichsverhältnissen nicht gänzlich heraus. Wäre diess aber der Fall gewesen, wie leicht hätte es alsdann geschehen können, dass bei dem endlichen Friedensschlusse Preussen, das heisst: alle unter Friedrich vereinigten Reichslande, sammt seinen Verbündeten, den Fürsten von Hannover, Braunschweig, Hessen-Kassel und andern, ausserhalb des Reichsverbandes stehen geblieben wäre, womit bereits 1763 des Reiches Sprengung erfolgt sein müsste. So aber blieb dieses Aeusserste noch eine Weile abgewendet.

Freilich, die eigensüchtige Verblendung der wiener Staatsmänner suchte es dahin zu treiben, als sie im Jahre 1758 die Aechtung Friedrichs und der ihm verbündeten Fürsten ernstlich betrieb, weil siegessicher ihr thöriges Herz damit den Weg zur Vertheilung der Lande ebnen wollte — die erst noch erobert werden mussten! Dieses hier vorliegende Werk reicht bis zu dem Zeitpunkte, an dem durch einen gewandten Schritt des hannöverschen Reichstagsgesandten Gemmingen das Achtsverfahren zum Stillstand gebracht wurde.

Die Reichszustände waren seit einem Jahrhunderte so in ihrer Wesenheit verändert, dass der alte Verfassungszuschnitt gar nicht mehr zu ihnen passte.[1] Ein Landfriedensbruch lag unzweifelhaft vor und es gab auch deutliche Reichsgesetze für solchen Fall — allein anzuwenden waren sie nicht. Denn von den Reichsgliedern trugen sieben noch eine andere Krone! Wenn von diesen sieben Gekrönten einer kriegte, so war diess doch offenbar keine gewöhnliche Befehdung eines Reichsangehörigen durch den andern und die Reichsobrigkeiten standen solchem Landfriedensbruche im Grunde

1. Eine aus den Quellen geschöpfte kurze Darstellung der Reichsverfassung in dem Zeitraume von 1648—1806 habe ich in der Schrift: Deutschlands Einheit, Reform und Reichstag, Leipzig 1848 S. 43—66 versucht.

rathlos gegenüber, trotzdem dass der Landfrieden von 1548 noch galt, wonach niemand „was Würden und Standes oder Wesens“ er sei, einen andern berauben, befehden, überziehen sollte, bei Verfällung in eine Strafe von 2000 Mark feinen Goldes oder gar der Reichsacht, die Leib und Gut jedem frei gab. Der westfälische Frieden hatte (Artikel XVII. § 7) auf ihn nur einfach verwiesen. Dagegen war in den Wahlversprechungen der Kaiser, und namentlich in der Handfeste des damals regierenden Franz I (Artikel XX. § 2, IV. § 2) ausgemacht, dass kein Reichsstand ungehört, ohne rechtmässige genugsame Ursache und ohne Vorwissen, Rath und Bewilligung der Kurfürsten, Fürsten und Stände in Acht und Aberacht gethan, sowie dass kein Reichskrieg ohne sämmtlicher Stände Bewilligung beschlossen werden könne. Sogar „in eilenden Fällen“ war Kaiser Franz an sämmtlicher Kurfürsten Einwilligung gebunden. Hier lag selbst in den Reichssatzungen ein Widerspruch, der alles nachdrückliche Handeln lähmen musste. Weil diejenigen, die allein die Macht zu Verbesserungen besassen, die Kurfürsten, Verbesserungen am wenigsten wollten, so blieb alles beim Alten oder vielmehr, was damit zusammenhing, es wurde alles Oeffentliche verkehrter und übler. Enden konnte dieser Zustand nur so, dass entweder das deutsche Volk eine glückliche Staatsumwälzung ausführte (und daran dachte schwerlich jemand) oder dass das Reich in Trümmer zerfiel — und diess letztere ist denn auch geschehen.

Einstweilen aber betrieben die Reichsbeamten eintretende Wirren in althergebrachter Art. Im Mittelpunkte der Reichsgewalt fand eine Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten statt, wie sie nur irgend bei pedantischen Aktenschreibern vorkommt. Unbekümmert um die Wirklichkeit sassen die Herren vom Reichsregimente in ihren warmen Stuben mit langem Zopfe und erkannten in aller Gemüthsruhe über völkerrechtliche Verhältnisse gleichwie über gemeine privatrechtliche auf ihrem geduldigen Papiere ab. Sie behandelten Politik wie einen Prozess! König Friedrich beurtheilte treffend den Reichstag als eine Zusammenkunft von Publizisten, die sich mehr an die Formen als an die Sachen hielten. Dabei gehen allemal die Dinge selber zu Grunde. Die gewöhnlichen Vorschriften und Gewohnheiten bei bürgerlichen Händeln wurden also in Regensburg zur Anwendung gebracht und betreffs ihrer peinlichen Beobachtung zankte man sich in Regensburg heftig. Der Reichshofrath erliess Vorladungen, Zwischenurtheile, Einschärfungen, Erkenntnisse, ohne

dass auch nur ein einziges zum Vollzuge hätte gebracht werden können. Es war ein Geschäftigthun der Reichsobrigkeit, während sie im Grunde müssig blieb. Aber die Deutschen hatten sich einmal daran gewöhnt. Des Kaisers Handfeste hatte noch dazu bestimmt (Artikel XX. § 8), dass der Angeklagte nicht übereilet werden solle! Sachsen und alle später beschädigten Reichsstände, gleichviel welcher Partei, stellten daher Klagen vor dem Reichsgerichte an und betrieben sie so eifrig, als hinge von den Erkenntnissen der Ausgang des Krieges ab. Viel wurde in Regensburg zusammengeschrieben und Friedrich liess immer wacker antworten.

Man sprach auch sehr viel von der deutschen „Freiheit". Die reichsständische Stimmfreiheit, welche die preussische Partei so oft und so laut ansprach, war aber ein Unding. Sie hob die bindende Kraft der Stimmenmehrheit auf, ohne die keine Gesammtheit zum Handeln kommen kann. Mit ihr vertrug sich kein Reichstag, kein Reich. Sie löste auf. Im übrigen aber hatte das tönende Wort dazumal gar keinen Sinn. Reich war Deutschland an studirten Rechtsgelehrten und dicke Bände juristischer Schriften verursachten alljährlich einen ansehnlichen Papierabsatz, aber Recht und Freiheit war gering in Deutschland. „Die deutsche Freiheit (um mit den Worten einer 1765 erschienenen Schrift zu sprechen) erstreckt sich nicht leicht bis auf die Einwohner Deutschlands. So viel man auch ehedem von dieser Freiheit machte, so wenigen Antheil hatte der gemeine Mann daran. In den vorigen Zeiten verklagten die Unterthanen ihre Oberen, wenn diese ihnen in ihren Freiheiten Eingriff thun wollten: verloren sie den Prozess, so wurden sie von ihren unterthänigen Herren unter die Füsse getreten; gewannen sie ihn, so fielen sie den kaiserlichen Kommissaren in die Hände, die ihnen die Haut über die Ohren zogen. Die deutsche Nation gleicht dem Esel in der Fabel, der dazu verdammt ist, beständig zwei fast gleich schwere Säcke zu tragen. Der ganze Unterschied besteht nur darin, dass dieser oder jener Herr die Kunst, die Lasten aufzulegen, besser oder schlechter versteht."

So mussten denn die armen Deutschen wider einander wüthen, weil zwei Fürstenfamilien über ihren Besitz entzweit waren. Preussen sowohl als Oesterreich zog einen nicht unansehnlichen Theil seiner Heereskraft aus den übrigen Reichslanden, beider Feindschaft brachte auch unter die übrigen Reichsstände Spaltung. Deutschland fiel wieder in sein eignes Schwert.

Der böse Wille eines Kaunitz zog auch die Kriegsscharen der Fremden in's Reich. Zum erstenmale wurden die Russen auf deutschem Boden zu kriegen gerufen! Sie setzten in Ostpreussen sich fest. Unter dem Geläute der Glocken zogen die Russen in Königsberg ein und verkündeten die Besitzname dieses Landes. In den Kirchen musste für die Zarin Gott angerufen werden. Am 21. Februar 1758 war Königsberg zu Ehren des russischen Grossfürsten festlich erleuchtet und der Senat der Universität bat um Erlaubniss, in ihrer Aula eine Rede auf ihn halten zu dürfen. Heutigentages finden sich doch noch Professoren, die abgesetzt werden oder abgesetzt werden könnten; dazumal gab es keine solchen.

Den ländergierigen Franzosen ward der Einmarsch in's Reich gestattet. Des Reiches Stände waren nicht darüber befragt und doch hatte der Kaiser bei seiner Erwählung beschworen, dass er kein fremdes Kriegsvolk in das Reich wolle einführen lassen ohne vorhergehende Einwilligung der Kurfürsten, Fürsten und Stände. Das Volk fühlte besser als seine Oberen und sogenannten Staatsmänner die Gefährdung, die ihm von Frankreich drohte, wie zahlreiche Flugschriften darthun, die ausnamslos Befürchtungen aussprachen und ernst warnten. Plotho hatte in diesem Stücke volles Recht im Namen seines Herrn (am 30. Dezember 1757) von der Herbeirufung der Fremden öffentlich zu sagen, dass den Absichten des wiener Hofes zu gefallen die Konstitutionen des Reichs und dessen Wohlfahrt hintangesetzt würden.

Wenn die Verbürgung des westfälischen Friedens durch Frankreich als Grund seines kriegerischen Auftretens vorgeschützt wurde, so durfte Hannover wohl sagen, dass es zuerst gütlich hätte zureden sollen. Hannover wolle ja am Kriege keinen Theil nehmen, sondern blos die eignen Grenzen beschützen.

Frankreich hatte sich bereits im Herbste 1756 dahin erklärt, mit aller Kraft für Oesterreich und Sachsen auf den Kampfplatz zu treten, da beide seine Hülfe wiederholt (und namentlich am 15. Oktober 1756 und 5. Januar 1757) in Anspruch genommen hatten. Auch abgesehen von dem ergangenen Hülferufe und der übernommenen Gewähr des westfälischen Friedens, behauptete der König von Frankreich ein ihm zustehendes Recht, vermöge der Wahlkapitulation Leopolds I. im 14. Artikel, auf die blosse Bitte eines Reichsstandes sein Heer in Deutschland einrücken zu lassen. Frankreich legte sich schon eigenmächtig das Recht zu, einen deutschen

Reichsschluss aus eignem Antriebe als Exekutor zum Vollzuge zu bringen. Was anders als eine Bevormundung Deutschlands war diess? Was anderes als eine Stellung, wie sie Russland anfing, Polen gegenüber einzunehmen? Und der Kaiser schwieg.

Nicht blos die Pflicht der Bündnisse, nicht blos der Krieg mit England bewog das französische Kabinet mit Heeresmacht in Deutschland zu erscheinen. Französische Fahnen sollten im Reiche flattern, die französische Partei in ihm sollte vermehrt und gestärkt, der französische Einfluss auf die deutschen Zustände vergrössert werden. Wenn der Reichsexekutionsarmee ein französisches Heer beigegeben wurde, so lag der Hintergedanke nahe, die Deutschen zu gewöhnen, in Gemeinschaft mit den Franzosen in den Krieg zu ziehen, und die Absicht, zu gleicher Zeit tief in das Innere des Reiches vorzudringen. Demnächst trachteten die Franzosen vorläufig die Festungen am Niederrhein und Main zu besetzen. Wurde doch sogar im Sommer 1757 der Vorschlag gemacht, das unzuverlässige Nürnberg mit französischen Truppen zu belegen [1], suchte es doch später Ulm und Frankfurt am Main in seine Gewalt zu bekommen. Während die französischen Staatsmänner mit der Beschützung des Reiches, der Sorge für dessen Ruhe, der Aufrechthaltung der Reichsverfassung grossthaten und von Frankreichs reinem Eifer und grossmüthigen Opfern prahlten, führten sie den Krieg hauptsächlich mit erkaufter deutscher Mannschaft und mit erpresstem deutschen Gelde. Erwägt man, dass die Franzosen nach ihrem ersten Einbruche in Hannover allenthalben den Eid der Treue für den König von Frankreich abverlangten (wie dessen sie ein gedrucktes und am Reichstage ausgegebenes Promemoria Kurhannovers beschuldigte), erwägt man die beigebrachten Aeusserungen und Umstände (vergl. z. B. S. 688), so wird man der Vermuthung Raum geben müssen, dass die Hintergedanken der französischen Staatsmänner auf neue Eroberungen in Deutschland zielten. Aber sie erndteten diessmal Schmach und Beschimpfung ihrer Waffen und wurden durch Friedrichs und Ferdinands Tapferkeit aus Deutschland gejagt. Deren gutes Schwert hat gehindert, dass Deutschland nicht abermals den Ausländern zum Raube wurde.

Das Haus Habsburg erklärte sich in einem geheimen Vertrage (traité secret d'union et d'amitié signé le 1. Mai 1757, dessen Bestimmungen Huschberg Seite 32 nicht kannte) gegen einen Beistand

1. Stuhr I, 331 f.

Frankreichs mit 105,000 Franzosen, 12 Millionen Gulden jährlich und der Löhnung von 4000 Baiern, 5000 Sachsen, 6000 Würtemberger bereit, ihm sobald es in Besitz von Schlesien, Glaz und Krossen getreten sei, die Fürstenthümer Chimay und Beaumont, die Häfen Ostende, Nieuport, Ypern, Fürnes, Bergen und Fort Knock mit ihrer Umgebung zu überlassen, die übrigen Niederlande mit Ausname Luxemburgs an den Infanten Don Philipp gegen die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla zu vertauschen, endlich Luxemburgs Festungswerke zerstören zu lassen. Preussen sollte die klevischen Provinzen, sein Pommern, die Fürstenthümer Magdeburg, Halberstadt und den Saalkreis gemäss dieser Uebereinkunft einbüssen. Und dennoch versicherte der Kaiser dem Reichstage, dass das Reich keine Einbusse erleiden solle. Und dennoch erklärte Frankreich am Reichstage, dass sein Bund mit Oesterreich in keiner Weise den Rechten des Reiches zu nahe trete! Dagegen durfte Friedrich mit Fug, lange bevor des Krieges Ausgang entschieden war, am Ende des Jahres 1757 an Maria Theresia schreiben: auch wenn er unterliege, werde die Geschichte an ihm rühmen, „dass ich einen Mitkurfürsten von der Unterdrückung habe retten wollen, dass ich zur Vergrösserung des Hauses Bourbon nichts beigetragen habe." —

Neben der politischen Verwicklung stand das religiöse Zerwürfniss. Je schwächer dazumal noch das politische Urtheil im deutschen Volke war und je unreifer die Auffassung öffentlicher Hergänge, desto mehr war es geneigt, da, wo die juristische Beurtheilung nicht ausreichte, im Glauben die Triebfeder zu erblicken. Vielseitig wurde daher der Gegensatz des Katholizismus und Protestantismus für den auch gegenwärtig in Wahrheit bewegenden gehalten oder wenigstens erwartet, dass der ausgebrochene Kampf zu einem Religionskriege ausschlagen werde. Hat doch selbst noch 1843 Hinrichs (in seinen politischen Vorlesungen I, 176) geurtheilt, dass der siebenjährige Krieg eigentlich nur eine Fortsetzung des dreissigjährigen Krieges sei!

Man muss es den Bischöfen jener Tage zum Ruhme nachsagen, dass sie nicht getrachtet haben, während der eingetretenen Verwirrung religiösen Hader zu entzünden. Es wäre ihnen ein leichtes gewesen, den preussisch-österreichischen Krieg in einen blutigen Meinungskampf zu verwandeln, nur eines geringen Vortretens von ihrer Seite hätte es bedurft, um diess zu erwirken: allein sie hielten

sich ruhig, sei es weil es ihrer Sinnesart überhaupt widerstrebte, die Spaltung zu einem unheilbaren Riss zu erweitern, sei es weil sie ihre Interessen bedachten; insofern sie selbst viele Protestanten zu Unterthanen hatten und ihre oberhirtliche Wirksamkeit sich in die protestantischen Länder erstreckte, sei es endlich auch, weil sie vielleicht erst nach erfochtenem Siege des Hauses Habsburg diesen zum Nutzen ihrer Kirche auszubeuten gedachten: genug, nachdem noch kürzlich vor dem Kriege religiöser Hader sie beschäftigt hatte, schürten sie nach dem Auflodern des Kampfes keineswegs, sondern blieben im Ganzen schweigsam. Wohl hefteten sich an ihre Fersen einige übereifrige Laien, denen die Kirchenlenker nicht genug thaten und die darum sich selbst zu Vorfechtern der angeblich bedrängten Kirche aufwarfen. Durch solche fanatische oder übelwollende Leute geschah es hin und wieder, dass allerdings Geistliche in falsche Bahnen getrieben wurden. Der Halt der gesellschaftlichen Bande war glücklicherweise stärker als der Antrieb, den diese Kirchenpolitik dem katholischen Theile von Deutschland zu geben sich mühte.

Weit mehr fand sich das protestantische Volk aufgeregt. Ziemlich allgemein neigte es zur Meinung, dass eine Aenderung des protestantischen Religionswesens im Werke sei. In der That hatte es Gründe zu dieser Anname in der Fruchtlosigkeit so vieler Religionsbeschwerden auf dem Reichstage und in den neuesten öffentlichen Hergängen. Es sah, dass die Kaiserin ihren protestantischen Verbündeten England verliess, um dem katholischen Frankreich sich anzuschliessen. Es las ferner in einem von Preussen veröffentlichten Schreiben des sächsischen Gesandten Grafen Flemming vom 9. Juni 1756 an Brühl: „qu'on songe à donner une autre face aux affaires de religion dans l'empire“ und bezog diess natürlich auf die Unterdrückung des Protestantismus.

Diesen Argwohn benutzend stellte ja auch Friedrich in seinen Kundmachungen die Gefährdung des Glaubens in den Vordergrund, sprach sein Gesandter am Reichstage wiederholt von der Unterdrückung der evangelischen Stände. In einer preussischen Staatsschrift vom 17. August 1756 hiess es schon, man w o l l e glauben, dass dem österreichisch-französischen Bündnisse keine geheimen Artikel angehängt seien, und dass die Kaiserin nicht die Hand zu Anschlägen bieten werde, welche auf den Umsturz der protestantischen Kirche abzielten, indess sei der dermalige Zustand äusserst

bedenklich. Aber in den kundgemachten Ursachen, welche den König von Preussen bewogen sich dem wiener Hofe zu widersetzen, wurde gradezu dieser der Absicht angeklagt, die protestantische Religion zu unterdrücken. Auch aus der vom Könige von England am 16. Juli 1756 zu Regensburg eingereichten Denkschrift war der gleiche Verdacht herauszulesen. Diese Befürchtungen wurden nun auch in verschiedenen Druckschriften von Privatpersonen laut, wie z. B. in dem (wohl im April 1757 erschienenen) „Schreiben eines Brandenburgers an einen Ausländer betreffend das Verhältniss des jetzigen Rechtszustandes und Kriegs gegen die Kirchen- und Gewissensfreiheit der Protestanten.“ Wohl mochte indess mancher Rechtgläubige daran zweifeln, ob der Freund der französischen Philosophen grade der Mann sei, sich der Kirche anzunehmen. Diese zu beschwichtigen versuchte die wohl im März 1757 erschienene Druckschrift „das ohnverfälschte und wohl-gegründete Glaubens-Bekenntnis Seiner Majestät des Königs von Preussen“, nach deren Angabe Friedrich wohl ein Christ, und zwar ein reformirter Christ, aber kein Calvinist sei, die päpstliche Satzungen verwerfe und nicht auf das was Luther, Calvin und andere geschrieben haben schwöre, doch an die Seligkeit durch Christum glaube, das heilige Abendmahl für die Gnadentafel Christi halte u. s. w., Meinungen, die Friedrich ganz gewiss nicht theilte. So mancher Seelsorger benutzte die Kanzel, um seine andächtigen Zuhörer zum Religionseifer zu entflammen, preussische Feldprediger namentlich wie Decker und Cupcov.

Von der Gegenpartei wurde der erwähnte Charakter des ausgebrochenen Streites gänzlich in Abrede gestellt. Um das Irrthümliche jener Anschuldigungen darzustellen, wurde von ihr geltend gemacht, dass der Kaiser in seiner Wahlkapitulation eidliche Zusagen gemacht habe und auch wohl wisse, dass bisher jeder Religionskrieg die Schwächung der kaiserlichen Macht nach sich gezogen habe; besonderer Nachdruck aber konnte von ihr darauf gelegt werden, dass ja sehr viele protestantische Reichsstände und sogar der König von Schweden dem Verfahren des Kaisers beigetreten waren. Die französische Kundmachung vom 20. März 1757 bei dem Einrücken des französischen Heeres in Deutschland sprach namentlich vom Schutze der Freiheit der drei Religionen, den Frankreich gewähre, und erneuete die schon gegebene Versicherung, dass das österreichische Bündniss „ne contient aucune stipulation directe ou

indirecte contre les droits de l'empire et specialement contre la religion protestante. Auch wurde bei dem Vorrücken der Heere den Feldherrn Schonung der Protestanten zur Pflicht gemacht, damit der Argwohn nicht bestärkt werde. Nicht minder wurde in verschiedenen Druckschriften der Krieg als ein lediglich aus politischen Gründen entstandener dargestellt, so namentlich in den zu Goslar im März oder April 1757 erschienenen „Betrachtungen über den gegenwärtigen innerlichen Krieg der Teutschen und dessen Absicht auf die Religion", sowie in der zu Frankfurt im nämlichen Jahre erschienenen „Vorstellung derjenigen Gründe, dass die Gefahr eines Religionskriegs in dem deutschen Reich voritzo keineswegs vorhanden."

Gleichwohl waren die Katholischen selber gegen die Protestanten argwöhnisch. An einigen katholischen Höfen wurde die Vermuthung laut, das preussisch-englische Bündniss solle geheime Absichten fördern und das französische Rundschreiben vom September 1756 schob geradezu unverhüllt dem Könige von Preussen das Vorhaben zu, einen Religionskrieg zu erregen, um dabei im Trüben zu fischen (vgl. S. 62).

War es nicht sehr erklärlich, wenn unter diesen Umständen die Stimmung äusserst empfindlich und gereizt in Hinsicht des Glaubens war? Der Mehrzahl der protestantischen Bevölkerung, die sich doch erinnern musste, dass in den früheren Religionskämpfen die angreifende katholische Partei jederzeit politische Verhältnisse vorgeschützt und durch deren Vorhaltung die Protestanten gespalten und schwankend gemacht hatte — lag wahrlich in der gegenwärtigen Verwicklung das Bedenken sehr nahe: der nämliche Fall wiederhole sich vielleicht jetzt von neuem. Im Herzen blieb sie dem Könige von Preussen zugethan und wünschte seinen Fahnen den Sieg. Offenkundig suchte Friedrich bei seiner verzweifelten Lage im Protestantismus einen Bundesgenossen. Nahe lag es daher, dass dieser Krieg in einen zerfleischenden Religionskrieg umschlug; und wenn diese grosse Gefahr abgewendet blieb, so verhütete sie nächst dem Kaltsinn, den (Gott sei Dank, zum Vortheil Deutschlands) viele schon anfingen in kirchlichen Dingen zu zeigen, theils das massvolle Benehmen der deutschen Bischöfe, theils der Umstand, dass nicht sämmtliche protestantische Stände sich auf preussische Seite geschlagen hatten. Stand doch Schweden, die ehemalige Vormacht der evangelischen Christenheit auf des Kaisers Seite. Aller-

Wahrscheinlichkeit nach würde die Furie des Religionskrieges wiederum ausgebrochen sein, wofern es der preussischen Partei geglückt wäre, alle protestantischen Reichsstände mit sich zu vereinigen. Da diess nicht der Fall war, kam der religiöse Gegensatz nicht in den Vordergrund. Angesichts der Spaltung der evangelischen Reichsstände liess sich mit Grund fragen, wann und wo die protestantischen Fürsten einem aus ihrer Mitte die Vorsorge und Vertheidigung ihres Glaubens aufgetragen hätten? ob etwa der preussische König an sich schon das allgemeine sichtbare Oberhaupt der protestantischen Kirche, ihr wahrer Schutzherr sei? Und wenn, wie es nicht anders sein konnte, beide Fragen verneint werden mussten, so musste, wenigstens in weiten Kreisen, die Ueberzeugung Platz greifen, dass unter der Maske der Religion Staatsabsichten betrieben würden. Von geringem Gewicht in Beziehung auf den Religionscharakter dieses Krieges, wenn gleich nicht ohne allen Einfluss auf den Gang der Kriegsbegebenheiten selber war es, dass sehr viele protestantische Unterthanen der mit der Kaiserin verbündeten Fürsten der Sache Friedrichs nach Kräften Vorsehub leisteten (selbst die schwerbedrückten Sachsen[1]), unwirksam war auch das schärfere Hervortreten katholischen Eifers gegen die Ketzer im Verfolge des Krieges, nachdem dieser einmal als ein wesentlich politischer sich gestaltet hatte.

Ernst mahnend klopfte dieser langwierige Krieg an die Pforten des Reichstages, endlich daran zu denken, die mannigfachen Gebrechen, die tiefen Schäden der alten Staatsverfassung abzustellen, passende Einrichtungen an ihre Stelle zu setzen — vergebens. Die Mächtigen wollten es nicht anders und das Volk besass keine Kraft. Ein Menschenalter nach der Beendigung dieses Krieges sollte abermals die Schwäche des Ganzen empfunden werden; die gelockerten dünnen Bande hielten dann nicht mehr: sie rissen, der gothische Prachtbau, der Stolz vergangener Geschlechter sank in Trümmer und Schutt. —

Jedes grössere Ereigniss bietet indess verschiedene Seiten und hat in seinem Gefolge wie nachtheilige, so auch fördersame Wirkungen und einseitig hiesse mit Recht eine Beurtheilung, die nicht gleichmässig die Vorderseite wie die Kehrseite in's Auge fasste.

1. Die gerechte Sache Frankreichs und Oesterreichs gegen Grossbrittanien und Hannover. (Gesammlete Nachrichten und Urkunden den im Jahr 1756 in Deutschland entstandenen Krieg betreffend. 1760. Stück 49 und 50. S. 142 f.) Mitchell's Bericht in Raumer's Beiträgen II, 464.

Das deutsche Volk war um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts tief herabgekommen. Die Kraft war erschöpft, aufgebraucht. Ein fürchterlicher Despotismus der Herrscher hatte sich im Staatswesen ausgebildet; die Kirche beherrschte ebenso erdrückend die Gemüther und tränkte sie mit Gehässigkeit gegen Andersgläubige. Der sklavische Sinn zwängte sich im bürgerlichen Verkehr in einen Wust nichtiger Formen und auf rein geistigem Gebiete, in Geschmack und Wissen, hätte man sich in die Knechtschaft der Fremden gegeben. Gemeinheit der Unteren, dummer Uebermuth der Höheren waren allgemein. Unverhüllte Selbstsucht waltete, und der Art beschränkt, dass das Auge nur auf das Nächste geheftet war. Ob im goldbrokatenen Schlafrock, ob im Knechtskittel, dumpfen Sinnes, mit gebeugtem Nacken, den Blick zum Boden schlich der ehemals so kecke, so trutzige Deutsche schläfrig einher, jeglichen Aufschwunges bar. Nur äusserst langsam, nur sehr allmälig fand ein Wiederaufraffen statt.

Da trat am Ende des Jahres 1740 der junge König von Preussen in den Vordergrund und lenkte auf sich aller Blicke. Weil er nicht in dem stockigen Dunstkreis deutscher Zustände seines Zeitalters gross gewachsen war, sondern seine geistige Nahrung aus dem neuaufstrebenden, frisch sprudelnden, alle Vorstellungen umwälzenden Schriftthume Frankreichs gezogen hatte, darum war er ein völlig anderer Mann geworden. Die Schläge eines harten Jugendschicksals, die er eben desshalb erfuhr, reiften ihn wohl, aber die Art seines Wesens, seiner Gedanken wurzelte in dem Geisteskreise, der seine Mitte in Voltaire hatte. Als er mit dem Schwerte dreinschlug, da sah man an ihm eine Lebendigkeit, eine Stärke und Kühnheit, die völlig abstach von der herrschenden Mattheit und trägen Halbheit — eine kraftvolle Entschlossenheit, die in Deutschland unerhört war seit Menschengedenken. Sein Thun machte Aufsehn, doch konnte man sich anfänglich in sein Wesen nicht finden, und bei dem zweideutigen, eigennützigen Charakter seiner Politik während der ersten schlesischen Kriege mischte sich der Achtung vor ihm doch auch Misstrauen bei. Zur Zeit des achner Friedens war Friedrich noch nicht der allgefeierte. Der wurde er erst im siebenjährigen Kriege, als er das Schauspiel des Kampfes gegen eine furchtbare Uebermacht gewährt, die zu seinem Untergange alle ihre Kräfte vergebens aufbot. Der jähe Glückswechsel des Jahres 1757, sein rascher Muth, die Schlachten von Prag,

Rossbach und Leuthen riefen Staunen und Bewunderung wach. Willig vergass man, dass Deutsche mit Deutschen stritten, da er die übermüthigen Franzosen zum Gespötte machte. Freudig erwärmte man sich an seinem Heldenthum, begeisterte sich an Thaten, deren Grösse das gewöhnliche Mass, das den Deutschen vergönnt schien, weit überragte. Das deutsche Volk besass jetzt wieder einen Mann, auf den es stolz sein durfte, sah ihn umgeben von einem Kranze herrlicher Feldherrn und hatte Begebenheiten erlebt, die rühmenswerth waren und glücklicherweise den Beischmack des Religionshaders nicht trugen. Das gab ein Hochgefühl, das rief mit den Beispielen selbstständiger Kraft, rascher Entschlossenheit und kühnen Muthes in der bedenklichen Seele Nacheiferung wach. In dieser Weise trug der siebenjährige Krieg dazu bei, aus der Schläfrigkeit aufzurütteln, das Wiederaufleben Deutschlands zu fördern.

Schubart sang:

Als ich ein Knabe noch war
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis erscholl,
Da weint ich vor Freuden über die Grösse des Mannes
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.

Als ich ein Jüngling ward
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis immer mächtiger scholl,
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
Dreinzustürmen Friedrichs Lob.

Auch heute noch werden wir zur Bewunderung seiner Grösse hingerissen, wenn wir uns lebhaft in seine drangvolle Lage versetzen und immitten der verwirrenden kleinen Eindrücke des Tages, die auf ihn eindrangen, die Klarheit seines Urtheils, das ausserordentliche Mass seiner Thätigkeit, die Kraft seiner Entschlüsse betrachten. Wahrlich der eine Mann war es, der vor dem Schiffbruch bewahrte: in jeder andern Hand wäre das Steuerruder zerschellt und das Fahrzeug gesunken. Wahr sagt Schlosser: „In dieser Zeit stand der König von sieben Millionen Menschen, der einzige Schützer des Protestantismus und, was mehr ist, der Verfechter solcher Rechte und Ansprüche freier Seelen, die dem Pöbel jedes Standes ganz unbekannt sind, dem ganzen alten Europa, den Despoten und Aristokraten und aller Macht und allen Missbräuchen des Mittelalters allein gegenüber. Ein grösseres Schauspiel als den in dieser Stellung von ihm begonnenen Kampf kennt die neuere Geschichte nicht!"

Denn nicht blos auf dasjenige darf unsere Betrachtung sich beschränken, was zum Kriege Anlass wurde: eine erweiterte Ueberlegung hat auch die Folgen zu bedenken, die an einen andern Ausgang dieses Krieges sich wahrscheinlicherweise geknüpft haben würden. Friedrichs Unterliegen und der Triumph des wiener Kabinettes würden, menschlichem Ermessen nach, der noch im Beginne begriffenen Aufklärung Deutschlands, würden fast allen emporstrebenden Kräften zum Nachtheile gereicht und somit die Glanzzeit unseres Schriftthumes und den Aufschwung des deutschen Volkslebens mindestens beeinträchtigt, geschwächt und verzögert haben. Der regelmässige Fortschritt blieb gesichert, indem Friedrich II. sich glücklicherweise aufrecht erhielt.

In solchen Gefühlen geschah es damals, dass während des langjährigen Kampfes die edelsten und besten Söhne des Vaterlandes dem preussischen Heere sich zugesellten. Im Laufe des Krieges entwickelte sich mehr und mehr Anhänglichkeit und Ehrfurcht vor dem geistigfreien, thatkräftigen König. In der Volksansicht wurden Friedrich und Preussen ein und dasselbe und ein kräftigeres Volksbewusstsein gedieh.

Doch auch hier warf das Licht starke, tiefe Schatten. Nach dem siebenjährigen Kriege stand Preussen als eine Hauptmacht im europäischen Staatensysteme da. Aber im deutschen Reiche, in dem man hinfort nicht mehr von Kurbrandenburg reden hörte, war der Ueberlegenheit des Kaiserthums der letzte Stoss gegeben, das Reichsheer verächtlich gemacht. Es hatte in diesem Kriege keine Stärke gezeigt; man schloss, dass es überhaupt keine besitze. Während mit der wachsenden Aufklärung der Gegensatz der Katholiken und Protestanten verblasste, war Deutschland gespalten worden zwischen den einander gegenüberstehenden Mächten Habsburg und Hohenzollern, die sich gegenseitig und dadurch zugleich das Reichsganze hemmten. In Preussen aber verleitete jene gekünstelte, die wirkliche Stärke überschreitende Grossmachtstellung für Europa zur übermässigen Anspannung im Innern, zu Eroberungsgelüsten und zum Verfolgen gemeinschädlicher Richtungen. In viele einzelne Preussen fuhr Ueberhebung. Manche wollten vom grossen Friedrich herleiten, woran er keinen Antheil trug, selbst die Blüthe unseres Schriftthums [1], dessen Erhebung doch, schon vor Friedrichs Tagen

---

1. So urtheilte, ein Beispiel zu geben, Scheibel (Einige Bemerkungen über das Studium der Universalgeschichte. Breslau 1811 S. 14).

durch Spener, Wolff und Thomas auf den Universitäten angebahnt, schrittweise, stufenförmig aus sich selber erfolgt ist. Viele prahlten mit den Grossthaten des siebenjährigen Krieges, der doch zuletzt ein Bruderkrieg war, und verletzten das Gefühl der übrigen deutschen Stämme.[1] Voll dieses Uebermuthes zogen die Preussen in die Champagne und auf das Schlachtfeld von Jena. Wir selbst noch hörten in den Räumen des deutschen Parlamentes preussische Volksvertreter mit dem Schwerte Friedrichs des Grossen rasseln. —

Nicht blos das blutige Kampfspiel, auch die Staatsfragen erregten die Aufmerksamkeit des Volkes. Schon hatten beide streitende Mächte zu den Waffen gegriffen, als sie immer noch fortfuhren, ihre Sache mit der Feder zu vertheidigen und sich bemühten, Deutschland von der Rechtmässigkeit der eigenen und von der Unrechtmässigkeit der feindlichen Schritte zu überzeugen. Eine Unzahl politischer Streitschriften kam da zu Tage. Nicht leicht blieb eine scharfe Schrift der einen Partei ohne Entgegnung von der andern Seite. Erhoben sich von diesen auch nur wenige über eine enge juristische Auffassung, sind beinahe alle, welche von den Rechtsausführungen absahen, ausserordentlich flach und wässrig, so fing dennoch die Beschäftigung mit Staatsfragen in weiteren Kreisen wieder an, und zuweilen, wiewohl selten, ertönte auch ein männlich-freimüthiges Wort. Wirklich erschienen einige Schriften, die ihrer Zeit voraneilten, Vorläufer kommender Betrachtungen. Der Verfasser des politischen Ma- und Microscopium's des gegenwärtigen Krieges vermass sich (1758) die Fürstenwillkür anzufechten. „Ein Landesherr hat nicht Macht (liess er drucken), seine Unterthanen in einen ungerechten, unrechtmässigen und aus Groll, Feindschaft oder ehrgeizigen Absichten erregten Krieg zur Schlachtbank zu liefern. Hierunter thut er ebensoviel, als ob er sie mit der Hand um's Leben brächte und tödtete.“ Es erschienen in dem nämlichen Jahre nicht nur die für Pressfreiheit streitenden „freien Gedanken über die herausgekommenen Staats-Schriften des gegenwärtigen Krieges, benebst einem Bericht, was von einer Bücher-Censur zu halten“, sondern auch ein „politischer Beweis, dass eine einge-

ohne die Schlachten bei Leuthen und Torgau gäbe es keine Blüthe deutscher Litteratur!

1. Vgl. Merkel, Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben. Riga 1839.

schränkte monarchische Regierungs-Form vor einer absoluten Monarchie den Vorzug behaupte in so ferne derselbe durch die Geschichte des gegenwärtigen Krieges bestätiget wird." Und als der Krieg ausgetobt hatte, übersetzte, ergriffen von dem Elend, das er gebracht hatte, tief bedauernd, dass „der patriotische Geist aus Deutschland gewichen, Parteilichkeit, Trennung und Eigennutz an seiner statt überhand genommen und die Ehre der alten Deutschen in eitles Nichts, ihre Freiheit aber in Sklaverei verwandelt worden," Johann Friedrich Fischer des Engländer Bolingbroke's Briefe von dem Geist des Patriotismus in die deutsche Sprache (1765), um die Deutschen zu der Erkenntniss hinzuleiten, dass sie auf dem Wege, auf dem sie sich befanden, ein Raub ihrer Feinde werden würden und dass sie Macht und Ansehn nicht wieder erlangen könnten, „wofern nicht der Geist des Patriotismus, der alten deutschen Freiheit und Redlichkeit wiederum in ihnen auflebet, sie vereiniget und regiert und zum Wunder der Welt und zum Schrecken ihrer Feinde machet."

Einleitung.

Ursprung des nordamerikanischen und des siebenjährigen Kriegs. Zusammenfliessen des erstern mit letzterem durch die politische Verknüpfung Kur-Braunschweigs mit England. — Stand der Bündnisse und Allianzen vor dem Ausbruch; Oesterreich, Russland und England einer Seits, Frankreich und Preussen anderer Seits. — Subsidien-Traktate der deutschen Staaten. — Hannover von Frankreich bedroht; Englands Schritte es zu sichern. — Bruch älterer Allianzen und Einleitung zu neuen. — Mecklenburg-Schwerin.

Das Jahr 1756 sah zwei blutige Kriege sich entzünden, welche, obgleich Ursache und Ort der Entstehung in keinem Zusammenhange standen, dennoch theilweise in einen Kampf zusammenflossen. Es waren dieses der zwischen Frankreich und England allmälig auftauchende nordamerikanische Krieg und der zunächst zwischen Preussen und Oesterreich ausbrechende siebenjährige Krieg. Beide fanden einen Einigungspunkt in dem Umstande, dass mit Zerreissung aller früheren Allianzen und Verträge Frankreich in ein Bündniss mit Oesterreich und England mit Preussen sich einzulassen als unabweisbare Nothwendigkeit ansahen. Die beiderseitigen besonderen Interessen beider Mächte vermengten sich im Laufe der Ereignisse mit denen der Bundesgenossenschaft, und als es zwischen Engländern und Franzosen zum Kampfe auf deutschem Boden gekommen war, da liess sich nicht mehr bestimmen, ob die wechselseitigen Schläge zu Gunsten der eigenen Sache oder der verbündeten Streitgenossen fielen.

Liegt auch der nordamerikanische Krieg im engeren Sinne dieser Geschichtserzählung sehr fern, so ist doch sein Ursprung wenigstens zu erwähnen, weil sein Verlauf auf deutschem Boden

sowie die deshalb stattgehabten politischen Verhandlungen zur Geschichte des siebenjährigen Krieges gehören.

Bereits in den Jahren 1753 und 1754 hatten zwischen dem englischen und französischen Statthalter in Nordamerika wegen der Gränzen des sogenannten Akadiens, welches im utrechter Frieden (11. April 1713) von Frankreich an England nach dessen alter Begränzung war abgetreten worden, sowie wegen der Errichtung von Forts am Ohio sich Zwistigkeiten erhoben. England rechnete mit Widerspruch Frankreichs zu jener Provinz Neu-Braunschweig und wollte die Errichtung französischer Befestigungspunkte an jenem Strome nicht gestatten, indem es selbst dort deren schon hatte. Von wechselseitigen Noten kam es allmählig zu Neckereien, Drohungen und kleinen Thathandlungen und die Gemüther erbitterten sich. Die beiden Höfe schienen allerdings sehr geneigt zu sein, diesen Zwist friedlich beizulegen und das aufsteigende Ungewitter zu beschwören. Es erschienen deshalb englische Kommissarien zu Paris, und es wurden Konferenzen eröffnet, aber nach längerer Verhandlung, da kein Theil nachgeben und seinen vermeintlichen Rechten Abbruch thun wollte, sah man sich wieder auf demselben Punkte, von welchem man ausgegangen war: die englischen Kommissarien reisten ab. Jetzt griffen beide Mächte zu dem Mittel der Veröffentlichung ihrer Ansprüche durch Staatsschriften, um der ganzen Welt die Gerechtigkeit ihrer Sache vor Augen zu legen. Gleichsam als solle der ganze Streit auf litterarischem Felde ausgefochten werden, erschienen viele zum Theil mit Karten versehene Schriften, und selbst die Berichte der beiderseitigen Kommissarien wurden veröffentlicht.

Endlich stachen eine französische und eine englische Flotte in die See und beide kamen gegen Ende des Sommers 1755 in der Nähe der nordamerikanischen Küsten an. Ein dichter auf dem Meere ruhender Nebel führte zwei französische Kriegsschiffe unverhofft mitten unter die englische Flotte. Sie wurden sofort mit Beschlag belegt. Ein solcher Akt war vor ergangener Kriegserklärung ein illegaler, weil dem Völkerrechte widerstrebender, aber das londoner Kabinet bestätigte ihn, sich berufend auf die früheren thätlichen Auftritte und auf Grund der dem Admiral gegebenen Weisung, den englischen Ansprüchen den grössten Nachdruck zu geben. Die weitere Folge davon

war, dass nun die englischen Schiffe auf französische Kauffahrer zu kreuzen begannen, während die französische Regierung nicht blos noch zögerte, zu Repressalien zu schreiten, sondern auch sogar verbot, englische Schiffe anzugreifen. Die Unzufriedenheit des französischen Handelsstandes über die Gefährdung seines Eigenthums und die Störung seiner Unternehmungen wurde vor der Hand gar nicht berücksichtigt. Dieses seltsame Benehmen des französischen Kabinets blieb selbst vielen Einsichtsvollen jener Zeit ein Räthsel, aber es fand seine Lösung in dem wichtigen Umstande, dass Frankreich auf einen umfassenden Land- und Seekrieg nicht gehörig vorbereitet war. Der Seekrieg musste in allen Theilen der Erde geführt werden, wo die beiden Mächte Kolonien hatten oder ihre Schiffe sich begegneten, und der Landkrieg konnte nicht blos in Nordamerika geführt werden, sondern auch in Deutschland selbst, da König Georg II. nicht blos die Krone von England trug, sondern auch Kurfürst von Hannover und somit ein Mitglied des deutschen Reichs war. Dieser letztere Umstand machte den Angriff Hannovers oder Kur-Braunschweigs durch eine fremde Macht zwar nicht unmöglich doch äusserst schwierig, denn der Angreifer setzte sich der Gefahr aus, mit Kaiser und Reich sich in einen Krieg zu verwickeln, weil diese einen Reichsmitstand gegen fremde Gewalt um so mehr zu schützen verpflichtet waren, als die nordamerikanischen Händel Englands das Kurfürstenthum Hannover gar nicht betrafen. Dazu kam dann noch der gewichtige Umstand, dass England von älterer Zeit her ein treuer Bundesgenosse Oesterreichs gewesen und noch war, dass König Georg II. im österreichischen Erbfolgekrieg zu Gunsten Maria Theresias persönlich zu Felde gezogen war und mit der pragmatischen Armee gegen Frankreich den Sieg bei Dettingen am 27. Juni 1743 erfochten hatte. Unter keinen Umständen, so lange die politischen Verbindungen und Verhältnisse noch die früheren waren, konnte weder der Gemahl Maria Theresias, Kaiser Franz I., noch das deutsche Reich einen Angriff Frankreichs auf Hannover zugeben, trat aber ein Wechsel oder eine Aenderung in der bisherigen Politik ein, so war der Kriegsschauplatz für beide rivalisirende Mächte auch in Deutschland eröffnet, wie denn auch später geschah. Das französische Kabinet hielt es jedoch für gut, seine ursprüngliche Absicht, England in Hannover

anzugreifen, nicht blos abzulehnen, sondern in einer publizirten Staatsschrift selbst zu behaupten, der König habe im Sinne gehabt, diesen Krieg nur in Amerika, keineswegs aber auch in Europa zu führen und dessen Ruhe dadurch zu stören.* Da nun England ebendasselbe seiner Seits betheuerte,** so hatte dieses wenigstens den guten Glauben für sich voraus, indem jeder leicht die Unthunlichkeit begriff, vom Kurfürstenthum Hannover aus das mächtige Frankreich überziehen oder erobern zu wollen.

Wir wenden uns nun zu Preussen und Oesterreich, deren Zwist einen der blutigsten und ganz Nordeuropa in Bewegung bringenden Krieg erzeugte. Der Grund und Boden, aus welchem abermals eine blutige Saat hervorging, war Schlesien, und zwar die vier Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau. König Friedrich II., nachdem er kaum den Thron bestiegen, hatte die Rechte seines Hauses auf die damals noch im Besitze Oesterreichs befindlichen Lande geltend gemacht, da Jägerndorf, einem jüngern Zweige des brandenburgischen Hauses angehörig, dem Herzog Johann Georg als Anhänger des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, Königs von Böhmen, in Folge der auch über ihn ergangenen Acht und der Wendung des dreissigjährigen Kriegs sei entrissen worden (Jahr 1623); Liegnitz, Brieg und Wohlau aber vermöge einer zwischen dem Besitzer derselben und dem Kurfürsten Joachim II. errichteten Erbverbrüderung (Jahr 1537), ungeachtet des vom Oberlehnsherrn, König Ferdinand I. von Böhmen, eingelegten Widerspruchs, seinem königlichen Hause zugehörten. Wie Friedrich seine Ansprüche in zwei Kriegen, den sogenannten schlesischen, mit den Waffen in der Hand siegreich durchgefochten hat und wie der breslauer Friede (1742 — 11. Juni) und sodann der dresdener (1745 — 25. December) ihm den Besitz Schlesiens samt

---

* Das Betragen Sr. allerchristlichsten Maj. des Königs in Frankreich entgegengestellt, dem Betragen des Königs in England. Vorbericht 48 Seiten. Text mit Beil. 112 Seiten. Am Reichstag durch den franz. Minister im Sept. 1758 publizirt.

** Wahrhafte Vorstellung des Betragens, welches Se. königl. Maj. von Grossbritannien als Kurfürst zu Braunschweig etc. beobachtet haben. 118 Seiten mit Beil. Am Reichstag durch den Hessen-Kasselschen Gesandten im Jan. 1759 publizirt.

der Grafschaft Glaz sicherte, ist in der Geschichte bereits hinlänglich aufgezeichnet und erörtert worden.

Wenn Friedrichs Geist, Entschlossenheit, Willenskraft und Glück grossen und schnellen Ruhm seinem Namen bei allen Völkern verliehen, so erzeugten diese Eigenschaften nicht minder grosses Misstrauen und tiefe Sorgen bei sehr vielen Höfen, da sich durchaus nicht berechnen liess, welche Ansprüche noch etwa der König an seine Nachbarn zu machen für gut finden würde. Es war nicht wohl zu glauben, dass er die so glänzend begonnene kriegerische Laufbahn freiwillig so bald beschliessen werde.

Während des zweiten schlesischen Kriegs und bevor noch die Schlachten von Hohenfriedberg, Sohr und Kesselsdorf waren geschlagen worden, hatte Russlands Kaiserin, Elisabeth, ihre Abneigung gegen Preussens Aufschwung in solcher Weise kund gegeben, dass sie mit Oesterreich und Sachsen am 18. Mai 1745 einen Vertrag über die Theilung der Länder des Königs eingegangen war, im Falle er unterliegen würde. Er wurde, wie aus mehreren Umständen hervorgeht, bereits am 29. April (Dresden) und 3. Mai (Wien) entworfen und zu Leipzig an obigem Tage unterzeichnet und wird gewöhnlich in den älteren Staatsschriften als Partage-Traktat bezeichnet. Oesterreich war in selbem mit seinen im breslauer Frieden verloren gegangenen schlesischen Fürstenthümern, und Sachsen mit den Fürstenthümern Magdeburg, Crossen, dem schwiebusser Kreise und einem Theile der Lausitz bedacht.* Diese Verabredung war nun allerdings durch die Siege des Königs und den dresdener Frieden ohne alle Folgen geblieben, aber der Gedanke der beiden Kaiserinnen, Preussens Aufschwung und Aufstreben für ihre beiderseitigen Länder möglichst gefahrlos zu machen, blieb derselbe. Um sich gegen künftige Ueberraschungen zu sichern, schlossen beide Höfe am 22. Mai 1746 zu Petersburg einen Defensiv-Traktat ab, von welchem mehrere geheime Artikel Preussen speziell betrafen. Kaiserin Maria Theresia, als Erbin und Besitzerin der österreichischen Staaten, erklärte,

* Preuss. Mémoire pour justifier la conduite du Roi etc. — Berlin 1756. — Deklaration des preuss. Ministers v. Hellen an die Generalstaaten im Haag. 1756. Druckschrift. — Preuss. Mémoire am Reichstag 1. Okt. 1756. —

dass sie gewissenhaft und treu den dresdener Friedensvertrag beobachten und ihren Verzicht auf die abgetretenen Theile Schlesiens und die Grafschaft Glaz als gültig betrachten werde. Wenn aber gegen alle Erwartung und gegen ihre gemeinsamen Wünsche der König von Preussen zuerst den besagten Frieden brechen und die Kaiserin von Russland oder die Republik Polen angreifen würde, dann sollten die Rechte der Kaiserin Königin auf Schlesien und Glaz wieder ihre Geltung haben. Bei Eintreten dieses unverhofften Falles und nicht eher solle, um die gemeinsame Gefahr in Folge eines solchen Angriffs zu entfernen, die bundesmässige Hülfe sofort aufgestellt werden.

Dass das Misstrauen gegen die Friedensliebe König Friedrichs ein weit verbreitetes war, zeigte sich dadurch, dass England obigem petersburger Vertrage am 30. Oktober 1750 im Grundprinzipe beitrat, jedoch erklärte, an keinen geheimen Bedingungen, die dem Vertrage etwa beigefügt sein könnten, Theil nehmen zu wollen.* Der Hauptinhalt jenes Traktats war nämlich von Oesterreich und Russland bekannt gemacht worden,** und hatte so den Beitritt Englands veranlasst. König Georg II. schien wegen Hannover grosse Besorgnisse zu haben. Am petersburger Hofe blieb man aber bei dem einmal gefassten Beschlusse nicht stehen, sondern um ihn nicht gleichsam in Vergessenheit kommen zu lassen, wurde in den Reichskonseils mehrmals auf denselben zurückgegangen.

Am 14. und 15. Mai 1753 fand zu Moskau eine grosse Berathung statt, wo das alte Thema, sich dem Anwachsen der preussischen Macht zu widersetzen, nach den Berichten des preussischen Ministers am russischen Hofe, v. Funk, abermals abgehandelt wurde. Man beschloss einen Angriff des Königs auf einen oder den anderen Alliirten der Kaiserin nie zu gestatten und hielt, um jedenfalls in Bereitschaft zu sein, die Zusammenziehung eines Heeres von 60,000 Mann in Livland und die Beifügung eines don'schen Kosaken-Korps und einer Abtheilung der tschugujew'schen Kosaken und der neugetauften Kalmüken von Stauropol für nothwendig. Sollte König Friedrich etwa

---

* Stuhr p. 4 u. 5.

** Oesterr. Staatsschrift: Anmerkungen über die vom Anbeginn des gegenwärtigen Kriegs bis anher zum öffentlichen Druck gediehenen königl. preussischen Manifeste, Circulare etc. Wien und Prag 1756.

Sachsen, dessen Kurfürst Friedrich August II. zugleich König von Polen war, oder Hannover angreifen, so müsse das livländische Heer zu einer Diversion bereit sein. Da es jedoch eben so unbequem als gefährlich sei, sich mit einem solchen Zuge allein zu belasten, so sei es nöthig, zuvor des Umstandes versichert zu sein, dass auch die Höfe von Wien und Dresden im Falle eines preussischen Angriffs auf Hannover dem König von England Hülfe gewähren würden. — Dass Russland übrigens so besondere Sorge für Hannover kund gab, hatte jedenfalls darin seinen guten Grund, weil seit dem Jahre 1742 ein Bündniss zwischen Russland und England bestand,* das durch obigen Beitritt im Jahre 1750 noch verstärkt wurde. Die angegebenen politischen Grundsätze wurden in einer abermaligen Reichsberathung, welche am 7. Oktober 1755 zu Petersburg statt fand, bestätigt, und man ging selbst noch um einen Schritt weiter, indem man beschloss, dass man bei Antastung eines Alliirten durch Preussen oder wenn selbes mit einem Bundesgenossen überhaupt in Krieg gerathen sollte, mit Hintenansetzung aller weiteren weitläufigen Verhandlungen zu Werke gehen würde.

Bevor es aber noch zu letzterem Beschlusse gekommen, machte König Friedrich bereits verschiedene Höfe, namentlich jene zu Versailles, Westminster und im Haag auf den Gang der Ereignisse aufmerksam, die ihm keineswegs unbekannt geblieben waren.

Die Gruppirung der europäischen Mächte von der Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs an bis zum Schlusse des Jahres 1755 war dieselbe geblieben. Preussen stand noch immer in gutem Einvernehmen mit Frankreich in Folge der Bündnisse vom 1. November 1741 und vom März 1744, und somit galt letzteres noch als befreundete Macht des ersteren. Oesterreich rechnete dagegen England, wie bereits erwähnt, zu seinen alten Verbündeten und dieses hinwieder befand sich seit 1742 in Allianzverhältnissen mit Russland, dessen Kaiserin die Verbündete Maria Theresias war. Polen, in früherer Zeit so mächtig, war in Folge französischen und russischen Einflusses und der Misshelligkeiten und Fehden seiner Grossen, wegen seiner Verarmung und Unkultur bereits politisch todt. Als Macht wurde es bei politischen Kombinationen gar nicht mehr genannt und

* Stuhr p. 12.

zugezogen und sein Oberhaupt, König August, ward berühmter in der Geschichte als Kurfürst von Sachsen, denn als König von Polen.

Die kleineren deutschen Staaten fanden ihren wahren und natürlichen Schwerpunkt in dem Reichsverbande, welcher gesetzlich ihnen ihren staatlichen Selbstbestand unter der Obhut des Kaisers und der Reichskollegien verbürgte und ihnen den freiesten Spielraum in Bündnissen und Verträgen liess, insofern selbe nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet wurden. Da jedoch die Kaiserkrone, deren Verleihung auf dem Wahlrechte der Kurfürsten beruhte, seit mehr als drei Jahrhunderten mit alleiniger Ausname der kurzen Regierungszeit Kaisers Karl VII. aus dem Hause Baiern sich im Hause Habsburg vererbt hatte, so waren die Pflichten des Kaisers als Reichsoberhaupts und Wächters über den deutschen Rechtszustand gar häufig mit den Interessen, die er als Haupt des Hauses Oesterreich hatte, in schweren Konflikt gekommen. Wie durch Verkennung und Verletzung der Rechte mancher Reichsmitstände, durch Vergrösserungsgelüste und durch Gefährdung selbst ihres ganzen Bestandes der alte Samen des Misstrauens fortwährend in Keimkraft erhalten wurde, bedarf hier keiner näheren Erörterung, aber die Folgen davon waren gewesen, dass selbst die katholischen Reichsstände ganz wohl damit zufrieden waren, in gefährlichen Konjunkturen einen Rückhalt an den protestantischen deutschen Staaten und namentlich an Preussen, als Kurfürstem von Brandenburg und Reichsmitstande, zu finden. Waren hinwieder auch die protestantischen Reichsmitglieder gewohnt, seit Jahrhunderten dem Katholizismus gegenüber sich in allen religiösen Beziehungen als ein geschlossenes Ganzes, als das Corpus Evangelicorum zu betrachten, so zeigten sie sich doch gleichwohl in allen rein politischen Angelegenheiten, wo es sich um die Erhaltung und Sicherung ihrer Lande und Leute und somit auch der eigenen Regierungsrechte handelte, keineswegs durch obiges religiöse Band gefesselt, sondern sie nahmen wie immer so auch beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs für einen oder den anderen Theil Partei, je nachdem sie glaubten, dass ihr Landes- oder Haus-Interesse es erheische. Der Krieg wurde in Bezug auf sie selbst als gesetzlich Verbündete ein innerer, ja bürgerlicher

Krieg, wie deren schon so viele Deutschland verwüstet hatten, während er in Bezug auf Preussen und Oesterreich einen Doppelcharakter annahm. Wenn beide auch als Reichsstände gegen sich und andere zu Felde zogen, so standen sie anderer Seits als europäische Mächte da, weil Preussen, Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Oberitalien keine Glieder des deutschen Reiches waren. Wir erwähnen dieses Punktes vorläufig nur deshalb, weil nach Ausbruch des Kriegs sich die staatsrechtliche Frage erhob, als was der erfolgte Angriff zu gelten habe.

Die einzelnen deutschen Staaten empfanden bereits im Jahre 1755 die herannahende Gewitterschwüle und theilten sich häufig wechselseitig ihre Besorgnisse mit, dass eine höchst gefährliche Zeit nahe, aber sie ahnten nicht, dass alle seit längerer Zeit bestandenen politischen Verbindungen und Verhältnisse der Grossmächte einen unerwarteten Umschwung nehmen würden. Sie baueten deshalb getrost auf der bisherigen Grundlage fort und gingen auf der alten Basis neue Verpflichtungen und Verbindungen ein.

Den Anfang machte Hessen-Kassel. Es schloss auf Grund des westfälischen Friedens und der kaiserlichen Wahlkapitulationen am 18. Juni 1755 mit England einen Subsidien-Traktat, gab ihm 12,000 Mann in Sold und machte dieses Verhältniss durch offnen Druck bekannt. Seinem Beispiele folgten einige Monate später der Markgraf von Brandenburg-Ansbach und der Fürstbischof von Würzburg. Der Feldmarschall-Lieutenant des fränkischen Kreises, v. St. André, schloss während des Aufenthalts Königs Georg II. zu Hannover für beide einen Subsidien-Traktat am 6. September 1755 ab. Ansbach stellte 2 Bataillone und 1 Husaren-Korps von drei Eskadronen, Würzburg aber 3 Bataillone, jedes zu 800 Mann. Aehnliche Hülfsbündnisse mit England schlossen ferner der Herzog von Sachsen-Gotha und Schaumburg-Lippe ab, während Braunschweig-Wolfenbüttel bereits in engerer Verbindung mit Preussen stand und ihm 6000 Mann stellte. England erwarb auf solche Weise ein bei 20,000 Mann starkes Hülfskorps, und zwar zu Gunsten der deutschen Länder des Königs, indem sich jeder der obigen Staaten verbindlich machte, auf die Dauer der Konvention bei einem Angriffe auf Hannover keine Truppen an irgend eine, sei es gegen den König oder dessen Bundesgenossen feindlich gesinnte

Macht zu überlassen. Bevor noch der Abschluss mit dem Fürstbischof von Würzburg vollzogen war, hatte dieser sowohl dem Reichsvizekanzler Grafen von Colloredo als dem österreichischen Hof- und Staatskanzler Grafen von Kaunitz-Rietberg von seiner Absicht mit den Worten Kenntniss gegeben, der abzuschliessende Vertrag beruhe auf jenem System, welches der Kaiser vor mehreren Jahren zur Erhaltung der Ruhe begünstigt und angestrebt habe. Kaunitz eröffnete demselben (1755 — 16. September), dass die Konvention der Kaiserin-Königin „zu danknehmiger Bemerkung und vollständigem Wohlgefallen" gereiche. Andere Reichsstände, so Kur-Trier, gaben obigen Schritten ihre Billigung, lobten die Vorsicht Kur-Braunschweigs, und bemerkten, so wenig man auch an den amerikanischen Händeln Theil habe, so werde doch ungerechter Weise alles in Bewegung gesetzt, was in Deutschland das Kriegsfeuer entzünden könne; es gäbe nichts so Unbilliges, dessen man sich nicht unterfange. Es sehe in der That „sehr wild" aus, denn Frankreich denke bereits daran, ein Observations-Korps aufzustellen.

Aus dem Obengesagten dürfte hinlänglich erhellen, dass bis zum Monat September hin die bisherige Politik Oesterreichs in Bezug auf England noch dieselbe war, indem es den König und Kurfürsten noch als seinen alten Bundesgenossen betrachtete und die Reichsstände gleichsam ermunterte, dessen Macht zu verstärken. Wenn daher mehrere Schriftsteller den Ränken und Intriguen des Grafen Kaunitz den nur allmählig nahenden Umschwung der Dinge zuschreiben, als habe er einen alten Plan, durch eine Allianz mit Frankreich die Obermacht Oesterreichs im westlichen Europa zu begründen, durchzuführen sich bestrebt, so hat das nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit für sich.* Ein so höchst geistreicher Mann wie Kaunitz konnte an einen vorherrschenden Einfluss Oesterreichs auf den Westen nicht mehr denken, nachdem das habsburgische Königshaus in Spanien bereits seit dem Jahre 1700 ausgestorben war und Spanien selbst samt seinen Kolonien und Nebenbesitzungen mit alleiniger Ausnahme der belgischen Provinzen Eigenthum der Bourbone geworden war. Diesen Ueberrest aus dem spanischen Schiffbruch zu retten, war vielmehr in allen Verhältnissen Oesterreichs beständiges Absehen gewesen. Wenn daher ferner

* Vergleiche hierüber die Auseinandersetzung im Vorworte.

die Verfasser einiger französischen Memoiren melden, Oesterreich habe im Oktober 1755 sich mit Frankreich in Unterhandlungen eingelassen und unter anderem sich dazu erboten, dem Herzog von Parma, einem burbon'schen Prinzen, somit zum Vortheile Frankreichs, die österreichischen Niederlande abzutreten,* und zwar, da selbe von einer Gegenleistung nichts melden, blos um etwa des Glücks theilhaftig zu werden, Frankreichs Bundesgenosse zu sein, so übersteigt das allen Glauben. Es fehlt hier nichts weiter als die Betheuerung, Oesterreich habe sich zu jener Abtretung gegen das blosse Versprechen Frankreichs, ihm zum Wiederbesitze Schlesiens zu verhelfen, bereit bewiesen.

Das französische Kabinet selbst war es vielmehr, welches alle Mittel anwenden zu dürfen glaubte, um die bestehenden politischen Verbindungen der Grossmächte zu zerreissen und dem alten Gegner England, welcher zur See schwer zu besiegen war, auf dem festen Lande tiefe Wunden beizubringen. Nach den Ueberlieferungen des Königs Friedrich selbst ging der französische Minister des Aeussern, Rouillé, so weit, den preussischen Minister zu Paris aufzufordern, dahin zu wirken, dass sein König einen Kriegszug nach Hannover unternehme.** Ein solcher Antrag an Preussen setzte sonach eine Mitwirkung Frankreichs und selbst eine Offensiv-Allianz mit selbem voraus, und um so weniger ist es glaubhaft, dass zu eben dieser Zeit bereits auch gar ein Plan oder ein Entwurf einer engeren Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich bestanden habe. Ersteres erklärte übrigens mehrfach und öffentlich schon seit längerer Zeit durch seine Agenten, dass es die Absicht habe, die deutschen Lande des Königs von England anzugreifen. König Georg II., ernstlich besorgt wegen des künftigen Geschickes seines ihm so lieben Heimathlandes, sah sich in Folge der wiederholten Drohungen Frankreichs veranlasst, da er schon, wie oben erwähnt wurde, seit dem 30. Oktober 1750 in einem Defensiv-Traktat mit

* Stuhr p. 9 mit Beziehung auf Duclos Mémoires secrets. T. II, p. 418 und Richelieu Mémoires par Soulavie T. IX, p. 106.

** Oeuvres historiques de Frédéric le Grand. T. III p. 35, 51. — Nach einem vom hannoverschen Gesandten zu Regensburg publizirten Promemoria v. J. 1757, die Verhältnisse zu Frankreich etc. vor dem Kriege betreffend, hätte eine ausserordentliche Mission nach Berlin stattgefunden, und König Georg geäussert, dass selbe Hannover gelte.

Russland stand, im September 1755 denselben in bestimmterer Form zu erneuern. Kaiserin Elisabeth versprach, während der Dauer des auf 4 Jahre abgeschlossenen Vertrags das bereits in Livland zusammengezogene Heer von 55,000 Mann dort stehen zu lassen, um im Falle eines Einbruchs Hannover zu retten. Sie werde 40 bis 50 Galeeren in Bereitschaft halten, um nöthigen Falls ein Corps von 10,000 Mann schnell dahin zu schaffen, wo die Noth es erfordere. England versprach dagegen, vom Tage der Ueberschreitung der Gränzen Russlands 500,000 Pfund Sterling oder 6 Millionen Gulden jährlich zu zahlen und eine Flotte in die Ostsee zu senden. Bis zu obigem eventuellen Falle verhiess England ferner die jährliche Bezahlung von 100,000 Pfund. Die Truppenzusammenziehungen Frankreichs hatten zu genannter Zeit König Georg auch veranlasst, durch seinen Gesandten zu Wien, Keith, dem Kaiser vorstellen zu lassen, dass dem ganzen Reiche aus solchem Beginnen Frankreichs Gefahren erwachsen könnten. Stellte das kaiserliche Kabinet auch nicht in Abrede, dass es höchst folgereich werden könne, wenn Reichsglieder, welche beim nordamerikanischen Kriege unbetheiligt seien, angegriffen, und um dieses zu können, andere unbetheiligte Reichslande von fremden Armeen durchzogen würden, so konnte doch der englische Gesandte kein bestimmtes Versprechen erwirken.* Die Gefahren für die kur-braunschweigischen Lande rückten indessen näher, und durch den österreichischen Minister zu London selbst, den Grafen von Colloredo (Bruder des Reichsvizekanzlers) wurde Anfangs Oktober die confidenzielle Eröffnung gemacht, dass Frankreich zur Ausführung seiner Plane wirklich entschlossen sei und desshalb den Durchzug durch die rheinischen Reichslande verlangen werde. Jetzt hatte König Georg keine Zeit zu verlieren. Von Seiten des kur-braunschweigischen Geheimenraths, als oberster Landesregierung, gingen sofort am 12. Oktober an sämmtliche deutsche Reichsstände Cirkularschreiben ab, in welchen sie von der Lage der Verhältnisse in Kenntniss gesetzt wurden. Bereits seit mehreren Monaten gehe das Gerücht, dass Frankreich aus Hass und Rache wegen der amerikanischen Händel des Königs deutsche Lande anfallen wolle. Erst vor Kurzem habe derselbe solche Aeusserungen des französischen Ministeriums erfahren, dass

* Voriges Promemoria.

an der Realität jener Gerüchte nicht mehr gezweifelt werden könne, und er habe daher beschlossen, bei Kaiser und Reich Dehortatorien oder Abmahnungsbriefe an alle jene Reichsstände nachzusuchen, durch deren Lande die französischen Armeen ziehen müssten. Es sei eine bekannte Sache, dass bei den amerikanischen Streitigkeiten die Kurlande des Königs gar nicht betheiligt seien, weil sie niemals eine Provinz oder Dependenz von Grossbritannien gewesen, sondern Reichslande und im Schutze des Reiches befindlich. Die kaiserliche Dehortation werde hoffentlich wenigstens soviel bewirken, dass diejenigen Reichsstände, welche von Frankreich des Durchzugs halber angesprochen würden und diesen abzulehnen im Sinne hätten, dazu von Seiten des Reichs einen rechtsgültigen Vorwand erhielten. Sämmtliche Stände möchten daher das Ansuchen Hannovers am Reichstage unterstützen. Um auch mündlich einzuwirken, erschien sofort an allen mit Kur-Braunschweig befreundeten kleineren Höfen Onslow Burrish als englischer Abgeordneter. Am bereitwilligsten für Hannover zeigte sich vor Allen Kur-Trier, obgleich es doch einer jener Staaten war, die den französischen Gränzen zunächst lagen. Der Kurfürst gab jedoch (25. Oktober) zu bedenken, ob diese Massregel nicht zu frühzeitig ergriffen werde, und gestand zu, dass es allerdings Reichsstände gebe, welche eines leidenden und unterdrückten Mitstandes wegen in keinen Reichskrieg verflochten sein wollten und somit eher durch fremde Drohungen sich würden einschüchtern lassen.

Wie an die Reichsstände überhaupt, so erging auch von Seite des kurbraunschweigischen Ministeriums am 12. Oktober eine Note an den Reichs-Vizekanzler um wirklichen Erlass von Abmahnungsbriefen an die rheinischen Staaten. Es führte die faktischen Verhältnisse Hannovers in der Kürze abermals aus und mit direkter Bezugnahme auf die obige Eröffnung des österreichischen Gesandten zu London forderte es die Erlassung von Dehortatorien, da der Reichsverband keinen freien Durchzug für eine fremde Armee gestatte, um ein anderes Reichsland feindlich anzugreifen. Namentlich zwei Kurfürsten, ein geistlicher (Kur-Köln) und ein weltlicher (Kur-Pfalz) schienen geneigt zu sein, den Durchzug zu dulden. Es dürfte daher an der Zeit sein, dass der Kaiser an die gesammten rheinischen Kreise

Abmahnungsschreiben erlasse und sie an den Reichsverband erinnere. Die Domkapitel der westfälischen Stifte würden dadurch einen Anhaltpunkt gewinnen, um ihrem Oberhaupte (Kur-Köln) gleichfalls abzurathen. Der König werde daher baldigst auch an die Reichsversammlung zu Regensburg ein Memoire überreichen lassen, dessen Entwurf zugleich folge.*

Nach vielen Sorgen und Mühen und nach vielen aufgefrischten und neu geschlossenen Defensiv-Traktaten war man nun bei dem wichtigen Momente angekommen, wo es sich entscheiden musste, nicht blos ob England bei seiner bisherigen Allianz mit Oesterreich verharren könne, sondern ob das Ende der meisten politischen Verbindungen der Grossmächte im Anzuge sei, um neuen Allianzen Platz zu machen. Am 4. November 1755 erging von Seite des Reichs-Vizekanzler-Amts eine desshalb ungenügende Antwort, weil sie das, was direkt nachgesucht worden war, nicht bewilligte, sondern ausweichend die Sache in die Länge ziehen zu wollen schien. Der Kaiser habe sich nämlich obiges Schreiben vortragen lassen. Schon bei Ausbruch des Streits zwischen Grossbritannien und Frankreich habe er lebhaft gewünscht, denselben gütlich beizulegen; er hoffe noch immer, dass sich Mittel und Wege auffinden liessen. Da dieser Krieg weltbekanntermassen das römische Reich nicht betreffe, so könne er um so weniger glauben, dass die hannoverschen Kurlande einiger Gefahr ausgesetzt seien. Er versehe sich, da seine reichsväterliche Aufmerksamkeit auf die Erhaltung der allgemeinen Ruhe gerichtet sei, dass auch jedermann in einer friedfertigen Gegengesinnung verharre und gesammte Reichsstände sich des gemeinsamen Reichsverbandes patriotisch erinnern würden. Habe übrigens Kur-Braunschweig Anlass, Kaiser und Reich eine Eröffnung wegen bevorstehender Gefahr zu machen, so werde er nicht ermangeln, selbe mit dem gesammten Reich in Ueberlegung zu ziehen.

Das nachgesuchte vorläufige kaiserliche Kommissions-Dekret an die rheinischen Stände war somit stillschweigend abgeschlagen, und König Georg erhielt Zeit und Musse genug, um zu bedenken, dass die Periode der ältern deutschen Staatsrechtslehre, der Kaiser sei das Haupt der ganzen Christenheit

* Kur-Braunschweig'sches Promemoria von 1760. Reichshofraths-Conclusa betr. 51 Seiten mit Beilagen.

und als solcher berufen, in allem Unfrieden der christlichen Häupter niederen Rangs die Rolle des Mediators zu übernehmen, seit Jahrhunderten schon vorüber sei. Von diesem Zeitpunkte an, wozu sich noch viele andere Umstände gesellten, schöpfte Hannover, wie es in einem einige Jahre später veröffentlichten Reichstags-Memoire selbst erklärt, die Ueberzeugung, dass es auf die Unterstützung des Kaisers nicht rechnen könne und dass ein neues System die Oberhand zu gewinnen beginne.* — Hier entsteht nun von selbst die wichtige Frage, was den Kaiser bewegen konnte, seiner obhabenden Pflicht zuwider das den Reichsgesetzen gemäss gestellte Ansuchen eines Kurfürsten abzuweisen, der noch dazu als König von England sein Verbündeter war. In den gleichzeitigen Staatsschriften wird klar auf die Ursache hingedeutet. Der Kaiser, als Gemahl Maria Theresias, war in seinen Verrichtungen durch die speziellen Interessen des Hauses gelähmt. Dieses besass, man könnte sagen zum Unheil für Oesterreich und für das deutsche Reich, eine von den anderen Reichen und Provinzen weit entlegene Besitzung, die österreichischen Niederlande, nach welchen die im westfälischen Frieden erst anerkannten holländischen General-Staaten, sowie schon seit Jahrhunderten Frankreich ihre gierigen Hände ausstreckten. Keine einzige jener sieben Provinzen, nämlich Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, Flandern, Hennegau und Namür befand sich mehr ganz oder mit den alten Gränzen im Besitze Oesterreichs, sondern es hatte von jeder nur noch grössere oder kleinere Theile, welche der Gier der Nachbaren waren entrissen worden. Frankreich, um den Schein stets besorgt, liebte es, in öffentlichen Akten, aller stets geübten Feindseligkeiten ungeachtet, sich den Namen eines alten Freundes und Bundesverwandten des Reichs beizulegen und seine jeweiligen Eingriffe dem aufhetzenden Ehrgeize einzelner Fürsten zuzuschreiben. Im letzten niederländischen Kriege aber, als die siegreichen Waffen der Franzosen sich des Landes bemeisterten, war König Ludwig XV. persönlich im Jahr 1745 zu Brügge erschienen und hatte dem Grabmale Herzogs Karl des Kühnen und seiner Erbtochter Marie, welche durch ihre Vermählung mit Erzherzog Maximilian, dem nachherigen Kaiser, die gesammten Niederlande an das Haus Habsburg gebracht

* a. a. O.

hatte, einen Besuch abgestattet. An der Grabstätte in Gedanken versunken, entschlüpften ihm unwillkürlich die Worte: „Hier stehe ich an der Wiege aller unserer Kriege" (Voilà le berceau de toutes nos guerres).* Das war volle Wahrheit, denn hatte auch Frankreich immer gesucht, gegen die Rhein-Seite hin zu wachsen, wie es denn erst in jüngsten Jahren des Kaisers Franz Erb- und Stammland Lothringen im Versailler Frieden (1738, 18. November) erbeutet hatte, so griff es doch bei jedem Kriege mit Oesterreich gleichzeitig nach Belgien hinüber und verwandte dorthin seine Hauptkräfte, weil es stets sein Haupt-Augenmerk gewesen. Als Kaiser Franz Englands Ansuchen nicht gewähren zu können glaubte, schwebte ihm ohne Zweifel das bevorstehende Schicksal der österreichischen Niederlande lebhaft vor Augen. Verbot er von Reichswegen den deutschen Fürsten, einem französischen Heere den Durchzug nach Hannover zu gestatten, so musste er zu einem Reichskriege sich über kurz oder lang entschliessen, denn es stand bevor, dass Frankreich sich an den belgischen Landen seiner Gemahlin schadlos halten würde. Kur-Braunschweig nahm im Verlaufe der späteren Ereignisse keinen Anstand zu erklären, Frankreich habe im österreichischen Erbfolgekriege die Ansprüche mehrerer Fürsten desshalb nur unterstützt, damit weder der Rest der Länder, welcher Oesterreich verbliebe, noch die Dotirten selbst im Stande seien, Frankreich künftig einen nachdrücklichen Widerstand in Durchführung seiner Plane zu leisten.**

König Georg musste nun den bisherigen Weg verlassen und einen neuen aufsuchen, um seine Kurlande zu schirmen. In der Leitung der auswärtigen Verhältnisse selbst war bereits eine wichtige Aenderung erfolgt, indem seit dem 20. Oktober William Pitt, der spätere Lord Chatham, an die Spitze des Ministeriums getreten war. Wie nun England von da an sich Preussen näherte und wie als Folge davon ein Defensiv-Bündniss mit selbem zu Stande kam, Frankreich und Oesterreich dagegen gleichfalls ihre bisherigen Zwiste vergassen und ein Doppelbündniss mit einander schlossen, diese inhaltsvollen Ereignisse gehören bereits dem Jahre 1756 an, während dessen Lauf der Ausbruch des siebenjährigen Kriegs erfolgte.

* Kur-Braunschweig'sche Staatsschrift: Wahrhafte Darstellung des Betragens S. k. M. von Grossbritannien etc. ** a. a. O.

Zur Zeit als die Geschichte dieses denkwürdigen Kriegs zum erstenmale durch einen hochverdienten Schriftsteller geschrieben wurde, befand man sich, obgleich alle Materialien schon längst vorhanden waren, über den eigentlichen Grund oder die Gründe, welche dessen Ausbruch veranlassten, nicht weniger im Dunkeln, als es bei vielen Schriftstellern noch heutigen Tages der Fall ist. Wenn daher gemeldet wird*, man habe in Wien einen Vorwand zum Kriege gesucht und ihn bald in dem unbedeutenden Streite gefunden, welchen der König von Preussen damals mit dem Herzog von Meklenburg-Schwerin wegen Aushebung von Truppen gehabt, so ist diese Angabe höchst irrig und verdient nur als ein in die Geschichtschreibung übergegangener Moment eine Beleuchtung. Das angeregte Ereigniss ist durchaus nicht veranlassende Kriegsursache gewesen noch als Kriegsvorwand benutzt worden, gleichwohl ist es in militärischer und politischer Hinsicht erwähnenswerth, theils weil es das damalige Heerwesen Preussens beleuchtet, theils weil es ein tief in die deutsche Reichsverfassung eingreifendes Ereigniss war.

Preussen hatte an vielen Orten im deutschen Reiche beständige und offene Werbeplätze und namentlich in den Reichsstädten, somit in der Regel nur dort, wo die Landesobrigkeit es gestattete. Gleichwohl wurden aber allenthalben viele Gewaltthätigkeiten von Seiten der Werber verübt, und viele Personen wurden ohne ihre Einwilligung gewaltsam ihrer Beschäftigung entrissen.[2] Ein in einem preussischen Garderegiment unfrei-

* v. Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Kriegs. Ausgabe 1840. S. 4.

2. Die Verführung junger Leute und sogar die gewaltsame Wegschleppung solcher zeigt deutlich den tiefen Verfall deutscher Zustände unter der landesväterlichen Fürsorge der deutschen Reichsfürsten im vorigen Jahrhundert. Einen schreienden Vorgang dieser Art theilt der Bericht des würzburgischen Reichstagsgesandten von Schneid (vom 6. Februar 1756) mit. Im Jahre 1755 wurde auf dem Gebiete der Reichsstadt Ulm ein Kandidat der Theologie auf dem Wege in ein Kloster von einem preussischen Werbeoffizier angehalten und (da er sich vermuthlich sträubte) durch Zubindung des Mundes erstickt. Solchen schreienden Gewaltthätigkeiten folgte keine Strafe! Jenem Werbeoffizier geschah nichts. Der Herzog von Meklenburg hatte die Kraft, solche Verbrecher „nicht als königliche Militärbeamte, sondern als Leute, die seinen Unterthanen nach Leib und Gut trachten und als Land-

willig dienender Meklenburger wurde im Jahr 1754 bei dem Besuche seiner Heimath von der meklenburg-schwerin'schen Landesbehörde zurückbehalten und für ihn ein legaler Abschied gefordert. König Friedrich wurde durch diese Forderung in solchem Masse aufgebracht, dass er in einem eigenen Schreiben den Herzog mahnte, den Grenadier zurückzusenden; wenn nicht, so werde er ihn durch Husaren abholen lassen.* Die Folge war, dass der Herzog dieses Ansinnen nicht blos ablehnte, sondern auch offene Patente gegen alle fremde Werbungen in seinem Lande am 28. November verkünden liess. Niemand dürfe einem Werber Unterkunft geben; Gewalt sei mit Gewalt zu vertreiben und im Nothfalle seien auf dem Lande die Glocken zu ziehen, um die benachbarten Dorfschaften zur Hülfleistung aufzurufen; kein fremder Offizier, Unteroffizier oder Soldat, auf welchem der Verdacht der Werbung laste, dürfe länger als vier und zwanzig Stunden ohne herzogliche Spezialerlaubniss

friedensbrecher anzusehen" — Antwort des Herzogs (Schwerin d. 24. Jan. 1756) auf Friedrichs Schreiben an ihn (vom Januar 1756) worin Friedrich sich beklagte: alte in Ehren(!) ergraute Militärs, die mit Bewilligung der Vorfahren des Herzogs in preussische Dienste getreten, in den meklenburgischen Landen auf das unfreundlichste behandelt und selbst in Ketten und Banden gelegt zu sehen. In einer Rückäusserung vom 3. Februar 1756 beharrte Friedrich auf seinem Verfahren, sprach aber allerdings nur von freiwilliger Werbung der zur Aufrechthaltung des dem gesammten Reiche und jedem Kreise zum Besten gereichenden Ruhestandes und Sicherheit nothwendig zu haltenden Kriegsmannschaft. Die Nichtigkeit dieses Vorwandes liegt zu Tage. Menschenraub (denn etwas anderes war diese Pressung zum Soldaten nicht) wurde also vor hundert Jahren in Deutschland von den Landesvätern verübt. Weil aber die Heere zu einem Theile auf solche Weise, durch betrügliche Anwerbung, durch Aufsammlung landstreicherischen Gesindels und dergl. gebildet waren, so ward auch Fahnenflüchtigkeit im Kriege etwas gewöhnliches. Wiederholt zeigt sich im Verlaufe dieser Kriegsjahre, welchen Einfluss diese Beschaffenheit des preussischen Heeres auf die Bewegungen und Unternehmungen ausübte.

* Kaiserl. Kommissionsdekret an die Reichsversammlung, gewaltsame Werbung und Hinwegführung einiger herzogl. meklenburgischen Beamten und Unterthanen betr. Druckschrift mit Beilagen, publizirt am 10. April 1756 zu Regensburg. — Schreiben des Königs d. d. Potsdam 9. Oktober 1754: „dass ich keinen weiteren Anstand nehmen werde, ermelten Grenadier selbst von dort abhohlen zu lassen und mich darzu 5 Esquadrons Husaren und wann solche nicht hinlänglich sein sollten, zehn dergleichen zu bedienen."

im Lande verweilen; der im Rechtswege Ueberwiesene solle als öffentlicher Dieb und Räuber mit dem Galgen bestraft werden. Die Freude an einem schönen Heer, die der König von seinen Vätern geerbt, verdunkelte seinen staatsmännischen Blick, denn er sandte Truppen ab, fiel dem Nachbar in das Land und liess eine Anzahl von Beamten und Bürgern gewaltsam hinwegführen. Umsonst versuchte der Herzog durch mehrere Zuschriften den König vom weiteren Verharren in dem beliebten Verfahren abzubringen. Als Friedrich erklärt hatte, dass er von den ihm abgenöthigten Repressalien nicht abgehen werde, sah sich der Herzog veranlasst, tiefer in die Sache einzugehen. Er schrieb (24. Januar 1756) dem Könige: Was Repressalien betreffe, so sei königlicher Majestät als einem der ersten Reichsstände bekannt, dass selbe durch Reichsgesetze zwischen Reichsständen schlechterdings verboten seien. Auch der mächtigste Reichsfürst habe vermöge der Reichskonstitution nur im Rechtswege und durch das kaiserliche Oberrichteramt Genugthuung zu suchen. Glaube sich königliche Majestät verletzt, so könne sie auf vorbemerkte Weise sowie auch aus dem zwischen Preussen und Meklenburg bestehenden feierlichen Bündnisse Vergütung schöpfen. Das bezüglich der Werbungen geltend gemachte verhalte sich ganz anders, und was der König von einer ihm durchgehends im Reich erlaubten Werbung für sein Heer anzuführen für gut befunden, sei ihm völlig unbekannt. Nach der Reichsverfassung und vermöge des Edikts über den Landfrieden sei vielmehr jedem Reichsstande durchaus verboten, in dem Lande eines andern Soldaten zu werben, weil dieses Recht ein Ausfluss der Landesherrlichkeit und des Waffenrechts sei und sich nie über die Gränzen des eigenen Landes hinaus erstrecke. Der König selbst werde wohl keinem Reichsstande das Recht zugestehen, den Kern der jüngern Bevölkerung in den preussischen Landen auszumustern und selbe in fremden Kriegsdienst entweder in Güte oder auch mit List und Gewalt zu entführen. Was die herzoglichen Lande betreffe, so finde er selbe nach landesherrlichem Recht und fürstlichem Gewissen für fremde Werbungen ungeeignet. Seine Patente seien ergangen gegen alle fremde Werber überhaupt, welche in seinen Landen die Bürger aus ihren Werkstätten, die Bauern aus ihren Gehöften, den Müller aus seiner Mühle, den Schäfer

von der Heerde, Väter von Weib und Kindern, Schlafende aus den Betten, Reisende von den Landstrassen, ja selbst Mörder aus den Gefängnissen und seine eigenen durch Uniform und Pässe geschützten Soldaten aus den Quartieren und von den Strassen mit Gewalt raubten und entführten. Vorkehrungen gegen solche Thaten seien eben so rechtmässig wie rühmlich, und die von ihm auf solchen Menschenraub gesetzte Todesstrafe sei den göttlichen wie menschlichen Rechten gemäss. Von Zeit zu Zeit habe er königliche Majestät von jenen Unthaten unterrichtet, aber seine Anzeigen seien, da weder Genugthuung noch Entschädigung erfolgten, wohl vergessen worden; nunmehr müsse er, wie schmerzlich es ihm auch falle, diese Angelegenheit zur Wissenschaft und Kenntniss des Kaisers und Reichs gelangen lassen. So geschah es; der Herzog liess seine Beschwerde am Reichstage einreichen, und dieser schloss sie dem Kaiser als oberstem Richter zu. Am 2. April 1756 erging bereits ein kaiserliches Abmahnungsdekret „an des Königs von Preussen Majestät als Kurfürsten von Brandenburg" des Inhalts, dass das beobachtete Verfahren weder mit den Reichssatzungen und dem Landfrieden, noch auch mit dem westfälischen Frieden im Einklange stehe. Als oberster Richter im heil. römischen Reiche müsse der Kaiser das Geschehene missbilligen und erinnern, den Herzog von Meklenburg unbeeinträchtigt zu lassen, sämmtliche hinweggeführte Beamten und Pächter sofort wieder auf freien Fuss zu stellen, die gewaltsam oder heimlich dem Heere einverleibten Landeskinder unentgeltlich frei zu geben und alle verursachten Schäden und Kosten zu ersetzen. Am 10. April brachte hierauf der kaiserliche Prinzipalkommissär am Reichstag, Fürst von Thurn und Taxis, nach alter Sitte und Brauch das kaiserliche Reskript sammt allen Beilagen in eigener Druckschrift zur Kenntniss sämmtlicher Reichsstände. Wohl wäre nun zu hoffen gewesen, König Friedrich werde als ein wegen seiner Gerechtigkeitsliebe gegen die eigenen Unterthanen so hoch gepriesener Fürst dem schwer verletzten Herzoge sein Recht widerfahren lassen, aber dieses war nicht der Fall. Derselbe König, gegen seine eigenen Unterthanen milde und gerecht, weil er in seiner Landesregierung nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich war, fand es lästig, wenn minder mächtige Reichsstände und Nachbarn sich seinen

Wünschen nicht bereitwillig fügten und als im Prinzip Gleichbefugte sich ihm an die Seite setzten; unerträglich aber schien es ihm zu sein, dem obersten Reichsrichter als ein folgsamer Reichsstand sich unterwerfen zu sollen. Als daher von Seiten des Reichshofraths am 17. April gleichfalls ein Abmahnungsdekret erging und zu Potsdam behändigt wurde, bestand die Parition von Seiten des Königs darin, dass am 2. Mai abermals ein Husarencorps dem Herzog von Meklenburg in das Land fiel, über dreissig herzogliche Beamte gefangen nahm und über die Gränzen führte. Friedrich erklärte, dass, solange der Herzog seine Patente nicht zurücknehme und seine Klagen zu Wien und Regensburg einstelle, eben so lange werde er von den ergriffenen Massregeln nicht ablassen. Die grössere Zahl der Reichsstände und zwar ohne Unterschied der Religion, begann nun sehr unruhig und besorgt zu werden, nur der König selbst schien nicht zu fühlen, dass er zu weit gegangen sei. Vor dem zweiten Einfalle hatte er mehrere einflussreiche geistliche Staaten aufgefordert, durch ihre Reichstagsgesandten dahin zu wirken, dass die Stände, bevor man ihn nicht näher vernommen, in dieser Angelegenheit nicht weiter vorgehen möchten; als aber die neue Gewaltthat erfolgte, hielt man gleichwohl dafür, dass, wenn solche Platz greifen dürfte, es mit der vielgerühmten deutschen Freiheit der Reichsstände zu Ende gehe. Dem Könige wurde von Seiten einiger derselben die Antwort zu Theil, sie hielten allerdings jenen Handel weniger zum Forum der ganzen Reichsversammlung als der höchstrichterlichen Entscheidung des Kaisers geeignet. Da königliche Majestät die tiefste Kenntniss der Reichsgesetze persönlich besitze, so gebe man sich der Hoffnung hin, selbe werde keinen Anstand nehmen, den Spruch des Reichsoberhaupts zu vollziehen und so lange der Streit schwebe, alle gesetzlich vorgeschriebenen Massregeln in konstitutionsmässiger Weise zu beobachten. Jetzt beschloss Friedrich, den ganzen Handel dadurch kurz abzuschneiden, dass er als der Mächtigere zuerst die Hand bot. Am 1. August wurde zu Regensburg von den beiderseitigen Reichstagsgesandten, v. Plotho und Teuffel v. Birkensee ein Vertrag in sieben Artikeln abgeschlossen, wodurch die landesherrlichen Rechte Meklenburgs gegen alle weiteren Eingriffe sicher gestellt wurden. Zwar begehrte der König, die im letzten

Artikel statuirte kaiserliche Konfirmation und die allgemeine Reichsgarantie, welche Meklenburg forderte, solle vor der Hand, der Zeitumstände wegen, hinwegfallen, und ratificirte deshalb auch zu genannter Zeit den Vertrag noch nicht, aber er wurde gleichwohl von ihm bis zum Jahre 1758 gehalten und dem damaligen weiteren Einschreiten der Reichsgerichte somit Einhalt gethan. Die Zeit war ohnehin herangenaht, wo im Geschützdonner die weisen Sprüche der Richter verhallt wären. Ohne sie, sowie ohne Krieg, wurde die meklenburgische Angelegenheit bereinigt, kam sonach gar nicht mehr zur Sprache und konnte somit auch nicht als Kriegsvorwand benutzt werden.

Der Rest des Jahres 1755 verfloss in tiefster Stille; sie glich jedoch jener drückenden Ruhe und Windstille der Atmosphäre, die gewöhnlich dem Sturme vorangeht. Die alten Fäden und Bande, die seit langen Jahren die Grossmächte verknüpft hatten, waren morsch geworden, die neuen Interessen der Reiche, theils wahre, theils künstliche, hatten eine ätzende Kraft an ihnen ausgeübt und das bisherige politische System stürzte morsch in sich zusammen.[3]

3. Die Gereiztheit unter den Reichsfürsten wurde fortwährend unterhalten durch die unselige Spaltung im Glaubensbekenntnisse. Obgleich der Religionseifer sich im ganzen bedeutend abgekühlt hatte, so trugen sich doch noch immer von Zeit zu Zeit Verwicklungen zu, welche ihn von neuem erregten und Besorgnisse wach riefen. Die Massregeln, mit denen das habsburgische Haus die Protestanten seiner Erblande bedruckte und sogar den im Religionsfrieden bedungenen freien Abzug wehrte, erbitterten in hohem Grade und gaben zu lauten Klagen ausserhalb derselben Veranlassung. Maria Theresia gestattete zusehends den katholischen Eiferern stärkeren Einfluss (vergl. Karl Adolf Menzel, neuere Geschichte der Deutschen. Breslau 1844. XI, 201 f.). Der kaiserliche Hof sah in den Verwendungen auswärtiger Fürsten Aufwiegelungsversuche und suchte für sein Gebahren dadurch freieren Raum zu gewinnen, dass er die missfälligen Stimmen auf dem Reichstage zum Schweigen brächte und drang desshalb im Jahre 1755 bei verschiedenen reichsfürstlichen Höfen darauf, einige ihm missfällige Reichstagsgesandte, vornämlich solche, welche in den evangelischen Angelegenheiten Nachdruck zeigten, vom Reichstage abzuberufen. Einige Reichsfürsten fugten sich diesem Ansinnen des Kaisers; aber der wiener Hof begegnete in diesen Bemühungen abermals dem entschlossenen Widerstande Friedrichs von Preussen. Erfolglos war sein Andringen bei dem wetterauischen Grafenkollegium. Dem gleichen Ansinnen Wiens an das Direktorium des niedersächsisch-westfälischen

Grafenkollegium (den Graf Wied zu Neuwied) kam Friedrich mit einer abmahnenden Zuschrift (Berlin 12. November 1755) an dieses zuvor. Er hoffe, schrieb er, dass nicht mit gleichgiltigen Augen zugesehen werde, wie man kaiserlicherseits die Anname und Remotion der Reichstagsgesandten vorzuschreiben sich anmasse, und tüchtige Männer dadurch einschüchtere und von ihren Pflichten abhalte, dass, wenn sie den Reichsgrundgesetzen nach sprächen, auf ihre Abberufung gedrungen werde. In Bezug auf die im niedersächsischen und westfälischen Kreise gelegenen Grafschaften und Herrschaften der Krone Preussen werde er niemals solchem Verlangen des kaiserlichen Hofes willfahren; man möge sich nicht beirren lassen, sondern könne sich der preussischen Assistenz versichert halten! Die Bedrückungen der Protestanten in Oesterreich erregten sogar den Unmuth der Schweizer und Anfangs 1756 forderten Bürgermeister, Schultheisse, Landammann und Räthe der evangelischen Orte der Eidgenossenschaft den König von England, die Generalstaaten der vereinigten Niederlande und den König von Preussen auf, zu ihren Gunsten einzuschreiten.

Ein in hohem Grad aufregendes Ereigniss war der Uebertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zur katholischen Kirche. Bereits im Jahre 1749 legte dieser Prinz, der eines Tages Herrscher werden sollte, heimlich das katholische Glaubensbekenntniss zu Paderborn ab, jedoch erst 1754 wurde sein Abfall von dem Protestantismus bekannt und verursachte sehr grosse Besorgnisse. Sein alter Vater Wilhelm berief tiefbekümmert und hochentrüstet die Landstände und hielt ihn zur Ausstellung einer eidlichen Versicherung am 28. October 1754 an: alle seine Kinder in der reformirten Religion erziehen zu lassen, den zeitherigen Religionszustand aufrecht zu erhalten, der katholischen Religionsübung im hessischen Lande keine weitere Freiheit zu gestatten, keinem Katholiken die Ansässigmachung zu erlauben, jeden zur katholischen Kirche übertretenden Beamten zu verabschieden. Das Corpus Evangelicorum in Regensburg übernahm die Gewährleistung dieser Versicherung, auch Preussen, England, Schweden, Dänemark und die Generalstaaten verbürgten sich dafür. Sie wurde zum Landesgrundgesetz erklärt. Dem Erbprinzen wurden seine Söhne genommen und nach Göttingen in Erziehung gegeben.

Natürlicherweise war der heilige Vater in Rom ergrimmt über diese Vereitelung seiner Erwartungen. Mit bittern Klageworten trieb er in einem Rundschreiben die deutschen Bischöfe, zu verhindern, dass ein Reichsschluss den Beschluss der protestantischen Reichstagsgesandten bekräftigte. Katholische Rechtsgelehrte veröffentlichten gleichzeitig gelehrte Ausführungen, denen zufolge des Erbprinzen Versicherung nichtig und unverbindlich sein sollte. Von neuem stutzten die Protestanten. Es entstand der Verdacht, dass der kaiserliche Gesandte Graf Pergen und der Reichshofrath Freiherr Kurzrock den Erbprinzen aus der Gewalt seines Vaters zu entführen trachteten. Der alte Landgraf richtete deshalb 1756 eine Beschwerde an den kaiserlichen Hof. Dessen Antwort verräth auch, dass allerdings ein derartiger Schritt

im Werke gewesen war: denn sie ging dahin, dass, wenn der Sohn eines Reichsfürsten an das Hoflager des Kaisers sich begeben wolle, über Verleitung oder Entweichung nicht zu klagen sei; was den Freiherrn von Kurzrock betreffe, so habe dieser niemals in jener Angelegenheit Aufträge empfangen und werde seine Einmischung gemissbilligt. Protestantischerseits, hiess es im Kreise der Katholischen, gehe man damit um, Kur-Braunschweig und Hessen-Darmstadt als Assekuranzkommission für Hessen Seitens des Corpus Evangelicorum und zwar mit Umgehung des Kaisers zu bestellen.

Ein dritter Streitpunkt kam dadurch, dass der Graf Wied-Runkel den Kapuzinern einen Klosterbau zu Dierdorf erlaubt hatte. Dawider erhob das Corpus Evangelicorum Einspruch und beauftragte am 17. März 1756 den König von Preussen als evangelischen kreisausschreibenden Fürsten des westfälischen Kreises, die Abstellung dieses Baues mit dem erforderlichen Nachdruck zu bewirken.

Katholischerseits wurde damals die Behauptung laut, es suche der König von Preussen die österreichischen Religionsstreite auszubeuten, um zahlreiche Kolonisten für seine Länder zu gewinnen; es sei unter den Häuptern der evangelischen Partei im Sommer 1755 der Plan in Verhandlung gebracht worden, das Corpus Evangelicorum vom Reichstage abzutrennen und dessen Versammlung an einem andern Orte als Regensburg unter Leitung des Königs von Preussen zu veranlassen. Endlich sei auch der Vorschlag gemacht worden, es solle das Corpus Evangelicorum dem Könige von Preussen für alle Kreise gemischter Religion die beständige Wahrnehmung der Rechte gegenüber den Katholischen (perpetuam commissionem manutenentiae contra catholicos) übertragen.

Nicht minder thätig war die katholische Partei. Am 22. März 1756 richtete der Bischof Franz Christian zu Speier an den würzburger Bischof Adam Friedrich einen Brief mit Klagen wegen der Uebergriffe der Protestanten. „Bei dem vom sogenannten Corpus Evangelicorum geübten Unwesen" räth der speiersche Kirchenfürst an, „dass Status Catholici sich fest zusammensetzen und dem kaiserlichen Hof, welcher deren Meinung und Gutachten zu wissen verlange, sich mit Bestand anschliessen," „als ist bei sothaner Bewandniss freilich die höchste Noth ebenfalls eine feste Zusammensetzung und Vereinbarung inter Catholicos zu stand zu bringen." Der würzburger Kirchenhirt ging auf diese Aufforderung nicht sofort völlig ein. Seine am 29. März 1756 erlassene Antwort hielt trotz der schreckhaften Gestalt es noch nicht an der Zeit, mit harter Sprache hervorzutreten, sondern meinte, dass man vorerst das beherzte Vorschreiten des kaiserlichen Hofes abwarten müsse. „Wie Seine Liebden in vaterländischer bester Gesinnung stehn, eben also dörfften sich alsdann mehrere um die Wohlfahrt und Handhabung der gemeinen Sache begeysterte Stände des Reichs in solche Verfassung unter der Hand zu setzen bemühen, wodurch das allerhöchste Reichsoberhaupt in erhaltung der Ruhe und derer Reichsgrundgesäzen mit Nachtruk unterstützet werden möge."

So trieben also die Zerwürfnisse in Deutschland in den Jahren 1755 und 56 dahin, dass hier eine Zerreissung des Reichstages, dort die Bildung einer neuen Liga bevorstand. Da kam der Krieg und wandte die Bestrebungen.

Hören wir endlich noch einen Zeitgenossen, wahrscheinlich einen katholischen Komitialgesandten, welcher im April 1756 eine anonyme Schrift unter Verschluss an die katholischen Gesandten zu Regensburg vertheilte. In dieser waren die schwebenden Streitpunkte erörtert und die allgemeine Lage folgendergestalt gezeichnet: „In Deutschland sei zwar alles dem Aeusserlichen nach noch ruhig, im Innern aber scheine das Reich seinem gänzlichen Umsturz niemals näher gewesen zu sein, als eben jetzt. Statt die Reichsgesetze ihrem Sinne und Worte nach sprechen zu lassen, seien selbe von einer Partei allen beliebigen, ihr günstigen Deutungen ausgesetzt. Die beeinflussende Partei sei die besondere gesandtschaftliche Abtheilung, welche sich das Corpus Protestantium oder Evangelicorum nenne. Das Ansinnen desselben richte sich dahin, dass die katholischen Reichsstände sich alle einseitigen und unmasslichen Beschlüsse müssten gefallen lassen. Die Verbindung des protestantischen Reichstheils mit dem katholischen werde nur noch in soweit berücksichtigt, als das Vorhaben dadurch gefördert werde, die Reichsglieder ohne Unterschied dem Reichsoberhaupt zu entziehen, die kaiserlichen Vorrechte abzuschaffen und zu einem Gemeingut zu machen und die im Werk begriffene Errichtung eines neuen monarchischen Staats im Staate zu befestigen. Die protestantischen Reichstagsgesandten stützten sich auf die überwiegende Macht ihrer Höfe und vergässen, dass die Reichsverfassung unter ungleichen Religionstheilen dennoch gleiches Recht eingeführt habe. Ein Loos bedrohe daher sowohl die katholischen als protestantischen Stände von geringerer Macht. Da die mächtigern ihnen Schutz und Hülfe antrügen, somit ein Protektorat, so werde das Schicksal der schwächern sein und zwar in nicht weit entfernten Zeiten, ihre reichsständische Unabhängigkeit zu verlieren. Dieses sei die wahre Absicht. Sie strebten um so grössere Verwirrung und Misstrauen zu erregen zwischen dem Reichsoberhaupt und den Ständen, je mehr sie dadurch veranlassten, dass mit Auflösung, gleichsam Zerreissung des Reichstags der ganze bisherige Zusammenhang der Reichsverfassung gelöst und in eine andere Form gebracht werde. Viele Reichstagsgesandte überschritten alles Mass und setzten selbst den dem Reichsoberhaupt gebührenden Anstand bei Seite. Der Ungestüm und das ärgerliche Benehmen einiger, um die Einführung des Fürsten v. Taxis in den Fürstenrath zu hintertreiben, sei bekannt, sowie auch den Herzog von Aremberg in Bezug auf sein Reichsgeneralat zu beirren. Die zu bewirkende Trennung des Reichstags habe im Gemüthe der Urheber gegenwärtiger Bewegung tief gewurzelt, mithin würden auch alle Mittel ergriffen, welche einen so unglücklichen Erfolg zu bewirken, geeignet seien.“

Jahr 1756.

1.

Neutralitätskonvention von Whitehall am 16. Januar zwischen Preussen und England. — Kurbraunschweig'sche Deklaration darüber. — Schritte Englands bei Kurköln. — Frankreich bietet Hessen-Kassel die Neutralität und einen Subsidientraktat an. Doppelbündniss zwischen Oesterreich und Frankreich zu Versailles am 1. Mai. — Kriegserklärung Englands gegen Frankreich am 15. Mai. — Neutralität der General-Staaten am 2. Juni. — Oesterreichische Cirkularnote vom 24. Juli. — Audienz zu Wien. — Preussischer und österreichischer Notenwechsel. — Die preussische Armee rückt am 29. August in Sachsen ein. — Correspondenz zwischen den Königen Friedrich und Friedrich August. — Das sächsische Heer bei Pirna eingeschlossen.

England hatte die letzten Monate des abgewichenen Jahres fleissig dazu benützt, um durch eine neue Verbindung die hannoverschen Kurlande zu sichern. Am 16. Januar 1756 wurde zu Whitehall eine Neutralitätskonvention zwischen England und Preussen abgeschlossen. Ihr Hauptinhalt war: Beide contrahirende Theile sollten ihre eigenen Verbündeten hindern, irgend eine Feindseligkeit gegen die Länder des anderen Theils vorzunehmen und deshalb nicht dulden, dass fremde Armeen unter was immer für einem Vorwande den deutschen Boden beschritten. Zur Erreichung dieses Zwecks sollten zu gehöriger Zeit beide Mächte ihre Streitkräfte vereinigen, um dem Einmarsch oder Durchzuge fremder Kriegsvölker sich zu widersetzen. Was unter dem obigen Begriffe des deutschen Bodens zu verstehen sei, wurde dahin näher bestimmt, dass unter dieser Benennung die österreichischen Niederlande nicht begriffen seien. Es konnte natürlicher Weise Preussen nicht einfallen, zu Gunsten der belgischen Provinzen, d. i. zur Vertheidigung des Länderbesitzes der Kaiserin-Königin das Schwert ziehen zu wollen und zwar um so weniger, als Oesterreich in den früheren

Friedensschlüssen mit Preussen niemals dessen Garantie verlangt hatte.

Als das französische Kabinet von den Unterhandlungen beider Mächte Nachricht erhielt, wurde der Herzog von Nivernois schleunigst nach Berlin abgesandt, um selbe zu durchkreuzen und den König zu bestimmen, in nähere Verhältnisse als bisher zu Frankreich zu treten. Bei seiner Ankunft am 12. Januar wurde ihm nicht vorenthalten, dass der Vertrag mit England seinem Abschlusse nahe sei, und als er später im Glauben, den König zu gewinnen, ihm das seltsame Anerbieten machte, dass Frankreich eine der neutralen Inseln der Antillen, Tabago, deren es sich gegen die mit England bestehenden Verträge bemächtigt hatte, an Preussen abtreten würde, nahm Friedrich keinen Anstand, dem Gesandten den indessen ratificirten Vertrag mit England zu zeigen, und ihm zugleich zu eröffnen, dass die zwischen Frankreich und Oesterreich schwebenden Unterhandlungen für ihn kein Geheimniss seien. Würden sie sich auf einen Vertheidigungsbund beschränken, so sei zu hoffen, dass Deutschlands Ruhe ungestört bleibe.

Die abgeschlossene Konvention erregte wie allenthalben, so besonders am französischen, russischen und österreichischen Hofe grosses Aufsehen. Es entstand in den bisherigen Verhältnissen eine grosse Verwirrung. Russland war vermöge seines Subsidientraktats und Oesterreich vermöge älterer Uebereinkünfte englischer Bundesgenosse. Da nun Preussen in dieselben Verhältnisse zu England trat, so standen sich alle drei gleich. Das hatten aber Russland und Oesterreich durch ihre früheren Allianzen keineswegs bezwecken wollen. Die formulirten Klagen deshalb gaben sich erst später im Laufe der Ereignisse kund, und ihrer ist wegen Beziehung zu letztern somit an einem andern Orte zu gedenken. Blos König Georg in seiner Eigenschaft als Kurfürst hielt es seinem Interesse für angemessen, sechs Monate nach Abschluss obigen Vertrags am 16. Juli eine offene Deklaration ergehen zu lassen, um seine Politik zu rechtfertigen. Da er als protestantische Macht besorge, seine neuesten Schritte missdeutet zu sehen, so erkläre er zuvörderst, dass jene katholischen Höfe, welche im Glauben seien, dem Vertrage wären geheime und namentlich Religionsgegenstände betreffende Artikel einverleibt, sich in einer falschen

Voraussetzung befänden. Der König sei jedem Parteiverfahren wie in andern Dingen, so auch in Religionssachen abgeneigt, und beabsichtige ohne Rücksichtsname auf letztere blos die Aufrechthaltung und Geltung der Reichsgesetze. Er sei daher weit davon entfernt, Plane zu hegen oder Schritte zu thun, wodurch Verwirrung und Zerrüttung im Reiche entstehen könnten. Zeuge seiner Politik sei die Thatsache, dass er, der König, vor wenigen Jahren weder Geld noch Volk, noch seine eigene Person berücksichtigt habe, um Deutschland von fremden Ueberzügen zu befreien. Die mit Preussen abgeschlossene Konvention stehe im Einklang mit der Reichsverfassung und den vom Reich garantirten Friedensschlüssen. Frankreich habe gedroht, die kurbraunschweigschen Lande anzugreifen. Die deshalb bei dem kaiserlichen Hofe gethanen Schritte seien erfolglos gewesen und man habe selbst nicht einmal Abmahnungsbriefe an die an Frankreich angränzenden Reichsstände erlangen können. Um fremdes, die Ruhe Deutschlands störendes Kriegsvolk abzuhalten, sei die Konvention mit Preussen geschlossen worden. Der König sei übrigens der Ansicht, dass selbe dem Kaiser lieb sein müsse, da sie die Reichslande schütze; die Kaiserin könne ferner nicht misskennen, dass ihren deutschen Ländern durch selbe ein Dienst geschehen sei, die Reichsstände aber hätten Ursache, dafür dankbar zu sein, da sie ihnen Ruhe und Sicherheit gewähre.* Diese Worte klangen stolz, aber sie hatten das Verdienst der Wahrheit.

Unverdrossen fuhr König Georg in seinen Vorkehrungen fort. Zur selben Zeit, als obige Konvention abgeschlossen worden, liess er Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Köln eröffnen, um ein bestimmtes Versprechen wegen Nichtgestattung eines Durchzugs zu erwirken, aber selbe wurden schnell dadurch abgeschnitten, dass der Kurfürst erklärte, von einer beabsichtigten Invasion der Franzosen sei ihm nicht das mindeste bekannt; er wolle einen solchen Schritt nicht hoffen und wünsche die Entfernung aller Kriegsgefahr. Gleichwohl aber erfuhr der König, dass in den westfälischen Hochstiften Münster und Paderborn, deren Bischof der Kurfürst war, bereits Anträge auf Truppenwerbungen bei den Landständen seien gestellt worden. Er sandte daher einen Vertrauten, von

* Kurbraunschweig'sche Deklaration d. d. Hannover am 16. Juli 1756.

Wallmoden, an ihn ab, um die freundschaftlichsten Vorstellungen gegen einen ungerechten Angriff zu machen. Der Kurfürst wich aus, aber im März wurde bereits begonnen, die Paderborn'schen Stiftslande gegen Hannover abzusperren, indem die Ausfuhr aller Lebensmittel und Getränke verboten wurde.* Diese Ansammlung von Mundbedürfnissen wiess deutlich auf künftige Gäste hin.

Frankreich war hinwieder auch nicht säumig. Es suchte England um einen Verbündeten ärmer zu machen und sich durch ihn zu bereichern. Bereits im Februar erschien zu Kassel ein französischer Minister, um dem Landgrafen klar zu machen, dass er in gewissen Fällen wegen seines Subsidientraktats mit England als Feind angesehen werden müsse. Er schlug ihm daher hinsichtlich der hessischen Lande die Neutralität vor. Da er bereits Truppen in England, und zwar 12,000 Mann stehen habe, so möge er wenigstens ferner keine absenden und im Falle jene etwa zurückgeschickt würden, sie weder gegen Frankreich noch gegen das Reich dienen lassen. Wolle er aber seine Truppen an Frankreich überlassen, so werde der König dieselben Subsidien wie England zahlen. Der Landgraf, um Zeit zu gewinnen, verhiess die Propositionen in Betrachtung zu ziehen: nach Ablauf von fünf Monaten wurde jedoch der Vorschlag von ihm verworfen.** Die weiteren Versuche Frankreichs an andern deutschen Höfen, um Truppenkonventionen mit ihnen abzuschliessen, misslangen zur Zeit noch sämmtlich.

Der französische Hof hatte sich solcher selbständigen Wahl des Königs Friedrich nicht versehen, sondern vielmehr gehofft, dass wenn auch von den besonderen Zwecken der früheren Verbindungen, als z. B. Theilung von Böhmen und Eroberung der belgischen Provinzen keine Rede mehr sein könne, doch die bisherigen Freundschaftsbande nicht sobald durch freie Wahl einer neuen Allianz zerreissen würden. Das von Seiten des österreichischen Kabinets schon lange statt gehabte Bemühen, seinen Interessen am französischen Hofe Eingang zu verschaffen

---

* Promemoria der Kurbraunschweig'schen Komitialgesandtschaft, das Reichshofrathsconclusum vom 18. Juli 1760 betr. Druckschrift in Fol. 51 Seiten mit Beil.

** Französ. Staatsschrift: Betragen Sr. allerchristlichsten Maj. in Frankreich etc.

und die seit alter Zeit kund gegebenen feindlichen Gesinnungen zu beschwichtigen, sah sich in Folge des whitehaller Vertrags plötzlich am Ziele. Oesterreich machte nach französischen Angaben* geltend, dass wenn Frankreich in ein Bündniss zu ihm trete, es allerdings sein altes politisches System aufgebe, welches in Bezug auf Deutschland, namentlich in den kleinern Staaten, einen Stützpunkt gesucht und nur mittels Befriedigung ihrer Geldgierde selben erlangt hätte. Künftig würde ihm daher ein mächtigerer Bundesgenosse zur Seite stehen, der im Stande sei, Hülfe durch Gegenhülfe zu vergelten. Für beide Mächte sei die Zeit wechselseitiger Eifersucht vorüber und einer aufrichtigen Versöhnung ständen keine Hindernisse entgegen. Wenn Oesterreich solche Motive geltend machte, so dürfte wohl kein Grund zu Zweifeln vorhanden sein, aber wenn derer noch andere beigefügt werden, welchen eine innere Unwahrscheinlichkeit beiwohnt, weil sie geradezu die Einsicht und den Verstand eines so gewiegten Staatsmannes wie Kaunitz war, völlig blosstellen, so sind selbe offenbar nicht glaubhaft. Als fernere Motive, um Frankreich zum Abschluss einer Allianz zu veranlassen, seien nämlich geltend gemacht worden: „Die „deutschen Fürsten würden in der Person des Königs von „Frankreich stets einen mächtigen Beschützer haben, dem ein „einflussreiches Wirken auf das Oberhaupt des Reichs gewährt „sei und Frankreich könne durch Oesterreichs Macht gestützt „um so sicherer auf ein Anschliessen von Dänemark und „Schweden im feindlichen Gegensatze gegen Russland rech„nen.“** Offenbar wird wohl niemand glauben, der österreichische Staatsminister habe sich dermassen vom diplomatischen Wege verirrt, dass er einem alten Gegner geradezu verheissen, das Reichsoberhaupt der Deutschen, der kaiserliche Gemahl seiner Gebieterin und Herrin, werde künftig ein blosses Werkzeug für die Erreichung der Zwecke des Beherrschers von Frankreich sein, und eben so wenig wird es irgendwem einleuchten, gedachter Minister habe zu einer Zeit, wo die Allianz Russlands mit Oesterreich für letzteres gleichsam unentbehrlich war, in unüberlegtem Eifer sich so weit vergessen, Worte an

* Nach Flassan hist. de la diplomatie française VI, 48. Stuhr Seite 17.

** Stuhr S. 17 und 18 nach Flassan etc.

das französiche Kabinet zu richten, welche, wenn der Kaiserin von Russland hinterbracht, selbe zur Feindin Oesterreichs umgestalten mussten. Der französische Schriftsteller hat offenbar den primitiven deutschen Motiven auch die eigenen französischen beizufügen und sie mit einander zu vermengen beliebt. Wenn dann ferner ein hochachtbarer deutscher Historiker meldet: * „Gemeinschaftlich in Europa zu herrschen, wenn Friedrich II. gestürzt sein würde, war die Aussicht, welche die österreichische Politik Frankreich zu eröffnen wusste," so darf auch diese Eröffnung aus obigen Gründen und deshalb bezweifelt werden, weil eine solche Herrschaft in Europa nicht blos durch den Sturz von Preussen, sondern auch durch den Fall Englands und Russlands bedingt war.

Die beiderseitigen Verhandlungen endeten mit einem Doppelbündniss, welches zu Versailles am 1. Mai nach dem Willen und Wunsche Königs Ludwig XV. und der Frau von Pompadour und gegen die Ansichten der ministeriellen Anhänger des alten Systems, sowie zu Wien gegen die Ueberzeugungen des Kaisers Franz abgeschlossen wurde. Es bestand in einer Neutralitätskonvention und einem defensiven Einigungs- und Freundschaftsbund (traité d'union et d'amitié defensiv). In jener verhiess die Kaiserin-Königin, sich in die nordamerikanischen Händel nicht zu mischen und vollkommen neutral zu bleiben. Der König dagegen, nicht beabsichtigend, irgend eine Macht in seine Streitigkeiten zu verwickeln, versprach, weder die belgischen Provinzen noch andere Staaten und Reiche der Kaiserin mit Krieg zu überziehen oder selben mittelbar oder unmittelbar zu schaden. Letztere verhiess das Gleiche in Bezug auf die französischen Staaten. In dem Einigungsbunde wurden vor allem sowohl der westfälische Friede von 1648 als die späteren Friedensschlüsse ihrem Inhalte nach bestätigt. Die Kaiserin verpflichtete sich zur Vertheidigung aller Staaten und Provinzen Frankreichs innerhalb Europa gegen jede fremde Macht ohne Ausname, jedoch mit Ausschluss der Folgen des nordamerikanischen Kriegs; der König gelobte dagegen ihr und ihren Erben, gemäss der pragmatischen Sanktion ihre sämmtlichen Reiche und Staaten zu vertheidigen. Beide Theile würden

* Heeren, Geschichte des europäischen Staatensystems. Wiener Ausgabe 1817 S. 314.

sich bemühen, den Frieden zwischen den anderen Mächten aufrecht zu halten, würden aber ihre guten Verwendungen fruchtlos sein, so verpflichten sie sich zu wechselseitiger Hülfe, wenn einer der contrahirenden Theile angegriffen werden sollte. Das Hülfsheer habe auf jeder Seite aus 18,000 Mann Infanterie und 6000 Reitern zu bestehen; würden aber statt der Truppen Subsidien begehrt, so seien monatlich 1000 Fussgänger mit 8000 Fl. und 1000 Reiter mit 24,000 Fl. zu berechnen.

Die Würfel waren somit gefallen; thatsächlich waren durch den whitehaller und versailler Vertrag alle früheren Bündnisse gelöst, obgleich sie staats- und völkerrechtlich noch fortbestanden und man selbst später sich noch darauf berief. Einerseits standen nun England, Hannover und Preussen und andererseits Frankreich, Oesterreich und Russland. Von den kleineren mit England durch Subsidienverträge verbundenen deutschen Staaten fielen die süddeutschen, Würzburg und Ansbach, ab und blos die norddeutschen verharrten in den frühern Verpflichtungen. Noch immer war es seltsamer Weise zu keinem offiziellen Bruch oder zu einer wirklichen Kriegserklärung zwischen England und Frankreich gekommen, obgleich von beiden Seiten, wie bereits erwähnt, seit langer Zeit Feindseligkeiten verübt wurden. Als von Frankreich nunmehr in allen seinen Häfen offne Briefe oder Kommissionsdekrete an jene vergeben wurden, welche Lust trugen, Kriegsschiffe auszurüsten und als legale und legitimirte Korsaren allem Eigenthum des Gegners Abbruch zu thun, erging am 15. Mai von Seiten Englands die Kriegserklärung.

Die nächste Massregel Frankreichs bestand nun darin, die nahe Verbindung zwischen den vereinigten Niederlanden oder der Republik Holland und zwischen England zu lösen, um bei irgend einer gefährlichen Wendung der Dinge die österreichischen Niederlande und durch letztere die angränzenden französischen Provinzen decken zu können. Um daher die englische Allianz zu beseitigen, liess das französiche Kabinet der Republik einen Neutralitätsvertrag auf die Dauer des nun ausbrechenden Kriegs antragen. Die Generalstaaten antworteten anfangs ablehnend und erklärten, bei der mit England bestehenden Verbindung verharren zu wollen. Im weitern Verlaufe aber, als das französische Kabinet bemerklich machte, dass die

Verbindlichkeiten Hollands zu England nur defensiver Natur seien, letzteres aber die Feindseligkeiten in Europa zuerst begonnen habe, Frankreich folglich sich veranlasst sehen würde, ein Beobachtungskorps im französischen Flandern aufzustellen, beschlossen endlich die Generalstaaten in einer Sitzung am 2. Juni die Neutralität und theilten diesen Beschluss noch an demselben Tage dem französischen Gesandten v. Affri mit. Alle Widersprüche des englischen Ministeriums waren umsonst gewesen. Es hatte den Holländern bemerkt, dass, wenn es auch in Europa den Krieg erklärt habe, er doch nur eine Folge der französischen Feindseligkeiten in Amerika sei. Die Hochmögenden antworteten kurz, in die amerikanischen Händel könnten sie sich nicht mischen; hätten sie aber die ihnen angetragene Neutralität abgewiesen, so würden sie den Kriegsschauplatz in die Nähe der Republik gezogen haben. Für England blieb daher nichts übrig, als selbe gelten zu lassen. So wie Oesterreich seine Erfolge rücksichtlich der versailler Allianz nun kund gab, so geschah auch dieses von Seite Frankreichs rücksichtlich der holländischen Neutralität. Am 11. Juni liess der Hof- und Staatskanzler Graf Kaunitz sämmtliche zu Wien befindliche Gesandte zu sich entbieten und setzte sie von dem ratificirten Bündniss in Kenntniss, und ungefähr um selbe Zeit fertigte der französische Gesandte am Reichstage, Le Maire, an alle dortigen Gesandtschaften eine Kopie des Schreibens aus, welches der König an die Generalstaaten erlassen hatte. Die Weisheit und Billigkeit der letzteren wird gepriesen, und es wird erklärt, dass das holländische Staatsgebiet gegen jede Beeinträchtigung von Seiten Frankreichs gesichert sei. Rücksichtlich der österreichischen Niederlande erneuere man gerne jene Versicherungen, die man schon der Kaiserin-Königin durch den versailler Traktat gegeben. Die Motive, welche den König bestimmt hätten, die Neutralität der letztern ausdrücklich zu stipuliren, beständen blos darin, für die eigene Sicherheit der Generalstaaten zu sorgen, welche zu wünschen sie wegen ihres Territoriums und der Nachbarschaft von Belgien ein Recht hätten. — Walteten nun gleichwohl ganz andere Motive vor, so waren doch die vereinigten Provinzen zu höflich und klug, um die väterlichen Gesinnungen Ludwigs XV. in Abrede zu stellen. Die erste vom französischen Schiffsherrn vollbrachte Waffenthat erfüllte des Königs Bundes-

genossen mit Freude. Die Flotte bewerkstelligte auf Minorka, welches samt Gibraltar von Spanien an England im utrechter Frieden (13. Juli 1713) war abgetreten worden, eine Landung und Port Mahon wurde vom Herzog von Richelieu am 29. Juni eingenommen.

Der bisher noch klare Himmel über Deutschland begann jetzt sich zu verdüstern. Gleich Sturmvögeln begannen die diplomatischen Noten und Zirkulardepeschen an sämmtlichen Höfen zu verkünden, dass der wirkliche Bruch zwischen den zwei deutschen Hauptmächten herannahe. Am 24. Juli erging von Wien aus eine kaiserliche Zirkularnote an die Gesandten zu Regensburg des Inhalts: sowohl allgemeine Gerüchte als die Mittheilungen des österreichischen Gesandten zu Berlin verkündeten die ausserordentlichen in Preussen getroffenen Kriegsanstalten, die mit so grossem Eifer getroffen würden, dass bereits die Landstriche und Lager benannt würden, wohin die in voller Bewegung befindlichen Truppen sich zu begeben hätten; namentlich würden die Gränzen von Böhmen und Mähren bezeichnet. Es sei daher der Kaiserin nicht zu verdenken, wenn sie für ihre Erblande besorgt sei und Massregeln ergreifen müsse, deren sie enthoben zu sein wünsche. Des Friedens wegen und um allen bösen Schein zu vermeiden, habe sie ihrer Seits bereits die Verfügung getroffen gehabt, dass in diesem Jahr die gewöhnlichen Heerbesichtigungen und Uebungslager in Böhmen und Mähren ausgesetzt würden. Sie hoffe daher sich Aufklärung verschaffen zu können, wohin die in ganz Europa Aufsehn erregenden Rüstungen des Königs von Preussen und diese so kostbaren und eilfertigen Kriegsvorbereitungen zielten. Nunmehr würde es aber eine unverantwortliche Sorglosigkeit von ihrer Seite sein, nicht gleichfalls Massregeln zu treffen. Sie habe daher die in Böhmen und Mähren stehenden Truppen zusammen zu ziehen und selbe aus den übrigen Erblanden zu verstärken befohlen, um zur Vertheidigung die nöthigen Streitkräfte bei einander zu haben.

Was ihr, der Kaiserin, übrigens am bedenklichsten erscheine, sei, dass an allen protestantischen Höfen das Gerücht ausgestreut werde, als ob das mit der Krone Frankreich geschlossene Bündniss gewisse geheime Artikel enthalte, welche die völlige Unterdrückung des Protestantismus beabsichtigten, ferner den geschehenen Religionsübertritt des Erbprinzen von Hessen-

Kassel zum Gegenstande hätten,* und nicht weniger präjudizirliche Verabredungen in Bezug auf die römische Königswahl zu Gunsten ihres ältesten Sohns (Joseph) enthielten. Deshalb würden denn auch die protestantischen Höfe bearbeitet, sich näher mit einander zu verbinden. — Sie beauftragte daher ihre sämmtlichen Gesandten, diesen Ausstreuungen zu widersprechen und deren Unwahrheit feierlichst zu erklären.**

Kaum war diese Note am 24. Juli ergangen, so erbat sich der preussische Gesandte v. Klinggräff am folgenden Tage vom Hof- und Staatskanzler eine Audienz bei der Kaiserin. Sie wurde sofort bewilligt und er brachte hinwieder die Beschwerden seines Königs über die Rüstungen Oesterreichs mündlich an. Maria Theresia erwiderte kurz: „die kritische Lage der allgemeinen Angelegenheiten haben mir jene Massregeln als nothwendig erscheinen lassen, welche ich zu meiner Sicherung und zur Vertheidigung meiner Bundesgenossen ergreife und die übrigens niemanden, wer es immer sei, zum Präjudiz gereichen.***

König Friedrich säumte nicht, sowohl auf die schriftliche als mündliche Aeusserung schon am 17. und 18. August zu antworten. Am ersten der vorgenannten Tage erging an den preussischen Komitial-Gesandten von Plotho zu Regensburg ein königliches Reskript behufs der Kommunikation an die übrigen Gesandtschaften: „Mit Verwunderung habe der König aus der kaiserlichen Note vom 24. Juli ersehen, wie man den Reichsständen beizubringen suche, als ob er zu den ausserordentlichen Kriegsrüstungen der Kaiserin Anlass gegeben. Niemandem sei unverborgen und selbst durch die öffentlichen Mittheilungen der

* Der Erbprinz trat im Jahr 1754 von der reformirten zur katholischen Religion über, stellte aber am 28. Oktober desselben Jahres wegen Beibehaltung der in Hessen eingeführten protestantischen Religion Reversalien aus. England, Preussen, Schweden, Dänemark, die Generalstaaten und das deutsche Corpus Evangelicorum übernahmen die Garantie. Die Assekurationsurkunde wurde zu einem Landesgrundgesetz erklärt. (Vgl. oben S. 24.)

** Kais. Zirkularnote vom 24. Juli 1756.

*** Kais. Zirkularreskript d. d. 20. September 1756. Beilage 1. (Regensburg bei Neubauer in Fol. 31 Seiten): „Les circonstances critiques des affaires générales m'ont fait regarder comme nécessaires les mesures, que je prends pour ma sureté et la défense de mes alliés et qui ne tendent d'ailleurs au préjudice de qui que ce soit."

Zeitungen sei es bekannt, dass der kaiserliche Hof bereits zu Ende des Mai kurz nach seiner Verbindung mit Frankreich mit seinen Kriegsrüstungen den Anfang gemacht habe. Die Gränzen gegen Preussen seien mit Truppen gleichsam überschwemmt, beträchtliche Magazine in Böhmen aufgehäuft und die Festungen in den wehrhaftesten Stand gesetzt. Diese Umstände hätten den preussischen Hof nothwendig bedenklich machen und dessen Verdacht erregen müssen, nichts desto weniger sei aber noch zur Zeit zu den in Schlesien befindlichen Truppen kein einziges Regiment abgeschickt worden, während doch die Kaiserin eine Macht von mehr als 80,000 Mann mit einem starken Belagerungsgeschütz in Böhmen und Mähren bereits aufgestellt habe.

Wenn der kaiserliche Hof versichere, dass durch diese ausserordentlichen Rüstungen blos bezweckt werde, seine Obliegenheiten gegen seine Bundesgenossen zu erfüllen, so seien diese doch von keiner Macht bedroht, wenn gleich der König mehrere Regimenter den Weg nach Pommern habe nehmen lassen. Seine sehnlichen Wünsche und reine Absichten, wie er solches vor der ganzen Welt erklären könne, bezweckten durch die mit England geschlossene Neutralitätskonvention nichts anderes als die Erhaltung der Ruhe und des Friedens. Eben zur Verhütung des Kriegsausbruchs sei er mit der Kaiserin in ein wechselseitiges Benehmen getreten und von ihrer Erklärung hänge somit die fernere Beibehaltung des Friedensstandes ab. Ob übrigens dem mit Frankreich abgeschlossenen Traktate keine geheimen Artikel angehängt seien, lasse er dahin gestellt sein, gleichwohl aber hege er zur Kaiserin das Vertrauen, dass sie zur Unterdrückung und zum Umsturze der protestantischen Religion nie die Hände bieten werde.[4] Den protestantischen Reichsfürsten

---

4. Die beiden stärksten protestantischen Mächte (England und Preussen) und die beiden stärksten katholischen (Oesterreich und Frankreich) standen sich gegenüber. Behält man die Zerwürfnisse auf dem kirchlichen Gebiet im Auge, welche damals das deutsche Reich bewegten (vgl. S. 22—25), so wird man es erklärlich finden, dass Friedrich II. eigenhändig an den englischen Gesandten Mitchell (Ende 1756) schrieb: „Mon Dieu, il me semble que dans le moment présent tout homme bien „intentionné pour les intérêts de la nation et pour ceux de l'Europe, „devrait quitter tout intérêt personnel, pour ne songer qu'à un intérêt, „devant lequel tous les autres devraient se taire, celui du soutien de la „cause protestante et de la liberté de l'Europe." Im September 1756

könne man jedoch ihre Besorgniss nicht verdenken, da man von der anderen Seite die Religionsreversalien des Erbprinzen von Kassel angefochten habe." *

Da Friedrich die an Klinggräff ertheilte mündliche Antwort der Kaiserin höchst ungenügend fand, so beauftragte er ihn zur Uebergabe eines schriftlichen Memoires, welche auch am 18. August statt hatte. „Weder die Staaten der Kaiserin-Königin noch die ihrer Bundesgenossen seien bedroht, wohl aber jene des Königs. Er könne, um offen zu verfahren, der Kaiserin-

---

erhebt Frankreich in einer Zirkularnote an seine Gesandtschaften den Vorwurf, die Fürsten von England und Preussen suchten von der durch sie in Deutschland erregten Verwirrung Gewinn, „pour susciter sous „de faux prétextes une guerre de réligion et accroitre leur crédit et leur „puissance dans l'empire aux dépens de leurs voisins tant catholiques „que protestans." Ein Schreiben aus Wien vom 22. November sagt von Friedrich „qui menace vouloir animer tout le monde et toutes réligions „— que la France en qualité de garant n'est pas le dupe du prétexte „du defenseur de la réligion protestante, que le Roi de Prusse affecte." Die im December vertheilte österreichische Staatsschrift „Anmerkungen über die von Anbeginn des gegenwärtigen Kriegs bis anhero zum öffentlichen Druck gediehenen königl. preuss. Kriegsmanifesten, Zirkularen und Memoiren" hofft, dass die protestantischen Höfe die aus politischen Absichten entstandenen Misshelligkeiten nicht desshalb als eine causa religionis ansehen würden, weil der Urheber ein protestantischer Fürst sei; vor seinen Bedrückungen müssten sie sich ja mit katholischer Beihülfe schützen. Sie könnten vollkommen beruhigt sein, da im jüngsten Bündnisse mit Frankreich die Aufrechthaltung des westfälischen Friedensschlusses ausgesprochen sei, auch die Kaiserin ihren dahin gehenden Willen wiederholt habe erklären lassen. — Friedrichs Feinde waren mithin bedacht, dem ausbrechenden Kriege die Farbe eines Religionskampfes zu nehmen. Kaunitz stellte im November dem französischen Geschäftsträger Ratte vor, dass man überall die Protestanten als solche sehr schonen müsse, da sie allgemein sehr aufgeregt seien.

Wenn nun der Bischof von Breslau am 21. September 1756 einen Hirtenbrief erliess, worin er seinen Geistlichen befahl, sowohl täglich bei der Messe Gott anzuflehen, dass er die gerechten Waffen des Königs segne, als auch das Volk anzuhalten, ein Gleiches von Gott durch inbrünstiges Gebet zu erbitten, so that er solches wohl schwerlich rein aus eignem Antriebe. Diese „bedenkliche Ordonnanz" (wie sie der Reichsgesandte von Fechenbach nannte) zeigt, dass Friedrich wirklich schädliche Einwirkungen auf seine katholischen Unterthanen besorgte.

* Königl. preussisches Reskript an den Komitial Gesandten von Plotho d. d. 17. August 1756.

Königin nicht verbergen, dass er auf eine so sichere Weise, die gar keinen Zweifel mehr zulasse, davon unterrichtet worden sei, dass sie zu Anfang des laufenden Jahres eine Offensivallianz mit Russland gegen ihn geschlossen habe, durch welche festgesetzt worden sei, ihn mit einem russischen Heere von 120,000 Mann und einem österreichischen von 80,000 Mann unverhofft (inopinément) anzugreifen. Dieses Projekt, dessen Ausführung auf den ersten Mai des laufenden Jahres bestimmt gewesen, sei deshalb auf das kommende Frühjahr 1757 verschoben worden, weil die Armee einer Ergänzung bedürfe, der Flotte es an Matrosen fehle und Finland die nöthigen Vorräthe nicht habe liefern können."

Da der König nun vernommen, dass die österreichische Hauptmacht in Böhmen und Mähren zusammengezogen sei, die Truppen hart an der preussischen Gränze stünden und allenthalben Magazine errichtet würden, so glaube er sich berechtigt, eine formelle und kategorische Erklärung zu fordern, bestehend in der Versicherung: dass ihre Majestät die Kaiserin-Königin keineswegs die Absicht habe, seine preussische Majestät anzugreifen, weder in diesem noch im folgenden Jahre.* Es liege dem König daran zu wissen, ob er im Frieden oder Kriegszustande sich befinde. Die Entscheidung liege in den Händen der Kaiserin. Der König rufe den Himmel als Zeuge an, dass er an allem Unheil, was folgen werde, keine Schuld trage.

War die Anfrage in einem gereizten Tone gestellt, so war es die bereits am 21. August erfolgende Antwort nicht minder. „Der König habe die Rüstungen begonnen und österreichischer Seits sei man nur nachgefolgt. Die Kaiserin wiederhole die mündliche Antwort, die sie dem Gesandten von Klinggräff gegeben. Ihr stehe ohne Zweifel das Recht zu, über die Zeitverhältnisse ein beliebiges Urtheil sich zu bilden und die Gefahren, welche ihr drohten, zu würdigen. Was übrigens Grund und Ausdrucksweise des jenseitigen Memoires betreffe, so würde die Kaiserin-Königin die Gränzen der Mässigung, welche sie sich vorgeschrieben,

* Kais. Zirkularreskript d. d. 20. September 1756 Beil. 2. „Il „se croit en droit, d'exiger d'elle une declaration formelle et catégo„rique, consistant dans une assurance: Que S. M., l'Impératrice-Reine „n'a aucune intention, d'attaquer S. M. Prussienne ni cette année-ci, ni „celle qui vient."

überschreiten, wenn sie auf alle Punkte antworten würde. In Bezug auf das russische Bündniss, so seien alle angeführten Umstände gänzlich falsch und irrig, denn ein ähnlicher Traktat gegen seine preussische Majestät existire nicht und habe nie existirt.* An demselben 21. August ging von Berlin ein abermaliges Reskript an den Reichstagsgesandten ab. „Das preussische Kabinet müsse dem Vorbringen des wiener Hofs, als beabsichtige der König Krieg, geradezu widersprechen. Oesterreich sei mit seinen Rüstungen zuerst vorgeschritten und ziehe nun auch die Truppen aus Ungarn heran, wogegen der König blos nach Pommern einige Regimenter beordert habe, weil die Russen aus Liefland vorzurücken Miene machten. Durch die jenseitigen Rüstungen sei es nothwendig geworden, die schlesischen Festungen in Vertheidigungsstand zu setzen, aber während hier noch alle Regimenter sich in ihren Garnisonen befänden, habe man in Böhmen bereits ein grosses Lager gebildet und einen Gränzkordon gezogen. Wenn aber die westfälischen Regimenter näher gerückt seien, so liege der Grund im Heranzuge der ungarischen Streitmacht.

Der König habe durch seinen Minister zu Wien die friedlichsten Eröffnungen machen lassen, dadurch aber die Einstellung der Rüstungen nicht erwirken können. Wenn er daher die ihm von Gott verliehene Macht dazu verwende, seine Länder zu schützen, damit er nicht in ihnen selbst unverhofft angegriffen und vernichtet werde, so könne ihm desshalb wohl niemand einen Vorwurf machen. Wünsche die Kaiserin-Königin die Fortdauer der öffentlichen Ruhe und des Friedens, so dürfe sie sich nur offen darüber aussprechen und erklären, denn der König habe keinen höhern Wunsch, als in Freundschaft mit ihr zu leben und diese für die kommende Zeit zu befestigen.

Aus dem vorstehenden Noten- und Schriften-Wechsel erhellt zur Genüge, dass die Hoffnung zu einem Verständniss allmälig verschwand und durch die wechselseitigen Beschuldigungen die Sache vielmehr auf die Spitze getrieben wurde. Das preussische Kabinet hielt es gleich dem österreichischen seinem Interesse für angemessen, seinen Gründen und Motiven die möglichste

* a. a. O. Beil. 3. etc. „et que pareil traité contre S. M. Prussienne n'existe point et n'a jamais existé."

Publizität zu geben, denn es handelte sich um einen Mitkämpfer, der von der ältern diplomatischen Schule, wenn nicht verachtet, doch selten in Betrachtung gezogen wurde, nämlich um die öffentliche Meinung. In einer offiziellen Staatsschrift wurde der Hauptinhalt obiger Noten und der Gang der Verhandlungen dem Publikum noch einmal mitgetheilt.* Das preussische Kabinet erklärte darin, dass die Nachricht von dem zwischen Russland und Oesterreich geschlossenen Offensivbündnisse dem Könige um die Mitte Juli aus lauterer Quelle zugegangen und ihm hierauf von verschiedenen Seiten bestätigt worden sei. Was ferner die ungenügende Antwort der Kaiserin-Königin an Klinggräff betreffe, so habe selbe vermöge einer Eröffnung des Hof- und Staatskanzlers Grafen Kaunitz an den königlich sächsischen Gesandten v. Flemming zu Wien, dessen Depesche vom 28. Juli in des Königs Hände geriet, absichtlich statt gefunden. Der Kanzler habe erklärt: Er habe die Antwort so eingerichtet, dass die Anfragen des Königs dadurch vergeblich gemacht und der Weg zu allen Erörterungen dadurch abgeschnitten würde, zugleich aber weder Gutes noch Böses daraus entnommen werden könnte. —** Schliesslich geht noch aus dieser Staatsschrift hervor, dass zur Zeit der Uebergabe des königlichen Memoires am 18. August die preussische Armee sich schon in Marsch gesetzt hatte.

Der König war, wie schon aus obigem sich ergiebt, von verschiedenen Seiten über alle ihn wirklich oder auch nur angeblicher Weise betreffenden Vorgänge wohl unterrichtet. Einen begeisterten Anhänger besass Friedrich an dem Grossfürsten Peter von Russland, der ihn von allen Plänen seiner Gegner in Kenntniss setzte,*** anderer Seits lieferte ein untergeordnetes

* Beantwortung der sogenannten Anmerkungen uber die vom Anbeginn des gegenwärtigen Kriegs bis anher zum öffentlichen Druck gediehenen königl. preussischen Manifeste, Cirkulare etc. Berlin 1757. S. 34—39.

** a. a. O. p. 39 mit Rückweisung auf die preussische Staatsschrift: Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe oder gründliches Memoire über die Aufführung des Wienerischen und Sächsischen Hofes und deren gefährliche Absichten wider S. königl. Maj. in Preussen (und zwar auf Beil. 28).

*** Zimmermann, Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staats. 2. Aufl. 1846 S. 488.

Individuum der sächsischen Kanzlei die Urschriften der geheimsten Verhandlungen zur Abschrift,* und dazu kam dann noch, dass dem österreichischen Gesandten zu Berlin, dem Grafen von Puebla, im Monat Juli viele wichtige Depeschen und Briefschaften durch seinen Haussekretär entwendet wurden. Der Thäter ward zwar durch die preussischen Gerichte verfolgt, aber nicht zur Haft gebracht; er verschwand.

König Friedrich war von der Ueberzeugung durchdrungen, dass wenn es zu einem Krieg mit Oesterreich komme, für ihn die Okkupation Sachsens nicht blos wichtig, sondern unerlässlich sei, um als Operationsbasis zu dienen. Im Besitze der erzgebirgischen Pässe und der Elbe, die aus dem Herzen Böhmens hervorströmt, konnte er den Krieg mitten in Feindesland verpflanzen und wandte sich das Glück und verdrängte ihn der Gegner aus dem südlichen Theile des Landes, so konnte er durch die Vertheidigung der nördlichen Landstriche die eigenen Stammlande noch immer decken. Sachsen war seit längern Jahren zu genau und innig mit Oesterreich und durch dieses und die polnische Krone mit Russland verbunden, als dass der König nur im mindesten hätte hoffen können, dasselbe für sich zu gewinnen. Aber er musste nun einmal das Land in seiner Macht haben, wenn er nicht unter den allerungünstigsten Umständen den Krieg beginnen und ein österreichisches Heer ihm zuvorkommen sehen wollte. Strategische Motive sind jedoch keine völkerrechtlichen Rechtstitel, so lange die andere Macht sich noch ruhig verhält und keine feindlichen Schritte gethan hat. Um in Sachsen einzurücken, somit gegen dessen Landesherrschaft feindlich aufzutreten, waren auch völker- und staatsrechtliche Gründe gegen Sachsen selbst nöthig, und diese glaubte der König aus jenen Staatspapieren und Depeschen, die in seine Hände gefallen waren, schöpfen zu dürfen. Wenn Friedrich ungeachtet des bereits erfolgten Widerspruchs in der entschiedensten Ueberzeugung lebte, dass Oesterreich und Russland ihn anzugreifen beschlossen hätten, so legte er Sachsen keineswegs einen unmittelbaren, sondern nur einen indirekten Antheil zur Last; es habe nicht blos um den Plan gewusst, sondern ihn auch gut geheissen, und desshalb sei er berechtigt, dem ihm drohenden Uebel zuvorzukommen. Für die Würdigung dieser Gründe bie-

* Archenholtz, Geschichte etc. S. 5. (2. Aufl.)

tet sich später der gehörige Ort dar, nämlich die Zeit, wo sie geltend gemacht und bestritten werden. [5]

---

5. Musste von Friedrich ein Krieg gegen Oesterreich geführt werden (und der Brennstoff war nicht mehr zu zertheilen), so musste das zwischen beiden Theilen gelegene Sachsen nothwendig der Schauplatz des Kampfes werden. Das Riesengebirge hält Schlesien und Böhmen fast von einander; der einzige gut gelegene Berührungspunkt seiner Gebiete mit den österreichischen war in Oberschlesien da, wo es an Mähren stösst. Wenn Friedrich mit rascher Entschlossenheit, dem Feinde unerwartet, Sachsen in Besitz nahm, so öffnete er sich die Pässe, um geradenweges die Kriegsfackel in Feindesland zu werfen. Scheiterte dieser Versuch, so befand er sich dann doch wenigstens im Besitze eines weiten Landes, dessen Hülfsquellen er für seine Zwecke in Anspruch nehmen und ausbeuten konnte. In der That kam es also. Er nährte längere Zeit theilweise seine Soldaten mit sächsischem Getreide, kleidete sie in sächsisches Tuch und bezahlte sie mit sächsischem Gelde. Alle Erwägungen des Vortheils sprachen also für den Friedensbruch.

Allerdings hatte Sachsen noch kein Bündniss gegen Preussen förmlich eingegangen und insofern war der preussische Anfall unberechtigt. Allein es gab Gesichtspunkte, welche im preussischen Rathe kluge Voraussicht erwägen musste. Denn bekannt war gleichwohl die feindselige Gesinnung des sächsischen Ministeriums gegen den König von Preussen und kein Zweifel konnte darüber obwalten, dass, da alle Staaten in die Nothwendigkeit geriethen auf die eine oder auf die andere Seite zu treten, Sachsen der feindlichen Partei sich anschliessen werde. Es war für einen einsichtsvollen Staatsmann nicht erst nöthig, Einsicht in die sächsischerseits gepflogenen Verhandlungen (vgl. das Vorwort und das Späterfolgende) zu haben, um das Sachverhältniss so aufzufassen, wie hier angegeben wurde. Die Absichten des sächsischen Kabinets waren klar. Den Schlüssel zu seinem Verhalten giebt ein Schreiben des sächsischen Gesandten in Petersburg, von Funck, an Brühl aus dem Jahre 1753. Er brachte (wie er berichtet) in Petersburg die alten, so oft schon von ihm vorgebrachten Wahrheiten in Erinnerung, dass Sachsens Zustand nicht erlaube, sich in ein eben so hohes als gewagtes Spiel mit einem übermächtigen Nachbar einzulassen, ehe und bevor dieser ausser Stand gesetzt sei, Sachsen sonst einmal niederzuwerfen. Diese Auffassung wurde dann auch in Petersburg wohl begründet gefunden und ihr mit dem Worte beigepflichtet, die Sachsen müssten nicht die ersten sein, die sich auf den Turnirplatz herauswagten, sondern so lange warten, bis der Ritter im Sattel wanke. Sachsen aber wollte vor seinem Eintritt in das petersburger Bündniss förmlich versichert werden, dass es nicht eher aufzutreten genöthigt sei, als bis der König von Preussen schon angegriffen, bis seine Macht bereits vertheilt und abgelenkt worden sei (Brief des sächsischen Gesandten, Grafen Flemming, an den Grafen Brühl 26. Juni 1756). Die Angst, dem ersten und heftigsten Stosse ausgesetzt zu sein, verzögerte nur noch den Zutritt. Von

den wahrscheinlich günstigen Wendungen der eingetretenen Verwicklung Gewinn zu ziehen, war die Absicht der sächsischen Staatslenker. Welcher Gefahr sie sich aussetzten, entging ihnen nicht. Flemming berichtet am 21. April 1756 aus Wien: „je répondis à l'Impératrice, que personne ne „se ressentait davantage les effets de la mauvaise volonté du Roi de „Prusse que notre Cour; que ses chicanes et injustices à notre égard „étaient si outrées et criantes, qu'il y avait à craindre, qu'elles ne me-„nassent à la longue à des suites fort désagréables et dangereuses. Que „pour cette raison je ne pouvais pas me dispenser de demander à S. M. „au nom du Roi m. m., de quel oeïl Elle les regarderait et sur quel „secours nous pourrions compter dans un cas si facheux? Là-dessus Elle „m'assura, que la conservation du Roi m. m., tant en qualité de Roi „qu'en celle d'Electeur lui importait trop, pour ne pas promettre de „vouloir alors l'assister de tout le pouvoir que Dieu lui avait confié, que „cependant Elle était d'avis qu'il fallait dissimuler autant qu'il nous „serait possible.“ Am 17. Juli 1756 fragte hierauf Flemming den Minister Grafen Brühl: „lequel des deux évènemens vaut mieux pour la Saxe, „ou que le Roi de Prusse garde la Silésie ou que cette dernière retourne „à la maison d'Autriche sans aucun partage, et sans qu'il nous en re-„vienne une partie?“ und Brühl antwortete hierauf: „Je conviens d'abord, „que les succès, que la Cour impériale pourrait avoir, ne la rendront pas „plus facile et accommodante envers nous, mais du moins nous ne cou-„rons pas avec elle les risques, que l'expérience fâcheuse nous a appris „à craindre de la part de la Prusse et de sa grande Puissance, tant „pour la Saxe qu' à l'égard de la Pologne. Aussi ne désespère-je point, „que nous ne puissions profiter des évènemens favorables, qui se pré-„senteront peut-être dans la suite et pour lesquels nous ne manquons „point de ménager surtout l'amitié de la Russie.“ (Einige neue Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges und der in Folge desselben entstandenen Allianzen. Aus den Papieren eines Staatsmannes. Leipzig 1841. S. 19 und S. 18). Die Verständigung war mithin bereits eingeleitet. Der Zeitpunkt des Angriffs war aber auf 1757 hinausgeschoben. Ein Bericht des sächsischen Gesandten vom 28. Juli 1757 giebt dies an: „Le Roi de Prusse peut être persuadé qu'il ne sera „point inquiété ni attaqué, du moins pas cette année, puisque je „suis sur que pour le présent il n'y a aucun concert ni encore moins „aucun plan de fait, soit avec la France, soit avec la Russie pour envahir „les états du Roi de Prusse.“ (ebd. S. 21 vgl. oben S. 38 u. d. Vorwort).

Polen war gleichfalls zur Mitwirkung geneigt, aber erst nachdem der König von Preussen angegriffen, niedergeworfen und „hors de combat“ sei (Gross Hoffinger, die Theilung Polens und Galizien unter österreichischer Herrschaft 1847. S. 119). So lange bis dies eingetreten, sollte Sachsen abwartend zusehen. In welchem Lichte steht nun der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, wenn er (Struppen 15. Septbr. 1756) schreibt „Je me suis dès les premieres apparences de cette guerre fermement proposé, de n'y prendre aucune part et c'est à cause de cela, que j'ai recusé toutes les propositions, qui m'ont été fait.“!

Der Leichtsinn in Dresden war so sicher, dass trotz der von Oesterreich gegebenen Warnung: es seien die Briefschaften der sächsischen Minister zur Kenntniss des preussischen Königs gelangt, das Land dennoch nicht in gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt worden war. Der sächsische Gesandte von Bülow berichtete zwar aus Berlin, dass der König von Preussen den beurlaubten Soldaten Befehl gegeben habe, sich auf den ersten Ruf marschfertig zu halten, meinte jedoch (28. Juli 1756) das preussische Heer werde nach Schlesien rücken, oder meinte gar (5. Juli) es solle sich in Pommern und Ostpreussen sammeln. Kaunitz rieth um dieselbe Zeit an, der sächsische Hof möge nur keine Unruhe und Verlegenheit blicken lassen, sondern eine gute Haltung behaupten und sich inzwischen unter die Hand auf alle Fälle bereit machen (Bericht des Grafen Flemming, Wien 7. Juli 1756). Später (Bericht vom 18. August) wird dieser Rath wiederholt, damit Sachsen, wenn es zwischen der Kaiserin und dem König von Preussen zum Ausbruch kommen sollte, den zur beiderseitigen Sicherheit nöthigen Massregeln beitreten könne.

Sehr erklärlich ist es, dass Friedrich II. in der öffentlichen Rechtfertigung seines Verfahrens gegen Sachsen manche massgebende Gründe mit Stillschweigen überging. Die preussische Auffassung theilt seines Gesandten im Oktober 1756 an die Generalstaaten erlassene und auch am Reichstage gedruckt vertheilte Rechtfertigungsschrift folgendergestalt mit: „des desseins dangereux, que la Cour de Vienne a formés contre „le roy mon maître et qui ne tendent pas à moins, que lui enlever „la Silésie et de detruire même toute sa puissance. La Cour de „Saxe est entrée dans tout ce plan, en se reservant du consentement des parties principales, de n'y point paroître, que lorsque les „forces du roy seroient si affoiblies ou partagées, qu'elle pourroit impunément lever le masque. Elle s'est même laissée aller jusqu'à negocier avec la cour de Vienne sur un partage eventuel des états „de S. Maj. et stipuler pour sa part les duchés de Magdebourg „et de Crossen avec les cercles de Zullicau, de Cottbus et de „Schwibus."

„Elle (S. M. le roi) fut informée de bonne part, que l'intention „de la cour de Saxe étoit, de laisser librement passer ses troupes et „d'attendre ensuite les évènements pour en profiter, soit se „joignant à ses ennemis, soit en faisant une diversion dans „ses états. On est à présent à même de prouver, que cet avis si „conforme d'ailleurs au système reconnu de la cour de Saxe, n'a pas „été destitué de fondement."

Desshalb habe auch die vorgeschlagene Neutralität Sachsens nicht stattfinden können. —

Am 28. August wurde dem königlich sächsischen Gesandten v. Bülow zu Berlin von Seiten des preussischen Staatsministers, Grafen von Podewils, mündlich eröffnet, dass sich der König in die Nothwendigkeit versetzt sehe, mit seiner Armee nach Böhmen vorzudringen und somit seinen Durchzug durch die deutschen Länder Sr. polnischen Majestät zu nehmen. Gute Ordnung und Mannszucht würden gehalten werden und jede achtungsvolle Rücksicht und Schonung werde Platz greifen; in aller Ruhe könne er daher seine Mission fortsetzen und die bisherigen Rücksichten, die sich an seinen öffentlichen Charakter knüpften, würden wie bisher beobachtet werden.* Die Eröffnung, welche der preussische Gesandte zu Dresden, v. Malzan, dem dortigen Staatsministerium am 29. August zu machen hatte, lautete dagegen minder rücksichtsvoll. Die schlimmen Massregeln und die gefährlichen Absichten des wiener Hofes nöthigten den König zu einem Schritte, den er gern unterlassen hätte. Nothgedrungen müsse er durch Sachsen nach Böhmen ziehen. Man werde das Land schonen, in soweit es die Umstände erlauben würden, und namentlich für das königliche Haus alle möglichen Rücksichten haben. Der König jedoch in Erinnerung dessen, was in den Jahren 1744 und 1745 statt gefunden, könne kaum sich desshalb einen Vorwurf zuziehen, wenn er diesmal die nöthigen Vorsichtsmassregeln ergreifen würde, um nicht in eine ähnliche Lage zu gerathen.**

An demselben verhängnissvollen Tage rückte bereits eine 70,000 Mann starke Armee in drei Kolonnen in Sachsen ein, begleitet von einer königlichen Deklaration. Diese verkündete dem Lande: Der König sei in die Nothwendigkeit versetzt, einem Feinde zuvorzukommen, der alle freundlichen und eine gütliche Vereinigung bezweckenden Erinnerungen und Vorschläge abgewiesen habe. Wegen der persönlichen Hochachtung und Freundschaft, die er zu Ihrer königlichen Majestät in Polen trage,

* Kursächsische Staatsschrift: Les preuves évidentes. reponse au Mémoire raisonné de la cour de Berlin au sujet de la conduite des cours de Vienne et de Dresde à Varsovie et à Vienne 1757 (40 und 44 Seiten) Beil. 1. Diese Schrift ist eine Ueberarbeitung der deutschen Schrift: Natürliche Vorstellung der Wahrheit, entgegengesetzt dem preussischen sogenannten gründlichen und überzeugenden Bericht von dem Betragen der Höfe zu Wien und Dresden. Warschau 1756.

** Preuves évidentes a. a. O. Beil. 2.

würde er sich nie zu der Massregel, in Sachsen einzurücken, entschlossen haben, wenn nicht die unglücklichen Zeitverhältnisse und die Sicherheit seiner eigenen Länder ihn dazu gezwungen hätten. Die Ereignisse des Jahres 1744, wo er die ihm von Gott verliehene Macht dazu verwendet habe, um zu verhindern, dass nicht dem deutschen Reiche das Joch über den Hals geworfen und dessen damaliges Oberhaupt nicht unterdrückt worden sei, beständen allenthalben noch in frischem Andenken. Das damalige Bündniss des sächsischen Hofes bedürfe keiner nähern Auseinandersetzung. Weil der König in Sorgen stehe, demselben Schicksale abermals ausgesetzt zu sein, dürfe er die Regeln der Klugheit nicht ausser Acht lassen. Er rücke in Sachsen ein, erkläre aber im Angesicht von ganz Europa, dass er gegen Se. polnische Majestät und dessen Länder keine feindlichen Absichten hege. Er werde die Stunde als eine glückliche betrachten, wo er selber die Kurlande wieder übergeben könne.*

Unverweilt erging noch am 29. August auf die obige gesandtschaftliche Eröffnung von Seiten des sächsischen Staatsministeriums die Antwort, dass der König mit äusserstem Schmerze die zwischen Preussen und Oesterreich entstandenen Irrungen habe auftauchen sehen. Er werde dem Durchzuge der preussischen Armee kein Hinderniss entgegen stellen, versehe sich aber, dass sie in Anbetracht der Seltenheit der Lebensmittel und der schlechten Erndte das Land schone und alles baar bezahle. Um die verheissene gute Disziplin zu handhaben, sei es nöthig, Ort, Zeit und Zahl der Truppen vor ihrem Durchmarsch zu benennen. Was übrigens die Bezugname auf das Jahr 1744 betreffe, so sei selbe um so auffallender, als eine völlige Verschiedenheit zwischen dem damaligen Stande der Angelegenheiten und dem jetzigen herrsche. Der König stütze sich fest und beharrlich auf den Friedensschluss von Dresden.** Friedrich August sandte unverweilt den Generalleutenant und Kapitän seiner Schweizergarde, v. Meagher, an den König ab, um in nähere Verhandlung zu treten und richtete desshalb an ihn ein besonderes Schreiben.***

* Preussische Deklaration wegen des Einrückens in die sächsischen Erblande. Druckschrift, Berlin 1756.

** Preuves évidentes etc. Beil. 3.

*** a. a. O. Beil. 4.

Friedrich selbst hatte mit einer Kolonne den Weg nach Dresden eingeschlagen; eine zweite unter Herzog Ferdinand von Braunschweig war auf Leipzig vorgerückt, hatte das Schloss Pleissenburg und die Stadt besetzt, die dortigen Bürgerwachen entwaffnet und sämtliche landesherrliche Gefälle mit Beschlag belegt[6]; die dritte Kolonne aber, befehligt von dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern (später gewöhnlich der Prinz von Bevern genannt) drang mit 15,000 Mann bis in das sächsische Voigtland vor, zog sich aber wieder nach Chemnitz zurück und nahm hier Stellung. Kurz zuvor, ehe der Bruch erfolgte, war das aller nöthigen Kriegsausrüstung entbehrende sächsische Heer eiligst in ein Lager bei Pirna nahe der böhmischen Gränze zusammengezogen worden, und stand hier, 17,000 Mann, in einer Stellung, die blos gewählt schien, um den Einmarsch und Anschluss der österreichischen Armee zu erleichtern und abzuwarten.

Von Pretsch aus erliess Friedrich am 1. September ein Antwortschreiben an König Friedrich August. Es war eines reichen Inhalts, nur enthielt es das nicht, was dieser gewünscht und gehofft hatte, keine Zusicherung über die künftige Lage der Kurlande. Friedrich entwickelte, wie er zu den gethanen Schritten

---

6. Am 29. August 1756 um 2 Uhr Nachmittags rückte Herzog Ferdinand von Braunschweig an der Spitze der Ziethen'schen Husaren in Leipzig ein. Seine ersten Massregeln waren die Beschlagname der kurfürstlichen Kassen, die Entwaffnung der Stadtsoldaten und die Plünderung des Zeughauses sowie der Magazine. Bei dem am 1. September erfolgenden Abzuge wurden der Bürgermeister, der Oberstadtschreiber und zwei Kaufleute dem Vorwand nach als Deputirte, dem Sachverhalt nach als Geisseln mitfortgeschleppt. Die Sorge und Angst war in Leipzig gross und die bevorstehende Messe gestört.

Der erste Schuss fiel in Stolpen durch den Oberstleutnant von Varnery, welcher mit seinen Husaren in das Bergschloss eindrang und den greisen Befehlshaber dieser Feste, Generalleutnant von Liebenau, in den Leib schoss. Nach den preussischen Darstellungen (vgl. Fischer, Geschichte Friedrichs des Zweiten I. 404. 405. nach Varnery's Bericht) geschah es, als Liebenau den Degen zog und der Hauptwache zuschrie, die wenigen eingedrungenen Preussen gefangen zu nehmen oder niederzuschiessen; nach den sächsischen, minder glaublichen (Gretschel, Geschichte des sächsischen Volkes und Staates III. 96 Anm.) als Liebenau im Begriff war, seinen Degen zu übergeben. Der in Stolpen gefangen gehaltenen Gräfin Kosel gab Friedrich die Freiheit zurück.

durch Oesterreich und Russland sei gedrängt worden und wie alle seine Anfragen zu Wien nicht blos fruchtlos gewesen, sondern auch in einer Weise seien abgelehnt worden, die für einen unabhängigen Fürsten, dem seine Ehre am Herzen liege, kränkend sei. * Er habe der Kaiserin-Königin eröffnen lassen, wenn sie ihm jetzt noch die geforderte Sicherheit, weder in diesem noch im künftigen Jahre angegriffen zu werden, gewähren wolle, so werde er gern alle aufgewandte Kriegskosten der allgemeinen Ruhe zum Opfer bringen und alles wieder auf den Friedensfuss zu setzen bereit sein. Das sei die wahre Lage, in der er sich befinde. Nicht Ländersucht, nicht Ehrgeiz lenkten seine Schritte, sondern der Schutz, den er seinem Volke schuldig sei, und die Nothwendigkeit jenen Entwürfen zuvorzukommen, die mit jedem Tage für ihn gefährlicher würden, wenn sein Degen den gordischen Knoten jetzt, wo es noch Zeit sei, nicht durchhaue. Er werde des Königs Lande schonen, in so weit es seine Lage gestatte. Er habe für ihn und sein Haus alle jene Verehrung und Aufmerksamkeit, die er einem so grossen Fürsten schulde, aber er bedauere, dass Se. Majestät einem Manne so grossen Einfluss gestatte, dessen schlimme Entwürfe ihm nur zu wohl bekannt und dessen sinistre Plane er mit Korrespondenzen belegen könne. Sein ganzes Leben hindurch habe er auf Biederkeit und Ehre gehalten und dieses Bewusstsein sei ihm theurer als die Königswürde, die ihm nur durch den Zufall der Geburt sei zu Theil geworden. **

Hier ist nicht zu verkennen, dass ein edles königliches Herz von grossem Schmerze über eine Lage überfloss, wo die Gewalt der Umstände dem freien Willen keinen Spielraum mehr liess. Wie der König in dem vorerwähnten Schreiben angedeutet, so geschah es. Sein Gesandter zu Wien überreichte am 2. September abermals eine Note, in welcher erinnert wurde, dass noch keine Antwort auf die gewünschte Zusicherung, Preussen weder in diesem noch im nächsten Jahre anzugreifen, erfolgt sei.

---

* Les preuves évidentes etc. Beil. 5 etc. „conçue avec tant de „hauteur et de mepris, qu'elle devoit offenser l'indépendance de tout „prince, qui a son honneur à coeur" etc.

** a. a. O. „j'ai fait toute ma vie une profession de probité et „d'honneur et sur ce caractère, qui m'est plus cher que le titre de Roi, „que je ne tiens que par le hazard de la naissance" etc.

Er sei daher von seinem Gebieter ausdrücklich beauftragt, der Kaiserin-Königin zu erklären, dass wenn jene bestimmte und positive Zusicherung ertheilt werde, der König zur Stunde seine sämmtlichen Truppen zurückziehen und alles wieder in den vorigen Stand setzen würde. Die Stunde der Uebergabe dieser königlichen Botschaft war durch eigenthümlichen Zufall gerade jene, wo Maria Theresia die Nachricht von dem Einfalle in Sachsen und von dem Inhalt des zugleich verkündeten Manifests erhalten hatte.* Die unter dem 6. September an den preussischen Minister ergangene Eröffnung lautete nun dahin, „dass nach einem so offnen Angriff nur eine solche Antwort noch möglich sei, welche die Kaiserin zu gehöriger Zeit für geeignet halten werde. Der gemachte Vorschlag, den bestehenden und auf feierliche Verträge begründeten Frieden gleichsam in einen blossen Waffenstillstand zu verwandeln, sei solcher Art, dass es keiner näheren Erklärung darüber bedürfe.** Das kaiserliche Kabinet übergab sofort die bisher gepflogene Korrespondenz der Publizität und liess sie als Beilage zu einer Zirkularnote drucken und vertheilen. In dieser wurde unter anderm erklärt, dass die preussischen Rüstungen schon in den ersten Tagen des Juni begonnen und hierauf erst am 8. Juli von österreichischer Seite Gegenanstalten getroffen worden seien. Sowohl die fremden Minister zu Wien als die an die kaiserlichen Militärbehörden erlassenen Befehle könnten dieses zur Genüge erweisen. Die russische Offensivallianz sei durchaus ohne Grund und erdichtet. Nie könne es übrigens die Kaiserin mit ihrer Würde vereinigen, die bis daher bestandenen Friedensschlüsse in einen zweijährigen Waffenstillstand wider die Natur jener Verbindlichkeiten zu verwandeln, und dadurch zugleich der Willkür des Königs den nächstfolgenden Bruch dieser Traktate völlig anheim zu stellen. Die vom König angegebenen Ursachen seines Benehmens gegen Sachsen fänden nach Belieben auch Anwendung auf andere Reichsstände, und keiner derselben wäre somit sicher. Das Verfahren gegen Sachsen sei weder durch die Kriegsgesetze gerechtfertigt, noch unter die Regeln einer gesetzlichen Klugheit zu bringen. Was aber die Begebenheiten vom Jahr 1744 beträfen, so könne man sich auf selbe gar nicht mehr

* Kais. Cirkular-Rescript vom 20. September 1756. Beil. 3.

** a. a. O. Beil. 4.

berufen, indem die beiden ersten Artikel des dresdener Friedensschlusses eine ewige Vergessenheit des Geschehenen zur Hauptgrundlage des Vertrags gemacht hätten. Die sächsische Armee sei dermal samt dem König und den Prinzen eingeschlossen. Der König von Preussen habe den Neutralitätsanträgen und der Verwendung des englischen Ministers, Lord Stormond, kein Gehör gegeben. Die wahre Ursache des Unwillens des Königs liege in dem von Oesterreich mit Frankreich abgeschlossenen Neutralitäts- und Defensiv-Traktat, da letzterer die Hoffnung vereitelt habe, Oesterreich in die amerikanischen Unruhen und den daraus in Europa entstandenen Krieg in solcher Weise verwickelt zu sehen, dass dessen Niederlande feindlich überzogen und Preussen dadurch eine Gelegenheit geboten würde, Oesterreich einen tödtlichen Schlag beizubringen." — So die Zirkular-Note; wer aber die beiderseitigen Beschwerden und Erklärungen mit unbefangenem Gemüthe abwägt, dem entsteht die allmälige Ueberzeugung, dass von keiner Seite so weit ausgreifende Plane gefasst wurden, dass ferner der König zu vermeintlicher Selbstrettung rüstete und einem Nachbar in das Land fiel, dessen erster Minister weiter gegangen war, als sein königlicher Gebieter wusste, wünschte und wollte, während doch der Hauptgegner, Oesterreich, noch nicht einmal eine feldmässige Armee auf den Beinen hatte, wenngleich Friedrich schon lange von dessen an den Gränzen Böhmens und Mährens versammelten Heeren gesprochen hatte. Wir wenden unsere Blicke zu Sachsen zurück.

Während die sächsische Armee am linken Elbufer in der Nähe der befestigten Berge Sonnenstein und Königstein bei Pirna stand und die von Dresden nach Aussig und Prag führende Hauptstrasse absperrte, zogen die preussischen Heeresabtheilungen allmälig heran, um sie zu umzingeln. Die Sachsen hatten ihre Stellung im Thalgrunde durch Feldbefestigungen noch möglichst verstärkt und gegen Ueberraschung gesichert, während der König mit seinem Hause noch immer zu Dresden verweilte. Von hier aus schrieb er noch am 3. September eine Antwort auf ein Schreiben des Königs Friedrich, welches General von Meagher ihm überbracht hatte, und eilte sodann mit seinen beiden ältesten Söhnen, den Prinzen Xavier und Karl und dem Staatsminister Grafen v. Brühl in das Lager bei Pirna. Jene

Beantwortung enthielt zunächst Dank und Anerkennung der freundlichen Gesinnungen, die der König für ihn hege. Die zwischen ihm und der Kaiserin-Königin eingerissenen Streitigkeiten beträfen übrigens Sachsen gar nicht. Wenigstens hätte er hoffen dürfen, dass der unschädliche Durchzug durch seine Staaten, welchen, wie der König wisse, die Reichsgesetze statuirten, sich nicht in eine Okkupation verwandeln und nicht in das Gegentheil der gegebenen Versicherung, dass man weder Krieg noch die sächsischen Lande feindlich behandeln wolle, umschlagen würde. Nun schrieben aber die Truppen des Königs Kontributionen aus, belegten die landesherrlichen Kassen mit Beschlag, demolirten einen Theil der Festung Wittenberg und erklärten seine Generale und Offiziere, wo sie selbe fänden, als Gefangene. Wie das alles mit jenen Versicherungen zu einen sei? Er appellire an die Gerechtigkeit und Biederkeit des Königs und wünsche übrigens, dass er ihm von jenen schwarzen Entwürfen, deren sein Schreiben erwähne, nähere Kenntniss mittheile, weil er von selben bisher nicht das Mindeste wisse. Er ersuche ihn, seine Vorstellungen in Betracht zu ziehen, die Kurlande zu räumen und seine Truppen zurückzuziehen. Uebrigens sei er bereit, wie er schon erklärt habe, dem König jene Garantien zu gewähren, die der Billigkeit und seiner Würde gemäss seien. Er begebe sich zu seiner Armee, um hier die weiteren Eröffnungen zu erwarten, und erkläre zugleich wiederholt, dass er nicht blos eine Neutralitäts-Konvention eingehen, sondern auch gerne die Hand dazu bieten würde.* Alles umsonst. König Friedrich erklärte von Lomnitz aus (5. Sept.), dass hundert Kriegsgründe ihn hinderten, Sachsen zu räumen, und namentlich die Rücksicht auf die Lebensmittel zum Unterhalt der Armee. Wohl wünsche er, der Weg nach Böhmen gehe durch Thüringen, aber da strategische Gründe ihm den Besitz der Elbe nöthig machten, so müsse er, da er keine Mirakel üben könne, handeln wie geschehe; er wende alle mögliche Eile an, aber seine Soldaten könnten nicht fliegen „mais malgré cela il est impossible aux troupes de voler". Die schlimmen Absichten und Schritte des sächsischen ersten Ministers gegen den Inhalt des dresdener Friedens könne er beweisen und er würde es schon jetzt thun, wenn ihn nicht Rücksichten abhielten.**

* Les preuves évidentes. Beil. 9. ** a. a. O. Beil. 10.

Die allgemeine Lage der Dinge überhaupt und jene von Sachsen insbesondere, sowie die Beschwerden, Anklagen und Gründe zum Kriege und deren Ablehnungen, welche die Könige persönlich gegen einander geltend machten, haben sich aus dem vorerwähnten Briefwechsel zur Genüge ergeben und es erübrigt daher blos, aus der ferner fortgesetzten Korrespondenz der beiden Monarchen jene Momente hervorzuheben, die zur weiteren Beleuchtung des Verlaufs zweckdienlich sind.

König Friedrich August bemühte sich vergeblich, Friedrich dahin zu bestimmen, sich mit Sachsens Neutralität zu begnügen und die Punkte rücksichtlich der geforderten Sicherstellung namhaft zu machen; umsonst hatte sich der zu Dresden beglaubigte englische Minister zum König begeben, um ihn zur Gewährung der Neutralität unter gewissen Bedingungen zu bestimmen. General Meagher und Lord Stormond kamen ohne bestimmte Antwort zurück, und Friedrich August sah sich dadurch völlig rathlos. Es hatte ihm bisher noch freigestanden, mit der Armee nach Böhmen aufzubrechen und selbe vor der Uebermacht zu retten, aber diesen weisen Entschluss zu fassen, entbehrte er der nöthigen Entschiedenheit, weil er dann thatsächlich die von Oesterreich gemachten Vorschläge einer vollkommenen Allianz annahm, in die er früher nicht einwilligen wollte. Der General-Leutenant Graf Bellegarde wurde daher mit einer neuen Mission an König Friedrich beauftragt.* Dieser war aber entschlossen, unter gar keiner Bedingung Sachsens Neutralität anzuerkennen, weil er, wie er sich aussprach, dann eine Armee in seinem Rücken zurücklassen müsse, die, wenn der Kampf schwanken sollte, hinter ihm her losbrechen würde. Er wolle zu Sedlitz so lange stehen bleiben, bis dieses Hinderniss weggeräumt sei. Zwar bot ihm Friedrich August nunmehr selbst Wittenberg, Torgau und Pirna an, damit er den Lauf der Elbe in seiner Gewalt habe, forderte aber hinwieder, dass die preussische Armee mit Ausname jener drei Plätze ganz Sachsen räume, welch letztere seiner Zeit in dem Zustande, worin sie betroffen worden, zu restituiren seien und wo inzwischen die preussischen Besatzungen auf eigene Kosten zu leben hätten, ohne sich übrigens in die Landesverwaltung einzumischen. König Friedrich liess sich rücksichtlich dieser Vorschläge in gar keine Verhand-

* a. a. O. Beil. 11.

ung ein, sondern erklärte keine Eile zu haben; er könne ja warten, da die preussische Avantgarde schon in Böhmen eingedrungen sei und ein beträchtliches Korps ihr folge. Die sächsische Armee war nämlich bereits von 32,000 Mann Preussen eingeschlossen, und alle Korps zogen auf Nebenwegen um Pirna herum, wo sie dann die offne böhmische Heerstrasse wieder erreichten. Was der sächsischen Armee am Ende drohte, das ahnte Friedrich August wohl selbst, aber zu einem entschlossenen Handeln war er nicht zu bringen und er meinte, gegen den Hunger sei selbe noch geschützt und gegen das Eisen diene des Himmels Schutz und die Treue und Standhaftigkeit seiner Truppen. Endlich entschloss sich König Friedrich, dem es zu Sedlitz denn doch nicht länger zu gefallen schien, den General-Leutenant v. Winterfeld in das k. Hauptquartier zu Struppen mit bestimmten Anträgen abzusenden (14. Sept.). Sie lauteten in der Hauptsache dahin, dass sich sofort die sächsische Armee mit der preussischen vereinige. Diese Forderung war für einen mit persönlicher Freundschaft dem kaiserlichen Hause innig zugethanen Fürsten unerfüllbar und desshalb um so mehr, weil ältere Defensivverträge bestimmten, dass im Falle des Kriegs Sachsen an Oesterreich ein Hülfskorps von 6000 Mann zu stellen habe. Gleichwohl hatte König Friedrich August fest geglaubt, von dem ausbrechenden Kriege gar nicht berührt zu werden, wenn er an demselben sich gar nicht betheilige: er hatte alle günstigen Anerbietungen Oesterreichs zurückgewiesen und selbst zur Zeit, wo die Preussen schon in Sachsen standen, weder seine Armee nach Böhmen wollen abziehen lassen, noch auch gestatten, dass ein österreichisches Heer sich an das seinige anschliesse. Er gestand offen (Struppen 17. Sept.)* der Ueberzeugung gelebt zu haben, dass er nichts fürchten dürfe, weil er sich weder in diese Kriegszerwürfnisse gemischt habe, noch auch mischen wolle, und begehrte sonach von König Friedrich billigere Bedingungen. Dieser aber konnte nicht und wollte nicht, er sandte vielmehr wiederholt den General v. Winterfeld ab und zwar mit Papieren, die schon früherer Verrath abschriftlich in Friedrichs Hand geliefert hatte und deren Original er nach der am 10. September stattgehabten Besetzung Dresdens in Folge der gewaltsamen

* Les preuves évidentes etc. Beil. 12—27.

Eröffnung der sächsischen Staatskanzlei habhaft geworden war.[7]

---

7. Friedrich II. war bedacht an Hauptorten Kundschaften zu haben. So schreibt er am 22. December 1756 an Winterfeld: „Ich muss das project der Campagne aus Wien haben, drei Cojons habe ich dorten, aber man kann der nicht genug haben." Zwei von diesen „Cojons" in Wien waren „Pfaffen", wie sein Brief vom 15. Januar 1757 angiebt, in welchem er schreibt: „Was aber den Menschen in der Brown'schen Cantzelei anlanget, da sollt Ihr kein Geld sparen und ihm geben." So hielt er auch in Dresden einen Spion.

Der sächsische Premierminister Graf Brühl machte es ebenso und noch schlimmer. Der wirkliche Hofrath von Siepmann, sein ehemaliger Schreiber, war von ihm mit sammt einem Baron von Scheel zum Eröffnen von Briefschaften und Nachmachen von Handschriften bestellt. Die Eingänge an den preussischen Gesandten in Dresden musste der Postmeister Hermann in Grossenhain zur heimlichen Eröffnung abliefern. Durch Bestechung des Kammerdieners dieses Gesandten und Anwendung eines Nachschlüssels gelangte Brühl in den Besitz der preussischen Chiffre der Depeschen.

Auch Kaunitz arbeitete auf solchen unsaubern Wegen, denn er war im Stande Ende 1754 dem sächsischen Gesandten in Wien zu benachrichtigen, dass Friedrich durch seinen Gesandten in Dresden in den Besitz der sächsischen Berichte, theils in deren vollem Wortlaut, theils in Auszügen gelange, verweigerte aber nähere Auskunft, welche sächsischerseits dringend gewünscht ward.

In Dresden war der Kanzelist an der geheimen Kabinetskanzlei Friedrich Wilhelm Mentzel im Jahre 1752 durch einen gewissen Phenitz zum preussischen Gesandtschafssekretär Hecht und dann zum Gesandten von Maltzahn geführt worden. Letzterer gab ihm hundert Thaler mit dem Ersuchen, ihm dann und wann etwas Neues aus der Kabinetskanzlei mitzutheilen, namentlich wünschte derselbe das Arcanum des Porzellanmachens und den Briefverkehr mit Petersburg und Wien zu erfahren. Den petersburger Vertrag von 1746 hatte damals Friedrich schon aus Wien insgeheim erhalten. Im December dieses Jahres schickte der Geheimerath Eichel von Potsdam einen Bund mit Schlüsseln durch den Gesandtschaftssekretär Plessmann mit 50 Thalern an Mentzel, damit dieser versuche, ob einer davon die Schränke zum Etranger-Departement aufschliesse. Zwar passte kein Schlüssel, aber Mentzel konnte bemerken, in welcher Weise die Schlüssel abgeändert werden müssten, und nach drei Wochen (Anfang März) erhielt er ein zweites Bund mit Schlüsseln, von denen einer das Schloss öffnete. Sonntags und Donnerstags benutzte er die Mittagsstunden, um Briefschaften herauszunehmen, die er selbst oder durch seinen Schwager in der Urschrift dem Gesandtschaftssekretär Plessmann zutrug, der sie kurz darauf wieder zurückgab, worauf Mentzel sie wieder an ihre Stelle legte. Häufig wusste Plessmann schon von Wien aus, nach welchen

Das waren nun allerdings verfängliche Eröffnungen und Herzensergiessungen des sächsischen Premierministers, aber nicht des Königs. Umsonst machte Friedrich August seinem könig-

---

Stücken zu suchen sei. Mentzel empfing seiner Aussage zufolge nach und nach 3000 Thaler. (Auszug aus dem Untersuchungsprotokoll Mentzel's, Warschau 25. September 1757 in: Einige neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges. Aus den Papieren eines Staatsmannes. Leipzig 1841).

Nach Dresdens Einname suchte Friedrich in den Besitz der beweisenden Urschriften zu gelangen. Preussische Schildwachen wurden vor das geheime Kabinet gestellt; die Königin von Sachsen ersuchte alsbald den König von Preussen, alle im königlichen Pallast ausgestellten Wachen einzuziehen. Statt dessen wurden die Wachen verdoppelt und ein Offizier kam, die Schlüssel zum geheimen Kabinet zu fordern. Die Königin erbot sich sogleich, die Thüren zu versiegeln, der Offizier hielt aber noch für nöthig, sein eignes Siegel neben das ihrige zu drücken Bald darauf kam er zum zweiten Male, um die Thüren eröffnen zu lassen. Sogleich begab sich die Königin vor dasselbe, stellte sich dies zu hindern vor die Thüre und erklärte dem Offizier, sie könne nicht glauben, dass er hier auf Befehl seines Königs handle. Höflich, aber entschieden versicherte ihr dies der Offizier, doch sie blieb vor der Thüre. „Wenn er Gewalt brauchen wolle — sagte sie — so möge er bei ihr den Anfang machen.“ Der Offizier entfernte sich, um Verhaltungsbefehle einzuholen; während dessen rief die Königin die Verwendung des preussischen und des englischen Gesandten an, natürlich vergebens. Der preussische Offizier erschien zum dritten Male mit dem Befehl, unverhindert der höchsten Person der Königin Gewalt zu brauchen. Nach ihrer eignen Aussage, die sie am 10. September den zusammenberufenen sämmtlichen Gesandten machte, liess sie es nun geschehen, nach andern Erzählungen wurde wirklich Gewalt gebraucht und sie von dem Archive hinweggetragen. Die wichtigsten Papiere standen schon in Kisten verpackt, um fortgeschafft zu werden. Friedrich konnte sich nun erbieten, die Urschriften entweder auf dem Reichstage gegen Sicherstellung bezüglich der Rückgabe oder im Haag vorzuzeigen. Doch fand er nicht so viel Beweisstücke vor, als er gemuthmasst hatte. Er hatte vermuthlich geglaubt, es sei ihm noch manches verborgen geblieben.

Mentzel folgte dem sächsischen Hofe nach Warschau und setzte dort seine Verrätherei fort. Allein seine Verschwendung erregte des Generalleutnant Spörken Argwohn. In frohlicher Gesellschaft erhielt Mentzel eine Warnung. Er floh, nahm aber seinen Weg nach Böhmen. In Prag wurde er festgenommen, nach Warschau abgeliefert, dort zum Geständniss gebracht und während des Krieges in Olmütz gefangen gehalten. Nach dem Frieden brachten ihn die Oesterreicher nach dem Königstein, wo er lange Zeit mit einem Sperreisen an den Füssen sass. Er blieb in harter Haft bis an sein Lebensende 1796 — und Brühl?!

lichen Gegner gegenüber geltend, dass wie schon von Seiten der Kaiserin-Königin zweimal geschehen war, der inkriminirte Plan gar nicht existire, und er für seine Person alles ablehnen müsse, was man ihm aufzubürden beliebe. — Der Briefwechsel der beiden Monarchen ging ohne Resultat zu Ende; das sächsische Heer blieb eingeschlossen wie es war; der König ging nicht, wie er früher erklärt hatte, auf den bevorstehenden Reichstag nach Polen, sondern auf die Feste Königstein, und alle sächsischen Kurlande sahen sich von dem preussischen Kriegsdirektorium gleich eroberten Provinzen behandelt. Alle öffentlichen Gelder und Gefälle mussten an obige Behörde eingesendet werden und alle Bedürfnisse für die Armee wurden im Wege der Requisition erhoben. — Eine Zeit schwerer Leiden hatte damit für Sachsen begonnen.

2.

Russisches Manifest vom 4. September. — Sentenzen des Reichshofraths gegen den König von Preussen als Kurfürsten von Brandenburg. — Kaiserliches Abmahnungsschreiben an letztern und Abberufungsdekret an alle reichsständischen Unterthanen in der preussischen Armee vom 13. September. — Widerstand in den Reichslanden gegen letzteres. — Französische Zirkularnote. — Oesterreich macht die früheren Traktate mit England geltend. — Preussisches Kriegsmanifest vom 22. September und österreichisches Gegenmanifest.

Am Tage vor dem Einmarsche der preussischen Armee in Sachsen, d. i. am 28. August, waren die königlichen Minister zu Paris, London und im Haag angewiesen, diesen entscheidenden Schritt den Kabinetten zu eröffnen und zugleich nach stattgehabter Vorlesung eines kurzen, die Korrespondenzen des sächsischen Ministeriums betreffenden Memoires, Abschrift von selbem zu hinterlassen. Die Ueberraschung war allenthalben gross. Bevor noch die Kunde davon nach Petersburg gelangen konnte, erging von hier aus am 4. September eine kaiserliche Deklaration des Inhalts: Die russischen Kriegsrüstungen im

verwichenen Frühjahre hätten keinen andern Zweck gehabt, als den Bundesgenossen, im Falle sie angegriffen würden, zu Hülfe zu kommen. Als man aber habe glauben können, dieser Fall würde sobald nicht eintreten, seien alle Anstalten zu Wasser und zu Lande eingestellt worden, denn die Kaiserin sei eben so geneigt, ihre Alliirten zu schützen, als abgeneigt, Europa in Unruhe zu versetzen. Der berliner Hof, der zu jener Zeit ruhig verblieben, habe plötzlich sich zu rüsten begonnen. Um den unbegründeten Vermuthungen desselben aber keine Anhaltspunkte zu geben, habe man russischer Seits keine weiteren Zurüstungen machen und nicht als Störer der allgemeinen Ruhe angesehen sein wollen. Dessen ungeachtet habe der König mit aller Kraft seine Rüstungen betrieben, ohne andere Gründe als seine Besorgniss, angegriffen zu werden, dafür anführen zu können. Weltkundig sei es, dass, als die preussischen Anstalten begannen, die russischen schon seien eingestellt gewesen. Als die Vermehrung und Bewegung der preussischen Truppen der Kaiserin-Königin mehr als deutlich verkündet hätten, Böhmen und Mähren schwebten in Gefahr, sei sie erst bedenklich geworden. Der König sei der Urheber der unheilvollen Tage, von welchen jetzt Deutschland bedroht werde, obgleich er die Welt bereden wolle, seine Anstalten bezweckten blos Vertheidigung gegen seine Feinde. Seine Feinde seien aber blos solche, die er sich selbst gemacht habe. Nimmermehr könne die Kaiserin einen Einbruch in die Staaten ihrer Alliirten mit gleichgültigem Auge ansehen, sondern sie werde selben nachdrücklich beistehen, ohne deshalb einen Vorwurf in Bezug auf die traurigen Wirkungen des Kriegs auf sich zu laden. [8]

---

8. Im belgischen Staatsarchive befindet sich der Briefwechsel des Ministers Cobenzl, welcher in jenen Jahren den österreichischen Niederlanden vorstand. Ich habe denselben im Jahre 1845 ausgezogen und füge die erheblichsten Nachrichten daraus in Anmerkungen bei. Um die im Texte angegebene Zeit erhielt Cobenzl folgendes Schreiben aus Wien vom 8. September 1756: „J'apprens pour certain, que la Reponse donnée hier au Ministre Prussien sur son dernier Mémoire consiste en ceci que quand Mr. de Klinggräff l'a presenté, le Roi son Maitre avoit donné allieurs une Declaration publique qu'il vouloit agir hostilement contre S. M. L'Impératrice-Reine de Hongrie et de Bohème et que la Guerre était actuellement declarée et Commencée, qu'on n'avait rien à ajouter a la reponse sur son precedent Mémoire portant tout

Während jetzt Russland und Oesterreich mit aller Macht waffneten, hatte sich auch dem Kaiser als oberstem Richter im Reiche ein weites Feld einer jedoch minder blutigen Thätigkeit eröffnet. Im Angesichte des ganzen Reichs war ohne wirklichen Krieg ein Reichsmitstand an Habe, Gut und Leuten hart beschädigt worden. Auf Anrufen Sachsens schritt der kaiserliche Reichshofrath unverweilt ein und erkannte am 13. September, es sei vom Kaiser ein Abmahnungsreskript an den König in seiner Eigenschaft als Reichsstand und Kurfürst von Brandenburg zu erlassen; ferner seien alle den übrigen Reichsländern angehörigen Individuen aus dem Dienste des Königs abzuberufen und schliesslich alle Behörden im Reiche dafür verantwortlich zu machen, dass den kaiserlichen Dekreten voller Gehorsam werde. An demselben Tage erliess auch bereits Kaiser Franz I. die erwähnten Rescripte an den König und an sämmtliche Generale, Offiziere und Kriegsleute des preussischen Heeres, so wie Weisungen an die ausschreibenden Fürsten der Reichskreise, denen die Ueberwachung des Vollzugs oblag. Das sogenannte Dehortatorium an König Friedrich war ganz in dem alten Style abgefasst, den eine frühere Zeit als der höchsten weltlichen Würde auf Erden für entsprechend gehalten und den die allmählig sich erst verbreitende diplomatische Courtoisie noch keineswegs gemildert hatte. Nachdem im Eingange eine Aufzählung der Uebergriffe statt gefunden, namentlich das harte Verfahren überhaupt, unmässige Requisitionen, die Occupation

ce qui est convenable à la dignité de S. M. Impériale et Royale, qu'il estoit inutile de s'expliquer sur une Paix, que le Roi veut convertir en une Trève et que l'Impératrice se reserve de donner la reponse, qu'Elle jugera à propos de faire en son tems à la susdite Declaration. On veut donc ici la Guerre, dit le Ministre Prussien, et on m'assure, qu'il va partir sans delai.

Je presume que cette Cour aura offert tout secours et assistence au Roi de Pologne et que le Comte de Flemming est venu ici pour se consulter avec Elle des mesures qu' on doit prendre dans les Circonstances presentes pour sa propre defense et pour le bien commun. Et comme le Roi de Prusse par la déclaration de ses desseins dans l'invasion de la Saxe et le progres de son Armée aux frontières de la Bohème et de la Moravie se déclare lui-même l'aggresseur et en agit en conséquence, que cette Cour-ci se juge en droit de reclamer les secours de tous ses Alliés et que cela se féra dans peu. Le Comte de Bergen est parti pour Mayence."

von Leipzig, Beschlagname der landesherrlichen Kassen, gewaltsame Wegnehmung von Effekten, Gefangennehmung sächsischer Offiziere etc., richtete der Kaiser seine Worte persönlich an den König: „Wir wollen dannenhero von Kaiserlichem auch „Oberstrichterlichem Amts und Gewalts wegen Euer Majestät als „Kurfürsten zu Brandenburg Liebden hiemit alles Ernstes „gebieten und anbefehlen, dass Sie von allen Empörungen, „friedbrüchigen Vergewaltigungen und feindlichen An- und „Ueberziehungen derer Kursächsischen und anderer Reichs„landen ohne Anstand abstehen, ihre Kriegsmannschaft als„balden ab- und zurückführen, auch die denen Ständen des Reichs „und deren gemeinsamer Sicherheit gefährliche Rüstung trennen „und entlassen, alles Abgenommene zurückgeben und allen „verursachten Schaden und Kosten unweigerlich erstatten, so„fort wie all solches geschehen, sonder mindesten Anstand also„gleich gehorsamst anzeigen." Der Schluss sprach aus, dass nach den Reichsgesetzen das begangene schwere Verbrechen gemeingefährlicher Empörung würde bestraft als auch das Weitere zur künftigen Sicherheit des ganzen Reichs ohne Aufschub würde verfügt werden.

Dieses oberstrichterliche Verfahren auf Grund der Erkenntnisse eines der höchsten Reichsgerichte hatte jedenfalls seine höchst ernste und feierliche Seite, aber die allmälig aus den Schranken und Fugen alten Rechts und alter Gesittung hervortretende neue Zeit hatte dessen moralische Wirkung bereits gebrochen. Hierzu kam dann noch in Bezug auf die kaiserlichen Abberufungsbriefe an die preussische Armee der schlimme Umstand, dass der Reichshofrath die genannten Massregeln zu früh ergriff, indem in Ermangelung eines speziellen Reichsgesetzes über die Avokatorien uraltes Herkommen, Praxis und Analogie festgestellt hatten, dass über einen Reichsstand, welcher die Reichsgesetze mit offner Gewalt brach, erst nach stattgehabter Berathschlagung des Kaisers mit den Kurfürsten und sodann nach verkündetem Reichskriege auf Grund der erfolgten Reichsacht erwähnte Abberufungsrescripte zu ergehen hätten. Lag auch die Schuld als offene That klar vor, so wurde dennoch nach dem Urtheile sehr vieler Reichsstände darin gefehlt, dass man bereits mit der Exekution anfing, ehe die Hauptsentenz erfolgt war. Diese Ansicht hing tief mit Rechten zusammen,

welche durch jene einseitigen Abberufungen geschmälert wurden, und die von den deutschen Reichsständen selbst früher schon gegen den Kaiser bei verschiedenen Gelegenheiten waren verfochten worden. Es handelte sich nämlich um die persönliche Freiheit aller Freigebornen, sich dorthin in Kriegsdienste zu begeben, wo es ihnen immerhin gut däuchte, jedoch mit alleiniger Ausname jener Mächte, welche in feindlichen Verhältnissen zu Kaiser und Reich standen. Wenn an die grosse Zahl der geistlichen Reichslande, der Reichsstädte, der gräflichen und ritterschaftlichen Territorien gedacht wird, so ist es klar, dass obige Massregeln einen Widerstand hervorrufen mussten, der keineswegs aus Sympathie für die Sache des Königs, sondern aus der behaupteten Rechtsverletzung entsprang. Die an sämmtliche Glieder des preussischen Heeres gerichteten kaiserlichen Worte lauteten: „allermassen wir von kaiserlicher Macht und „obersten Gewalts wegen Euch derer dem König von Preussen, „Kurfürsten zu Brandenburg vorhin geleisteten Eiden und „Pflichten hiermit entladen und Euch anweisen, auch Euch ge- „bieten und auflegen, dass ihr sein, des Kurfürsten zu Branden- „burg zur Empörung führende Fahnen, Dienste und Bestallung „verlassen, und dessen Geboten nicht mehr gehorchen, noch „Euch dessen strafmässigen, zu des gemeinen Vaterlands gänz- „licher Zerrüttung und Umstürzung gereichenden Beginnens „auf einige Weise theilhaftig machen sollet, als lieb es Euch und „deren Jedem sein mag, die deshalb in denen Reichsgesetzen „auf Leib, Ehre und Gut verordnete Strafen zu vermeiden." Sämmtliche kaiserliche Reskripte wurden als gedruckte Beilagen einem königlichen Hofdekret vom 14. September einverleibt und zur Kunde aller Reichsangehörigen gebracht.

Sowie die Wissenschaft sich ohne Verzug des obigen Gegenstandes bemächtigte, und das Rechtsbewusstsein anregte,* so gab es im Volke eine grosse Zahl von Interessen, die es durch die statt gehabte Eilfertigkeit des Reichshofraths verletzt glaubte. Die Reichsstadt Regensburg, der Sitz des deutschen Reichstags,

* Der Staatsrechtslehrer an der Universität Halle, Professor Steck, schrieb in den gelehrten wöchentlichen Anzeigen: Abhandlung von Avocatorien. — Gegen diese erschienen Anmerkungen über die Abhandlung von Avokatorien und schliesslich Vertheidigung der ersten Schrift.

bezeigte durchaus keine Lust, die Abberufungsbriefe verkündigen und anschlagen zu lassen. Der Reichshofrath erliess daher (19. November) den gemessensten Befehl an den Magistrat, eben weil die Stadt die sogenannte Malstatt der allgemeinen Reichsversammlung sei, sich zu fügen, ehe zur Exekution geschritten werde. Zu Frankfurt am Main liess die Stadtbehörde zwar die Reskripte anschlagen (12. November), aber als selbe vom Volke heruntergerissen worden und ein neuer Anschlag unterblieb, trat das Reichshofgericht auch hier streng mahnend ein (23. November). Der Widerstand wurde vermehrt durch die dort befindliche preussische Werbung, welche ihrer Instruktion gemäss erklärte, nur der offnen Gewalt zu weichen, und von der städtischen Behörde in diesem Entschlusse bestärkt wurde. Schon war der December angebrochen und die Reichsstädte Nürnberg und Ulm verharrten noch immer in der Weigerung, obgleich bedroht, man werde sie mit Gewalt zur Beobachtung ihrer Pflichten gegen den Kaiser zwingen. Aber der Geist des Widerspruchs war nicht blos in die Reichsstädte gefahren, sondern war auch über die geistlichen und weltlichen Reichsfürsten gekommen, bis endlich der Kur-Erzkanzler des Reichs, der Kurfürst von Mainz, dem die formelle Legalität der vom Reichshofrath zu Recht erkannten Massregel ebenfalls nicht hatte einleuchten wollen, mit gutem Beispiele voranging und die Avokatorien anschlagen liess. Man erkannte zu Wien mit Dank, dass Kurmainz „sich endlich vor den Riss“ gestellt habe. Wenn auch König Friedrich in Bezug auf die ergangenen Reskripte bereits im Oktober sich in unmittelbaren Zuschriften an die meisten Reichsstände geistlichen und weltlichen Standes gewendet hatte, um sie zu bestimmen, ihre Gesandten am Reichstage sowie auf den Kreistagen mit günstigen Instruktionen zu versehen und das eingeschlagene Verfahren zu beanstanden, so waren ihm doch die Antworten der geistlichen Staaten in Folge ihres Uebereinkommens nicht günstig, denn ihre besondere Hochachtung ihm bezeugend, riethen sie ihm vielmehr, den kaiserlichen Reskripten billiges Gehör zu schenken. — Die wahre Quelle des Widerstandes vieler Reichsstände war das Bewusstsein einer tiefen Verletzung der Rechtsordnung, welche heute zwar nur den König von Preussen als Kurfürsten von Brandenburg, morgen aber jeden andern Reichsfürsten treffen konnte. — Ein eigenthümli-

cher Mangel haftete den beiden höchsten Reichsgerichten, Hofgericht und Kammergericht, von alten Zeiten an, nämlich selten den Mittelweg einhalten zu können: in politischen und staatsrechtlichen Materien brachen sie häufig das Recht über das Knie ab, während sie in civilrechtlichen Dingen die Justiz aus lauter Gründlichkeit dergestalt verschleppten, dass wenn es endlich zu einer Sentenz kam, die primitiven Richter, Rechtsanwälte und Parteien sammt Kindern und Kindeskindern nicht selten schon gestorben waren.

Nachdem die obigen kaiserlichen Verordnungen ergangen waren, liess sich endlich auch Frankreich (im September) in einer Zirkularnote an seine sämmtlichen Gesandten vernehmen. Leider führte in selbiger politische Leidenschaft die Feder, denn da man von allen Seiten wirkliche Gründe zu Klagen hinreichend genug besass, wurde es völlig überflüssig, blosse Vermuthungen in Wahrheiten umzustempeln. Da hiess es: die Krone sei von allen Seiten benachrichtigt, dass Preussen sich gegen England verpflichtet habe, die Kaiserin-Königin anzugreifen und in Deutschland Krieg zu veranlassen, damit Frankreich in selben verwickelt werde. Genannte beide Mächte hätten namentlich zwei Hauptzwecke. Der König von England suche durch die Diversion eines Landkriegs die Kräfte Frankreichs zu theilen und zu schwächen, welche dieses zum Besten der allgemeinen Ruhe blos zur Bekämpfung der Engländer auf dem Meer zu verwenden im Sinne gehabt, und England und Preussen miteinander beabsichtigten, die von ihnen in Deutschland erregte Verwirrung dazu zu benutzen, um unter falschen Prätexten einen Religionskrieg zu erregen, ihr Ansehen zu vermehren und ihre eigene Macht im Reiche auf Kosten sowohl ihrer katholischen als protestantischen Nachbarn zu verstärken.* Vergeblich habe Seine katholische Majestät von Frankreich alles Mögliche versucht, um den König von Preussen von seinen ungerechten Entwürfen abzubringen; dieser habe zu Wien eine Deklaration eröffnen lassen, die nur ein Gewebe von falschen Beschuldigungen und Drohungen sei. Die Krone Frank-

* — et tous les deux, de profiter des troubles, qu'ils exciteroient en Allemagne, pour susciter sous de faux prétextes une guerre de réligion et accroitre leur credit et leur puissance dans l'empire aux dépens de leurs voisins tant catholiques que protestans.

reich habe bereits mit verschiedenen deutschen Reichsfürsten Subsidienverträge eingegangen, um nach ergangener Aufforderung eine bestimmte Zahl Hülfstruppen zu stellen. Der König vertraue auf die Gefühle dieser Fürsten, dass sie, angeregt durch das so eben so ungerechte als gehässige Verfahren des Gegners, mit Frankreich in der Vertheidigung seiner Bundesgenossen gemeine Sache machen würden. — Noch vor Ablauf der stipulirten drei Monate werde ein französisches Heer der Kaiserin zu Hülfe ziehen.

Von Seiten eines nach allgemeiner Anname so scharf blikkenden, gewandten und tief eingeweihten Kabinets, wie das französische, solche zum Theil dem vorhergegangenen Jahrhundert angehörige Sätze verkündigt zu hören, erregte in der diplomatischen Welt Befremden, bei König Friedrich aber den Entschluss, dem feindlichen Hofe thatsächlich zu antworten. Letzterer hatte in Rücksicht auf die Gemahlin des Dauphins, einer sächsischen Prinzessin und Tochter Friedrich Augusts, einen eigenen Gesandten in der Person des Grafen von Broglie an den dresdner Hof mit speziellen Aufträgen abgefertigt, um namentlich auch einen Briefwechsel zwischen der Königin und der Dauphine, ihrer Tochter, einzuleiten. — Während Broglie sich bei der Königin in Audienz befand (14. Nov.), wurde ihm durch einen preussischen Stabsoffizier die Notifikation zu Theil, dass der König ihn nicht in seiner Eigenschaft als Gesandter anerkenne, sondern blos als Privatmann ansehe und daher ihn auffordern lasse, sobald wie möglich abzureisen. Zwar protestirte Graf Broglie auf der Stelle, aber als er in seine Wohnung zurückkam, fand er sie von zwei Offizieren mit vielen Soldaten besetzt und es blieb ihm nichts übrig als abzureisen.

Während, wie oben erwähnt, Oesterreich die Versicherung erhalten hatte, dass noch vor Ablauf von drei Monaten ein französisches Hülfsheer sich in Bewegung setzen würde, vermeinte der Hof- und Staatskanzler, Graf v. Kaunitz, auch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge aus den früheren Bündnissen mit England noch Nutzen ziehen zu können, obgleich doch Franzosen und Engländer, die mit altem Nationalhasse sich bereits bekämpften, unmöglich mit einander als Waffenbrüder und Bundesgenossen der Kaiserin-Königin deren Sache in Deutschland verfechten konnten. Gleichwohl liess der Staatskanzler im

Monat September dem englischen Kabinet eröffnen, dass der stattgehabte Angriff des Königs von Preussen den Eintritt der stipulirten Hülfe herbeigeführt habe: welche Seine brittische Majestät sowohl als König von England, denn als Kurfürst von Hannover der Kaiserin zu leisten habe. Diese Hülfsleistung sei in den beiderseitigen Verträgen klar vorgesehen und es könne deshalb wohl nicht der mindeste Zweifel obwalten. — Auf diese schriftliche Note wurde vor der Hand blos mündlich durch König Georg dem österreichischen Gesandten, Grafen Karl von Colloredo, eine Antwort zu Theil, aus welcher zu entnehmen war, dass die Kaiserin-Königin nicht mehr auf den Vollzug jener Traktate rechnen könne. Kaunitz setzte die befreundeten deutschen Höfe mit dem Bemerken hiervon in Kenntniss, er habe Grund zu fürchten, dass der König als solcher und Kurfürst von Hannover nicht ferne davon sei, dem Feinde Hülfe zu gewähren. — Hierin irrte der Staatskanzler keineswegs, aber die Zeit des Losbruchs von England stand noch in weiter Ferne, so lange Frankreich nämlich den Rhein nicht überschritten hatte.

Endlich erliess der berliner Hof sein Manifest, welches am 22. September durch den Komitialgesandten v. Plotho zu Regensburg als Denkschrift vertheilt wurde, und worauf vierzehn Tage später bereits von Seiten Oesterreichs die Antwort erfolgte.* Gleich so vielen anderen Erklärungen und Gegenäusserungen dieser Periode sind auch sowohl dieses Manifest als das Gegenmanifest solche Aktenstücke, welche sich von allen im 19. Jahrhundert erschienenen Staatsschriften durch Form und Inhalt gänzlich unterscheiden. Wenn die heutige Diplomatie es sich gewissermassen zum Verdienst anrechnen darf, irgend einen bitteren und tiefgreifenden Inhalt nicht in eben so bittern und verletzenden Worten zu entwickeln, sondern den Inhalt selbst unbeschadet der Sache im Ausdrucke wenigstens zu mildern, so ging diese Kunst den Staatsmännern des verwichenen Jahrhunderts entweder noch völlig ab, oder sie hielten die Umstände bei Ausbruch dieses Kriegs überhaupt nicht für geeignet.

* Preussisches Manifest: Ursachen, welche S. kön. Maj. in Preussen bewogen, sich wider die Absichten des wiener'schen Hofes zu setzen und deren Ausführung vorzukommen. Berlin 1756. — Oesterreich'sches Gegenmanifest: Beantwortung des unter dem Titel · Ursachen, welche etc. etc. kund gewordenen Kriegsmanifests. Wien und Prag 1756.

von ihr Gebrauch zu machen. Es sagten sich die Staaten in zur allgemeinen Verbreitung bestimmten Schriften nicht blos alles Schlimme und Gehässige, was sie immer von einander wussten, ohne Hehl und mit dürren Worten nach, sondern wo die Gewissheit fehlte, stellte diplomatische Kombinationsgabe auch höchst ungewisse Verhältnisse und Umstände als Fakta hin, um die Zahl der politischen Sünden des Gegners zu mehren. Durch den allgemeinen Völker- und Staaten-Sturm, den der nordamerikanische und siebenjährige Krieg allgemach erregten, klangen die Stimmen der Häupter und Führer so klar und hell, aber auch so massloss und unbändig, dass man durchaus nicht sagen konnte, für Diplomaten sei die Sprache nur vorhanden, um ihre wahren Gefühle und Gedanken zu verhüllen und zu verbergen. — Wir wenden uns zu der kurzgedrängten Angabe des Inhalts beider Kundgebungen.

Der dresdener Friede sei kaum geschlossen gewesen, so habe schon der wiener Hof auf alle nur ersinnlichen Mittel gedacht, um selben zu schwächen und wieder über den Haufen zu werfen. — Im achten Artikel des breslauer zu Dresden erneuerten Friedensschlusses sei enthalten, dass der Handel der beiderseitigen Unterthanen in dem Zustande verbleiben solle, wie er sich im Jahre 1739 vor dem entstandenen Kriege befunden habe, und zwar bis zu einer andern Verabredung. Der wiener Hof, der die bündigsten Verträge breche, wenn er nicht zu deren Beobachtung gleichsam mit gewaffneter Hand angetrieben werde, habe gleichwohl im Jahre 1753 angefangen, einen erhöhten Zoll von 30% auf die gesammten in Preussisch-Schlesien erzeugten Manufakturartikel zu legen. Die Vorstellungen dagegen seien so fruchtlos gewesen, dass vielmehr nach Abschluss des österreichischen Bündnisses mit Frankreich (1. Mai) jener Zoll auf 60% sei erhöht worden. — Diese Thatsache sei jedoch gering gegen andere. — Die alte Politik des im Mannsstamme ausgestorbenen Hauses habe sich auf das neue vererbt, und namentlich hätten jene herrschsüchtigen Entwürfe sich wieder geltend gemacht, welche Kaiser Ferdinand II. ausgeführt haben würde, wenn er nicht durch den Kardinal Richelieu und durch König Gustav Adolf wäre daran verhindert worden. Dieselben Projekte beständen sonach fort, nämlich die deutschen Fürsten ihrer Freiheiten und Rechte zu berauben, ihnen das Joch über

den Hals zu werfen, eine Oberherrschaft einzuführen und die protestantische Religion zu unterdrücken.

Diesen Planen hätten nach Abschluss des achner Friedens (1748) sowohl Frankreich in seiner Eigenschaft als Garant des westfälischen Friedens, wie auch Preussen und selbst die osmanische Pforte, die durch einen Einfall in Ungarn die besten Massregeln zu nichte machen könne, die grössten Hindernisse in den Weg gelegt, aber der wiener Hof habe, um die öffentliche Aufmerksamkeit von seinen übrigen Entwürfen abzulenken, es für zweckmässig befunden, den König von Preussen zum Ziele seiner Feindseligkeiten zu machen. Die zwischen Preussen und Russland bestandenen freundschaftlichen Verhältnisse seien durch Oesterreich zerrissen und der Zwiespalt bis zu wechselseitiger Abberufung der Gesandten erweitert worden. In Folge der Irrungen in Amerika sei die Ruhe von ganz Europa bedroht. Ein allgemeiner Krieg aber dünke dem wiener Hof das beste Mittel zur Durchführung seiner Plane. Zur Zeit als England mit Frankreich in Krieg gerathen, habe es gemäss der alten Bündnisse Hülfe gehofft, aber die Kaiserin habe davon nichts wissen wollen, wenn sich die englische Krone nicht bereit erkläre, den Verbindungen, welche der wiener Hof gegen Preussen entworfen, beizutreten. Dieses Ansinnen habe aber König Georg aus angebornen ruhmwürdigen und grossmüthigen Gesinnungen verworfen und von jener Stunde an den Vorsatz gefasst, sich mit dem König von Preussen als einem durch Bande des Bluts verknüpften Fürsten zu verbinden, um das drohende Gewitter von Deutschland zu entfernen. Nothwendiger Weise habe die zu London geschlossene Neutralitätskonvention behufs der Beruhigung Deutschlands dem wiener Hofe missfallen müssen. Sobald derselbe davon Nachricht erhalten, habe er alle nur ersinnlichen Bemühungen angewandt, Russland zum Entwurf eines zur Theilung der preussischen Staaten und Lande abzielenden Plans zu bewegen. Da übrigens Frankreich als ein nicht geringes Hinderniss sich dargeboten, so habe er darauf gedacht, selbes zu gewinnen, um in Deutschland frei schalten zu können. Ungeachtet des abgeschlossenen Allianztraktats sei aber Preussen überzeugt, dass der König von Frankreich sich in nichts eingelassen, was Preussen in einiger Weise schädlich sein könne. Der wiener Hof setze ganz Europa in Bewegung, um alle Mächte

gegen den König in Waffen zu bringen. An der schlesischen Gränze habe er ein Lager von mehr als 80,000 Mann gebildet. Wenn auch der wiener Hof das russische Offensivbündniss abläugne, so lasse sich doch nicht in Abrede stellen, dass man ein gewisses offensives Uebereinkommen getroffen.

Der König sei geständig, dass er mit den Feindseligkeiten den Anfang mache, aber desshalb sei er doch nicht der Aggressor oder eigentlich angreifende Theil, weil Aggression schon da statt finde, wo man wider einen Fürsten Bündnisse errichte, ihm Feinde erwecke und den Vorsatz, ihm in das Land zu fallen, habe. So sei z. B. die zu Cambray gebildete Liga eine Aggression gewesen. Wären nun die Venetianer ihren Feinden zuvorgekommen, so würden sie allerdings die ersten Feindseligkeiten verübt haben, ohne aber desshalb die Aggressoren gewesen zu sein. Weil der wiener Hof die feierlichsten Traktate zu brechen und alle seiner Ehrsucht gesetzten Schranken zu überschreiten entschlossen sei, ferner nach der Oberherrschaft im deutschen Reiche strebe und dessen Verfassung zu vernichten beabsichtige, so habe der König den grossmüthigen Entschluss gefasst, sich ihm zu widersetzen und den Folgen dieser Anschläge zuvorzukommen.

Das Gegenmanifest erwiderte: Aus Mangel an wahren Gründen zum Kriege und um den abgängigen Stoff zu einem Kriegsmanifest wo möglich zu ersetzen, sei Preussen auf das seltsame und nie erhörte Mittel verfallen, in Sachsen einzubrechen, um dort erst die gewünschten Ursachen und deren Beweise in den mit Gewalt aus dem königlichen Kabinet zu Dresden entnommenen geheimen Schriften auf das Sorgfältigste aufsuchen zu lassen. Umsonst habe man sich aber mit der eitlen Hoffnung geschmeichelt, solche Beweise aufzufinden, welche die angegebenen Offensivverbindungen zwischen beiden kaiserlichen Höfen zu Tage legten und die Nichtigkeit der von der Kaiserin-Königin gegebenen Versicherung, dass jenes Vorgeben grundfalsch und erdichtet sei, darzuthun vermöchten. So wenig aber das wiener Kabinet bei seiner stets beobachteten Wahrheitsliebe einen solchen Erfolg zu befürchten habe, so sichere Anzeigen besitze dagegen dasselbe, dass wenn das potsdamer Kabinet dem Publikum vor Augen gelegt werden könnte, man zu jedermanns Erstaunen solche Projekte darin entdecken würde, welche

auf Verleitung beeidigter Diener, Aufwieglung fremder Unterthanen, Unterdrückung angesehener Reichsmitstände, Aufwärmung nichtiger Rechtsansprüche auf ganze Provinzen, ja auf Anspinnung weit ausgreifender Rebellionen in grossen Reichen gerichtet seien. Preussischer Seits habe man die Gründe zu einem Kriege weit hergeholt, denn man habe sich bemüssigt gesehen, bis in die Zeiten Kaisers Ferdinand II. zurückzugehen, um aus dieser Periode die rechtmässigen Kriegsursachen vermeintlich zu entlehnen. Das Erzhaus Oesterreich biete nun aber jeder Verläumdung öffentlich Trutz. Man erkläre somit das Vorgeben, als ob österreichischer Seits der Krone England zugemuthet worden wäre, geheimen Verbindungen beizutreten, für falsch und erdichtet und man berufe sich hiermit auf das Zeugniss jener Krone selbst.

König Friedrich habe übrigens die in früherer Zeit von seinem königlichen Vater ergangene Warnung wahr gemacht, was nämlich der grossmüthige Erhalter seines Lebens für diese und andere bekannte Wohlthaten in seiner eigenen Nachkommenschaft von dessen Gemüthsart zu gewärtigen habe.* Was des Königs Vorgeben betreffe, als ob er der protestantischen Religion zu Hülfe zu kommen, die übrigens doch von niemand verfolgt werde, im höchsten Grade beeifert sei, so wäre jeder Vernünftige überzeugt, dass im Falle es auf deren wirkliche Erhaltung ankomme, dem Kurhause Brandenburg aber weiter kein Nebennutzen daraus erwachse, der König auch nicht einen einzigen Soldaten opfern würde. Dessenungeachtet habe aber der Gesandte am Reichstage gleich anderen Agenten den Auftrag, den hart bedrängten protestantischen Reichsständen von Seiten des Königs eine hülfreiche Hand zu bieten. Frage man nach vernünftigen Ursachen wegen des erfolgten Bruchs, so könne der König keine angeben. Der Vorsatz, abermals den Frieden

---

* Als im J. 1730 König Friedrich Wilhelm I. seinen Kronprinzen Friedrich durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen liess, verwendete sich Kaiser Karl VI. durch eigenes Handschreiben bei dem königlichen Vater. — [Aufschlüsse über den Zusammenhang dieser Verwendung und Friedrichs Flucht dürften sich wahrscheinlich in dem Seckendorf'schen Archive vorfinden, welches früher in Meuselwitz war, seit einigen Jahren aber dem wiener Staatsarchive leider einverleibt worden ist. W.]

mit dem Erzhause zu brechen, datire schon von weiter her. Die Verletzung der geheiligten Gesandtenrechte an dem kaiserlichen Minister, Grafen zu Puebla, in Berlin hätten keinen andern Endzweck gehabt.

Das eben so rechtmässige als friedliebende Bündniss zwischen Oesterreich und Frankreich habe einen grossen Strich durch die politischen Berechnungen des Königs gemacht, und auf einmal seien alle geheiligten Bande der menschlichen Gesellschaft zu schwach und unvermögend geworden, um länger den Ausbruch seiner gewaltsamen Anschläge zurückzuhalten. Der Krieg sei begonnen worden, bevor er noch erklärt gewesen; die Kaiserin befinde sich blos im Zustande der Gegenwehr. Mit Trost und Verlangen sehe sie dem Beistande ihrer treuen Bundesgenossen entgegen und zweifle nicht, dass auch alle übrigen Mächte wegen augenfälliger Verletzung des Völkerrechts mit dem beleidigten Theile gemeinsame Sache machen würden, und dass ferner die Reichs-Mitstände, ihre vertragsmässige Obliegenheit und eigene Gefahr vor Augen habend, der Nachrede keinen Raum gönnen, als wenn der frühere reichsständische Eifer in Behauptung ihrer unschätzbaren Freiheit zu sehr erkaltet sei, um wider den allgemeinen Friedensstörer einen festen Beschluss zu fassen und mit vereinter Kraft ihre von ihm angefochtene Unabhängigkeit zu schützen. Die Kaiserin-Königin gehe mit dem Beispiel voran. Sie erhebe ihr Gemüth und Vertrauen zu jenem, der allein die Heerschaaren stärken, die Unschuld retten und der gerechten Vertheidigung den göttlichen Segen verleihen könne.

3.

Zwei preussische Armeen rücken von Sachsen und Schlesien aus in Böhmen ein. — Schlacht bei Lowositz am 1. Oktober. — Noth des sächsischen Heeres; dessen Uebergang vom linken auf das rechte Elbufer; fruchtlose Annäherung eines österreichischen Hülfskorps bis Lichtenhain. — Kapitulation des sächsischen Heeres auf Kriegsgefangenschaft am 15. Oktober; es wird der preussischen Armee einverleibt. — Neutralität der Festung Königstein am 18. Oktober. — Rückzug der Preussen und österreichische Grenzbesetzung. — Hinblick auf den Zustand beider Armeen.

Während König Friedrich noch immer mit dem sächsischen Heere beschäftigt war, liess er einen Theil seiner Macht, angeblich 40,000 Mann, unter Feldmarschal Keith, dessen Vorhut Herzog Ferdinand von Braunschweig führte, auf der dresdenprager Strasse in Böhmen einrücken, während von Schlesien aus ein zweites Heer von 35,000 Mann unter dem Feldmarschal Grafen Schwerin seine Richtung gegen Königsgrätz nahm. Dem ersten Armeecorps stand österreichischer Seits Feldmarschal Graf Browne, dessen Vorhut General Graf von Wied führte, mit 40,000 Mann gegenüber, während das zweite vom General Grafen Piccolomini beobachtet wurde. Zur Zeit, wo der Einfall in Sachsen geschah, war das österreichische Heer noch durch ganz Böhmen in seinen Garnisonen und auf dem Lande zerstreut und es fehlte allenthalben an der nöthigen Ausrüstung für Fussvolk, Reiterei, Artillerie und den Train, sowie an Magazinen und Lazarethen. Die Thatsache, dass Oesterreich zu einem Kriege gar nicht vorbereitet war, und dass es sogar an Pferden fehlte, um Geschütz und Munition zu dem erst in Böhmen sich bildenden Heere zu bringen, ist eine selbst von den preussischen Schriftstellern anerkannte Wahrheit. Die kritische Lage des Staats und der von ihren Völkern innig geliebten Kaiserin weckte zunächst Böhmen aus seiner tiefen Ruhe, und fachte den regsten Eifer im Heere an, dessen Abgang an Reiter- und Zugpferden die kaiserlichen Marställe sowie die des Adels ergänzten.

Am 30. September Nachmittags, als Feldmarschal Browne die Nachricht erhielt, dass das preussische Heer, welches bisher innerhalb der Berge bei Aussig und Teplitz gestanden, aufzu-

brechen beginne, hob er sofort sein auf dem rechten Ufer der Eger bei Budin befindliches Lager auf, überschritt den Fluss und besetzte noch an demselben Tage die Ebene bei Lowositz am linken Elbufer, während die preussische Armee ihrer Seits die nördlichen Anhöhen und Berge schon in Besitz genommen hatte. Diese nahm in ihre Schlachtstellung als Stützpunkte für ihre Flügel zwei bedeutende Anhöhen auf, welche sie mit zahlreichen Geschützen und Fussvolk bedeckte; das Zentrum, den Zwischenraum zwischen beiden Höhen, füllte die Infanterie in drei Treffen aus und hinter ihr im Thalgrunde stand die Reiterei. Das österreichische Heer lehnte mit dem rechten Flügel an Lowositz, auf dessen Nordseite eine Anhöhe von leichtem Fussvolk besetzt war, und breitete sich westwärts über die Ebene, entbehrte aber für seinen linken Flügel einen natürlichen Anhaltspunkt, welchen Browne daher künstlich durch eine Reitermasse von sieben Regimentern unter dem General Grafen Lucchesi schuf, während deren nur drei auf dem rechten Flügel befindlich waren.

Am 1. Oktober, sieben Uhr Morgens, während zum Theil noch Nebel die Gegend verhüllten, liess König Friedrich mit einer heftigen Kanonade die Schlacht beginnen. Bis gegen neun Uhr rollten dazwischen die Gewehrsalven des österreichischen Fussvolks auf dem rechten Flügel und auf den linken ihrer Gegner, indessen der linke ausserhalb der Schussweite des Gewehres nichts zu thun fand, als das feindliche Kanonenfeuer muthig auszuhalten, bezüglich welcher Waffe, sowohl an Zahl als Uebung die Preussen überlegen waren. Um besagte Stunde öffnete sich die feindliche Infanterie und schnell entwickelten sich aus ihrem Zentrum heraus vor ihr sechzig Schwadronen Reiter, denen sofort die drei Reiterregimenter des rechten Flügels unter Führung der Generale v. Radicati und des Fürsten Karl von Lobkowitz sich entgegenwarfen. Alle Kavallerieangriffe sind in der Regel von kurzer Dauer. Gleich beim Beginne wurde Radicati von einer einschlagenden Granate getödtet, Lobkowitz aber verwundet und gefangen und die von ihnen befehligte Reiterei geworfen. Sie stellte sich von neuem, unterstützt von zwei Regimentern alter Kürassiere und Dragoner, die General Fürst Löwenstein vom linken Flügel herbeigeführt hatte. Es folgte ein abermaliger Angriff und zwar mit so gutem Erfolge, dass

die geworfene preussische Reiterei sich hinter die Infanterie zurückzog. Lowositz wurde indessen von den preussischen Batterien scharf mit Granaten beschossen und gerieth in Flammen, während die nördliche von Kroaten besetzte Anhöhe bei der Stadt von dem preussischen Fussvolk erstürmt wurde. Die brennende für die Preussen nun unzugängliche Stadt deckte jetzt den rechten österreichischen Flügel noch besser, als sie es im unversehrten Zustande gethan; die in ihrer Front angegriffenen österreichischen Infanterielinien wiesen aber mehrere Angriffe des feindlichen Fussvolkes blutig ab, und damit war die Schlacht zu Ende, denn gegen drei Uhr Nachmittags begann das beiderseitige Feuer zu ersterben. Die Heere zogen sich in die frühere Schlachtstellung zurück und verblieben hier den Rest des Tages und die folgende Nacht und namentlich die österreichische Armee unter grossen Entbehrungen, da das Landvolk, welches die Proviantwagen führte, bei dem Auflodern der Stadt die Flucht ergriffen hatte. Aus Mangel an Lebensmitteln und Wasser zog Marschal Browne am 2. Oktober in sein früheres Lager bei Budin zurück, und König Friedrich nahm wieder in den böhmisch-sächsischen Gebirgen eine Stellung ein, schob jedoch seine Vorposten bis Lowositz vor. Nach Browne's Angabe betrug sein Verlust 2000 Mann, der des Königs sei jedoch grösser. Preussische Schriftsteller geben letztern zu 3300 Mann an. Mehrere preussische Generale fanden den Tod, so die General-Majore Joh. Christ. v. Quadt, Dav. Christ. v. Lüderitz, Heinr. Ernst v. Oertzen, und an den dort erhaltenen Wunden verschied später der General-Leutenant Franz Ulrich v. Kleist.

Von keiner Seite waren Kanonen, Fahnen oder Standarten erobert worden, und beide Theile hatten nach der Schlacht noch dieselbe Stellung inne, die sie vor der Schlacht hatten. Wer hatte nun gesiegt? Entweder Keiner oder alle Beide hatten gleiches Recht, den Sieg in Anspruch zu nehmen. Das letztere geschah auch sowohl von König Friedrich als Marschal Browne. Der eine verkündete durch einen Armeecourir mit acht blasenden Postillonen den Sieg nach Dresden und von da weiter mit zwei und dreissig nach Berlin, während der andere einen höheren Stabsoffizier absandte, um den Kaiser, dessen Namensfest am 4. Oktober zu Schönbrunn gefeiert wurde, zu überraschen. Durch das königliche Staatsministerium in Berlin (5. Oktober)

wurde die Siegesnachricht dem Gesandten von Plotho in Regensburg übermacht, der sofort durch sein Personal in Gallaaufzug allen übrigen Komitialgesandten die erhaltene Depesche mittheilte, in welcher die Stärke des österreichischen Heeres auf 70,000 Mann und die des preussischen auf 40,000 Mann angegeben wird. [9] Wenige Tage nachher brachte aber die wiener Post eine kurze französische Druckschrift unter dem Titel: Brief aus dem Lager von Budin vom 4. Oktober, welche den angeblichen Sieg der Preussen bestritt, dabei aber so weit ging, einige ungeeignete Anspielungen zu machen, indem sie von einem Salomon des Voltaire, von einem modernen Cäsar und vom Dialekte der Garonne an den Ufern der Elbe sprach. So gross auch der Charakter des Königs war, so konnte er doch seinen Unmuth nicht unterdrücken. Er erklärte in einem Erlasse den Brief als eine jener Lästerschriften, welche sowohl durch die Reichskonstitutionen als die peinliche Gerichtsordnung schwer verpönt würden, indem Strafen an Leib, Ehre und Gut darauf gesetzt seien. Umsonst versuchte jedoch von Plotho ein Einschreiten von Seiten des Magistrats von Regensburg zu erwirken; die Druckschrift, nun mehr als vorher gesucht, erlebte eine zweite Auflage.

---

9. Wie oft haben auch damals beide streitende Theile den Sieg sich zugeschrieben. Hergang und Zweck der Schlacht müssen den Massstab für die Würdigung geben. Nun ist, wie vorstehend erzählt, ein Theil des österreichischen Heeres geworfen worden, Hügel und Weingärten von Lowositz wurden von den Preussen erstürmt und behauptet. Sodann ist die Absicht des österreichischen Heerführers, dem eingeschlossenen sächsischen Heere Entsatz zu bringen, durch dieses Zusammentreffen vereitelt worden. Es ist folglich nicht zweifelhaft, dass die Preussen als die Sieger anzusehen sind. Oesterreichischer Seits wurde späterhin geltend gemacht, „es konne mit dem vorgeblichen Siege des Königs nicht zum besten ausgesehen haben, da es mit der Einnahme von Prag nichts geworden sei.“ Hier wurde jedoch dem Preussenkönig eine Absicht untergeschoben, die er der Sachlage nach jetzt noch nicht haben konnte. Auch lehrt die Bemerkung des österreichischen Generalfeldmarschal Grafen Starhemberg in einem Schreiben an den Fürstbischof von Würzburg, Budin 10. Oktober 1756, „der Vorgang sei eher ein Choc als eine Bataille zu nennen,“ dass die österreichischen Feldherrn nicht gerade stolz auf diese Schlacht waren. Der König erkannte übrigens die Tapferkeit der Feinde an. Die angezogene Flugschrift, welche die Preussen eine „infame Piece“ nannten, führte den Titel: „Lettre de M. de N. à Mons. de N. du camp de Budin le 4. Oct. 1756.“

Das sächsische Heer befand sich indessen noch immer in der alten Lage, die aber wegen Unentschlossenheit des Königs und der Generale mit jedem Tage schrecklicher wurde. Hatte ersterer, wie er selbst früher erklärte, ein österreichisches Hülfscorps zurückgewiesen und eben so wenig das Heer damals, wo es noch Zeit war, nach Böhmen führen wollen, so nahm er jetzt die Beihülfe des Marschals Browne in Anspruch, als kaum noch die mindeste Hoffnung war, dasselbe aus den Engen und Verhauen, in welche man sich wie absichtlich verstrickt hatte, zu retten. Wenn ein schwaches Heer in enge Thäler und Defileen sich vertieft und alle Berge und Höhen dem Feinde überlässt, dazu alle Wege abgräbt, verdirbt und mit Verhauen bedeckt, so ist es nothwendig selbst von aller Verbindung abgeschnitten und schon halb gefangen. Marschal Browne wie der Hofkriegsrath in Wien sah die Unmöglichkeit ein, auf der nollendorf-pirnaer Strasse den Sachsen Hülfe zuzuführen und deren Vereinigung mit einem österreichischen Corps zu bewerkstelligen, weil zwischen ihnen jetzt König Friedrich stand. Mit grossen Schwierigkeiten wurde daher zwischen dem sächsischen Feldmarschal Grafen Rutowski und Browne die Verabredung getroffen, dass in der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober das sächsische Heer seinen Uebergang vom linken auf das rechte Elbufer bewerkstelligen solle: Browne werde mit einem Corps bis Lichtenhain vordringen und dort die Sachsen aufnehmen. Dieser ging daher mit einer Armeeabtheilung bei Leitmeritz gleichfalls auf das rechte Elbufer über und rückte in der Stille über Werstädel, Kamnitz und Hansbach bis Lichtenhain unweit von Schandau vor; seine Vorposten standen bei Mitteldorf.

Die Nacht des 11. Oktober brach heran und die Sachsen begannen unter dem Schutze des Königsteins die Brücke zu schlagen, aber es misslang, denn die Elemente waren gegen sie. Durch wolkenbruchartigen Regen und heftigen Wind ging die Elbe hoch, die Pontons wurden aus einander gerissen, und als die Preussen endlich die Anstalten zu bemerken begannen, eröffneten sie von mehrern Punkten aus ein Kreuzfeuer gegen die Brücke. Jetzt befiel ein panischer Schrecken die bei der Brückenschlagung verwendeten Elbschiffer; der grösste Theil warf sich in den Fluss und suchte schwimmend das Weite. Unverdrossen wurde das mühevolle Werk in der folgenden Nacht vom 12. auf

den 13. Oktober an einer andern Stelle abermals unternommen, und diessmal gelang es; aber es war bereits zu spät. Zwar ging die Armee glücklich hinüber und blos die Nachhut hatte einige kleine Gefechte mit den preussischen Husaren, die ihr einige Dutzend Packwagen abnahmen, aber als sie sich am Fusse des Liliensteins und bei Ebenheit aufstellte, erkannte sie bald, dass das neue Lager um nichts besser als das verlassene sei, da ringsum steile Berge und Felsen sich aufthürmten, und die zwei vorhandenen Defileen durch grosse Verhaue abgesperrt und mit preussischer Artillerie wohl besetzt waren. Bereits am 12. Oktober hatte ein Theil des preussischen Heeres von Schandau aus einen abermaligen eisernen Ring auch um die neue Stellung gezogen und zugleich ein Corps gegen den bereits in der Nähe stehenden Feldmarschal Browne vorgeschoben, welches sich durch Besetzung aller dominirenden Anhöhen und Sperrung der Wege gedeckt hatte. Als letzterer vier und zwanzig Stunden in seiner Aufstellung verweilt und sich die Gewissheit verschafft hatte, dass dem sächsischen Heere nicht mehr zu helfen sei, trat er seinen Rückmarsch nach Böhmen an. Fruchtlos hatten die Sachsen am 14. Oktober sich an den Berghöhen versucht, um einen Durchweg zu finden, aber ein bis Wien und Regensburg dringendes falsches Gerücht verwandelte diesen Tag für sie in einen glücklichen, indem es meldete, General Graf Nadasdy habe 12,000 Oesterreicher dem hart bedrängten Heere zugeführt.

Feldmarschal Rutowski hatte bald nach bewerkstelligtem Elbübergang die völlig hoffnungslose Lage der Armee dem König, der samt den Prinzen auf den Königstein sich zurückgezogen hatte, ohne Hehl geschildert und sich Verhaltungsmassregeln ausgebeten. Der König antwortete: „Mit Kummer „habe er den Inhalt des Schreibens vernommen. Er begreife die „schlimme Lage des Heeres und beklage es, wenn nur ein ein„ziger Mann geopfert werde; aber was werde Europa sagen, „wenn eine noch 18,000 Mann starke Armee sich an eine schwä„chere ergebe oder mit ihr kapitulire? Es sei gar kein Zweifel, „dass Marschal Browne in der Nähe stehe; er habe ihn von „neuem in Kenntniss gesetzt, dass unfehlbar diesen Morgen „(14. Oktober) seine Sachsen angreifen würden; sobald das Ge„fecht begonnen habe, werde somit Browne erscheinen. Der

„Feind sei nicht unbesiegbar, Gott und Browne brächten Hülfe, „er selbst sei von Muth erfüllt und es reue ihn, sich auf den „Königstein begeben zu haben. Das Heer möge auf die Vor„sehung vertrauen und es werde siegreich hervorgehen. Eine „Kapitulation würde seinen Ruf vernichten. Er sende ihm alle „Pferde, die er habe auftreiben können, für die Bespannung „der Geschütze. Gott werde mit ihnen streiten."

Sämmtliche Generale des sächsischen Heeres versammelten sich zu einem Kriegsrath und meldeten das Resultat folgender Massen dem Könige: „Weder Marschal Browne, wenn er etwa „noch zu Rathmannsdorf stehe, noch auch ein Angriff seiner und „sächsischer Seits auf Waltersdorf könne in der Lage der Dinge „eine Aenderung herbeiführen. Ein Angriff auf die preussi„schen Verhaue werde nichts nützen, wenn sich das sächsische „Heer nicht auf ein in Schlachtordnung stehendes Armeecorps „zurückziehen könne, welches Brod, Fütterung, Munition und „Bespannung der Geschütze für selbes in Bereitschaft habe. „Die Hälfte der Kanonen und der Munitionswagen stehe noch „unten am Ufer der Elbe, da die ausgehungerten Pferde sie „nicht die Anhöhe hinauf zu schleppen vermöchten. Bei einem „zu unternehmenden Angriff werde es daher sowohl an Muni„tion wie an Medikamenten für die Verwundeten fehlen. Wenn „auch Marschal Browne zur Stunde noch in Lichtenhain, somit „nur zwei Meilen von ihnen entfernt, stehen sollte, so würde es „dem Heere nichts nützen, aber wahrscheinlich habe er sich be„reits zurückgezogen, als er gestern das Geschütz- und Ge„wehrfeuer vernommen habe, welches ohne nützliche Folgen „blieb. Er selbst habe bereits erklärt, es sei zu spät.

„Die Armee sei bereits auf 12000 Mann zusammengeschmol„zen und die Reiterei sei ganz ausser Stande, mit der preussi„schen sich in einen Kampf einzulassen. — Jetzt sei es an dem „König, seinen Willen kund zu geben. Das Heer werde sein Blut „vergiessen, aber es werde unnützer Weise geschehen. Sein un„vermeidlicher Untergang könne weder seinen Ruhm auffrischen „noch den Staat retten, wohl aber werde er den Vorwurf der Un„wissenheit und der Tollkühnheit einem Korps von Generalen „zuziehen, die sich bewusst seien, mit Ehre und Treue gedient „zu haben."

König Friedrich August liess jetzt an Feldmarschal Rutowski

eine Enderklärung gelangen: „Man wolle von Seiten des Gegners ‚ihn, den König, nur zu härtern Bedingungen zwingen, je mehr ‚die Umstände für ihn ungünstiger geworden seien. Aber er ‚lasse sich einmal nicht zwingen; seine Persönlichkeit wenig- ‚stens sei frei, und frei wolle er leben oder sterben; beides ge- ‚schehe dann mit Ehren. — Er überlasse dem Feldmarschal das ‚Schicksal der Armee; der Kriegsrath möge entscheiden, ob sie ‚sich gefangen geben solle oder durch Eisen und Noth zu Grunde ‚zu gehen habe. — Zwar möge Menschlichkeit die Beschlüsse ‚des Kriegsraths lenken, aber was er da immer beschliesse, Er ‚dürfe nicht eingreifen und enthebe desshalb den Marschal aller ‚Verantwortlichkeit mit Ausname des einzigen Punkts, dass er ‚niemals gegen ihn und seine Freunde die Waffen trage.“ — So hatte denn der König den schwersten Kampf seines Lebens durchgekämpft; wohl wünschte er, so viele Tausende tapferer und ehrenwerther Männer dem sichern Verderben entgehen zu sehen, aber dennoch liess sein hohes Ehrgefühl nicht zu, ihnen zu befehlen, sich an den Feind zu ergeben.

Der Beschluss des Kriegsraths lautete auf Kapitulation. Feldmarschal Graf Rutowski legte selbe (Ebenheit unter'm Lilienstein. 15. Oktbr.) in dreizehn Punkten dem König Friedrich zur Genehmigung vor, der dem Entwurfe seine Anmerkungen beifügte, die hier nicht zu übergehen sein dürften, da sie des Königs Stimmung und Absicht, was er mit dem Heere vorhatte, klar enthüllen. — „Die Armee gibt sich kriegsgefangen.“ — Anmerkung: Wenn ihr König sie mir geben will, brauchen sie nicht Kriegsgefangene zu werden. — „Sie wird mit Lebensmitteln versorgt.“ — Gewiss und zwar heute lieber als morgen. — „Alle Offiziere verpflichten sich, während des Kriegs nicht mehr gegen Preussen zu dienen; sie können ihren Aufenthalt in oder ausserhalb Sachsen nehmen.“ — Alle, die in meinen Dienst treten wollen, müssen von diesem Augenblick an volle Freiheit dazu haben. — „Die königliche Leibgarde und die Leibgrenadiere werden nicht aufgelöst, sondern in Schwadronen und Kompagnien in sächsische Städte verlegt.“ — Es gibt hier keine Ausname und zwar um so weniger, als der König von Polen den in Polen befindlichen Sachsen die Weisung hat zugehen lassen, sich den Russen anzuschliessen, um mit ihnen an die sächsische Grenze vorzurücken. Man müsste ein Thor sein, Truppen, die man

schon hat, aus der Hand zu lassen, um sie zum zweitenmal sich gegenüberstehen zu sehen und zum zweitenmal genöthigt zu sein, sie gefangen zu nehmen. — „Die Offiziere behalten ihre Degen; die Bewaffnung der Mannschaft wird auf den Königstein abgeführt und ebenso Pauken, Standarten und Fahnen." — Alles kann auf den Königstein gebracht werden mit Ausname der Waffen, Kanonen, Kriegsmunition und der Zelte. Die Offiziere behalten allerdings ihre Degen und ich hoffe, dass jene, welche guten Willen besitzen, sich dessen künftig in meinem Dienste bedienen werden. — „Kein Offizier oder Soldat soll gezwungen werden, Preussen zu dienen." — Darin hat niemand sich einzumischen; man wird keinen General zu dienen zwingen, wenn er nicht dienen mag; das ist genug! — „Die Truppen der Leibgarden werden gehörig verpflegt." — Was die Generale betrifft, welche sich als Ehrenmänner benommen haben, so hält es nicht schwer, für ihre Subsistenz zu sorgen. — „Der König wolle sich wegen der Verlegung und Verpflegung der Regimenter äussern." — Ich übernehme den Unterhalt der Armee; sie wird künftig regelmässiger bezahlt werden, als dieses bisher der Fall war und zwar auf dem Fuss meiner eigenen Armee. — In einer Nachschrift zu obigen vom Könige kommentirten Kapitulationspunkten erklärte Rutowski, dass er zwar bevollmächtigt sei, die Armee das Gewehr strecken zu lassen, nicht aber sie ihres geleisteten Eides zu entbinden und sie einen neuen Eid schwören zu lassen. Damit war das Geschick des sächsischen Heeres besiegelt. Selbst preussische Schriftsteller melden kurz: die Offiziere wurden entlassen; den Unteroffizieren und Gemeinen aber gestattete man keine Wahl; sie waren gezwungen, dem König von Preussen den Eid der Treue zu schwören. Wenn nicht Friedrich bei so vielen Punkten der Kapitulation seine Absicht, das sächsische Heer nicht als kriegsgefangen betrachten, sondern zu seinem Dienste verwenden zu wollen, zu klar und deutlich ausgesprochen hätte, müsste ihm nothwendig ein Kapitulationsbruch zur Last fallen, da der von ihm selbst bedingte Fall: „Wenn ihr König sie mir geben will" gar nie eintrat und Friedrich August das Heer nicht einmal des ihm und Sachsen geleisteten Eides enthob.

Die Städte Halle, Magdeburg, Halberstadt, Frankfurt a. d. O. u. s. w. wurden den Regimentern als Stationsplätze angewiesen. Sie traten zwar ihren Marsch dahin an, aber kaum ein Drittheil

der Mannschaft erblickte jene Städte, denn sie trennte sich schon bei dem ersten Tagemarsch: die einen suchten ihre Rettung auf österreichischem, die andern auf polnischem Gebiete. Blos noch Stämme von Regimentern kamen in obigen Orten an und wurden sofort durch eine Aushebung von 12,000 Mann ergänzt.*

Eine unbegreifliche Unachtsamkeit von Seiten jener, welche die Kapitulation entwarfen, fand darin statt, dass sie an die Frage über das Schicksal der Armee eine zweite über die künftigen Verhältnisse der Festung Königstein anknüpften. Beide standen nicht im mindesten Zusammenhang, denn letztere mit Besatzung, Lebensmitteln und Munition versehen und dabei unangreifbar, konnte ruhig besseren Tagen entgegensehen. Gleichwohl war der obigen Uebereinkunft sächsischer Seits der Zusatz angehängt worden: In Betreff des Königsteins möge preussische Majestät mit dem Könige sich des Näheren vereinbaren. König Friedrich griff nach Gewohnheit rasch zu und schrieb darunter: Der Königstein hat während des Laufs des gegenwärtigen Kriegs neutral zu bleiben. — „il faut, que le „Kœnigstein demeure neutre pendant le cours de la présente „guerre.“ — Damit hatte er denn nach Wunsch die Angelegenheit ganz kurz vereinbart. Dass sich der Königstein damals in einem völlig gesicherten Zustande befand, dürfte eben daraus zu entnehmen sein, weil Friedrich es nicht vorzog, durch ein unbedeutendes Korps dessen Kommunikationswege abzusperren und somit den Zeitpunkt abzuwarten, bis er in seine Hand falle. Die Neutralitätskonvention wurde am 18. Oktober zwischen den Generalen Joh. Karl v. Winterfeld und Moriz August v. Spörken in 8 Artikeln unterzeichnet. Das auf der Berghöhe befindliche Korps der adeligen Kadetten wurde als kriegsgefangen erklärt und mit Ausname der jüngsten sowie acht polnischer Edelleute den Preussen übergeben; die Kommunikation mit Dresden und den umliegenden Orten blieb frei auf Vorzeigen von Pässen. Rücksichtlich der Festung selbst, so solle sie bis zum Friedensschlusse neutrales Gebiet sein; sie dürfe die Fahrt preussischer Schiffe auf der Elbe weder sperren, noch auf sie schiessen; würden sich österreichische Streifkorps im Lande

* Ausschreiben des preussischen General-Feldkriegs-Direktoriums d. d. Torgau 30. Oktober 1756.

zeigen, so solle ihnen unter den Kanonen der Festung kein Schutz gewährt werden. — Mit einem Federzuge war somit den verbündeten Heeren, die von Böhmen aus später in Sachsen vordrangen, ein sehr wichtiger Stützpunkt gänzlich entzogen.

Als der Oktober bald zu Ende ging und die kalte Nordluft schon Schneegestöber brachte, schöpfte man preussischer wie österreichischer Seits die Ueberzeugung, dass unter Zelten das Feld nicht länger zu behaupten sei. An Feldmarschal Browne kam von Seiten des Königs die Botschaft, er werde sich mit dem Heere nach Sachsen zurückziehen und er setze ihn daher in Kenntniss, dass er in Lowositz unter der Pflege preussischer Aerzte 82 verwundete und gefangene Oesterreicher zurücklasse. Vom 23.—24. Oktober brach die preussische Armee von Aussig auf nach Sachsen, und zur selben Zeit räumte auch Feldmarschal Graf Schwerin die östliche Umgegend von Königgrätz und ging nach Schlesien zurück nicht ohne Beunruhigung von Seiten der Kroaten und Husaren, die beutelustig der Nachhut mehrere Packwagen und Zelte und einiges Schlachtvieh abnamen. Da sehr starker Schnee fiel und die Kälte wuchs, so bezogen die beiden österreichischen Heere enge Kantonirungen in den Gränzdörfern gegen Sachsen und Schlesien. Am Reichstage trug man sich mit der Nachricht, Marschal Browne habe in Wien einen Antrag auf einen Winterfeldzug mit vier Armeekorps gestellt, und zwar unter seiner eigenen Führung, der des Prinzen Karl von Lothringen und der Generale Piccolomini und Nadasdy. Obgleich aber die russische Kaiserin erklärt habe, auch ihrer Seits bereit zu sein, eine Winterkampagne zu eröffnen, so habe doch dieser Plan den Beifall des Hofkriegsraths sich nicht erworben. Man werde jedoch die Armee für den nächsten Feldzug auf 140,000 Mann verstärken.

Schliesslich werfen wir einen Blick auf die preussischen und österreichischen Heereszustände, und zwar theilweise nach Ueberlieferungen von Zeitgenossen.* Wie König Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs, eigentlich den Grund zur Grösse seines Reichs durch den musterhaftesten und sparsamsten Staatshaushalt legte, so wurde er auch der Begründer eines zwar noch kleinen aber wohldisziplinirten und trefflich abge-

* Die Sache Theresiens und Friedrichs nach ihrer innern und wesentlichen Beschaffenheit. 1757. 8te Auflage 1759. in 4to. 40 Seiten.

richteten Heeres. Während die Finanzen anderer Staaten mit jedem Jahre einer grösseren Zerrüttung entgegengingen, häufte er einen kleinen Schatz auf als Anhaltspunkt für kommende schlimmere Zeiten. Sein Sohn brachte das Heer zu einer höheren Stufe. Der vielfachen bittern Prüfungen seiner Jugendzeit eingedenk betrachtete er das Leben von seiner ernsteren Seite. Weder Jagd, noch Frauen, noch Feste, noch prunkende Schaustellungen liebend gab er sich tieferen politischen und militärischen Studien hin, und namentlich diese waren es, die seine geistigen Kräfte in höherem Masse aufhellten und ihm ein geistiges Uebergewicht über seine ganze Umgebung verschafften. Sein Hauptziel war eine grosse kampfgerüstete Armee. Um aber diesen Zweck zu erreichen und die Mittel zu bekommen, sie zu erhalten, musste er alle Hindernisse der Erwerbsthätigkeit seines Volks aus dem Wege räumen, die Kraft des Staats durch streng beaufsichtigte Benutzung aller Geldquellen mehren und die Armee durch eine reif überdachte und zweckmässige Einrichtung zu ihrer Bestimmung befähigen. Er vermehrte letztere bis zu 150,000 Mann, befestigte mehrere Plätze und versah sie mit Kriegsgeräth und Magazinen, ohne zu einer ausserordentlichen Belastung des Volks zu schreiten.

Die Grundlage der Heeresformation blieb die von seinem Vater angeordnete; zwei Drittheile eines jeden Regiments sollten aus Nichtpreussen bestehen. In dem Masse somit, wie die Kräfte des eigenen Landes für Ackerbau, Handel und Gewerbe geschont wurden, nahm man jene der übrigen deutschen Reichslande in Anspruch. Theils Kriegslust, theils Missgeschick, theils Zwang brachte die nöthige Zahl zusammen. Besonders letzterer wurde durch die im deutschen Reiche zerstreuten Werbestationen angewandt, und wie unter der Regierung Friedrichs meklenburgische Unterthanen mit Gewalt zu Soldaten gepresst wurden, so hatte schon dessen Vater, König Friedrich Wilhelm, die ihm nothwendig scheinende Anzahl grosser und starker Leute in gleicher Weise sich auf hannoverschem Grund und Boden holen lassen und war deshalb mit König Georg II. von England in grosses Zerwürfniss gerathen. Die höheren Stände in Deutschland liebten den preussischen Kriegsdienst. Der protestantische Theil der reichsunmittelbaren Grafen und der Reichsritterschaft in Franken und Schwaben wandte sich ihm vorzugsweise zu

und nahm die Offizierstellen neben dem preussischen Adel in Anspruch. Die Nachlese blieb kühnen und gebildeten Wagehälsen des Bürgerstandes übrig, die namentlich bei den leichten Truppen gern gesehen und wegen bezeigter Tapferkeit vom Könige nicht blos zu Offizieren ernannt, sondern häufig auch mit Adelspatenten beschenkt wurden. Dadurch wurde in Preussen der Grund zu einer grossen noch jetzt vorhandenen Zahl militärischer Adelsfamilien gelegt, in welchen der tapfere Degen der Väter auf die Kinder und Enkel sich fortgeerbt hat.

Die taktische Durchbildung der Armee war das Hauptaugenmerk des Königs. Durch die beständigen und strengen Uebungen geschahen alle komplizirten Bewegungen mit grosser Leichtigkeit und in undurchdringlicher Ordnung. Das Heer war befähigt, ohne grosse Vorbereitungen aufzubrechen und schnell an einem Orte zu erscheinen, wo man es gar nicht erwartete, während die von anderen Armeen beabsichtigten Bewegungen sich meistens aus ihrer langen Vorbereitung errathen liessen. Diese Rührigkeit war aber sowohl durch strenge Disziplin und Uebung der Truppen als durch Verminderung des Trosses bedingt. Die häufige Anwesenheit des Königs bei selben und selbst seine persönliche Leitung mussten nothwendig ganz anders wirken, als wenn ein blosser Stellvertreter seine Gegenwart ersetzt hätte. Er war im Grunde die Seele des Ganzen. Da er alle Plane und Dispositionen selbst entwarf und niemandem seine eigentlichen und wahren Absichten entdeckte, so war ein geheimnissvoller Schleier über alle Operationen im Felde ausgebreitet, den häufig kein auch noch so kluger Späher zu lüften vermochte. Dieses Geheimhalten aller von ihm beschlossenen Massregeln war die wesentlichste Beförderung aller seiner grossen Unternehmungen.

Durch das Vorwiegen des Kriegswesens im preussischen Staate, als der Quelle und des Erhaltungsmittels seiner Macht, wurde jenem eine eigenthümliche Gestalt gegeben. Die eine Seite war eine schlimme und wenig erwünschte, denn es trat allmälig eine schneidende Sonderung des Waffenstandes von der Zivilverwaltung und dem Volke selbst ein, da bei weitem mehr als die Hälfte der Streiter anderen deutschen Ländern angehörte und somit keine Bande der Abstammung und Verwandtschaft sie an die grosse Masse knüpften. Dazu kamen dann noch

die speziellen Privilegien des Offizierstandes, da derselbe auch ohne Adelsbriefe dem Adel gleichgehalten wurde. Es hatte sich demnach die Armee allmälig zu einem gesonderten Militärstaate im Gesammtstaate herangebildet. Eine zweite Seite jenes überwiegenden Einflusses des Kriegswesens bezog sich auf die Zivilverwaltungen der preussischen Provinzen. Diese nahmen im ganzen Königreiche den äusseren Anstrich von Militärverwaltungen an, als sei alles nur für den Krieg berechnet. Die Regierungskollegien verwandelten sich in Kriegs- und Domainenkammern, und bei allen administrativen Zweigen machte sich eine militärische Ordnung sowie ein auf die kleinsten Ersparungen gerichteter Haushalt geltend.

Preussen war das, was es war, in kurzer Zeit durch die Waffen geworden, und das einmal erlangte Gewicht und Ansehen konnte nur durch die Waffen geschützt und erhalten werden, da jede Errungenschaft in der Regel nur auf dieselbe Weise behauptet werden kann, wie sie erworben worden ist.

Sowie Oesterreich als ideeller Gesammtstaat aus den mannichfaltigsten Volksstämmen deutscher, slawischer, magyarischer, wallonischer und romanischer Zungen bestand, eben so bunt und mannichfaltig war seine Armee, wenn eine grosse Streitmasse zusammengezogen wurde. Abgesehen von dem Eigenthümlichen, welches jeder Nationalität anklebt und völlig unvertilgbar ist, schienen aber alle Theile der Armee vermöge ihres kriegerischen Geistes zu einem kompakten Ganzen verschmolzen. Eine engere Zusammenfassung und Durchbildung der Gesammtstreitkräfte zu einer höheren Einheit fand jedoch nicht statt, da die Landeshäupter, die Jahrhunderte lang die Kaiserkrone getragen, ihre Heere nicht als Zweck, sondern nur als Mittel für unvermeidliche Fälle zu betrachten gewohnt waren. Oesterreich war nicht durch Eroberungen, sondern durch weise Politik, kluge Familienverbindungen und mitunter durch günstigen Zufall so gross und mächtig geworden, aber alles, was es einmal erfasst hatte, das liess es sich so leicht nicht mehr entwinden. Allenthalben im Staate herrschte ein patriarchalischer Haushalt, und grosse Behaglichkeit und altbürgerliches Leben im Volke. Dem Heere wie den Festungen und Arsenalen wurde zwar in allem die geeignete Fürsorge, aber in weit geringerm Masse als in Preussen, denn als Fundament des Fortbestandes

des Staats galt eigentlich nicht die Armee, sondern seine alte Existenz und historische Vorzeit sowie die Gewöhnung und althergebrachte Sitte und Denkweise des Volks.

Obgleich Oesterreichs Finanzen durch beständige, mehrere Jahrhunderte hindurch fortgeführte Kriege (namentlich gegen die Türken) sich in traurigem Zustande befanden, so hatte man gleichwohl vor Ausbruch des Kriegs bedeutende Geldmittel aufgehäuft und viele nützliche Reformen im Heerwesen ausgeführt. Unter Maria Theresias Regierung wurden viele ältere Missbräuche abgestellt; die Armee wurde besser aber auch strenger gehalten, besser geübt und richtiger bezahlt. Zeitgenossen meinten übrigens, es hätten der Kaiserin nichts als einige Kameralisten aus Friedrichs Schule gefehlt, um den Fortschritten, welche die österreichische Armee seit den schlesischen Kriegen in den Waffen gemacht, auch in der Militäradministration die Wage halten zu können.

Die deutschen Regimenter der Kaiserin wurden gleich den preussischen durch den Zutritt der wehrhaften Jugend der deutschen Staaten mittelst Werbung verstärkt, während deren höhere Stände und namentlich der mittelbare und reichsunmittelbare Adel Süddeutschlands für seine Nachgebornen einen Theil der Offizierstellen in Anspruch nahm. Alte Verbindungen und alte Traditionen der Stabilität von den Vorvätern her wiesen eben auf Oesterreich hin. Daher waren auch die grössten Feldherrn Oesterreichs seit längerer Zeit meistentheils Fremde.

Der Hauptmangel der Armee bestand in einer einheitlichen Leitung, welche die Könige von Preussen selbst übernahmen, die aber in Wien durch ein ganzes Kollegium, genannt Hofkriegsrath, ersetzt werden sollte. Die taktische Fertigkeit und Beweglichkeit herrschte in minderm Masse, und dazu kam dann noch ein beständiger Wechsel in den Befehlshaberstellen, namentlich in jenen der Obersten und Generale, so dass Mannschaft und Führer sich selten genauer kennen lernten. Es war als hätten wallensteinsche Reminiscenzen aus dem verwichenen Jahrhundert noch nachgewirkt. Zeitgenossen liessen dem Muthe, der Tapferkeit und der Ausdauer der österreichischen Armee die vollste Gerechtigkeit widerfahren, rügten aber gerade das, was sie sich nicht selbst geben konnte, nämlich eine alle Theile gleichheitlich umfassende taktische Bildung. Sie verglichen

die preussische Armee einer Kunstbildung mit gespannten, doch sehr elastischen Federn und fein gearbeiteten Rädern und Zähnen, die bei dem Drucke des Meisters sofort sich in schnelle und gleichförmige Bewegung setzen lasse, während die österreichische Armee einer weniger vollkommenen gleiche, weil viele innere Hindernisse der Bewegung hemmend entgegen träten, so dass bei jedem raschen Drucke die Sorge auftauche, die ganze Maschine möge in Unordnung gerathen. Ihre Bewegung sei daher minder geschwind, ungleich und bisweilen sich hemmend und unterbrechend.

Im Felde lastete der Mangel der einheitlichen Führung noch schwerer auf dem Heere. Wenn der König seine Operationsplane selbst entwarf und mit seinen Feldherrn etwa nur besprach und dann in eigener Person zur Ausführung schritt, so wurden selbe für die österreichische Armee zu Wien entworfen und vom Hofkriegsrath dem Oberbefehlshaber zu genauer Beachtung zugeschlossen. Traten dann, wie unvermeidlich war, Zweifel ein, so mussten selbe behufs der Lösung nach Wien angemeldet werden. Wenn aber die Bedenken und Absichten eines Feldherrn auf die offne Tafel eines Kollegiums ausgebreitet werden und von Mitgliedern, von denen keines eine Armee zu führen befähigt ist, nicht blos besprochen, sondern auch verbessert werden sollen, da ist offenbar das Geheimniss schlecht bewahrt, weil der weniger Befähigte sich häufig bei Dritten Rath erholt, die ausserhalb des hohen Raths stehen. Dazu kam dann noch der Umstand, dass eine Kriegsmassregel zur Zeit des Vorschlags trefflich und wirksam, aber zur Zeit der erfolgten Billigung nicht blos unwirksam, sondern auch schädlich sein konnte. So wie die Stellung des Feldherrn, so war auch die der Generale und der übrigen Offiziere eine ganz andere, jedoch naturgemässere als die im preussischen Heere. Sie bildeten nicht wie in diesem ein für sich abgeschlossenes Ganze und wurden deshalb auch nie dem Volke und der Gesammtnation entfremdet, und dazu trug wesentlich bei, dass wenn der Dienst nicht rief, das militärische Dienstkleid dem bürgerlichen Gewande Platz machte. So wie in Preussen die Militäradministration, so war in Oesterreich die Ziviladministration das vorschlagende Element. Der Feldmarschalleutenant nannte häufig seine Heeresabtheilung nicht Division, sondern sein Departement,

als wäre er der Chef eines Zweiges des Gesammtministeriums gewesen, und hoch ausgezeichnet wurde ein Feldmarschal oder Feldzeugmeister, wenn ihm der Titel eines kaiserlichen Geheimraths beigelegt wurde. Hatte schon der preussische Fähndrich den Rang vor den königlichen Legationsräthen und der Leutenant jenen vor dem Kammerherrn, so hatte dagegen der österreichische Kammerherr den Rang eines Generalmajors oder Generalfeldwachtmeisters.

Fragt man nach dem wahren Grunde so ganz verschiedenartiger Erscheinungen, so lag er grossentheils entweder in völligem Abweichen oder in theilweisem Festhalten an dem nun längst vergessenen Systeme der Lehenmiliz, aus welcher die stehenden Heere allmälig hervorgegangen waren. * Durch die ein halbes Jahrhundert hindurch eifrig fortgesetzten Reformen und Verbesserungen war im preussischen Heere jede Spur jenes alten Systems verschwunden, während in der österreichischen Armee, wenn auch nur wenige, doch merkwürdige Reminiscenzen davon übrig geblieben waren. Dass der Landesherr der Obereigenthümer des ganzen Heeres war, das verstand sich von selbst, aber zur Belohnung ausgezeichneter Dienste verlieh er, gleichwie er Grund und Boden als Lehen vergab, auch Regimenter mit einem fixirten Geldeinkommen an seine Generale, die in unseren Tagen wohl Inhaber heissen, aber zur Zeit des siebenjährigen Krieges noch Proprietäre im strengen, lehenrechtlichen Sinne, d. i. Eigenthümer waren. Der Bereich ihrer Macht gab sich darin hauptsächlich kund, dass wenn ein Offizier starb, der Proprietär, wenn er aber im Felde fiel, der statt jenes kommandirende Oberst das beste Pferd des Gefallenen samt Ausrüstung als Mortuarium (Besthaupt, Sterbepferd) sich zueignen konnte. Erst nach der Schlacht bei Leuthen wurde, wie wir noch näher sehen werden, durch kaiserliches Edikt vom 10. December 1757 dieser alte Missbrauch abgeschafft.

* Die erste Abtheilung des schwedischen Heeres, die sogenannte Indelte (eingetheilte) Armee, beruht noch heut zu Tage auf lehenbarem Grundbesitze, dessen Ertragnisse als Surrogat des Soldes für die Offiziere und Soldaten gelten. Grund und Boden ist alles Krongut; der einem Offizier oder Unteroffizier zur Nutzniessung zugeschriebene Theil heisst Bostelle (Bestallung) und wird jetzt durch die Militärverwaltung verpachtet. Die Ertragnisse gehören dem Nutzniesser; der Soldat bebaut seinen Theil selbst.

Maria Theresia, diese hochsinnige Kaiserin und Frau, that alles, um die Wehrkräfte ihrer Länder zu heben. Sie hatte damit angefangen, das Selbstgefühl und die Selbstachtung der Offiziere des Heeres dadurch zu erhöhen, dass sie jedem den Zutritt zum Hofe, der ihnen früher versperrt war, verstattete. Die Folgen der Verbesserungen, der Rücksichten und Aufmerksamkeit, die sie ihrer braven Armee schenkte, hatten sich bereits in der Schlacht bei Lowositz kund gegeben. Der kraftvolle Widerstand derselben veranlasste nach dem Zeugniss preussischer Schriftsteller die Preussen zu dem Ausrufe: „Dies sind nicht mehr die alten Oesterreicher!“ Zeitgenössische Berichte sagen, das Heer sei nicht mehr jenes wie zur Zeit der schlesischen Kriege gewesen, sondern habe aus wohldisziplinirten, gutgeübten und gut geleiteten Truppen bestanden. Von den Gesandtschaften am Reichstage wurde ebenso dem Marschall Browne das Lob zu Theil, dass er das ihm Mögliche geleistet, weil seine Vollmacht sich nicht auf das Aufsuchen von Gelegenheiten zum Liefern von Schlachten erstreckt habe, sondern seine Bestimmung gewesen sei, defensiv zu verfahren und Böhmen möglichst zu decken. [10]

---

10. Ausser den ungleichen Geldkräften der beiden kriegführenden Staaten — Brandenburg ist ein armes Land! — ist noch die Beschaffenheit der Führung näher in Betracht zu ziehen.

Oesterreichs Heere befehligte zuerst Brown. Maximilian Ulysses Graf Brown, irischer Abkunft, war aus Basel gebürtig, hatte mit Glück in Italien und im Türkenkrieg gefochten und zeichnete sich durch hervorragende Charaktereigenschaften aus. Thätig und umsichtig, ernst und pflichtgetreu, schonte er nicht im mindesten seine eigene Person, war aber, wie oft solche Naturen, düster und misstrauisch. Er war im Kriegsdienste ergraut und war stets besorgt für seine Soldaten, gleichwohl bei seinem Heere wenig beliebt, weil er Spiel und Schwelgerei nicht litt. Von seinem Talente hatte Friedrich keine besonders hohe Meinung. (Mitchell's Berichte in Raumer's Beiträgen zur neueren Geschichte II, 425). Ihm wurde im Verlaufe des Krieges der Schwager der Kaiserin vorgesetzt, Karl von Lothringen, den Friedrich schon in den früheren Kriegen bei Tschaslau geschlagen hatte. Brown verliess, obgleich er den Oberbefehl verloren hatte, das Heer doch nicht, sondern unterstützte seinen Vorgesetzten mit seiner ganzen Thätigkeit. Als Brown in der prager Schlacht fiel, hatte er das 52. Jahr seines Alters überschritten. Der neue Heerführer Karl war von martialischem Aeusseren und im Kriegshandwerk durchaus nicht unerfahren, jedoch unbesonnen, immer lustig und munter, oft possirlich, zuweilen sehr roh, manchmal betrunken und als Anführer dreist, jedoch ohne Berechnung, ohne Ueberblick und ohne Geistesgegen-

wart, kein Feldherr, sondern ein Prinz. Beim Ausbruch des Krieges stand er im 45. Lebensjahre. Während im Heere Brown's Tüchtigkeit anerkannt wurde, fehlte gänzlich Zutrauen zu Karl. Der Hof hielt ihn, bis nach seiner Niederlage bei Leuthen das Geschrei gegen ihn im Heer und in der Hauptstadt allzustark wurde. Anfangs versuchte Maria Theresia durch eine Bekanntmachung vom 29. December 1757 des Inhalts, dass sich niemand unterstehen solle, von ihm wegen der letzten Schlacht unanständig zu reden, die öffentliche Meinung niederzuschlagen, allein der Aufregung musste doch nachgegeben werden. Karl legte den Oberbefehl nieder. Ihn übernahm der Sieger von Kollin Graf Leopold Joseph Daun, der Sohn des Vertheidigers von Turin, des Eroberers von Neapel. Daun, in den Wissenschaften unterrichtet, unermüdlich arbeitsam, verstand sich auf das methodische Kriegführen und hatte bedeutende Erfolge, weil seine persönliche Eigenheit zu den Bedingungen vortrefflich passte, welche aus der Gesammtlage hervorgingen. Auch er stand bereits an der Schwelle des Alters, in den ersten funfzigen. Hochmüthig, kaltblütig und schüchtern zugleich, zeigte er sich stets so besonnen und bedachtsam wie zögernd und langsam. Sorglich zog Daun Erkundigungen ein, sah womöglich mit eigenen Augen, sorgte für seine Mannschaft und hielt seine Absichten verborgen; fern von jeder Verwegenheit überliess er nichts dem Zufalle und Glücke, gedachte er einzig den sichersten Weg zu wandeln, wählte er äusserst sorgsam gedeckte Stellungen, verschanzte sich wo es anging und blieb mit höchster Vorsicht bedacht, sich keine Blösse, seinem muthigen Gegner ja keinen Angriffspunkt zu geben. Weniger war es ihm darum zu thun, Friedrich zu schlagen, als darum, von ihm nicht geschlagen zu werden. Man nannte Daun nachmals den deutschen Fabius Cunctator. Und wenn unter den gegebenen Umständen ein System der Kriegführung zu wählen war, so war dieses das richtige. Denn Oesterreich konnte bei seinem Machtumfange, wofern es nur nicht allzuschwere Verluste und Stösse in's Herz erlitt, den Krieg lange Zeit aushalten, Preussen hingegen musste sich bald erschöpfen. Wenn Daun blos vernichtende Schläge von Oesterreich abwendete und den Krieg ohne nachtheilige Entscheidung hinhielt, so war mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass der blosse Druck der Kriegsdauer Preussen niederbeugen und die Uebermacht Oesterreichs zur Geltung bringen werde.

Diese Feldherren waren indess nicht Herren ihrer Entschliessungen, sondern an die Weisungen des Hofkriegsrathes in Wien gebunden, dessen Haupt jener Graf Neipperg war, welcher schon im Türkenkriege und im ersten schlesischen Kriege seine Unfähigkeit hell an den Tag gelegt hatte. Der Besiegte von Mollwitz sollte die Seele der Kriegsunternehmungen sein. Daher waren die Unternehmungen im Felde gelähmt, das Auge musste nach Wien blicken. Der Hofkriegsrath verlor seine Zeit in Berathungen und Sitzungen, brachte es in seiner Schwerfälligkeit nicht leicht zu einem gediegenen Plane, zu rechten Anordnungen und überlegten Vorbereitungen. Zwischen ihm und den Heerbefehligern gab es Händel. Piccolomini konnte ihm die Frage vorhalten: „wie ein General ohne Geschütz und Fuhrwesen Krieg

führen solle?“ (Mailath aus Heller's im österreichischen Kriegsarchiv handschriftlich aufbewahrter Geschichte des Feldzugs von 1756). Brown erhielt bei dem Beginne des Krieges keine Vollmacht zum Schlagen, sondern die Bestimmung, vertheidigungsweise zu verfahren; seine eignen Vorschläge waren nicht gebilligt worden. Gegen Brown wie gegen Daun war Neipperg persönlich eingenommen; allem, was nicht er selbst vorgeschlagen hatte, setzte er Widerstand entgegen. Nun hätte wohl Daun seit der kolliner Schlacht wagen dürfen, nach eignem Ermessen zu handeln: doch dies sich herauszunehmen, war er allzusehr Hofmann und viel zu ängstlich. Im Heer wurden von seinen Untergebenen Ränke gegen ihn gesponnen; ausserdem schadeten die unachtsamen und muthwilligen Prinzen, die ihm beigegeben wurden.

Endlich waren die Unterfeldherren mehrentheils nur mittelmässigen Schlages; die besseren befanden sich in untergeordneten Stellungen. Den tüchtigsten, Loudon (gewöhnlich Laudon genannt), einen unternehmenden, kühnen, raschen Führer, wollte man anfänglich in seinem Standquartier zu Kroatien belassen und als er in Wien auf seine Verwendung bei dem kämpfenden Heertheile drang, wäre er beinahe mit einem derben Verweise nach Kroatien zurückgeschickt worden (Pezzl österreichische Biographien, Wien 1790, II, 38 f. sowie Mailath V, 73; über die Persönlichkeiten der übrigen Generale theilt Näheres mit die Lebensbeschreibung des Grafen Friedrich Ludwig von Solms, Leipzig 1795). Am Beginn des Krieges befehligten Fürst Piccolomini, der sehr geschätzt wurde, aber bald starb, und Johann Baptista Serbelloni, welcher eigensinnig und neidisch genannt wird. Radicati, der mit Daun zur Verbesserung der Heereseinrichtungen beigetragen hatte, fiel schon bei Lowositz. Bucquoy war wenig begabt, Kleefeld übervorsichtig, Sincère ein Tabellenmensch. Tapfer und unternehmend war der ungarische Graf Franz Leopold Nadasdy, allein unvorsichtig; er wurde 1758 entfernt. Haddik, Guasco, Marschall und einige andere erprobten sich noch als brav und tüchtig, die meisten übrigen aber waren unbedeutend und also in ihrer Stellung mehr schädlich als nützlich. Eifersüchtig haderten sie unter einander.

Das preussische Heer befehligte hingegen ein König im vollen Sinne des Wortes: ein Mann von hoher Genialität und allen erforderlichen Eigenschaften des Charakters. Er besitzt die Frische, Lebendigkeit und Beweglichkeit, die den österreichischen Führern abgeht; mit ihr belebt er die Seinigen, denen er als Muster vorleuchtet. Nur sich selber verantwortlich, mag er wohl Kühnes unternehmen, wagen, angreifen — und der muthig Zugreifende reisst fast allemal die Vortheile der Lage an sich. Friedrich II. war ein wirklicher Mittelpunkt aller preussischen Unternehmungen: mit ungemeiner Umsicht bekümmert er sich um jedwedes, mit rastloser Thätigkeit befiehlt er nach allen Richtungen hin und in dem Winter von 1756 zu 1757 findet er noch freie Stunden, die Feldzüge Turenne's, Eugen's und Marlborough's zu studiren. Niemand erfährt seine Entschlüsse; aus ihrer Ausführung erst gewahrt sie der Feind. Kein Widerspruch im Kreise der eignen Kräfte kann ihn beirren und hemmen; von tausend lästigen Rücksichten, die einen Daun beengen,

ist er frei, und der genauen Befolgung seiner Befehle ist er in ganz anderer Weise versichert, als dieser: denn kein Untergeordneter mochte sich unterstehen, ihm zu trotzen oder seine Winke zu vernachlässigen, keiner hatte einen Rückhalt. Aus diesem einen Grunde schon darf er kühner vorschreiten als der österreichische Oberfeldherr, der besser thut, gewagte Berechnungen, die ohne grossen Eifer und gewissenhafteste Zuverlässigkeit der Befehlshaber zweiten und dritten Ranges fehlschlagen könnten, zu unterlassen. Friedrich besitzt grosse Erfahrungen, hat Selbstvertrauen einflössende Erfolge hinter sich und steht in voller Mannskraft. Beim Ausbruch des Krieges ist er 44 Jahr alt. Dazu ist er allgemein anerkannt als siegreicher Feldherr. Ihn umgiebt eine ganze Schaar ausgezeichneter Kriegsmänner, die er im Kriege schon kennen gelernt und erprobt hat, anzufangen von seinem Lehrer in der Kriegskunst, dem Sieger von Mollwitz, Grafen Christoph Schwerin, der, wie Friedrich urtheilt, allein mehr als zehntausend Mann wog. Mit richtigem Blick hat Friedrich jedem den geeigneten Wirkungskreis zugetheilt, und wenn er einen Fehler beging, so war es dieser, dass er gern Prinzen die Führung der Heeresabtheilungen anvertraute: und diesen einen Fehler fürstlicher Voreingenommenheit sollte er denn auch im Feldzuge von 1757 büssen. Sein System ist angreifen. In diesem Muthe überragt er seine Genossen und fühlt es. Vor Prag schreibt er: keiner von Euch versteht die Oesterreicher zu bekriegen.

Die Stimmung des deutschen Volkes, die der preussischen Sache günstiger war als der kaiserlichen, hatte dazumal nur sehr geringe Kraft, dass sie indess doch keineswegs gänzlich bedeutungslos war, wird eine spätere Anmerkung darlegen.

4.

Preussisch-brandenburgische Komitialdenkschrift vom 4. Oktober — Sächsische Gegendenkschrift vom 8. Oktober. — Reichshofrathserkenntniss gegen Kurbrandenburg und kaiserliches Reskript vom 9. und 10. Oktober. — Subsidientraktate von Kurmainz und Würzburg mit Oesterreich. — Sachsen und Oesterreich fordern Frankreich zur Hülfe auf. — Kaiserliche Differenzen mit Sachsen-Gotha. — Kurbrandenburgische Dissidien am Reichstag. — Ansinnen an Kurbraunschweig. — Projektirte Neutralität einzelner Reichsstände. — Kurbrandenburgische Denkschrift vom 10. Dezember. — Projekt einer Reichsvermittlung. — Rückblick auf die Verhältnisse zwischen Preussen, Oesterreich und Sachsen.

Während die Heere so tapfer im Felde gefochten, stritten die Kabinette mit Noten, deren Centralpunkt der Reichstag zu Regensburg war. Keine damalige Macht, welche immer später am

Kriege Theil nahm, glaubte es versäumen zu dürfen, auch die rechtliche Seite ihres Beginnens und Handelns dem grossen Publikum vor Augen zu legen; alle wollten den Schein, blos auf Waffengewalt sich zu stützen, gänzlich von sich abwälzen. In den ersten Tagen des Oktobers liess König Friedrich durch seinen Gesandten, Erich Christoph von Plotho ein Mémoire bei dem Reichstage einreichen und an alle Missionen vertheilen, wodurch er sein Benehmen gegen Sachsen zu rechtfertigen suchte. Mit Unterzeichnung seines eigenen Namens erliess Plotho ferner an sämmtliche Gesandtschaften am 4. Oktober eine gedruckte Denkschrift, in welcher er über Sachsen und über den Reichshofrath sich aussprach. In Bezug auf ersteres bemerkte er, dass der König gegen die Armee nicht anders habe verfahren können; die Absicht derselben sei gewesen, ihn ruhig vordringen zu lassen und dann, wenn er sich in Böhmen oder Schlesien befunden hätte, in die brandenburgischen Lande einzufallen und sich gewisser Provinzen zu versichern. Ohne Zweifel glaubte der Gesandte selbst nicht und noch weniger der König eine solche Beschuldigung.* Wie ein schwaches Heer das eigene Land im Stiche lassen sollte, um einen morgenländischen Fussgänger- und Reiterzug in andere Länder vorzunehmen, um selbe zu besetzen oder zu erobern, diess ist völlig unglaubhaft. Das ist aber hingegen gewiss, dass wenn das Heer ostwärts Luft bekommen hätte, Rutowski es nach Polen würde geführt haben, um später mit einer russischen Armee wiederzukommen. Bezüglich des Verfahrens des Reichshofraths wurde bemerkt, es sei eine in den Annalen unerhörte Sache, dass ein gekröntes Haupt und dazu einer der ersten Kurfürsten des Reichs auf eine so völlig rücksichtslose Weise sei angegriffen worden. Der Reichshofrath von Animosität und Rachgierde gegen alle jene erfüllt, die sich seinen Verfügungen nicht blindlings unterwerfen wollten, habe sich sogar unterfangen, des Königs eigene Unterthanen aus dessen Dienst abzurufen und sie ihres Eides zu entbinden. Der König aber besitze ein Königreich samt mehreren andern Provinzen, die gänzlich ausserhalb des Reichsver-

* Gleichwohl kommt selbe auch in der an die Generalstaaten im Haag gerichteten Deklaration des preussischen Ministers v. Hellen vor, doch beschränkt und mit der Alternative: soit se joignant à ses ennemis, soit en faisant une diversion dans ses états.

bandes sich befänden. Uebrigens verstosse jene Gerichtsbehörde auch gegen die feierlichsten Grundgesetze des Reichs und die neuste kaiserliche Wahlkapitulation, in welchen klar enthalten sei, dass Massregeln beliebter Art ohne Vorwissen und Bewilligung der gesammten Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs nicht statt haben dürften. Der König lasse daher als solcher sich von niemanden auf der Welt Gesetze vorschreiben, als Kurfürst aber wisse er seine Obliegenheit und was er dem Kaiser als Reichsoberhaupt und den Reichsgliedern schuldig sei; dagegen habe man auch die Pflicht, ihm gleiches Recht angedeihen zu lassen und nicht auf die widerrechtlichste Weise mit ihm zu verfahren. Er sei weder mit dem Kaiser noch mit dem deutschen Reiche im Krieg. Hätten einige von dessen Mitgliedern sein Verderben beabsichtigt, so könne es ihm nicht verdacht werden, wenn er seine Macht und Kraft dazu anwende, sich selbst zu sichern und zu retten. Habe doch die Kaiserin-Königin gar kein Bedenken getragen, das Reichsoberhaupt selbst, nämlich den Kaiser Karl VII., zu bekriegen. Die Kaiserin sei in dieser Angelegenheit nichts anderes als des Königs Reichsmitstand. Was also dieser Fürstin im letzten Kriege gegen Kur-Bayern, Kur-Pfalz und andere Reichsstände Recht gewesen, das müsse nun auch in Bezug auf den König Recht sein und bleiben. Der Gesandte widersprach ferner allen seinem Gebieter zur Last gelegten Gewaltthätigkeiten in Sachsen und stellte die Störung von Handel und Wandel gänzlich in Abrede. Alle diese Erfindungen zielten blos dahin, den König zu schwächen und wo möglich zu unterdrücken, damit das Reich, wenn es an ihm den einzigen mächtigen Reichsstand und die erste Stütze der reichsständischen Freiheit verloren habe, desto leichter, wie es schon im dreissigjährigen Krieg sei beabsichtigt worden, unter das Joch gebracht und alle Rechte in religiösen und weltlichen Dingen unter die Füsse getreten werden könnten. Der König behalte sich übrigens wegen der ihm als Kurfürsten widerfahrenen schweren Beleidigungen alle Genugthuung bevor, die er nach dem Völkerrecht und den Reichsgrundgesetzen zu verlangen habe. *

Nur wenige Tage verflossen, so erschien bereits von Seiten

* Preussich-kurbrandenburg'sches Komitialpromemoria d. d. 4. Oktober 1756. Druckschrift in Fol. 12 Seiten.

des kursächsischen Gesandten von Ponikau eine Gegendenkschrift im Drucke, um alles, was über Sachsen nebenbei gesagt worden war, einfach zu negiren und abzulehnen. Die behauptete Schonung bestehe in einer Häufung der schwersten Bedrückungen, und man verfahre mit den Städten und dem Staatsgut als sei es preussisches Eigenthum. Die ganze Umgegend von Torgau sei rasirt worden und die Stadt werde befestigt, während man die Festungswerke von Wittenberg gänzlich geschleift habe. Die Zeughäuser zu Dresden, Zeitz und Weissenfels seien ausgeleert und der ganze Vorrath an Waffen von den Preussen abgeführt worden.* — Abermals verflossen nur wenige Wochen, und es erschien von Seiten des v. Plotho eine gedruckte Beantwortung der sächsischen Gegendenkschrift mit der Ankündigung, dass jenes Mémoire, welches die Belege über die von Preussen erhobenen Beschuldigungen enthalte, bereits zum Drucke sei befördert worden.** Jene Beschwerde des sächsischen Gesandten bildete blos die Vorläuferin eines neuen Erkenntnisses des Reichshofraths vom 9. Oktober. Da der König den Anmahnungen und Geboten des kaiserlichen Reskripts vom 13. September kein Gehör gegeben, sondern mit Hintansetzung seiner Pflichten gegen Kaiser und Reich in vorsätzlicher und beharrlicher Empörung und Störung der allgemeinen Ruhe sich befinde und sein landfriedenbrüchiges Unternehmen auch über die kurböhmischen Reichslande erstreckt habe, so solle nunmehr der Hofreichsfiskal aufgerufen und an sein Amt erinnert werden; [11] desgleichen seien alle bereits an die Reichskreise ergangenen kaiserlichen Mandate zu erneuern. Am Tage nachher erschien auch bereits ein neues Reskript des Kaisers Franz im Drucke. Als Beweise des Landfriedenbruchs zählt es auf: die gewaltsame Demolirung der Festungswerke von Wittenberg, die Einnahme von Dresden und die Besetzung des Schlosses, obgleich die Königin von Polen sich dort befunden, Suspension

---

* Kursächsisches Komitialpromemoria vom 8. Oktober 1756.

** Kurbrandenburgische Beantwortung vom 20. Oktober in Fol. 4 Seiten. Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe et sur leurs dessins dangereux contre S. M. le Roi de Prusse avec les originales et pièces justificatives etc.

11. Dem Reichsfiskal lag ob die Erlassung der Aufforderung zum Rüsten und der Abmahnung, dem Uebelthäter Beistand zu leisten.

des sächsischen Geheimerathskollegiums, Administration des Kurstaats durch eine preussische Kommission, Beschlagname der Kabinetskanzlei, Unterbrechung des schriftlichen Verkehres zwischen dem König und der Königin, Einschliessung des Königs mit der Armee bei Pirna, Bedrückung der Unterthanen durch Requisitionen und Aufzehrung der Getreidevorräthe, und ferner die Ueberziehung Böhmens mit gewaffneter Hand. — In Anbetracht seines oberstrichterlichen Amts könne er, der Kaiser, nicht länger säumen, den kaiserlichen Hoffiskal aufzufordern, damit er gegen den König in seiner Eigenschaft als Kurfürsten einschreite. Dieser habe somit von aller Kriegsempörung, feindlichen Vergewaltigung und Ueberziehung der sächsischen und böhmischen Kurlande abzustehen, seine Kriegsrüstungen einzustellen und allen verursachten Schaden sowie alle Kosten zu erstatten und den Vollzug anzuzeigen.

Da man beiderseits wusste, dass der obwaltende Streit durch Sentenzen, Dekrete und Reskripte sich nicht beendigen lasse, sondern in letzter Instanz alles auf Waffengewalt ankomme, so liess König Friedrich die Sturmfluth von Edikten an sich vorüberbrausen und suchte seine Macht durch die Kräfte des besetzten Landes zu stärken, während die Kaiserin-Königin mit jedem Tage mehr die werkthätige Theilname einzelner Reichsstände sich erwarb. Kurmainz und Würzburg schlossen mit ihr Subsidientraktate und letzteres liess auf Grund eines schon mehrere Jahrhunderte mit der Krone Böhmen bestehenden Bundes und unbeschadet eines etwa künftig zu stellenden Reichskontingents bereits im Oktober 2000 Mann zur österreichischen Armee stossen. Sachsen und Oesterreich hatten ferner durch Gesandtschaften bereits Frankreich zur Hülfe aufgerufen; ersteres rief den Beistand des letztern als Garanten des westfälischen Friedens an und Oesterreich forderte die durch das Bündniss vom 1. Mai ausgesprochene Unterstützung. — Am 15. Oktober geschah dieses wiederholt von Seiten des letztern durch Depeschen. Alle Umstände wiesen sonach darauf hin, dass der Krieg, der sich in Sachsen und Böhmen entzündet hatte, bald über das ganze nördliche Deutschland sich verbreiten würde und zwar von dem Zeitpunkte an, wo eine französische Armee den Rhein überschritt. So lange dieses nicht geschah, verhielt sich Hannover völlig ruhig. Unbeschadet seines Bündnisses mit

Preussen war es zu einer thätigen Theilname an dessen Kriege gegen Oesterreich nicht verpflichtet, zogen aber französische Heere über den Rhein, so musste es dem Einmarsche derselben sich widersetzen, und zwar nicht weniger rücksichtlich der eigenen Kurlande als auch in Bezug auf seinen Verbündeten, den König von Preussen. Zwei Kurfürsten standen sonach unter den Waffen, der eine noch passiv und wartend, der andere bereits fechtend und kämpfend. Die Edikte des Kaisers hatten den Weg bereits gezeigt, den er einzuschlagen gedenke, und allenthalben in Deutschland machten sich die einzelnen Staaten grosse Sorge darüber, dass es bald zu einem Reichskriege gegen Obige kommen werde. Manche Reichsstände nahmen, wie bereits erwähnt, ohne weiteres Bedenken Partei, indem sie entweder, wie Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel und Schaumburg-Lippe oder Kurmainz und Würzburg dem einen oder anderen Theile Hülfstruppen lieferten. Rücksichtlich vieler andern wusste man aber zu Wien und Regensburg nicht, wessen man sich zu ihnen zu versehen habe. Dass die mehr südlich gelegenen Länder sich an Oesterreich und die nördlichen Reichsstände sich an Hannover und Preussen anschliessen würden, liess sich schon aus ihrer Lage und der Vermischung ihrer Interessen und Bevölkerungen entnehmen, gleichwohl aber erregte es grosse Bedenken, als Sachsen-Gotha den Vollzug kaiserlicher Befehle schon zu dieser Zeit geradezu ablehnte. — Der Kurfürst von Sachsen war ausschreibender Fürst des obersächsischen Kreises und befand sich wegen der Wegname seines Landes nicht in der Lage, die Pflichten jenes Amts vollziehen zu können. Durch kaiserliches Reskript war sonach im September das Ausschreibamt dem Herzog von Sachsen-Gotha übertragen worden. Es handelte sich zu dieser Zeit um die kreisamtliche Ausschreibung aller jener Beschlüsse und Reskripte des Kaisers und Reichshofraths gegen Kurbrandenburg, um die Leitung der sonstigen Kreisgeschäfte und die Bewilligung einer dreifachen Geldhülfe der Stände für den Kaiser, obgleich noch kein Reichskrieg vorhanden war. — Der Herzog als Nachbar eines in voller Kriegsrüstung stehenden Königs lehnte daher am 2. Oktober das hohe Ehrenamt zwar ab, aber ein abermaliges Reskript des Kaisers (22. Oktober) beharrte auf der Uebername, da der Landfriede und die Reichsexekutionsordnung jeden Reichsstand seiner Obliegenheiten

deutlich erinnere. Die Stände hätten keineswegs über die Frage zu entscheiden, ob sie dem Kaiser zu Hülfe kommen sollten, sondern nur über das quantitative Verhältniss der Beihülfe. Blos hierüber hätten sich die Reichskreise oder nach Umständen das ganze Reich zu berathen und schliesslich mit dem Kaiser zu vereinigen. Er gesinne somit gnädigst an den Herzog und befehle ihm alles Ernstes, mit Beiseitsetzung aller Einwendungen und Zweifel, den gegebenen Auftrag zu vollziehen, keine Verzögerung sich zu Schulden kommen zu lassen und schleunige Anzeige zu erstatten.[12] — Allerdings konnte der Kaiser als souveräner Herr gemäss der Reichsgesetzgebung auf diese Weise gegen die Reichsfürsten verfahren, aber es blieb dabei nur zu bedauern, dass im Laufe der Jahrhunderte, wo Sprache, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten in allen Ständen der deutschen Nation sich verändert und gemildert hatten, gerade die höchsten Reichsgerichte und kaiserlichen Kanzleien in Formen und Ausdrücken bei veraltetem Herkommen stehen geblieben waren, so dass oft weniger die Sache als die Art und Weise sie kund zu geben für die Reichsfürsten verletzend wurde, die doch gleiches Geburtsrecht mit dem Kaiser selbst hatten. Ein anderer tief greifender Mangel zeigte sich bei der Anwendung der damals bestehenden Gesetze, welche sich auf politische Gestaltungen und Verhältnisse bezogen, dass man nämlich auf die Möglichkeit eines befohlenen Vollzugs keine Rücksicht nahm, sondern blos blindlings befahl. Deshalb blieb denn auch die schleunige Anzeige des Herzogs von Sachsen-Gotha völlig aus. Der obersächsische Kreis umfasste nämlich ausser Kursachsen und den kleinen sächsischen Herzogthümern auch die Mark Brandenburg und das Herzogthum Pommern u. s. w. Wo sollte nun der Herzog die kaiserlichen Patente ausschreiben und anschlagen lassen? In Sachsen? das war, wie König Friedrich sagte, sein Depositum geworden, oder etwa in Brandenburg, Magdeburg, Pommern? Das ging eben so wenig, als wenn der Herzog im eigenen Lande oder jenem der Stammgenossen selbe hätte ver-

12. „und darinnen — heisst es in diesem kaiserlichen Erlass vom 22. Oktober 1756 — sich eine Verzögerung nicht zu Schulden kommen lassen, als sonsten allerhöchstdieselbe dero weiteren kaiserlichen Amts reichssatzungsmässig zu gebrauchen nicht umgehen könnten.“ Auch Würtemberg hatte als kreisausschreibender Fürst noch nichts gethan.

künden lassen; der König würde sicher ihrer Landesherrschaft wenigstens vor der Hand ein Ende gemacht haben. Der Herzog hielt es daher für das Beste, sich näher an Preussen anzuschliessen.

Der Komitialgesandte von Plotho war indessen in der Einreichung neuer Noten und Denkschriften unermüdlich, denn seine Kenntnisse und Gemüthsart standen mit der ihm zu Theil gewordenen Mission in vollstem Einklange. Ein gedrucktes Mémoire heftete sich abermals an die Fersen des Reichshofraths und protestirte gegen das kaiserliche Hofdekret vom 10. Oktober. Sämmtliche Beschuldigungen in Bezug auf Sachsen wurden in Abrede gestellt. Es gebe dort keine neuen Schatzungen und Belastungen; es herrsche strenge Mannszucht; der Lauf der Rechtssachen in den Justizkollegien sei ungehindert; Handel und Wandel befinde sich, auf altem Fusse und kein benachbarter Reichsstand könne sich über eine Bedrückung beklagen. Warum der Reichshofrath sie nicht benenne? Weil er lieber nach Art und Weise der alten Fehm- und Rügegerichte verfahre! Er habe eine neue Probe geliefert, was von seiner so hochgerühmten unparteiischen Justizadministration, besonders wenn sie den König betreffe, zu halten sei. Zwei souveräne Mächte ständen sich in der Person der Kaiserin und des Königs einander gegenüber. Da nun zudem die Krone Böhmen von der reichsgerichtlichen Jurisdiktion völlig exempt sei, der oberste Reichsrichter aber in nächster Beziehung mit der Besitzerin der Krone Böhmen stehe, so könne jedermann wohl begreifen, wie unparteiisch die Reichsjustiz sein müsse. * — Grosse Anstände erfuhr der Gesandte mit einem an die Reichsversammlung gerichteten Schreiben seines königlichen Gebieters d. d. Berlin 30. Oktober. Dem Herkommen gemäss sandte er dasselbe an das Reichstagsdirektorium, welchem Kurmainz als Reichserzkanzler vorstand, damit durch selbes das Schreiben allen anderen Reichsmitständen zur Kenntniss gebracht werde. Am 23. November eröffnete aber Kurmainz dem Gesandten, dass es nicht zur Diktatur gebracht werden könne, wenn nicht die darin befindlichen zu harten Ausdrücke zuvor gemildert würden. Plotho wusste sogleich Rath. Er liess unverweilt eine neue Denkschrift drucken, worin

* Preussisch-kurbrandenburgisches Komitialpromemoria d. d. Regensburg 3. November. Druckschrift in Fol. 17 Seiten.

er das Verfahren von Kurmainz rügte, weil die Rechte der Reichsstände dadurch wesentlich gefährdet würden, und fügte demselben das obige königliche Schreiben an die Reichsversammlung bei.* Dieses enthielt ausser den schon bekannten Entgegnungen rücksichtlich des Benehmens der Höfe zu Wien und Dresden einen neuen Punkt. Der König folgerte nämlich in seiner Weise: Oesterreich habe sich an den Reichstag gewendet, um die Beihülfe des Reichs gegen Preussen zu erwirken, daher habe Preussen als Reichsmitstand gleichfalls das Recht, beim Reiche gegen Oesterreich Hülfe nachzusuchen. Das gestellte Ansuchen an die Reichsstände schloss damit: „Auch uns, als „dem mit einem jählingen und gewaltsamen Ueberfalle Bedroh„ten und lediglich in dem Stande einer abgedrungenen Noth„wehr befindlichen Theile dero Beifall und Assistenz nicht zu „versagen, sondern in Kraft des westfälischen Friedensschlusses „und der von Reichswegen übernommenen Garantie des dres„dener Friedens uns die Sicherheit und Gewähr der uns in be„sagten beiden feierlichen Traktaten versicherten Landen mit „eilender Hülfe zu verschaffen und folglich uns ihren Beistand „zu leisten geneigt sein." — Das lautete nun freilich nicht wie Ernst. War doch weder der Kurfürst von Sachsen noch die Kaiserin dem König in das Land gefallen, und ein Stand der Nothwehr hatte eben so wenig bei seinem Einfalle in Sachsen und Böhmen statt gehabt, als selber im November und Dezember Platz griff, wo die Waffen gänzlich ruhten, oder im Frühjahr 1757 eintrat, wo König Friedrich in mehreren Kolonnen abermals in Böhmen einfiel. — Für so bedeutende Talente, wie deren das preussische Ministerium zählte, war ein wenn auch nur augenblickliches Aufgeben des bisherigen Standpunkts der Würde und des Ernstes eine höchst missliche Sache; es entfremdete ihm viele Gemüther. — Der Kur-Erzkanzler'sche Stellvertreter berief hierauf die übrigen kurfürstlichen Gesandten zu einer besonderen Konferenz, um ihr Urtheil darüber zu hören, ob die Denkschrift des Königs zur Reichsdiktatur zuzulassen sei. Mit Ausname von Kurbraunschweig sprachen sich alle dahin aus, dass dieses nicht geschehen könne, wenn nicht Veränderungen an selber vorgenommen würden. Der hannover'sche Bevoll-

* Preussisch-kurbrandenburgisches Promemoria d. d. Regensburg 23. November. Druckschrift in Fol. 7 Seiten.

mächtigte erklärte hingegen, dass er sich nie unterfangen würde, die Zulassung zu beanstanden, weil die Denkschrift den Namen eines so grossen Königs als Ueberschrift trage. Diese grosse Deferenz, aus der sich die engste Annäherung an Preussen klar entnehmen liess, hielt gleichwohl das Kurkollegium, welches aller öffentlichen Akte ungeachtet jetzt erst zu ahnen schien, wessen es sich zu Hannover zu versehen habe, nicht ab, bei dem König Georg II. vergebliche Schritte zu thun. Es sei nämlich dem Könige in seiner Eigenschaft als Kurfürst hinlänglich bekannt, was in Bezug auf Sachsen vorgegangen sei. Da nun die Reichsgesetze, der Landfriede und besonders auch der Kurverein ausdrücklich bestimmten, dass ein Mitstand dem andern die gesetzliche Hülfe zu leisten habe, so wollten sich die Kurfürsten von ihrer Majestät die Darlegung jener Gesinnungen erbitten, welche in dieser Sache die Schritte Kurbraunschweigs leiten würden. Sie hofften, die Gesandtschaft am Reichstag würde deshalb instruirt werden, jene Mittel berathen zu helfen, damit der seines Landes beraubte Kurfürst minder in den Besitz seiner Staaten eingesetzt werde, und dass nicht wieder der König auf die preussische Majestät einwirken möge, um jenes Ziel zu erreichen. — Dieses Ansuchen, so natürlich und einfach es schien, berührte die Gesammtlage der Dinge in ihrem innersten Wesen, und der König war nicht im Stande, eine genügende Antwort zu ertheilen. Den Kurfürsten von Sachsen konnte er gegen seinen eigenen Bundesgenossen mit den Waffen nicht schützen und denselben eben so wenig auf friedlichem Wege in seine Lande zurückführen helfen, da es nicht in seiner Macht stand, friedliche Gesinnungen den anderen Grossmächten einzuflössen.

Bei mehreren Reichsständen war indessen der Gedanke erwacht, ob eine Sicherung ihrer Länder bei dem allem Anscheine nach bald allgemein werdenden Kriege sich nicht durch spezielle Neutralitätserklärungen erreichen lasse. War einer Seits der Krieg blos eine Frage zwischen zwei Grossmächten, und somit eine europäische, so war sie doch durch die Ueberziehung Sachsens und durch die Vertreibung des Kurfürsten wesentlich eine deutsche Reichssache geworden. Da gleichwohl manche Gesandte am Reichstage sich dahin vernehmen liessen, dass ihre Gebieter aller Theilname am Kriege enthoben zu sein wünschten, so hatte dieses zur Folge, dass König Friedrich durch

Anerbietungen der Neutralität an mehrere angesehene Stände sein eigenes Interesse zu fördern nicht versäumte. Die Vertheidiger der Kaiserin und Kursachsens bestritten aber die Möglichkeit einer solchen Massregel. Alle Stände des Reichs seien auf den Landfrieden verpflichtet, der ausspreche, dass einem mit Gewalt überzogenen Reichsstande nach Kräften und Vermögen zu Hülfe zu eilen sei. Auf dem Vollzuge dieses Gesetzes beruhe die Sicherheit jedes einzelnen Standes. Neutral zu bleiben und dem bedrängten Genossen die Hülfe zu versagen, sei somit gegen die Gesetze, und würde von irgend einem Reichsgliede die Neutralität angesprochen, so könne der Kaiser doch selbe nicht anerkennen. Der Kaiser würde somit genöthigt sein, nach der ganzen Schärfe der Gesetze zu verfahren. Es sei daher zu hoffen, dass alle Stände die Affixirung der kaiserlichen Edikte vollziehen und mit der Aufhebung aller preussischen Werbeplätze vorschreiten würden.

Rasch war von Plotho abermals mit einer Denkschrift bei der Hand.* Die kaiserlichen Minister hätten erklärt, eine Ergreifung der Neutralität könne nicht gestattet werden, vielmehr rechne die Kaiserin-Königin, welche die Beihülfe der Reichsstände erwarte, darauf, dass sie sich anschliessen würden, wo aber nicht, so hätten sie zu gewärtigen, dass selbe in Zukunft bei vorkommender Gelegenheit gegen jeden eben so sich benehmen werde, wie man sich gegen sie und den König von Polen jetzt benehme. Eine solche Erklärung laufe aber gegen das den Ständen des Reichs zustehende Kriegs-, Friedens- und Bündnissrecht. Man könne ihnen die Wahl der Neutralität nicht versagen oder man müsse die Absicht haben, ihnen auf despotische Weise dieses Recht zu nehmen. Der König habe in dem unternommenen Kriege mit dem deutschen Reiche nichts zu thun. Hier war nun Wahres und Falsches wieder geschickt untereinander gemischt. Allerdings stand den deutschen Reichsständen obiges Recht zu, aber nur dort, wo es sich um keinen Krieg gegen Kaiser und Reich handelte, und wo kein Reichsglied in seinen Rechten und in seinem Territorialbesitz unverhofft und faktisch angegriffen war. Rief ein solches aber den Kaiser und das Reich um Hülfe an, wie Sachsen mehrfach that, so waren

* Preussisch-kurbrandenburgisches Promemoria d. d. Regensburg 10. Dezember 1756. Druckschrift in Fol. 16 Seiten.

alle Reichsstände rechtlich verbunden, ihm zu helfen, und von einem Rechte, neutral zu bleiben, konnte gar keine Rede sein. Der Krieg überhaupt, besonders aber ein innerer, beugt und bricht das Recht nach Convenienz, und eben weil Deutschland abermals einer innern Krisis entgegenging, wo jeder nach seinem Interesse theils schon Partei ergriffen hatte oder zu ergreifen entschlossen war, schien es am Ende ganz überflüssig zu sein, darauf zu horchen, was die alten Rechtssatzungen aussprachen. Kaiser und Stände gingen friedlich und treu stets nur so lange mit einander, als sie es gerathen fanden; kamen aber Partikularinteressen in's Spiel, so fuhren sie meistens wie Spreu im Winde aus einander. Dann schlugen Deutsche auf Deutsche tapfer los, und die fremden Völker des Ostens und Westens eilten herbei, um unter dem Titel von Bundesgenossen die alten Volksstämme schwächen und verkleinern zu helfen oder auch wohl sie ganz an sich zu reissen.

Die projektirte Neutralität war ein Gedanke, der von den kaiserlichen Ministern gleichsam schon in der Geburt erstickt wurde, gleichwohl ward aber derselbe in der nächstfolgenden Zeit bei der Gegenpartei von ihnen in Anwendung zu bringen versucht, um einen Abfall unter ihr selbst zu bewirken und den König Friedrich zu isoliren. Man wandte sonach später gegen ihn dasselbe Mittel an, dessen er sich bedient hatte. — Vor dem Schlusse des Jahres machte sich ein neuer Gedanke geltend, nämlich ob es denn nicht im Bereiche der Möglichkeit liege, wenn die Gesammtheit der Reichsstände die Vermittlung übernähme, den Krieg auf gütliche Weise zu beendigen. Wie sich aus einer später vom kurbraunschweig'schen Komitialgesandten publizirten Denkschrift entnehmen lässt, * war es König Georg von England, welcher dieser Massregel Eingang zu verschaffen suchte. Durch den preussischen Einfall in Sachsen, von dem König Friedrich ihm erst Nachricht gab, als er ihn schon unternommen hatte, hart betroffen, rieth er ernstlich davon ab und erklärte an verschiedenen Höfen, dass er keinen Theil daran nehmen werde. Als diese Angelegenheit bei dem Reichstage zur Sprache kam, liess König Georg durch den kurbraunschweig'-

* Kurbraunschweigisches Komitialpromemoria ohne Datum (vertheilt unter die Gesandtschaften im September 1757) in Fol. 12 und 4 Seiten Beilagen.

schen Gesandten auf eine Reichsvermittlung in der Ueberzeugung antragen, dass auf solche Weise die Restitution und Räumung von Sachsen und eine Schadloshaltung desselben und somit auch eine Beruhigung des ganzen deutschen Reichs erzielt werden könne. Bezog sich nun der Gedanke des Königs zunächst blos auf Sachsen im Verhältnisse zu Preussen, so erhielt derselbe doch durch mehrere Reichsstände bald seine Ausdehnung auf die beiden Hauptmächte, Preussen und Oesterreich. Unverhofft erging aber von Seiten des Kaisers an die Prinzipalkommission zu Regensburg ein Reskript mit dem Bemerken, dessen Inhalt den Gesandtschaften am 14. Dezember mündlich kund zu geben. Dieses geschah in einer Konferenz. Der Kaiser erklärte, er könne und werde in eine Reichsmediation, die sich unter der Hand hervorthun wolle, niemals einwilligen. Er sei bezüglich der Friedensstörung den Reichsgesetzen und der beschwornen Wahlkapitulation gemäss zu Werk gegangen und verhoffe sonach von der Billigkeit der wohldenkenden Reichsstände, dass man dergleichen ungebührliche Anbringen nicht allein zurückweisen, sondern sich ehestens in den Rathsversammlungen so werde vernehmen lassen, wie es die reichsständische Obliegenheit und die wahre Wohlfart eines jeden Standes ohnehin erheische.

Damit fiel das Projekt einer Reichsmediation vor der Hand zu Boden. Man schritt in der betretenen Bahn voll Vertrauen auf die eigene und der Bundesgenossen Macht rüstig fort und stellte alles der künftigen Entscheidung des Waffenglücks anheim.

Bevor wir zum Schlusse des Jahres eilen, ist es für das genauere Verständniss der Lage der Dinge nöthig, noch einige Blicke auf das Verfahren Preussens gegen Oesterreich und Sachsen zu werfen. Die Klagen des Königs Friedrich August, die er bei allen Höfen und in fortlaufenden Vorstellungen und Denkschriften bei der Reichsversammlung anbringen liess, fanden allenthalben einen mächtigen Widerhall. Selbst Friedrichs Verbündeter, König Georg von England, hatte sich tadelnd ausgesprochen und, wie er selbst sagte, den Ausbruch der Fehde verwünscht. Wenn dem ganzen Verfahren des Königs Friedrich eigentlich die älteren zu Petersburg verhandelten Projekte und namentlich der sogenannte Partagevertrag vom 18. Mai 1745,

dessen wir in der Einleitung bereits gedachten, zu Grunde lagen,* so fragt sich nothwendig, ob der König jene Thatsache sowie mehrere andere an selbe sich anreihende Umstände im Jahre 1756 noch als so relevant und die Integrität seines Reiches bedrohend und gefährdend ansah, um sich deshalb für wirklich berechtigt zu halten, so zu verfahren, wie er gethan, oder ob er selbst an die Ausführbarkeit oder die Absicht der Ausführung nicht glaubend gleichwohl jene älteren Verhältnisse als Vorwand benutzte, um unter dem Scheine einer wohlbegründeten Berechtigung von freien Stücken den Krieg zu beginnen. Trug der König in seinem Innern die Ueberzeugung, dass man noch immer darauf sinne, bei günstiger Gelegenheit auf alte Entwürfe zurückzugehen, so durfte er natürlich den Zeitpunkt nicht abwarten, bis sich selbe seinen Gegnern wirklich darbiete. Als völkerrechtliche Satzungen gelten: wenn irgend eine Macht einer anderen noch keine Unbilde zugefügt hat, so muss letztere wenigstens Grund haben, sich bedroht zu glauben, um ohne Tadel zu den Waffen greifen zu können. Die Interessen der Nationen sind von einem ganz andern Gewicht als jene der einzelnen Individuen, und deshalb darf ein Souverän die Sache nicht leicht hinnehmen oder aus Seelengrösse und Grossmuth seine Gegenmassregeln zum Opfer bringen. Man ist berechtigt, einer Gefahr nach Massgabe des Grades ihrer Wahrscheinlichkeit und der Grösse des Uebels, von welchem man bedroht ist, zuvorzukommen.** Vom völkerrechtlichen Standpunkte aus vollzog sonach der König nicht blos ein Recht, sondern auch eine Pflicht gegen sein Reich, wenn er den Schlag, von dem er früher oder später bedroht zu werden die moralische Ueberzeugung hatte, nicht geduldig abwartete, sondern ihm entschlossen zuvorkam, bevor er noch mit aller Kraft geführt werden konnte. Aber wie lässt sich darthun, dass der König jene gehabt? Aus einem sehr wichtigen Umstand. Im Partagevertragsprojekte von 1745 war unter andern Ländern auch das Herzogthum Magdeburg benannt worden. Im November

* Königl. preussische Denkschrift: Mémoire pour justifier la conduite du roi contre les fausses imputations de la cour de Saxe. Berlin 1756. Druckschrift in 4to. 14 Seiten.

** Vattel, droit des Gens etc. T. II. liv. III. c. III. §. 44. p. 487 — 489.

1756 beauftragte der König seinen Gesandten zu Stockholm, den Grafen von Solms, dahin zu wirken, dass die Krone Schweden die Garantie für den ruhigen Besitz der Fürstenthümer Magdeburg und Halberstadt zu Gunsten Preussens übernehmen möchte. Schweden schlug nach seiner eigenen Erklärung* aber dieses Ansuchen ab, und zwar weil es seinem König seltsam schien, dass Preussen die Garantie von nicht angegriffenen Ländern fordere, während es selbst sich Sachsens bemächtigt habe. Das, was Schweden seltsam schien, war es im Grunde keineswegs, da offenbar im Gemüthe des Königs die Besorgniss wurzelte, man werde auf die früher projektirte Theilung wieder zurückkommen. Ob selbe nun an sich begründet oder unbegründet war, ist ganz gleichgültig, sobald dargethan ist, dass der König in gutem Glauben verfuhr.

Von Seiten Oesterreichs stellte man sich übrigens in den bekannt gemachten Staatsschriften weniger auf den Standpunkt des Völkerrechts als des positiven Reichsstaatsrechts, und von letzterem aus bestritt man dem König, dass sein Einfall in Sachsen und Böhmen eine unumgängliche Nothwehr sei; derselbe sei vielmehr eine landfriedensbrüchige Reichsfehde. Alle Folgerungen, die der König aus dem Benehmen der alliirten Höfe ziehe und namentlich was deren Plane gegen ihn betreffe, liefen am Ende auf nichts anderes hinaus, als dass die Höfe zu Petersburg, Dresden und Wien dem Landfrieden in Bezug auf den König, als einen gefährlichen und unruhigen Nachbar, nicht getrauet, sondern dass sie ihre gegenseitigen Verlegenheiten einander mitgetheilt und zu erkennen gegeben und auf ihre eigene künftige Sicherheit Bedacht genommen hätten. Allerdings behaupte nun Preussen, ein blosses Präventionsrecht geübt zu haben, aber nicht jede Gefahr in Bezug auf die Sicherheit der eigenen Staaten sei zureichend, um mit wirklichem Angriffe dem Nachbarn zuvorzukommen, sondern zur Rechtfertigung eines so grossen Uebels, wie der Krieg sei, werde unter anderm eine gegenwärtige, gewisse und unvermeidliche Ueberfallsgefahr er-

* Königl. schwedische am Reichstag eingereichte Denkschrift: Remarques sur un écrit intitulé: Mémoire pour servir de réponse à celui, que la cour de Suede a fait publier, pour justifier l'invasion de ses troupes dans les états de S. M. le Roi de Prusse. Stockholm 1758. in fol. 8 Seiten.

fordert. Diese nun habe nicht bestanden.* Dass diese hier aufgestellte Theorie bei den des Völkerrechts Kundigen keinen Beifall fand, ist aus den obigen Sätzen ersichtlich. Sollte das Präventionsrecht auf solche Weise beschränkt und das vollständige Herannahen der Uebermacht erst erwartet werden, so würde jeder Widerstand am Ende fruchtlos werden. Jene Beurtheilung vom Standpunkte des deutschen Staatsrechts wies aber Preussen sofort ab und erklärte, dass zwei souveräne Mächte, welche zugleich Reichsstände seien, eben nur in ihrer ersten Eigenschaft und nicht in letzter Krieg mit einander führen könnten. So habe sich König Leopold von Böhmen und Ungarn, später Kaiser, im Jahr 1658 mit König Karl Gustav von Schweden, dem Besitzer von Pommern, in einen Krieg eingelassen, ohne dass das Reich daran Theil genommen, und sodann in dem Bündnisse mit Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg als Grundsatz ausgesprochen, dass wenn beide Bundesgenossen sich genöthigt sähen, des Königs von Schweden deutsche Reichslande anzugreifen, dadurch der Reichsfriede nicht gebrochen sein sollte. Eben so hätten König August von Polen, Kurfürst von Sachsen, und König Karl XII. von Schweden lange Jahre mit einander Krieg geführt und zwar auf reichsständischem Boden, aber das deutsche Reich habe sich nicht für berechtigt gehalten, deshalb einen Reichskrieg anzufangen.** Bezüglich dieser Rechtfertigung ist blos zu bemerken, dass es an dem eigentlichen Vergleichungspunkte fehlt. Wenn das deutsche Reich sich nicht hineinmischte, so geschah es deshalb, weil kein Dritter, der Reichsstand war, in den Krieg hineingezogen und von Land und Leuten vertrieben wurde; es war sonach niemand da, der ein Einschreiten des Reichs rechtlich zu fordern hatte. Dass aber das Reich es unbedenklich zugeben konnte, wenn jene Souveräne während des Krieges die gegenseitigen Reichslande, deren Besitzer sie selbst waren, auch zum Kriegsschauplatze machten, das ist leicht erklärlich. — Von tieferer Bedeutung war

---

* Oesterreichische Staatsschrift: Anmerkungen über die vom Anbeginn des gegenwärtigen Kriegs bis anhero zum Drucke gediehenen königl. preussischen Manifeste etc. Wien u. Prag 1756. in fol. 55 Seiten.

** Preussische Staatsschrift: Beantwortung der sogenannten Anmerkungen über die vom Anbeginn des etc. Berlin 1757 mit Beil. in fol. 8 und 84 Seiten.

hingegen die Frage Preussens, im Falle es vom Standpunkte eines deutschen Reichsstandes Recht und Genugthuung gegen Oesterreich hätte suchen wollen, wo dann das Forum oder die Reichsgerichtsbehörde sei, vor welcher dieses hätte geschehen können? Bezüglich Böhmens gebe es keine; denn als im Jahr 1708 Böhmen wiederum Sitz und Stimme am Reichstage erhalten, habe es sich zwar für Nothfälle den Schutz des Reichs ausbedungen, aber sich keineswegs der Gerichtsbarkeit des Reichs unterworfen. Durch das ergangene kaiserliche Ratifikationsdekret sei es daher von allen Reichsgerichten exempt. Eben so wenig könne man Oesterreich selbst bei solchen belangen, denn auf den vielbestrittenen (grösseren) Privilegienbrief Kaiser Friedrichs I. sich berufend lehne es die Reichsgerichte ab, nehme aber gleichwohl auch den Schutz des Reichs in Anspruch. Rücksichtlich der österreichischen Niederlande oder des burgundischen Kreises gelte abermals dasselbe, denn durch den vom gesammten Reich mit Kaiser Karl V. am 26. Juni 1548 abgeschlossenen Vergleich erhielten die österreichischen Niederlande gleichfalls die Exemption von aller Reichsgerichtsbarkeit. So stehe denn Oesterreich gegen die Rechtsansprüche seiner Reichsmitstände freilich sehr gesichert da, denn man müsse es bei seinen eigenen Gerichten belangen. Es genoss wirklich alle Vortheile der Reichsverbindung, ohne einem Mitstande vor einem Reichsgericht Rede stehen oder die Reichsgesetze selbst in den eigenen Ländern in Anwendung bringen zu dürfen.

König Friedrich sah übrigens die Nothwendigkeit ein, sein hartes Verfahren gegen Sachsen[13] durch besondere Darlegung

13. Inmittelst verfügte Friedrich der Grosse frei über die Staatskräfte Sachsens für seine Zwecke. Ein Erlass des preussischen Kriegsdirektoriums zu Torgau hatte nicht nur am 14. September 1756 allen Briefverkehr mit den Feinden des Königs von Preussen streng untersagt, sondern auch geboten, dass alle Stellen und Personen in Sachsen, welche öffentliche Gelder und Gefälle einzunehmen hätten, künftig bei schwerer Strafe die eingegangenen Gelder monatlich an das Kriegsdirektorium abliefern sollten, und unterm 19. November 1756 richtete der Generalmajor von Retzow aus Dresden einen Erlass an die sächsischen Kreiskommissariate, welcher eine Rekrutenausschreibung befahl: „Comme Sa M. juge nécessaire de compléter les régimens et le corps d'Artillerie de Saxe, qui sont passés à son service" (Les Preuves évidentes, Beilage 28 und 32). Die auf Sachsen gelegten Forderungen waren zum Theil masslose; so sollte jedem Leutenant wöchentlich

von Gründen in den Augen der Welt wenigstens zu entschuldigen. Wenn man die geheimen Archive im königlichen Schlosse zu Dresden gewaltsam habe öffnen lassen, so sei das blos geschehen, um in den Besitz mehrer Originalien zu kommen, von welchen der König schon seit Jahren die Abschriften in den Händen gehabt habe. Man habe das dresdener Ministerium blos ausser Stand setzen wollen, die Existenz jener Papiere abläugnen zu können.* Dem Partagevertrag vom 18. Mai 1745 sei der zwischen Russland und Oesterreich am 22. Mai 1746 abgeschlossene petersburger Vertrag gefolgt. Man könne nun keineswegs ausdrücklich behaupten, dass Sachsen dem petersburger Vertrage beigetreten sei, sondern man habe das in Ungewissheit gelassen, weil man nicht das ganze Archiv durchsucht und folglich von den Vorgängen der letzten Jahre keine Kenntniss erlangt habe. Sachsen aber, wie die Korrespondenzen bewiesen, sei entschlossen gewesen, den ungerechten Massregeln der beiden Höfe unter der Bedingung beizutreten, dass es nicht eher auf dem Schauplatze zu erscheinen habe, als bis Preussen von beiden Bundesgenossen angegriffen und dessen Macht getheilt sei. Die Formalität eines Traktats fehle nun zwar rücksichtlich Sachsens, aber die Wirkung sei für Preussen dieselbe, da eine beiderseitige Uebereinstimmung ihm zu schaden vorhanden gewesen.**

---

eine Klafter Brennholz, jedem Oberst täglich eine halbe Klafter geliefert werden. Die Besoldungen vieler Angestellter, wie der Tänzer und Sänger, wurden ganz aufgehoben, die des Pater Guarini und vieler Beamten sehr stark verringert. Als die Stände die Stellung von 10000 Rekruten mit Berufung auf den ihrem Landesherrn schuldigen Gehorsam verweigerten, sagte Friedrich: „Ich bin Landesherr, so lange ich Sachsen im Besitz habe, folglich seid ihr mir Gehorsam schuldig.“ Die Rekrutirung erfolgte mit der grössten Gewaltsamkeit und Härte.

Der Kurfürst von Sachsen rief seinerseits den Reichstag wiederholt an gegen die Besetzung seines Gebietes und die Einverleibung der sächsischen Soldaten in das preussische Heer. Sein Gesandter Johann Georg von Ponikau vertheilte am Reichstag ein gedrucktes Pro-Memoria (datirt Regensburg 17. November 1756), worin Sachsen sich „gerechtester Reichshülfe“ versah, „da die Kurlande doch notorisch zum Reichskörper gehorten“, und liess diesem ein zweites (d. d. 6. Dezember) mit erneuten Klagen folgen.

* Preussische Staatsschrift: Mémoire pour justifier la conduite du roi etc.

** Preussische Staatsschrift: Beantwortung der sogenannten Anmerkungen etc.

Namentlich der 4. Artikel des obigen Vertrags wurde von Preussen als mit dem natürlichen Rechte, welches doch bei allen gebildeten Völkern seine Geltung habe, im Widerstreite erklärt,* weil derselbe bestimme, dass wenn Preussen zuerst den dresdener Frieden vom 25. December 1745 breche und Russland oder die Republik Polen angreife, die Ansprüche der Kaiserin auf Schlesien und Glatz wieder aufleben sollten. Da nämlich weder Russland noch Polen Kontrahenten oder Theilnehmer am dresdener Frieden gewesen, so würde der König durch einen Angriff auf selbe auch keineswegs besagten Frieden gebrochen haben; folglich könnten deshalb auch keine alten Ansprüche auf Schlesien erhoben werden. Oesterreich entgegnete hierauf, der eigentliche Sinn des Artikels sei, dass wenn der König zuerst den eingegangenen Frieden breche oder auch Russland oder Polen angreife und die Mächte in Folge eines glücklichen Krieges die obigen Länder erobern sollten, selbe als ein praecipuum oder als eine Art von Voraus der Kaiserin zu restituiren seien.** Ferner sei auch der Vertrag kein offensiver, sondern sei defensiver Natur, da man Angriff oder Nichtangriff völlig in die Willkür des Königs gestellt habe.***

König Friedrich erklärte weiter in Bezug auf Sachsen, dass jener ursprüngliche Plan vom Jahre 1745 bisher fortbestanden habe und dass die Spuren desselben sich in allen Depeschen des sächsischen Ministeriums, welche er sich zu verschaffen gewusst, entdecken liessen. So habe am 25. September 1747 der sächsische Gesandte zu Petersburg erklärt, der König von Polen sei bereit, dem vierten Artikel der petersburger Allianz unter der Bedingung beizutreten, dass man ihn an den Eroberungen Theil nehmen lasse und dass Russland den Vergleich zwischen Polen und Oesterreich über die eventuelle Theilung garantire. Der König aber habe bald darauf seinen Minister zu Wien zu der Erklärung beauftragt, er wünsche, bevor er sich zur Beitrittsakte entschliessen könne, mit der Kaiserin wegen eventueller Theilung des zu machenden Ländergewinnes mit Zugrunde-

* Preussische Staatsschrift: Mémoire raisonné etc.

** Oesterreichische Staatschrift: Méditation impartiale sur la conformité des lois naturelles avec l'article IV du traité conclu entre les deux cours impériales a Petersbourg. — Druckschr. in 4to. 39 Seiten. 1746.

*** Desgl. Anmerkungen über die vom Anbeginn etc.

legung der Konvention vom 18. Mai 1745 sich zu vereinbaren. In der Instruktion für den königlichen Gesandten zu Wien, General v. Arnim, vom 19. Februar 1750 heisse es ferner: Der König von Polen wolle der petersburger Allianz beitreten, wenn wegen seiner Theilname ihm etwas Gewisses ausgemacht würde, und am 8. März 1753 habe der sächsische Premierminister an den Gesandten Grafen v. Uhlefeld eröffnet, der König von Polen wäre nicht abgeneigt, sich mit Wien über eine Hülfsleistung vermittelst besonderer Deklarationen zu verständigen, die sich auf den vierten Artikel der petersburger Allianz zu beziehen hätten. Als ferner in neuerer Zeit die Verhältnisse zum wiener Hofe sich zu trüben begannen, sei dem König aus Zufall ein Schreiben des Feldmarschals Rutowski an den Marschal Browne in die Hände gerathen, worin er die zu ergreifenden Massregeln besprochen, und schliesslich habe die Negotiation des Grafen v. Flemming dieselbe Tendenz verfolgt. Man habe erklärt, der Umstände wegen nicht offen auftreten zu können, und es sei dieses zu Wien gut geheissen worden. Die Absicht sei gewesen, die preussische Armee passiren zu lassen, um sich dann den Umständen gemäss zu entscheiden.*

Rücksichtlich aller dieser Punkte stand nun wohl fest, dass König Friedrich August im Sinne hatte, den russischen und österreichischen Massnamen im Falle eines Angriffs von Seiten Preussens beizutreten, aber eben so gewiss war es, wie dieses auch von Oesterreich erklärt wurde, dass ein wirklicher Beitritt gar nicht erfolgt war, und somit keine Offensivmassregel verabredet wurde. Oesterreich stellte ferner geradezu in Abrede, dass zu Anfang des Jahres 1756 überhaupt eine Offensivallianz sei abgeschlossen worden.

König Friedrich hatte nun zwar nicht ermangelt, eine Menge von Gründen für sein Verfahren vor allen Staaten Europas offen darzulegen, aber einen und zwar den triftigsten aller, der dem Standpunkte der politischen Konvenienz entnommen war, musste er gleichwohl verschweigen, weil bei Festhaltung eines solchen Princips der ganze Rechtsboden unter den Füssen der Staaten zu wanken begonnen hätte. Sobald der Krieg zwischen Preussen und Oesterreich zum Ausbruche kommen sollte, musste Sachsen

* Preussische Staatsschriften — obiges Mémoire pour justifier etc. und Beantwortung der etc.

als das in Mitte gelegene Land der Kriegsschauplatz werden, denn ihm die Neutralität zu gewähren, war eine unmögliche Sache, da beide Mächte ihren Krieg in den Bergen und Wäldern der schlesisch-gläzischen und böhmisch-mährischen Gränze nicht ausfechten konnten. Der König musste daher um so mehr eilen, sich in den Besitz von Sachsen zu setzen, als es nicht zu ihm, sondern zu Oesterreich hinneigte. Er öffnete sich nicht allein durch die wirkliche Besitzname die Pässe, um den Krieg in das Land seines Gegners zu tragen, sondern wenn es misslang, so befand er sich doch im Besitze eines bedeutenden Gebiets, dessen sämmtliche Hülfsquellen er nicht blos in Anspruch nehmen konnte, sondern auch wirklich nahm, um seine eigenen Länder zu schonen und zu schützen. Er vermied aber weisslich, sich auf Gründe einer blos klugen Kriegführung und der politischen Konvenienz zu stützen, weil dieses im Grunde nichts anderes geheissen hätte, als sich über alle dem Völkerrechte und dem deutschen Reichsstaatsrechte entsprungenen Rechtsverhältnisse hinweg zu setzen.

Der König glaubte jedoch ferner vor aller Welt versichern zu müssen, dass König Friedrich August von seiner Seite alle Aufmerksamkeiten und Rücksichten, welche nur immer mit den Verhältnissen vereinbar seien, erwarten dürfe. Er habe keinerlei Absichten weder gegen den König noch gegen dessen Staaten; er mache nicht den mindesten Anspruch auf Sachsen und wolle hier auch keinen Zoll breit Landes erwerben. Er nähre vielmehr den festen Entschluss, den er schon kund gegeben, fortwährend, den König von dem Zeitpunkte an, wo er es ohne Gefahr und Schaden für seine eignen Staaten thun könne, in den vollen und ruhigen Besitz seines gesammten Landes wieder einzusetzen.

Gleichwohl war aber der bessere Theil des deutschen Volks in seinem Rechtsbewusstsein durch die vielen gewaltigen und blutigen Kriege seit Anfang des Jahrhunderts tief erschüttert. Den Antheil, den viele tüchtige und würdige Männer an dem unglücklichen Schicksale Deutschlands nahmen, sprach sich nicht selten in Druckschriften aus, in welchen sich eine völlige Hoffnungslosigkeit auf eine bessere Zeit kund gab. Wir entnehmen hier den bittern Herzensergiessungen eines Ungenannten, der sich über den obschwebenden Krieg und das allgemeine System

des Reichs aussprach, [illegible] kommt es nicht an auf [illegible] nisse, auf Natur- und Völkerrecht [illegible] und Gerechtigkeit, sondern [illegible] den Andern in den Sack. — Wer [illegible] sich setzen, wer den andern mit Volk [illegible] kann, der thut es; da weicht der Uebermacht [illegible] heissen mag, denn heut zu Tage ist der eigene Nutzen [illegible] theil das Heiligste. Darauf wird nicht gesehen, ob man gegen [illegible] obiges Recht, oder die pragmatische Sanktion [illegible] den westfälischen Frieden, den Land- und [illegible] den Kur-Verein und eine Erbverbrüderung, die goldene Bulle, göttliche und menschliche Gesetze und Gewohnheiten handle, sondern ein jeder thut, wie er es kann, er wagt, was er kann, fährt fort, so lange er kann und hört nicht eher auf, als bis er muss."

Galt Preus-
'l in Sach-
echtferti-
nkte aus
verpön-
Reichs-
erstern
gab.
egens-
ussen
7. Ja-
ngen
rath
fah-
in-
len
n

als das in Mitte gelegene Land der Kriegsschauplatz werden, denn ihm die Neutralität zu gewähren, war eine unmögliche Sache, da beide Mächte ihren Krieg in den Bergen und Wäldern der schlesisch-gläzischen und böhmisch-mährischen Gränze nicht ausfechten konnten. Der König musste daher um so mehr eilen, sich in den Besitz von Sachsen zu setzen, als es nicht zu ihm, sondern zu Oesterreich hinneigte. Er öffnete sich nicht allein durch die wirkliche Besitzname die Pässe, um den Krieg in das Land seines Gegners zu tragen, sondern wenn es misslang, so befand er sich doch im Besitze eines bedeutenden Gebiets, dessen sämmtliche Hülfsquellen er nicht blos in Anspruch nehmen konnte, sondern auch wirklich nahm, um seine eigenen Länder zu schonen und zu schützen. Er vermied aber weisslich, sich auf Gründe einer blos klugen Kriegführung und der politischen Konvenienz zu stützen, weil dieses im Grunde nichts anderes geheissen hätte, als sich über alle dem Völkerrechte und dem deutschen Reichsstaatsrechte entsprungenen Rechtsverhältnisse hinweg zu setzen.

Der König glaubte jedoch ferner vor aller Welt versichern zu müssen, dass König Friedrich August von seiner Seite alle Aufmerksamkeiten und Rücksichten, welche nur immer mit den Verhältnissen vereinbar seien, erwarten dürfe. Er habe keinerlei Absichten weder gegen den König noch gegen dessen Staaten; er mache nicht den mindesten Anspruch auf Sachsen und wolle hier auch keinen Zoll breit Landes erwerben. Er nähre vielmehr den festen Entschluss, den er schon kund gegeben, fortwährend, den König von dem Zeitpunkte an, wo er es ohne Gefahr und Schaden für seine eignen Staaten thun könne, in den vollen und ruhigen Besitz seines gesammten Landes wieder einzusetzen.

Gleichwohl war aber der bessere Theil des deutschen Volks in seinem Rechtsbewusstsein durch die vielen gewaltigen und blutigen Kriege seit Anfang des Jahrhunderts tief erschüttert. Den Antheil, den viele tüchtige und würdige Männer an dem unglücklichen Schicksale Deutschlands nahmen, sprach sich nicht selten in Druckschriften aus, in welchen sich eine völlige Hoffnungslosigkeit auf eine bessere Zeit kund gab. Wir entnehmen hier den bittern Herzensergiessungen eines Ungenannten, der sich über den obschwebenden Krieg und das allgemeine System

des Reichs aussprach, eine Stelle. „Heut zu Tage, sprach er, kommt es nicht an auf Friedensschlüsse und errichtete Bündnisse, auf Natur- und Völkerrecht, auf Verbindlichkeiten, Recht und Gerechtigkeit, sondern es heisst: Wer es vermag, der steckt den Andern in den Sack. — Wer in den Stand der Uebermacht sich setzen, wer den andern mit Volk überziehen und bezwingen kann, der thut es; da weicht der Uebermacht alles, was nur heilig heissen mag, denn heut zu Tage ist der eigene Nutzen und Vortheil das Heiligste. Darauf wird nicht gesehen, ob man gegen obiges Recht, oder die pragmatische Sanktion, die goldene Bulle, den westfälischen Frieden, den Land- und Religionsfrieden, den Kur-Verein und eine Erbverbrüderung, oder gegen alle göttliche und menschliche Gesetze und Gewohnheiten handelt, sondern ein jeder thut, wie er es kann, er wagt, was er kann; fährt fort, so lange er kann und hört nicht eher auf, als bis er muss."

Jahr 1757.

1.

Politische Verhandlungen am Reichstag. — Beschluss vom 10. u. 17. Januar, eine Reichsarmee gegen Preussen aufzustellen. Letzteres protestirt gegen den Beschluss und das Mainzer Direktorium. Vereitelte Reichsvermittlung. Frankreich und Schweden erklären am 31. März ihre Theilname am Kriege auf Grund der Garantie des westfälischen Friedens. — Religiöse Bedenken. — Preussische Proteste gegen die beiden Garanten. — Französische Deklaration vom 20. März bezüglich des Einrückens der Armee in Deutschland. Hof- und Staatskanzler Graf v. Kaunitz-Rietberg belangt Preussen wegen Besetzung der Grafschaft Rietberg. Dieses beschwert sich dagegen wegen Besetzung von Cleve, Meurs und der Mark durch die Franzosen. — Kursächsische Denkschriften gegen Preussen vom 28. Juni und 22. Juli. — Kaiserliches Kommissionsdekret vom 8. Juli. — Preussische Gegenerklärung vom 30. Juli. — Schweden erklärt den Einmarsch seines Heers in Preussen. — Des letztern Gegendeklaration. — Russisches Manifest gegen Preussen vom 30. August, verkündet am 29. September. — Die kleinern deutschen Höfe und ihr Verhalten. — Verhandlungen bezüglich der über König Friedrich als Kurfürst zu verhängenden Reichsacht.

Wenn europäische Mächte nach fruchtlosem Versuche, ihre Dissidien auf gütlichem Wege beizulegen, endlich zu den Waffen greifen, so werden die Gründe zum Kriege, sowie das beiderseitige Verhalten während desselben nach den Grundsätzen des allgemeinen Völkerrechts beurtheilt. Vom völkerrechtlichen Standpunkte aus war der ausgebrochene Krieg blos ein Kampf zwischen gleichgestellten Grossmächten. Aber Oesterreich und Preussen trugen diesen Charakter nicht ausschliessend, sondern sie waren auch deutsche Mächte und Mitglieder des deutschen Reichs. Deshalb unterlagen ihre Kriegsmotive sowie ihr Verhalten auch der deutschen Beurtheilung vom Standpunkte der

positiven Gesetzgebung oder des Reichsstaatsrechts. Galt Preussens Eröffnung der Feindseligkeiten durch den Einfall in Sachsen einerseits somit als blosser nach Umständen zu rechtfertigender Friedensbruch, so war er vom zweiten Standpunkte aus nichts anderes als ein durch positive Reichssatzungen verpönter Landfriedensbruch, über welchen die gesammten Reichsstände zu erkennen und abzuurtheilen hatten, während im erstern Falle über beide Mächte es keine höhere Instanz als Gott gab.

Im Januar war der Zeitpunkt gekommen, wo die zu Regensburg versammelten Stände des Reichs über den von Preussen erfolgten Angriff sich aussprechen sollten. Der 10. und 17. Januar, an welchen Tagen die drei Reichskollegien ihre Sitzungen hielten, wurden deshalb wichtige Tage. — Im Kurfürstenrath legte Brandenburg zunächst gegen das ganze bisherige Verfahren des Kaisers und Reichshofraths feierlichen Protest ein, indem man mit Umgehung der Reichssatzungen, enthalten in den Reichsabschieden, Kammergerichtsordnungen, im westfälischen Frieden, dem Exekutionsrezess und in den kaiserlichen Wahlkapitulationen, ungesetzlich und tumultuarisch gegen den König verfahren habe. Er erklärte ferner in einer eigenen Druckschrift über das konstitutionswidrige Verfahren des Reichshofraths, dass der ausgebrochene Krieg keineswegs als gewöhnlicher Landfriedensbruch zu behandeln, sondern nach Pufendorf's Ausspruch zu beurtheilen sei, dass nämlich selbst dann ein Defensivkrieg vorwalte, wenn eine Macht ihren Gegner, dessen Angriff ganz nahe bevorstehe, zu Boden werfe, bevor er noch seine Rüstung vollendet habe. — Kurbraunschweig gab kund, König Georg sei der Ansicht, dass je grösser das Uebel und je fürchterlicher die Folgen für Deutschland werden könnten, um so grössere Vorsicht jetzt nöthig sei. Weil die allgemeine Wohlfahrt das erste Gesetz sei, so hege der König die Ansicht, es möge vom gesammten Reiche der Versuch einer Vermittlung zwischen beiden Theilen veranstaltet werden: gelinge sie nicht, so behalte der König sich als Kurfürst das Weitere bevor. — Kurköln und mit ihm Pfalz und Baiern äusserten die Hoffnung, Preussen werde den ergangenen kaiserlichen Abmahnungen sich nicht verschliessen: erst nach erfolgter Weigerung möge den Reichsatzungen ihr Lauf gelassen werden. Dieser Gedanke einer Reichsvermittlung, obgleich derselbe vom Kaiser im

verwichenen Jahr bereits war zurückgewiesen worden, zählte im Fürstenrathe eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern, da selbe ihnen das letzte Mittel zu sein schien, um den Krieg auf eine für beide Mächte ehrenvolle Weise zu beendigen. Die magdeburg'sche Stimme, vertreten durch Brandenburg-Kulmbach, sprach sich zuerst dafür aus, dass die Reichsstände gütliche Mittel und Wege einschlagen möchten, um den König in seinem Besitze zu schützen und Frieden und Ruhe wieder herzustellen; erkläre man Preussen als angreifenden Theil, so würden Natur- und Völkerrecht, Gerechtigkeit und Billigkeit verletzt. — Bremen, vertreten durch Braunschweig-Wolfenbüttel, gab dieselbe Erklärung wie Kurbraunschweig im Kurfürstenrathe. — Für eine Reichsvermittlung stimmten dann gleichfalls die sächsischen Häuser Gotha, Altenburg, Eisenach, Hildburghausen und Weimar, und zwar schlug letzteres vor, bevollmächtigte Minister an die kriegführenden Höfe abzusenden, um den Zurückmarsch der beiderseitigen Armeen zunächst zu erwirken und sodann bei eingetretener Waffenruhe zu vermitteln; ferner stimmten in ähnlichem Sinne die fürstlichen Häuser Braunschweig-Zelle, Kalenberg, Wolfenbüttel und Grubenhagen, Meklenburg-Strelitz, die Fürsten von Nassau-Hadamar, Siegen, Dietz und Dillenburg, Holstein-Glückstadt, Hessen-Kassel, Württemberg, Baden-Durlach und Hochberg und Brandenburg-Kulmbach, sowie die westfälischen, wetterau'schen und fränkischen Grafen.[14]

14. Die Abstimmung Sachsen-Gothas ging am 10. Januar 1757 dahin: ohne Zeitverlust von Reichswegen einigen Ständen der beiden Religionsbekenntnisse den Versuch aufzutragen, einen Frieden zwischen den kriegführenden Staaten zu vermitteln. Magdeburg und nach ihm Bremen hatten zuerst die Vermittlung verlangt, aber die mehrsten Reichsstände waren für kräftigste Unterstützung Kur-Sachsens und Böhmens. Kurköln drückte die Hoffnung aus, der König von Preussen werde von selbst von seinen unstatthaften Unternehmungen abstehen und den kaiserlichen Abmahnungen um so mehr Folge leisten, als sonst kaiserliche Majestät zu ersuchen wäre, nach den einschlagenden heilsamen Reichsgesetzen fortzufahren. Kurbaiern und Kurpfalz traten dieser Erklärung bei. In der Sitzung des 17. Januar blieben die Vertreter der drei kriegführenden Theile aus. Plotho nahm an der feindseligen Abstimmung des Gesandten des ansbacher Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich besonderen Anstoss und schrieb an ihn (Regensburg, 11. Januar 1758): da selbiger wohl nicht die wahre Willensmeinung Sr. hochfürstl. Durchlaucht ausgesprochen, so stelle er anheim, das abge-

Diese Friedenspartei sowie jene, welche keine entscheidenden Massregeln von Seiten des Reichs gegen Preussen wünschte,

gebene Votum wieder aufzuheben oder den Gesandten v. Seefried abzuberufen, damit die etwa stattfindende Itio in partes der evangelischen Stände nicht gehindert werde, erhielt aber vom Markgrafen die unerwartete Antwort (Gunzenhausen, 12. Januar): er habe als suveräner Reichsfürst gemäss obhabender Lehenspflicht gegen Kaiser und Reich gestimmt und sein Gesandter nach seiner Anweisung gehandelt. Plotho warf hierauf am 11. Februar im Kurfürstenkollegium in der brandenburgischen Verwahrung gegen den Reichsbeschluss dem ansbacher Fürsten ein Doppelspiel vor, denn sowohl der Markgraf selbst, als sein Geheimerathskollegium habe dem preussischen Ministerium versichern lassen, es werde das ansbachische Votum sich der gerechten Sache des Königs annehmen, nun habe der früher in Wien als Agent bestellte Seefried als ansbachischer Gesandter gegen Brandenburg gestimmt.

Am Schwager des preussischen Königs konnte ein solches Verhalten befremden. Indess bestanden seit langem zwischen beiden Missverständnisse. Die Mätressenwirthschaft des Markgrafen, der Unfriede, worin er mit seiner Gemahlin lebte, mögen zu denselben die ersten Veranlassungen gegeben haben. Eine Erneuerung der Hausverträge sollte im Jahre 1752 dem äusseren Zwiste ein Ende machen. Der Markgraf bequemte sich damals zu der Festsetzung, ohne Einwilligung und Vorwissen des Königs als des Oberhauptes des kur- und markgräflichen Gesammthauses in keine Verbindlichkeiten mit andern Mächten sich einzulassen. Nichtsdestoweniger schloss er, ohne vorher den König von Preussen befragt zu haben, am 6. September 1755 zu Hannover einen Subsidientraktat mit Grossbritannien ab und setzte erst viel später, als Friedrich selbst die Neutralitätsübereinkunft mit England getroffen hatte, ihn davon in Kenntniss. Der König machte ihm hierauf (am 9. März 1756) gerechte Vorwürfe und hob ausserdem hervor, dass er in den Bestimmungen seines Traktates das preussische Interesse ganz ausser Augen gelassen habe. Der Markgraf entschuldigte sich — mit seinen Geldbedrängnissen!

Friedrich hatte damals (1756) in begründetem Unwillen seine Einmengung in den Sayn'schen Nachfolgestreit zu Gunsten des Markgrafen abgelehnt. Nun lag aber dem Markgrafen auch noch die künftige Erbschaft des baireuther Fürstenthums im Sinne. Es schien ihm daher vortheilhaft, wegen dieser Aussichten für seine Ansprüche den Kaiser zu gewinnen. Seckendorf und St. André lockten ihn nun mit Versprechungen, wofern er dem Kaiser sich anschliessen wolle, und der französische Gesandte am fränkischen Kreistage, Graf Görtz, brachte am 30. Dezember 1756 zu Gunzenhausen eine Uebereinkunft des Markgrafen mit den Höfen von Wien und Versailles in Form eines Protokolles zu Stande. Des Markgrafen Haltung veränderte sich nun auch öffentlich. Das Vorhaben des preussischen Gesandten, eine Itio in partes der evangelischen Reichsstände zu bewerkstelligen, war vereitelt.

befand sich jedoch bei der Abstimmung in der Minderheit; sowie im Kurfürstenrath und im Rathe der Reichsstädte kam sonach auch hier der ernste Beschluss zu Stande: der Kaiser wolle in seinem oberstrichterlichen Verfahren nach Massgabe der Reichssatzungen noch ferner fortzufahren geruhen, somit den König von Polen nicht blos in den Besitz seiner sächsischen Kurlande wieder einsetzen und ihm zu billiger Entschädigung verhelfen, sondern auch demselben, sowie der Kaiserin-Königin als Kurfürstin von Böhmen zur Erhaltung hinlänglicher Genugthuung förderlich sein. In allen Reichskreisen sei somit das dreifache Truppenkontingent aufzustellen und marschfertig zu halten. Die Beschlüsse der drei Kollegien wurden sofort in ein gemeinsames Instrument als Reichsgutachten vom 17. Januar zusammengefasst, dem Kaiser überschickt und zu gleicher Zeit als öffentliche Druckschrift zur allgemeinen Kenntniss verbreitet. Bereits am 29. Januar erfolgte die Ratifikation von Seiten des Kaisers und am 26. Februar erging ein Kommissionsdekret, welches auf Grund des Reichsbeschlusses die Stände sofort aufforderte, die bewilligte dreifache Streitmacht mit allem Nothwendigen ausgerüstet in Bereitschaft zu halten, um zu Ende des März an der sächsisch-böhmischen Gränze zusammengezogen zu werden. Es gewärtige ferner der Kaiser die Erlegung einer Zahl Römermonate, um mittelst baarer Einzahlung derselben eine Reichsoperationskasse bilden zu können.

Die Würfel waren sonach gefallen, das deutsche Reich hatte sich für einen Reichskrieg gegen Preussen entschieden. Manche dem kaiserlichen Hofe völlig ergebene Fürsten hatten gleichwohl bisher gezögert, sich in alle von demselben verhängte Massregeln ohne weiteres zu fügen, weil die Staatsrechtskundigen ihrer Länder mehrere jener Mittel, z.B. die Avokatorien als verfrüht, somit als vorgegriffene Anordnungen erklärt hatten. Der dem kaiserlichen Hause so innig ergebene Fürstbischof Friedrich Adam von Würzburg hatte es bisher aus gewichtigen Gründen unterlassen, selbe zum Vollzuge zu bringen; jetzt nach obigem Beschlusse liess er den kaiserlichen Ministern zu Regensburg anzeigen, dass er die Abberufungsmandate im ganzen Fürstenthume werde anschlagen und verkündigen lassen. Preussen nahm dagegen den Reichsbeschluss keineswegs gleichgültig hin, sondern des Königs Minister von Plotho legte aus

speziellem Auftrage am 24. Januar sofort Protest ein und veröffentlichte selben durch den Druck. Die Schrift erneuerte die früheren Klagen über das den Reichsgesetzen und der Verfassung widerstrebende Verfahren des Reichshofraths, welches nun durch die Reichsversammlung sanktionirt worden sei, indem man ohne vorhergegangene Mahnung mit der Exekution beginnen wolle. Weder die früheren Anerbietungen des Königs, noch die von den Reichsständen vorgeschlagenen gütlichen Mittel seien in Betrachtung gezogen worden. Kaum werde die Nachwelt glauben, dass so viele Stände des Reichs zur Selbstanlegung von Fesseln, zur Aufopferung ihrer reichsständischen Gerechtsame und zum gänzlichen Umsturze der Reichsverfassung die eigenen Hände dargeboten. — Unmittelbar (8. Februar) folgte diesem Proteste eine neue Denkschrift über das unverantwortliche Betragen des kurmainzischen Reichsdirektoriums, welches die Diktatur mehrerer königlicher Schreiben an die Reichsversammlung verweigert habe. Um dessen willkürliches Verfahren gehörig zu belegen, wurde selbst bis auf das Jahr 1647 zurückgegangen und die Hoffnung ausgesprochen, dass die Reichsstände die Missbräuche endlich abstellen würden. — Jetzt entbrannte ein ernsterer Kampf. Kurmainz als Reichserzkanzler und Direktor des Reichstags liess sämmtliche kurfürstliche Gesandte, somit auch jene Brandenburgs und Braunschweigs zu einer Sitzung am 11. Februar entbieten. Kurmainz diktirte nun in Bezug auf beide obige Druckschriften das Missfallen des Kurkollegiums und erklärte selbe als unstatthaft, ordnungs- und verfassungswidrig, mithin an und für sich als null und nichtig. Gegen weitere Schritte behalte man sich weitere zweckmässige Massregeln vor. Hierauf gab Kurbraunschweig sogleich einen kurzen Protest gegen diesen Vortrag zu Protokoll, und als von Plotho folgte und seine Zurückweisung diktiren wollte, wurde er mit dem Bemerken unterbrochen, dass es Herkommen sei, erst das Votum abzulesen. Da der kursächsische Gesandte namentlich darauf bestand, um ermessen zu können, ob der Inhalt auch so beschaffen sei, dass man ihn aufnehmen könne, erhob sich ein böser Zank, der damit endigte, dass man sich entfernte und die beiden Verbündeten allein liess. Plotho säumte nun nicht, seine Remonstrationen zu Papier bringen zu lassen. Er entwickelte, wie die Reichsgesetze und die

Wahlkapitulationen zwischen einem Defensiv- und einem Offensivkriege einen wesentlichen Unterschied machten, so dass bei dem letztern keineswegs eine einfache Mehrheit der Stimmen genüge, sondern Stimmeneinhelligkeit erfordert werde; ferner könne das fragliche Konklusum auch deshalb nicht zu Recht bestehen, weil die gewonnene Majorität eine blos künstliche sei, indem man z. B. von dem eventuellen Satze der kurkölnischen, pfälzischen und baierischen Abstimmung völlig Umgang genommen habe, und schliesslich seien alle früher gefassten Beschlüsse dem Könige nie insinuirt worden. — Der Gesandte völlig davon absehend, dass sein Gebieter einem der angesehensten Reichsglieder schon im verwichenen Jahre in das Land gefallen und dieses den Schutz und die Beihülfe des Reichs fortwährend angerufen hatte, sah folglich den Beschluss des Reiches, einem unterdrückten Mitstande zu helfen, als Aggression oder Offensivkrieg an; das kam aber offenbar daher, weil bisweilen bei ihm der völkerrechtliche Standpunkt den reichsstaatsrechtlichen überwog, weshalb er sich dann auch auf Pufendorf bezog. Von der Gerechtigkeit seiner Sache wie immer durchdrungen legte er ohne Aufschub seinen Protest in Druck und liess ihn unter dem Titel: Vollständige und genaue Nachricht dessen, was am 11. Februar im kurfürstlichen Kollegium vorgefallen, allgemein verbreiten. — Das Kurfürstenkollegium fasste hierauf am 1. April den Beschluss, dass es bei dem früheren als gesetzlichen Hergang sein Bewenden habe. Die gesandtschaftliche Erklärung sei dem Protokoll nicht einverleibt worden, weil man durch solche anstössige und höchst unglimpfliche Aufsätze dasselbe nicht verunehren lassen wolle. Von Plotho liess sich aber das letzte Wort nicht nehmen. Er erklärte in einer Druckschrift vom 4. April den Beschluss vom 11. Februar wiederholt als parteiisch und illegal. Den völligen Schluss dieses Streites bildete eine offiziöse Druckschrift, die zu Wien erschien, und den Gesandten zwar zugestellt, aber nicht dem Reichstage insinuirt wurde.* Sie bezog sich auf die früher erwähnte Reichsmediation und

* Anzeige gegründeter Ursachen, warum die von einigen Reichsständen auf dem allgemeinen Reichstage am 10. Januar 1757 wegen des gewaltsamen brandenburgischen Einfalls etc. in Vorschlag gebrachte Reichs-Mediation nicht stattfinden könne. Wien bei Tratner. in Fol. 22 Seiten.

entwickelte die Gegengründe, die ihr entgegenständen. — Weder die zur Aufrechthaltung des Landfriedens bestehende Exekutionsordnung noch der osnabrück'sche Friedensschluss wisse von einer Reichsvermittlung. Bei offenbarem Bruche des Landfriedens gäbe es keine Wahl der Vorkehrungsmittel; es gelte hier blos den Vollzug der bestehenden Gesetze. Sei auch die reichsständische Freiheit, nach Ueberzeugung zu stimmen, zu Recht bestehend, so sei eine Schranke für sie das Gesetz. Wäre aber auch eine solche Reichsvermittlung an und für sich zulässig, so würde sie jedenfalls das Ansehen des Kaisers schwächen. Wenn im gemeinen Rechte und Leben dem Richter der Versuch einer gütlichen Ausgleichung zustehe, so würde man folgern müssen, dass im deutschen Reiche dem Kaiser wegen seines oberstrichterlichen Amts eine solche Vermittlung zwischen Reichsgliedern gebühre, aber der berliner Hof habe nicht erklärt, dass er die kaiserliche und Reichsmediation als oberstrichterliche Handlung verlange. Vor Ausbruch des Kriegs sei es an der Zeit gewesen, einen solchen Antrag zu stellen, jetzt sei es zu spät. Wäre sie übrigens beliebt worden, so würde nach Ablauf von mehrern Jahren kaum ein Resultat zu ersehen gewesen sein, da man zuerst eine Reichsdeputation hätte niedersetzen müssen, um durch selbe einen allgemeinen Kongress zu veranlassen, auf welchem dann die Verhandlungen und die Berichterstattungen der Gesandten an ihre Höfe, ferner die Relation an das Reich und das abermalige Berichten und Instruiren die längste Zeit würde gedauert und in Anspruch genommen haben. — Von kaiserlicher Seite selbst erfolgte somit das Bekenntniss, dass der Geschäftsgang des Reichs dermassen umständlich und schleppend sei, dass man keine Möglichkeit ersehe, ernste Verwicklungen auf eine möglichst schnelle Art zu vermitteln oder zu Ende zu bringen.

Wie und auf welche Weise Frankreich und Schweden an dem bereits ausgebrochenen Kriege sich betheiligen würden, war noch immer ein diplomatisches Räthsel; es fragte sich, ob sie einfacher Weise als Verbündete der Kaiserin-Königin auftreten würden oder nicht. Im Januar hatte bereits Frankreich seinen bisherigen Gesandten am Reichstag Abbé Le Maire abberufen, und, damit das Reich nicht das Elsass aus dem Gedächtniss verliere, den Schultheiss von Strassburg, Baron von Makau

akkreditirt. Auch die schriftliche Anrede des Königs an die Reichsstände, zu welchen doch die königlicher Ehren theilhaftigen Kurfürsten gehörten, war eigener Art; sie lautete: Geliebteste und grosse Freunde! (dilectissimi et magni amici) Das klang wohl recht freundschaftlich und gnädig gegen schweizerische Eidgenossen, war aber wohl nicht geeignet für deutsche Reichsstände. Endlich, als eine französische Armee im März in Preussisch-Geldern einrückte, brachte Baron von Makau eine königliche Deklaration in französischer und lateinischer Sprache, welche schon am 14. März verfasst war, zur Reichsdiktatur (31. März). Der König sei durch den Ausbruch des deutschen Kriegs, welcher auf die grausamste und unerhörteste Art einen der ansehnlichsten Staaten des Reichs unterdrücke, andere mit dem nämlichen Schicksale bedrohe und den völligen Umsturz der deutschen Gesetze und Rechtsnormen, sowie des westfälischen Friedens und des bisherigen Reichssystems in Aussicht stelle, auf das empfindlichste berührt worden. Um den schon bestehenden Uebeln abzuhelfen und künftigen vorzubeugen, hätten mehrere der mächtigeren Reichsländer Frankreich und Schweden zur Ausübung jener Garantie aufgefordert, welche sie rücksichtlich des westfälischen Friedensschlusses zu leisten hätten. Beide Mächte beseelt von dem gleichen Eifer zur Vertheidigung der deutschen Staaten, der Aufrechthaltung des Reichssystems und namentlich zum Schutze der drei in Deutschland eingeführten Glaubensbekenntnisse, hätten sonach den gemeinsamen Entschluss gefasst, die schnellsten und wirksamsten Massregeln zu ergreifen, um ihren Verbindlichkeiten zu genügen. Der König erkläre somit im Vereine mit Schweden dem gesammten Reiche, dass sie beide als Garanten des westfälischen Friedens alle Kräfte aufbieten würden, um dem Wunsche des Reichs gemäss den Lauf der Uebel, welche Deutschland zu Grunde richteten, zu hemmen, ihm Schadloshaltung zu erwirken und namentlich die Rechte der drei Religionsbekenntnisse aufrecht zu halten. Ihr Zweck sei somit, die deutsche Freiheit (liberté germanique) auf Grund des westfälischen Friedens gegen die Eingriffe jeder Macht, sie sei welche sie wolle, und jene möchten schon unternommen sein oder noch unternommen werden, gänzlich sicher zu stellen.[15]

15. Auch die schwedische Erklärung spricht von der libertas germanica!

An demselben Tage und zur selben Stunde übergab auch der schwedische Gesandte, Baron von Greiffenheim, eine königliche Deklaration in lateinischer Sprache von vollkommen gleichem Inhalt dem Reichstag. Da beide Deklarationen als Druckschriften dem Publikum mitgetheilt wurden, so war das Erstaunen über die Modalität, in welcher die beiden Mächte am Kriege Theil zu nehmen beabsichtigten, nämlich als Garanten und namentlich in Religionssachen, allerdings sehr gross, obgleich von mancher Seite die Furcht, demselben lägen schon jetzt religiöse Motive zum Grunde, oder es würden ihm selbe bei längerer Dauer noch eingeflochten, schon seit einiger Zeit unverhüllt ausgesprochen wurde. Eine am Reichstag selbst verbreitete Denkschrift* erklärte, dass viele beiderseitige Religionsverwandte, meistentheils aber doch nur das gemeine sowohl katholische als protestantische Volk der Ansicht sei, der Krieg beabsichtige eine Aenderung des protestantischen Religionswesens. Gründe zu dieser Anname seien allerdings vorhanden, weil alle bisherigen Religionsbeschwerden der Protestanten ohne Resultat geblieben, wie das Corpus Evangelicorum selbst schon im Jahr 1749 bei dem Kaiser vorgebracht habe. Keine Macht wolle aber auch nur den Anschein haben, in die religiösen Verhältnisse Eingriffe zu beabsichtigen. König Georg von England habe sich in einer am 16. Juli 1756 dem Reichstag übergebenen Denkschrift beschwert, dass von einigen katholischen deutschen Höfen auf die von ihm mit Preussen errichtete Konvention der Verdacht gelenkt worden sei, als wenn selbe gewisse geheime Absichten zum Zwecke habe. Von Seiten Königs Friedrich werde der Kaiserin selbst zwar kein solcher Vorwurf gemacht, da er in einem Reskripte an seinen Gesandten zu Regensburg d. d. 17. August 1756 sage: Er habe zu ihr das zuversichtlichste Vertrauen, höchstselbe werde nun und allezeit weit entfernt sein, zu Vorschlägen, welche zur Unterdrückung und zum Umsturze der protestantischen Religion abzielen könnten, jemals ihre Hände zu bieten, aber in der späteren preussischen Antwort auf ein kaiserliches Zirkularreskript an die auswärtigen Höfe vom 13. August werde deutlich ausgesprochen, dass der wiener Hof

* Betrachtungen über den gegenwärtigen inneren Krieg der Teutschen und dessen Absicht auf die Religion. Goslar. in 4to. 20 Seiten. (April 1757.)

die Absicht hege, seine Plane gegen die protestantische Konfes sion durchzuführen. Das Abgehen der Kaiserin von der pro testantisch-englischen Allianz und ihr Bündniss mit einer zwa katholischen, aber dem Reiche abgeneigten Macht, habe in viele Theilen Deutschlands Besorgnisse hervorgerufen und mehrer protestantische Länder dazu bestimmt, Preussens Verfahren zu billigen, was sonst nicht geschehen wäre. Aus allem diese lasse sich jedoch keineswegs der Schluss ziehen, dass von Sei ten des Kaisers oder der Kaiserin oder der katholischen Ständ zur Unterdrückung des Protestantismus eine Verabredung stat gefunden oder dieses Zieles wegen der gegenwärtige Krieg ge führt werde. Diese unterschobene Absicht schliesse in Anbe tracht des westfälischen Friedens, der hierauf gefolgten Reichs grundgesetze und namentlich der Wahlkapitulationen eine mo ralische Unmöglichkeit in sich; bei jedem Religionskriege se noch eine weitere Schwächung der Macht des Kaisers eingetre ten; da die Politik der Kaiserin-Königin mit der ihres Gemahl Hand in Hand gehe, so sei in dieser Beziehung um so wenige von ihr zu befürchten, als völlig freie Religionsübung in Ungarn und Siebenbürgen herrsche; ferner hätten die meisten protestan tischen Reichsstände sich in gegenwärtigem Kriege nicht gegen sondern für den Kaiser erklärt und befürchteten somit keines wegs ihre Unterdrückung, während alle katholischen Stände eben so wenig an eine Unterdrückung des Gegentheils dächten oder denken könnten, da der Ausgang des Krieges ungewiss se und eine abermalige Säkularisation von Bisthümern und Stifter nach sich ziehen würde. — Was Frankreich aber speziell betreffe so könne man es wegen seiner bekannten Eroberungsabsichten auf deutsche Länder nicht wohl als Garant des westfälischen Friedens ansehen. Sein eigener Vortheil gebe es vielmehr nicht zu, dass die protestantische Konfession unterdrückt werde. Eine stets gereizte Stimmung unter den Reichsständen, ein wechselseitiges Misstrauen und selbst Zwietracht, das sei der Zustand, dessen Beibehaltung für Frankreich erwünscht sei, um allgemach ein Stück des Reichs nach dem anderen an sich zu ziehen.

Um sich die einsichtsvollsten Köpfe und viele gewissenhafte Gemüther völlig zu entfremden, hätten Frankreich und Schwe den wohl keinen geeigneteren Schritt thun können. Man glaubte

aus beiden Mächten gleichsam den Wunsch herauszuwittern, es möge doch wieder dahin kommen, wo man es vor hundert Jahren gelassen; Vielen schienen sie durch ihre Garantie der drei Religionen einen Kampf zu verbittern, dessen Ursprung und Fortgang mit Glaubensdogmen nicht das allermindeste zu thun hatte. Wohl erschienen noch mehrere einzelne Schriften über die angeregte Frage,* aber dann erloschen alle Befürchtungen gänzlich, denn Gottlob! waren die deutschen Stämme doch nicht vergeblich um ein Jahrhundert älter geworden. Die wahre und einfache Stellung beider obiger Mächte war die von blossen Bundesgenossen der Kaiserin-Königin. Erforderten Politik und Interesse ihrer Staaten eine Theilname am Kampfe, so war vom Standpunkte des Völkerrechts nichts dagegen einzuwenden.

Gegen beide Mächte erschienen sofort zwei Gegendeklarationen, datirt vom 14. April, die sich selbst in ihrem Titel als königlich preussische und kurbrandenburgische bezeichneten. Kurmainz liess selbe wie früher zur Reichsdiktatur nicht zu, und von Plotho sah sich daher veranlasst, sie vor Ende Aprils allenthalben zu vertheilen. In Bezug auf die französische Erklärung wiederholte die eine Gegenschrift, dass Preussen zum Schwerte habe greifen müssen, um sich gegen Ueberfall und Gewalt zu schützen. Von seiner Seite sei keineswegs der westfälische Frieden gebrochen, aber Oesterreich und Sachsen hätten durch den früheren Theilungsvertrag demselben entgegen gehandelt. Da Frankreich die Geltendmachung der Garantie erklärt habe, so hoffe der König, dass selbe von ihm vielmehr zu Gunsten Preussens als gegen dasselbe beabsichtigt werde. Zudem werde das französische Ministerium sich wohl noch des Friedens von Achen vom Jahr 1748 erinnern, da durch dessen 22. Artikel der Besitz des Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glaz dem preussischen Hause sei gewährleistet worden. Was die drei in Deutsch-

* Beantwortung dreier wichtiger Fragen etc. in Bezug auf Partheiergreifung und Religionskrieg. 1757. in 4to. 48 Seiten. — Vorstellung derjenigen Gründe, dass die Gefahr eines Religionskriegs im deutschen Reich voritzt nicht vorhanden. Frankfurt 1757. in 4to. 15 Seiten. — Schreiben eines Brandenburgers etc. betreffend das Verhältniss des jetzigen Rechtszustandes und Kriegs gegen die Kirchen- und Gewissensfreiheit etc. 1757. in 4to. 31 Seiten.

land garantirten Glaubensbekenntnisse betreffe, so sei wohl kaum die geringste Beschwerde gegen den evangelischen Theil aufzubringen, während die gegentheiligen Beschwerden sehr gross seien, namentlich in Bezug auf die hessischen Religionsreversalien und die Lage der Protestanten in den österreichischen Erblanden. — Die Antwort auf die schwedische Deklaration war des gleichen Inhalts, und dieser Macht wurde blos speziell zu Gemüthe geführt, dass weil Preussen schon früher einen Angriff von Seiten der verbündeten Mächte gefürchtet habe, es schon am 22. November 1756 die schwedische Garantie in Bezug auf das Herzogthum Magdeburg wirklich gefordert hätte. Nun begehre aber der König selbe um so mehr, als zu obiger Zeit der Aufforderung der im Jahr 1746 mit der Krone Schweden geschlossene Defensiv- und gegenseitige Garantietraktat noch nicht abgelaufen gewesen sei und selbe ferner in der Eigenschaft als Reichsglied auch die vom gesammten Reiche übernommene Gewährleistung des dresdener Friedens mitzuvollziehen habe. Der König hoffe, dass Schweden die Abstellung aller trotz des westfälischen Friedens obwaltenden Eingriffe und Beschwerden beabsichtige und in diesem Sinne seine Garantie geltend machen werde. Von Seiten Preussens aber werde man zu einer festen Begründung des deutschen Reichssystems willig die Hand bieten.

Zu derselben Zeit, nämlich vor Ablauf des Aprils, wo die preussischen Gegendeklarationen veröffentlicht wurden, war eine neue französische Deklaration bei dem Reichstag eingelaufen, die noch das ältere Datum vom 20. März trug. Es war eine Erklärung des Königs Ludwig XV. bezüglich des Einrückens der französischen Armee auf deutschen Boden. Er ertheilte sämmtlichen Reichsständen die Versicherung, dass seine mit Oesterreich geschlossene Allianz weder eine direkte noch indirekte Stipulation enthalte, welche gegen die Rechte des Reichs oder namentlich gegen die protestantische Religion gerichtet sei. Der König erklärte ferner auf die bestimmteste und feierlichste Weise, dass er keine Eroberungen auf dem Boden des Reiches beabsichtige, dass seine Truppen die strengste Mannszucht beobachten und er selbst nach Herstellung des Friedens sie sogleich zurückberufen werde. — Dieses Herannahen der französischen Armeen veranlasste Preussen, einzelne wenn auch schwache Corps in Westfalen aufzustellen, bei welcher Gele-

genheit das Gebiet mehrerer Reichsstände nicht blos verletzt, sondern auch förmlich besetzt wurde. Als erster Kläger trat bei dem Reichshofrath der österreichische Hof- und Staatskanzler, Graf von Kaunitz auf, dessen Grafschaft Rietberg von dem preussischen Generalmajor von Juncken war besetzt worden. Am 26. April publizirte der hohe Gerichtshof bereits das Urtheil, dass der König als Kurfürst von Brandenburg den General samt dessen Truppen abzuberufen, fernerer Ruhestörung sich zu enthalten und alle Beschädigungen zu ersetzen habe bei Strafe des öffentlichen Landfriedensbruchs. Ferner seien die Kurfürsten von Köln und von der Pfalz als ausschreibende Fürsten des niederrheinisch-westfälischen Kreises gehalten, dem Grafen von Amtswegen Hülfe und Beistand zur Abtreibung der landfriedensbrüchigen Vergewaltigung sogleich zu leisten, sowie auch zur Erholung der erlittenen Kosten und Schäden behülflich zu sein. Dieser Spruch hätte in ruhigen Zeiten, wo etwa zufällig ein Landfriedensbruch statt gehabt, nicht das mindeste Bedenken erregt, aber beim Ausbruch eines furchtbaren Krieges, wo Hunderttausende von Kämpfern im Begriffe standen, gegeneinander zu ziehen, wollte der Reichshofrath noch immer nicht erkennen, dass sobald die Geschütze anfangen zu reden, es mit allen gerichtlichen Sentenzen ein völliges Ende habe. Die Grafschaft wurde daher auch weder durch ein Vorrücken von Kurpfalz noch von Kurköln, sondern durch das Herannahen der Franzosen befreit, um diese statt der Preussen zu beherbergen und zu ernähren.

Der Kurfürst von Köln selbst hatte gleichfalls genügende Gründe sich zu beschweren, und zwar über eine kurbraunschweigische Heeresabtheilung, die in die Bisthümer Paderborn und Münster eingerückt war, um die eigenen Lande zu decken, aber er enthielt sich der gerichtlichen Klage und brachte seine Angelegenheit an den Reichstag, damit er ein Reichsgutachten an den Kaiser ergehen lasse. Denselben Weg wählte nun aber auch Preussen selbst, um hinwieder die Besetzung seiner unterrheinischen Lande zur Sprache zu bringen und sich darüber als über eine höchst seltsame und ungewöhnliche Thatsache zu beschweren. Wer als Freund oder als Feind auftrete, das wusste man längst im Monat Mai ganz genau in Deutschland und König Friedrich vor Allem ganz gewiss, aber er that, als wenn er es

gar nicht wisse. Am 10. Mai kam eine Denkschrift des von Plotho zur Reichsdiktatur. Es sei dem ganzen Reiche bekannt, dass die westlichen Länder des Königs als Cleve, Meurs und die Mark von einer französischen Armee unter dem Oberbefehl des Fürsten von Rohan-Soubise seien überzogen worden. Nun sei aber jedem eben so bekannt, dass Preussen weder mit Frankreich noch dem deutschen Reiche in Krieg befangen sei. Gleichwohl aber habe ein französisches Heer die genannten Länder und in ihnen die haltbarsten Orte schleunigst besetzt, unerschwingliche Lieferungen ausgeschrieben, die Landeskassen und Gefälle mit Beschlag belegt und die preussischen Wappen abgenommen und zwar mit der Erklärung, dass man gedachte Länder als eroberte Provinzen ansehe. Dieser Einfall in die Lande des Königs sei ohne alle Deklaration und Kundgebung der Ursachen geschehen, und zwar gegen alles Völkerrecht. Weder die Erklärung wegen Garantie des westfälischen Friedens noch auch die Eigenschaft als österreichischer Alliirter berechtige Frankreich dazu. Jene Garantie könne rücksichtlich des von Preussen zu seiner eigenen Sicherheit besetzten sächsischen Kurstaats um so weniger eintreten, als der König wiederholt erklärt habe, dass er Sachsen sogleich restituiren wolle, sobald ihm hinlängliche Sicherheit dafür werde, dass man nicht beabsichtige, ihm die magdeburgischen und schlesischen Herzogthümer zu entreissen. Zudem da Frankreich durch den Frieden von Achen sich zur Gewährleistung derselben schon verbindlich gemacht habe, so hätte der König vielmehr auf Frankreichs Beistand zählen müssen.

Für die Garanten schreibe der westfälische Friede ferner ein stufenweises Vorgehen vor; nämlich zuvörderst gütliche Wege und Mittel zum Austrage; Frankreich habe diese unterlassen und sei unmittelbar zur Gewalt übergegangen und habe mit den Waffen in der Hand den Reichsboden betreten. — Das dresdener Kabinet könne dagegen gar keine Gewährleistung ansprechen, da es selbe durch die Wiederaufname des Partagetraktats verwirkt habe. — Wollten die französischen Heere aber als blosse Hülfstruppen der Kaiserin auftreten, so stehe doch diesem Verfahren die von Frankreich in obigem Frieden von Achen übernommenen Garantie entgegen. Es möchten daher die Reichsstände die aus der Theilname fremder Völker erwachsenden

Gefahren erwägen, sich des Königs als Reichsstandes annehmen und Frankreich veranlassen, obige Lande zu räumen. — War nun diese ganze Darstellung der Lage der Dinge höchst eigen, indem sie als völlig bewiesene Thatsache annahm, dass man die magdeburgischen und schlesischen Herzogthümer Preussen entreissen wolle, so war der Gedanke, es sei letzterer Krone zu ihrer Sicherheit gestattet, ein ganzes Kurfürstenthum zu besetzen und zu ihrem Nutzen zu administriren, während der Alliirte der Kaiserin und nunmehr auch des Reichs keine preussische Provinz betreten dürfe, vielmehr die Reichsstände mitwirken sollten, die verbündeten Heere, die für das okkupirte Sachsen einen ihnen zunächst gelegenen preussischen Länderkomplex gleichsam als ein Aequivalent besetzten, aus diesem zu entfernen, dieser Gedanke war zu neu und überraschend, als dass er bei dem alten Reichstage hätte Eingang finden können. — Das Schicksal dieser Denkschrift theilte auch deren Nachtrag, indem von Plotho die Reichsstände in Kenntniss setzte, dass in den obigen Landen nunmehr auch die preussische Post sei abgeschafft und dafür die Reichslehenpost des Fürsten von Thurn und Taxis sei eingeführt worden. Das Ansuchen um Beistand, Einstellung der Massregel und Verschaffung von Genugthuung musste nothwendig erfolglos verhallen.

Nunmehr liess auch wieder Sachsen sich vernehmen. Der kurfürstliche Gesandte, Johann Georg v. Ponikau, reichte am 28. Juni eine vom 10. desselben Monats datirte Antwort auf die preussischen Denkschriften bei dem Reichstag ein. Seltsam sei es, dass Preussen den Einmarsch französischer Kriegsheere in preussischen Provinzen in Folge der westfälischen Garantie als besorglich, unstatthaft und den Reichsgesetzen widersprechend erkläre, während der König selbst völlig freie Hand haben wolle, den Krieg über Gesammtdeutschland zu verbreiten und den Anfang dazu durch gewaltsame Besetzung Sachsens zu machen. Preussen begehre somit nichts anderes, als die zu seinem eigenen Schutze von ihm angerufenen Reichsgesetze nach Belieben seiner Seits brechen zu dürfen. — Wenn es ferner fordere, dass Frankreich bei der Ausübung seiner Garantie sich strenge an den westfälischen Frieden (Art. XVII. §. 5 und 6) in Betreff des stufenweisen Verfahrens und des Versuchs gütlicher Mittel und Wege hätte halten sollen, so scheine das berliner Kabinet zu

glauben, es selbst sei von dieser gesetzlichen Vorschrift gänzlich ausgenommen, indem der König ohne vorgängige durch das Völkerrecht vorgeschriebene Kriegsverkündigung und ohne Beobachtung jenes stufenweisen Verfahrens die sächsischen Länder plötzlich überfallen und besetzt habe. Preussen berufe sich somit auf den Schutz von Gesetzen, die es doch selbst offen gebrochen. — Ohne ferner auf Punkte abermals einzugehen, die schon wiederholt in Abrede gestellt wurden, versehe sich der König von Polen als Kurfürst von Sachsen, dass jenen Vorstellungen nicht das mindeste Gehör von den Reichsmitständen zu Theil, sondern vielmehr dem Kurstaat die reichskonstitutionsmässige Hülfe geleistet werde.

Dieser Antwort folgte bald ein kaiserliches Kommissionsdekret vom 8. Juli, wodurch Kaiser Franz zur Kenntniss der Reichsversammlung brachte, dass auf preussischen Befehl die vom Kurfürsten von Sachsen als Reichserzmarschal gehaltene Schweizergarde gewaltsam sei aufgelöst, die Wachtposten im Schlosse durch preussische Truppen seien besetzt und der Königin von Polen sei zu erkennen gegeben worden, sie möge sich, ohne Zweifel zu ihrer besseren Sicherheit, mit der königlichen Familie nach Polen zurückziehen. Der Kaiser forderte daher die Reichsstände zur kräftigen Mitwirkung auf, damit die sich anhäufenden Uebergriffe des in der Empörung befangenen und in solcher immer weiter um sich greifenden Königs von Preussen Majestät, als eines Kurfürsten von Brandenburg, in die Schranken des Gesetzes zurückgebracht werden möchten. Welcher Haushalt in Sachsen während der bisherigen Okkupation war gepflogen worden, darüber gab von Ponikau durch eine Denkschrift am 23. Juli dem Reichstage Aufschluss. Die Zahl der zum preussischen Kriegsdienste ausgehobenen Mannschaften übersteige bereits 22,000 Köpfe; um die Bespannung für die unzähligen Fuhren beizutreiben, seien jüngst alle Pferde, sogar die der Minister und des Adels weggenommen worden; Handel und Fabrikation liege aus Mangel an Händen sowie der Transportmittel gänzlich darnieder. Die Stadt Leipzig habe gleich zu Anfang ihrer Besetzung 500,000 Thaler Kriegsvorschuss und 119,983 Thaler sogenannte Douceurgelder für die Armee zahlen müssen. Im März aber sei die unglückliche Stadt abermals mit 900,000 Thaler belegt worden und als man diese Summe nicht

habe auftreiben können, seien acht Mitglieder des Raths und der Kaufmannschaft nach Magdeburg abgeführt worden. Der sächsische Adel oder die Ritterschaft habe bis zum 13. Juni die Summe von 600,000 Thaler zu erlegen gehabt und zwar ohne Zuziehung der Stadt- und Landgemeinden, so dass dieser Betrag blos von den sogenannten Ritterhuben sei eingezahlt worden. Der Zweck dieser Erhebung sei offen verkündet, nämlich als Beihülfe zur Fortsetzung der Kriegsoperationen und um die österreichischen Armeen zu hindern, in Sachsen einzudringen. — Schliesslich sei noch der masslosen Verwüstungen der Wälder zu Verhauen und Palissaden zu gedenken und dass viele tausend Klafter Eichenholz nach Magdeburg seien geflösst worden für die dortige Kriegs- und Domänenkammer. Das sei die Schonung, von der man in den königlichen Deklarationen so viel spreche, welche bisher Sachsen zu Theil geworden sei. — Mehrere Angaben suchte jedoch der preussische Gesandte zu widerlegen. Weder die Anzahl der zum Heere ausgehobenen Mannschaft, noch die Aushauung der Wälder sei so beträchtlich; was aber die Einforderung von 900,000 Thalern betreffe, so beruhe selbe auf einem zwischen dem Rath von Leipzig und der Armeeintendanz abgeschlossenen Kontrakte.

Es schien endlich, als wenn die Inkonvenienzen einer gleichzeitigen Behauptung der bisherigen Standpunkte, des freien völkerrechtlichen und des reichsstaatsrechtlichen, vom berliner Kabinet empfunden würden, und doch liess sich im Grunde hierin nichts mehr ändern, da die Doppelstellung wirklich vorhanden war und man bisher bald die eine bald die andere geltend gemacht hatte. Wenn dasselbe seine Massregeln bald von dieser bald von jener Grundlage aus betrachtet und folglich sein Recht, so zu handeln, stets anerkannt haben wollte, so war die Reichsversammlung damit durchaus nicht zufrieden und einverstanden, indem sie vielmehr in einem rein deutschen Krieg den König nur als einen deutschen Reichsmitstand betrachten wollte. — Gegen diese Ansicht und gegen das kaiserliche Dekret vom 8. Juli glaubte daher von Plotho Protest einlegen zu müssen. Er erklärte am 30. Juli in einer Denkschrift: alle im bisherigen Kriege vom König gethanen Schritte seien vom Reichshofrath so gedeutet und angesehen worden, als habe er ihm darüber Rechenschaft zu geben, aber diese öffentlichen Staats- und

Kriegssachen gingen die Reichsgerichte durchaus nichts an. Der König als suveränes und gekröntes Haupt habe niemandem in der Welt über sein Thun Rechenschaft zu geben. Wolle man aber auch den König im gegebenen Falle als Kurfürsten von Brandenburg behandeln, so sei doch bekannt, dass den Reichsständen vermöge des westfälischen Friedens das Recht des Friedens, des Kriegs und der Bündnisse zustehe, in sofern es keine Handlung betreffe, die gegen Kaiser und Reich gerichtet sei. Nun habe aber die Angelegenheit des Königs es weder mit dem Kaiser noch mit dem Reiche zu thun. Wolle man aber dieses vergessen, so möge man sich erinnern, dass der König diesen Krieg als solcher und als Suverän führe. Sehe man ihn in dieser Beziehung blos als einen deutschen Reichsstand an, so könne man mit gleichem Grunde in Zweifel ziehen, ob die bisherigen kaiserlichen Kommissionsdekrete wirklich vom Kaiser und somit von einem unparteiischen Richter ausgegangen seien. Der König habe übrigens nicht geglaubt, dass die Herrschsucht des Reichshofraths sich so weit verirren könne, um wie im jüngsten Kommissionsdekrete geschehen, die Verhältnisse bezüglich der königlichen Familie zu Dresden zu entstellen. Man habe der Königin blos angeboten, im Falle sie wünsche, zu ihrem Gemahle nach Warschau sich zu verfügen, ihr alle Erleichterungen zu verschaffen, um aus den mit Krieg überzogenen Gegenden hinweg zu kommen. Da aber selbe eine Abneigung gegen diese Reise gezeigt habe, so sei derselben nicht weiter gedacht worden. Was man von einer Gefangenhaltung der Königin rede, sei gänzlich unwahr. Uebrigens sei es höchst traurig, dass jede Handlung des Königs sofort entstellt und an die Reichsversammlung gebracht werde, blos um den öffentlichen Unwillen gegen ihn rege zu machen.

Wenn wirklich von Seiten vieler Gegner des Königs solche Mittel angewendet wurden, so bedurfte es im Grunde derselben nicht, denn leider wurde den Reichsständen nur zu reichlicher Stoff zu Misstrauen, Unmuth und Unwillen geboten. Kabinet und Generalat, die Führung der politischen Verhältnisse und jene des Heeres waren keineswegs in Einklang, oder mit anderen Worten, der im Felde stehende König, die Seele des Heeres, durchkreuzte durch Thathandlungen die Versicherungen der Minister. Diese hatten unbeschadet der Besetzung Sachsens nun

schon mehrmal versichert, der König führe weder mit dem Kaiser noch dem Reiche Krieg, aber als diese Erklärung wiederum erfolgte, hatte der König, wie an einem andern Orte näher erwähnt werden wird, zwei neue Einfälle in die Länder mehrerer Reichsstände bereits ausgeführt. Von Böhmen aus hatte er ein leichtes Korps in die Oberpfalz und nach Franken entsendet und ein anderes war in das kurmainzische Eichsfeld eingebrochen und hatte die Stadt Erfurt besetzt. Das war dann freilich ein höchst seltsamer Friede, der gestatten sollte, ganze Reichsgebiete nach Belieben zu durchziehen, zu besetzen, Requisitionen auszuschreiben, Brandschatzungen zu erheben und den gegenüberstehenden Streitkräften Gefechte zu liefern. Den Thathandlungen nach befand sich der König bereits seit dem Monate Mai in offnem Kriege gegen das deutsche Reich und den Kaiser, wenn auch noch so oft das Gegentheil versichert wurde.

Von den Verbündeten der Kaiserin war Schweden die erste, wenn auch schwächste Macht, welche sich über die Einfälle in Franken und in das erfurter Gebiet aussprach. Der schwedische Gesandte Johann August von Greiffenheim überreichte der Reichsversammlung eine königliche Deklaration vom 13. September, in welcher erklärt wurde, dass genannte Invasionen hinlänglich bewiesen, dass die Gesetze des Reichs und der öffentliche Friede gebrochen seien. Schweden sehe sich daher veranlasst, und zwar früher als es selbst geglaubt, sein Heer in Preussen einrücken zu lassen, um zur Wiedergewinnung des Friedens und der Ruhe Deutschlands das Seinige beizutragen. — Als dem Worte auch sofort die That folgte, schlug von Plotho wieder den altbetretenen Weg ein, indem er in einer Denkschrift vom 29. September an die Reichsstände rücksichtlich eines bei dem Einrücken ergangenen schwedischen Manifestes erklärte: das schwedische Verfahren sei ein gewaltthätiges und ein den Reichsgesetzen und dem westfälischen Frieden widerstrebendes Beginnen, da in Bezug auf das Einrücken einer preussischen Armee in Sachsen von einer Geltendmachung der schwedischen und französischen Garantie gar keine Rede sein könne. Der König fordere somit sämmtliche Reichsstände auf, die gesetzlich verpönte schwedische Invasion zu beherzigen und ihm als Kurfürsten alle mögliche Assistenz zu leihen, die Krone Schweden aber zu vermögen, ihre Truppen zurückzuziehen, allen Schaden

zu ersetzen; nöthigenfalls möchten die Reichsstände Sr. Majestät dem Kaiser darüber ein Reichsgutachten erstatten. Das klang nun freilich nicht anders als wie bittere Ironie; doch die Stände schwiegen, denn dem Anscheine nach strömten jene Sätze aus Plotho's vollster Ueberzeugung, seines Gebieters Sache sei allein die gerechte. Hatte er eben erst das Manifest des schwedischen Oberbefehlshabers beantwortet, so publizirte die Reichsdiktatur in kurzer Frist seine Gegenschrift vom 24. November über obige königliche Deklaration. Sie wiederholte blos Bekanntes und fügte an, dass wenn auch Schweden (welches wegen der westlichen Hälfte von Vorpommern deutscher Reichsstand war) von der Kaiserin-Königin zur Mitwirkung aufgefordert worden sei, dieses doch dem westfälischen Frieden widerspreche, welcher verfüge, dass fremde Truppen nur auf Requisition der gesammten Reichsstände den deutschen Boden betreten dürften. Aber Schweden sei es keineswegs um die Erhaltung des Gleichgewichts der Konfessionen, noch um Herstellung des Friedens, noch um Aufrechthaltung der Reichsgesetze zu thun, sondern es suche bei gegenwärtiger Lage der Dinge im Trüben zu fischen und sei deshalb in den von Preussen im Jahr 1720 mittelst grosser Geldsummen erworbenen östlichen Theil von Vorpommern und sodann auch in Hinterpommern eingerückt.

Von Seiten Russlands erging endlich gleichfalls eine Deklaration gegen Preussen. Kaiserin Elisabeth hatte bereits nach Anbruch des neuen Jahres als ihren Ministerresidenten bei der Reichsversammlung ihren Hofrath Georg Heinrich von Büttner beglaubigt. Unter den vielen Titeln gebrauchte die Kaiserin schon zu dieser Zeit auch den einer Herrin und Gebieterin über die Tscherkessen und die übrigen Gebirgsfürsten. Erst am 11. Mai hatte Büttner sein Kreditiv übergeben und von dieser Zeit an sich mehr als Zuschauer und Beobachter, denn als Theilnehmer an den Staatsaktionen verhalten.[16] — Am 29. September über-

16. Büttner (oder Püttner) fand seinen Titel als Résident zu niedrig und seinem Auftrage nicht entsprechend. Während er in Petersburg um den Rang als Minister anhielt, zögerte er mit dem Beginn seiner Geschäfte; seine Beglaubigung datirt schon vom 6. Februar. An Minister Cobenzl wurde vom Reichstage aus geschrieben, dass diese Gesandschaft eines Hofes, welcher bisher am Reichstage keine regelmässige Vertretung gehabt habe, nicht geringes Aufsehen mache und dass über ihre Veranlassung sich Viele den Kopf zerbrächen, und aus Würzburg äussert

reichte er endlich ein russisches Manifest (vom 30. August). Es enthielt keine neuen oder wichtigen Thatsachen, sondern suchte die feindliche Stellung Russlands durch die Entwürfe, Plane und Thathandlungen Preussens gegen Sachsen und Oesterreich zu rechtfertigen. Ferner wurde dem König zur Last gelegt, durch rücksichtloses Benehmen und Militärzwang gegen russische Unterthanen und durch Geringachtung der kaiserlichen Minister die jetzige Stellung der Kaiserin hervorgerufen zu haben. Mehrfach habe sie allen Höfen erklären lassen, dass, wenn der König einen ihrer Bundesgenossen angreifen sollte, sie demselben mit aller Macht beistehen würde. Da ferner der von Russland beabsichtigten Vermittlung der König keine Folge gegeben habe, so werde die Kaiserin an diesem Kriege Theil nehmen, jedoch blos als Hülfe leistender Bundesgenosse.

Die Kaiserin-Königin war jedenfalls in ihren Verhandlungen mit den europäischen Mächten glücklich gewesen, indem sie Frankreich, Russland und Schweden als Kampfgenossen gewonnen hatte, um so unglücklicher war aber Kaiser Franz in seinen Bemühungen, die grosse Zahl der Reichsfürsten in Einklang zu bringen. Die thüringischen Reichsgebiete namentlich schwankten wie Schilfrohre im heftigen Winde, denn entschieden sich für oder gegen Kaiser und Reich zu erklären, war eine höchst missliche Sache. Jede Wahl schien die ganze Existenz zu kosten, je nachdem der König oder die Kaiserin den Frieden diktiren würde. Die Herzogthümer versuchten daher einen sehr misslichen Mittelweg, indem sie es mit Preussen nicht geradezu verdarben, aber auch die Befehle des Kaisers nicht vollzogen. — Sachsen-Gotha hatte die ihm durch früheres kaiserliches Reskript wegen Verhinderung Kursachsens übertragene Stelle eines ausschreibenden Fürsten des obersächsischen Kreises

---

gegen ihn (13. April 1757) Hess seine Freude, dass die Verbindung Oesterreichs mit Moskau die Zuversicht gebe, „das preussische schwere Joch von nun an nicht mehr besorgen zu müssen." Gleiches dächten viele erleuchtete Männer und würden bei dieser Gelegenheit mit Rath und That trachten, „unter göttlichem Beistand es dahin zu bringen, dass dieser zeithero so foerchterlich gewesene Monarch mit der That finden und begreiffen müsse, dass er so viel nicht mehr zu fürchten seye." Büttner versicherte, die russische Mannschaft sei bereits in Kurland an der preussischen Grenze angekommen, werde aber die Ankunft anderer Abtheilungen von Smolensk abwarten, ehe sie im Felde auftrete.

noch immer nicht übernommen und ebensowenig die kaiserlichen Mandate und Abberufungsschreiben anschlagen lassen. Umsonst war eine wiederholte Weisung des Kaisers vom 1. Februar nicht blos an Sachsen-Gotha, gegen welches er die Bestrafung sich ausdrücklich vorbehielt, sondern auch an die übrigen Herzogthümer ergangen. [17] Da die ihnen gesetzte Frist, den Vollzug nach Ablauf von zwei Monaten zur Anzeige zu bringen, fruchtlos verstrich, so erging am 5. April abermals ein kaiserliches Reskript mit einem präfigirten Termin von vier Wochen, aber er verstrich gleichfalls, ohne dass die Fürsten nachwiesen, die kaiserlichen Befehle vollzogen zu haben. Die Gründe lagen beinahe zu Tage. Hatte der Kaiser das Recht, den strengsten Vollzug aller gesetzlich angeordneten Massregeln zu fordern, so hatte er doch anderer Seits die unabweisliche Pflicht, die Reichsstände auch wegen des Vollzugs zu schützen. Wie konnte er aber ihre Unterthanen und Lande und sie selbst gegen den Unmuth Preussens sicher stellen, da zu genannter Zeit noch keine Reichsarmee existirte und auch kein verbündetes Korps vorhanden war? — Ohne Rücksicht darauf ergingen aber am 22. August abermalige Weisungen wegen Anheftung der Avokatorien und wurden deshalb von den thüringischen Staaten eben so wenig vollzogen als früher. Als aber endlich im Oktober eine Reichsarmee wirklich schlagfertig dastand, erfolgte von Seiten der Herzogthümer Sachsen-Weimar, Eisenach, Gotha und Altenburg die Erklärung ihres Beitritts zum Reichsschluss vom 17. Januar und ihrer Bereitwilligkeit, ihre gesetzlichen Beiträge an die Reichsoperationskasse zu erlegen. Auch Brandenburg-Kulmbach erklärte am 23. November durch seinen Minister von Rodkirch, dass es seine Beiträge liefern werde; Brandenburg-Ansbach hatte dagegen von Anfang an in ungestörtem Einklange

---

17. Da nun S. Liebden (hiess es im kaiserlichen Erlass an den Herzog von Sachsen-Gotha. Wien 1. Februar 1757) in Erfüllung ihrer reichsständischen Obliegenheit sich säumig und nachlässig erzeigen, so „wollen demnach die gemessene Bestraffung dessen wieder dieselbe ausdrücklich vorbehalten"; er solle „sich nunmehr ohneinstellig gehorsamb fügen, soforth unser kays. mandatum avocatorium publiciren und affigieren." Dieselbe Weisung erging auch an die einzelnen Stände des obersächsischen Kreises. Kein einziger von diesen scheint ihr nachgekommen zu sein, wenigstens erhielt der Reichshofrath auch nicht eine Vollzugsanzeige.

mit dem kaiserlichen Hofe gestanden. Am meklenburg-schweriner Hof befand sich in spezieller Mission von Champeaux, um ein Uebereinkommen mit Frankreich abzuschliessen, welches in Folge geschehener Anfrage des Herzogs von der Kaiserin gebilligt wurde. — Die Versuche des kaiserlichen Kabinets, Hessen-Kassel günstig umzustimmen oder durch Drohungen einzuschüchtern, misslangen gänzlich, und umsonst erging von Seiten des Reichshofraths am 23. Juni der Beschluss an die kreisausschreibenden Fürsten des Oberrheins, mit Zuziehung Hessen-Darmstadts die Exekution gegen Kassel zu vollziehen und vom Oberbefehlshaber der Reichsarmee die nöthigen Truppen zu begehren. — Dieser Beschluss des hohen Gerichtshofes, der sich um die politische Lage der Dinge offenbar nicht sehr bekümmerte, erregte um so grösseres Erstaunen, als schon vor der Mitte Juni bereits eine französische Armee in Hessen-Kassel eingerückt war, ohne dass es gelang, den Landgrafen für die Sache der Kaiserin zu gewinnen. Der Ritter von Folard, welcher vom französischen Hofe schon nach Beginn des Jahres nach Kassel, wie an eine grosse Zahl der kleineren protestantischen Höfe war abgesendet worden, ärndtete keineswegs die verhofften Früchte von seiner diplomatischen Rundreise. Seinen eigenen Mittheilungen an einige Reichsfürsten zufolge empfing man ihn bald mit Misstrauen, bald mit Missmuth und kaum verhüllter Abneigung. Man befürchtete allenthalben als eine Folge des Kriegssturmes den Untergang der konfessionellen so wie der politischen deutschen Freiheit, indem man jetzt unter letzterer die durch Reichsverfassung, Gesetze, Wahlkapitulationen und Friedensschlüsse verbürgten Rechte der Fürsten und übrigen Reichsmitglieder verstand, während selbe noch in früherer Zeit sich in mancher Beziehung auf die Reichsunterthanen überhaupt erstreckte, indem es beispielsweise noch im 16. und 17. Jahrhundert jedem Deutschen freistand, den Waffen- und Kriegsdienst zu üben, wo es ihm beliebte. In Anbetracht der kolossalen Macht, welche Oesterreich, die grössere Hälfte des deutschen Reichs, Frankreich, Russland und Schweden gegen König Friedrich und seine Bundesgenossen in das Feld stellten, sprach Fürstbischof Adam Friedrich von Würzburg gegen den Grafen von Kaunitz die von vielen Reichsständen gehegte Besorgniss aus, dass die kaiserlichen Waffen, vom Siege begünstigt, die

Gränzen der Mässigung überschreiten möchten. — Der Himmel fügte es anders.

Schliesslich werfen wir einige Blicke auf die Verhandlungen, welche in Bezug auf die beabsichtigte Achtserklärung des Königs Friedrich statt fanden. — Bereits am 1. April, einem schon an und für sich verfänglichen Tage, hatte der kaiserliche Reichshoffiskal, Emilian Helm, bei der Reichsversammlung das dienstliche Ansuchen gestellt, sie wolle die Zitation oder Vorladung Sr. Majestät des Königs von Preussen in seiner Eigenschaft als Kurfürsten von Brandenburg beschliessen, damit er sehe und höre, wie er in die Acht des Reichs und aller seiner Lehen, Rechte, Privilegien und Exspektanzen verlustig erklärt werde. Noch an demselben Tage ging das beistimmende Reichsgutachten an den Kaiser ab, jedoch hatte man beschlossen, dass die Sache keineswegs übereilt, sondern dass nur stufenweise weiter verfahren werden solle. Der Reichshofrath verfuhr auch wirklich bedächtiger, denn erst im Oktober erhielt der Reichsrath die Notifikation, dass die Prozessverhandlungen nun so weit gediehen seien, um die Ladung dem königlichen Gesandten anstatt seines Gebieters zuzustellen und zwar wegen des Einfalls in Sachsen und weitern bewaffneten Anzugs gegen das Reich. — Der gesetzliche nächste Zweck der Ladung war, den König zur Vorbringung der Einreden zu veranlassen, welche er der Belegung mit der Reichsacht entgegen zu stellen hatte. In Folge der vom Reichshoffiskal bei dem kaiserlichen Notar Georg Mathias Aprill zu Regensburg gestellten Requisition, dem Minister von Plotho die Ladung zu überreichen, erhielt letzterer samt seinen beiden Zeugen, jedoch unter Verschweigung des Grundes, warum sie kämen, am 14. Oktober Audienz. Er überreichte die Ladung. Kaum hatte Plotho, eines solchen Vorgangs sich nicht versehend, den Betreff der Schrift gelesen, so wallte er im Zorne auf, fasste den kaiserlichen Notar bei den Schultern, schüttelte ihn, schob ihm, alles Widerstrebens ungeachtet, die Ladung in die lange Westentasche und befahl den Dienern, ihn zur Thüre hinaus zu bringen. Diese, kälter als ihr Herr, enthielten sich der Handanlegung, nöthigten aber den Ueberbringer, sogleich das Haus zu verlassen. Welches Aufsehen dieser Vorfall allenthalben erregte, bedarf keiner Erwähnung. Der Reichshofrath erliess nun am 27. Oktober den weitern Beschluss, dass die

Insinuation als wirklich geschehen und vollzogen anzusehen sei. Sie solle ferner zu Regensburg zu jedermanns Wissen am Rathhause angeschlagen werden und zwar in solcher Höhe, dass jeder sie auch lesen könne. Erst nach der Mitte des November kam dieser Beschluss auch wirklich zur Ausführung[18], von Plotho aber verbreitete am 29. November nach allen Seiten hin seine gedruckte Protestation. Er erkannte, da sich der kaiserliche Notar unter einem falschen Vorgeben bei ihm Zutritt verschafft habe (weshalb er ihm auch die Thüre gewiesen), dessen Verfahren keineswegs als einen legalen Insinuationsakt an. Es sei übrigens weltbekannt, dass kein Gesandter beim Reichstag zur Anname von Schriften in reichsgerichtlichen Prozesssachen bevollmächtigt sei, und keiner werde sich daher eine solche Insinuation aufdringen lassen. Auf welche Weise die von den höchsten Reichsgerichten ausgehenden Verfügungen den Reichsfürsten zuzustellen seien, dieses sei sowohl durch die Reichskammergerichtsordnung wie durch die Reichshofrathsordnung vom Jahr 1654 klar und deutlich vorgeschrieben. Der stattgefundene Akt sei somit an sich selbst null und nichtig, und er verwahre sich gegen alle ungesetzlichen und konstitutionswidrigen Zudringlichkeiten. — Das Resultat war, dass der Reichshofrath aller Bedächtlichkeit ungeachtet dennoch wieder den rechten Weg verfehlt hatte. — War vom berliner Kabinet das Rechtsgefühl der wohldenkendsten Deutschen durch seine Gewaltschritte vielfach verletzt worden, so wurde dasselbe hinwieder durch ungehöriges Verfahren des Reichsgerichtshofes keineswegs gestärkt und wieder aufgerichtet.

18. Mitte November 1757 wurde am Rathhaus zu Regensburg angeschlagen eine Pergamenturkunde des Reichshofrathsfiskals, welche die Zitation des Kurfürsten von Brandenburg enthielt „ad videndum et audiendum se declarari in poenam banni imperii“.

2.

Preussische und österreichische Armee. — Beiderseitige Stellung während des Winters an der Grenze: niederländisches Armeekorps. — Gefecht bei Hirschfeld im Februar. — Herzog Karl von Lothringen erhält den Oberbefehl über die österreichische Armee: Feldmarschal Graf Browne ihm beigeordnet. — Sächsische Truppen. — König Friedrich bricht mit fünf Korps in Böhmen ein. — Treffen bei Reichenberg am 21. April. — Die beiderseitigen Heere bei Prag. — Schlacht am 6. Mai. — Berennung und Beschiessung von Prag. — Feldmarschal Graf Daun mit einem neuen Heere südlich bei Prag. — Schlacht bei Kollin am 18. Juni. — Stiftung des militärischen Maria-Theresia-Ordens. — Das preussische Heer beginnt seinen Rückzug aus Böhmen.

Von Oelsnitz im Voigtlande bis in die Gebirge von Troppau hinauf hielt ein doppelter eiserner Ring Böhmen und einen Theil von Mähren umschlossen: jenseits der Gränzen das preussische, diesseits das österreichische Heer. Letzteres in der festen Zuversicht, der König werde die Offensive nicht ergreifen, hatte der besseren Verpflegung wegen sehr ausgedehnte Kantonnirungen bezogen, während die Preussen enger zusammengezogen und auf der weniger fruchtbaren Nordseite der Bergketten stehend an Lebensmitteln keinen Ueberfluss hatten. Damit es seiner Armee nicht am gehörigen Unterhalte fehle, hatte Marschal Browne auf allen Strassen, welche nach Sachsen und Schlesien führten, während des Winters zahlreiche Magazine errichten lassen. Die tiefe Sicherheit der Oesterreicher schläferte dagegen die Preussen nicht ein, und namentlich entwickelte Generalleutenant von Ziethen, welcher die rechte Flanke der preussischen Aufstellung von Chemnitz über Zwickau bis Oelsnitz deckte, einen etwas zu grossen Eifer, um sich Nachrichten zu verschaffen. Er schärfte durch Plakate allen Bewohnern der sächsischen Städte, Flecken und Dörfer längs der Gränze ein, von jeder Bewegung der österreichischen Truppen sogleich den nächsten preussischen Militärposten Kunde zu geben, wo nicht und im Falle der Feind die Gränze passire, werde er alle Säumigen aufheben und so lange in strengster Haft halten lassen, als die preussische Armee im Lande stehe; wer dagegen eine Anzeige mache, habe bis zu zehn Thaler Belohnung

zu erwarten. — Die sächsische Staatsregierung machte diese zu weite Ausdehnung der Kundschafterei zum Gegenstande einer speziellen Beschwerde.*

Fortwährend zog die österreichische Armee aus den südwärts liegenden Ländern und Reichen neue Streitmassen an sich, und da das Schicksal der Niederlande durch die Allianz mit Frankreich sicher gestellt war, so zog auch aus diesen ein kräftiges Heer, bestehend aus 24 Bataillonen, 20 Grenadierkompagnien und 2 Reiterregimentern mit 70 Geschützen heran. Nach der Mitte Januars betrat es unter den Generalen Herzog von Ahremberg, Herzog von Ursel, Graf Argenteau, Marquis d'Ains u. s. w. den böhmischen Boden. — Im Februar, wo noch der tiefste Schnee in den Gebirgen lag, schritt kriegerische Ungeduld bereits zu Feindseligkeiten vor. Den in Böhmen einspringenden Winkel der Lausitz, wo Zittau liegt, hatten die Preussen nicht besetzt; ihr nächster Posten stand nördlich davon bei dem Dorfe Hirschfeld in einer Schanze. Während General von Maquire die Stadt besetzt hielt, griff General Fürst Löwenstein das in der Schanze stehende Bataillon des Regiments Prinz Heinrich an, welches 800 Mann zählte. Er stürmte sie, aber die tapfere Besatzung zog sich nach Verlust einiger hundert Mann an Todten und Gefangenen fechtend zurück. Um diese Zeit bemächtigte sich der österreichischen Armee sowie der süddeutschen Staaten eine gewisse Unruhe, welche das Oberkommando über die böhmische Armee und sonach den Feldmarschal Graf Browne betraf. Es verbreitete sich unter der Hand das Gerücht, der kaiserliche Hof beabsichtige mit Entfernung des alten Feldherrn den Oberbefehl dem Herzog Karl von Lothringen, dem Bruder des Kaisers, zu übertragen. Ein patriotischer geistlicher Fürst war der erste, der seine Stimme erhob. Fürstbischof Franz Christoph von Speier sprach sich bereits am 24. Februar gegen mehrere Mitfürsten dahin aus, dass der Prinz zwar viele edle Eigenschaften besitze, Graf Browne habe aber bisher seinen Ruf auf edle Weise bewährt und besitze das Vertrauen der Armee in hohem Grade. Veränderungen solcher Art, besonders im Beginne eines Feldzugs, seien höchst gefährlich. Mehrere Höfe befänden sich in Folge jener Nachricht in grosser Verlegenheit

* Sächsische Staatsschrift: Les preuves évidentes réponse au mémoire raisonné. Beil. 42. p. 42 u. 43.

und es könne daher wohl geschehen, dass sie nicht die mindeste Lust trügen, einen thätigen Antheil an diesem Kriege zu nehmen, sondern vielmehr den Gang der Ereignisse ein wenig abzuwarten. Man habe zu befahren, dass Marschal Browne durch eine solche Massregel tief gekränkt seinem Eifer, das allgemeine Beste zu fördern, Schranken setzen werde. Es werde daher zweckdienlich sein, dem kaiserlichen Ministerium einen Wink zukommen zu lassen; es scheine am besten zu sein, den Feldmarschal bei seinem Kommando zu belassen und dem Prinzen von Lothringen den Oberbefehl über die zu bildende Reichsarmee zu übertragen. Mehrere Fürsten wandten sich jetzt direkt an den Grafen von Kaunitz, und aus seiner Antwort vom 13. März erhellte, dass das Gerücht kein leeres gewesen. Er erklärte, dass der kaiserliche Hof die Kriegserfahrung und grossen Verdienste des Marschals zu hoch schätze, um nicht von ihm Gebrauch zu machen. Die kaiserlichen Majestäten hätten daher beschlossen, dem den Oberbefehl übernehmenden Herzog von Lothringen den Grafen von Browne als Feldmarschal beizuordnen. Nun war es im Grunde noch schlimmer als zuvor. Zwei können mit gleichen Befugnissen den Oberbefehl über dasselbe Heer nicht führen, da die Einheit der Plane, Entwürfe, Massregeln und Führung dabei zu Grunde geht. Ist aber einer dem andern ungleich an Macht und Ansehen, so ist der minder Bedachte nicht dafür verantwortlich zu machen, wenn die Ereignisse nicht der Erwartung entsprechen. — Wie König Friedrich die Umstände zu benutzen verstand, ward gegen Ende des April kund.

Die Bemühungen des Königs, seine Heeresmacht durch jedes Mittel zu vergrössern, trug indessen nicht die gehofften Früchte. Im März begann es in den der preussischen Armee einverleibten sächsischen Bataillonen zu gähren. Das Infanterieregiment Friedrich August und ein Bataillon von Prinz Xaver hatten während des Winters zu Guben, Cottbus und Lübben in der Lausitz gestanden und sollten zur Verstärkung der Besatzungen nach Berlin und Schweidnitz am 28. und 29. März aufbrechen. Da die Soldaten ohne alle Munition waren, so hatten sie seit längerer Zeit um ihr eigenes Geld Pulver gekauft, Kugeln gegossen und Patronen verfertigt. Nach erfolgtem Ausmarsch brach der Aufstand los. Sie entliessen ihre preussischen Offiziere und unter

Leitung ihrer Unteroffiziere drangen sie zur Oder, setzten über den Fluss mit Schwierigkeit aus Mangel an Kähnen, warfen die zahlreichen schlesischen Bauernhaufen unter Führung der Förster und Landedelleute mehrfach zurück und überschritten nach mehreren gewaltigen Märschen bei Schermeisel die polnische Gränze. König August war ob dieser Treue tief ergriffen; er ernannte alle Führer zu Offizieren und liess die That seiner Getreuen durch eine eigene ausführliche Druckschrift verkünden.

Der April brach heran, und noch immer stand die österreichische Armee mit Ausname eines einzigen Korps unbeweglich in ihrer Kantonnirungslinie. Marschal Graf Brown hatte sein Hauptquartier zu Budin an der Eger. Da dem Oberbefehlshaber Herzog Karl von Lothringen die Nachricht zugegangen war, dass ein beträchtliches Korps bei Zwickau sich zusammen zu ziehen beginne, hielt er für rathsam, dasselbe bei Eger zu thun und hier unter dem Feldmarschal-Leutenant Herzog von Ahremberg 20,000 Mann aufzustellen. Der Beginn seines Kommandos wäre jedoch beinahe auch dessen Ende geworden, denn als er mit schwacher Bedeckung die Aufstellung der Preussen im Gebirge recognoszirte, stiess er unerwartet auf 200 Fussjäger und 300 Freireiter oder Jäger zu Pferde, die ihn bis auf eine Meile von Eger verfolgten.

Nach der Mitte des April, als die österreichischen Heeresabtheilungen bereits sich zu sammeln begonnen hatten, beschloss der König von allen Seiten in Böhmen einzubrechen und die ihm günstigen Umstände in Folge der Veränderung im Oberkommando und der noch nicht vollständigen Zusammenziehung der Gegner zu benutzen. Als nächstes Ziel bot sich ihm Prag dar. In dem Masse aber, als die Bewegung seiner Armee von Sachsen, der Lausitz und Schlesien aus eine konzentrische wurde, zogen sich auch alle Heersäulen der österreichischen auf die Hauptstadt zurück. In der zweiten Hälfte des April eröffnete der König den Feldzug mit drei Haupt- und zwei Nebenkorps. Er selbst zog von Pirna über Peterswalde, Aussig, Lowositz und Welwaren die gerade Strasse. Zu seiner Rechten zur Deckung der Flanke zog zunächst Prinz Moriz von Anhalt-Dessau von Chemnitz über Marienberg, Kommotau und Laun, und rechts von letzterm Prinz Heinrich von Preussen, der von Annaberg über Neustädl, Kaaden, Saatz gleichfalls auf Laun vor-

drang. Links vom König und vom rechten Elbufer ostwärts brach der Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, gewöhnlich nur der Prinz von Bevern genannt, von Zittau und über Friedland, Reichenberg, Jungbunzlau an der Isar und Altbunzlau an der Elbe gegen Prag vor, und zu seiner Linken kam aus den schlesischen Gebirgen von Landshut und Silberberg über Braunau, Trautenau und Nachod Feldmarschal Schwerin. Dem Könige und den beiden Nebenkorps war von Prag aus Marschal Browne entgegen geeilt; dem Prinzen von Bevern bot Feldzeugmeister Graf von Königsegg und dem greisen Marschal der General der Kavallerie Graf Serbelloni die Spitze.

Das königliche Korps sowie die Nebenkorps über 60,000 Mann stark fanden nirgends Widerstand. Friedrich selbst sprach sich in seinen Bülletins, die er an den Minister von Plotho richtete und die dieser zum Drucke beförderte, dahin aus, er habe geglaubt, den Uebergang über die Eger sich streitig gemacht zu sehen und genöthigt zu sein, den Marschal Browne im Lager von Budin anzugreifen, allein dieser sei, ohne sich in einen Kampf einzulassen, zurückgewichen und so seien die kaiserlichen Magazine zu Aussig, Lowositz, Leutmeriz, Budin und Welwaren in seine Hände gefallen. Ferner habe er geglaubt, der Marschal werde ihm wenigstens den Weissenberg bei Prag streitig machen, allein er habe ihm auch diesen Posten ohne Kampf überlassen und mit der Armee sich nach Prag selbst und auf das rechte Moldauufer zurückgezogen. Wenn nun aber der König sich schliesslich darüber freute, dass die furchtbaren Kriegsheere, die ihn im Innersten seiner Staaten zu vernichten gedroht, bisher von ihm zurückgedrängt waren, so vergass er, dass man den Morgen nicht, bevor es Abend wird, loben soll.

Ganz ohne Kampf blieb es dagegen auf der rechten Seite der Elbe nicht. Zu Tetschen, wo nur eine schwache Abtheilung von 200 Kroaten unter Führung eines Grafen von Buttler stand, erschienen die Preussen so plötzlich, dass an eine Räumung nicht zu denken war. Berannt von 2000 Mann vertheidigte er sich vier Tage lang, bis der Befehlshaber eines Kroatenkorps, Oberst Mac-Elliot, ihm Hülfe sandte, worauf die kleine Schaar mit Rettung ihrer zwei leichten Geschütze glücklich durchbrach. Ein harter Kampf fand beim Vordringen des Bevern'schen Korps statt, welches 20,000 Streiter zählte. Nachdem es am 20. April

von Zittau über Friedland nach Kratzau vorgedrungen war, erfuhr es hier den ersten Widerstand. Seine Vorhut wurde von einem Reiterhaufen unter Fürst Karl Liechtenstein mehrmal geworfen, und als jene verstärkt wurde, führte General Lascy Infanterie in das Gefecht, aber der Prinz nöthigte sie durch ein heftiges Geschützfeuer zum Rückzuge. Am folgenden Tage drang er gegen Reichenberg vor, von welchem westwärts zu Gabel General Maquire stand, während am erstern Orte Feldzeugmeister Graf Königsegg sich befand; beide befehligten über 28,000 Mann. Während Bevern den Hauptangriff gegen letztern richtete, hinderte er durch einen Scheinangriff den erstern, dem Posten bei Reichenberg Hülfe zu bringen. Aehnlich der preussischen Stellung bei Lowositz befand sich das österreichische Korps mit den beiden Flügeln des Fussvolks an Berge angelehnt und in der Fläche zwischen beiden breitete sich die Reiterei aus, welche aus drei Regimentern Kürassiren und Dragonern bestand. Fruchtlos griff um 7 Uhr Morgens die preussische Reiterei sie mehrmals an, indessen die Infanterie nach einer heftigen Beschiessung der österreichischen Schanzen durch das Geschütz diese mit dem Bajonnet angriff und auch zum Theil nahm. Feldmarschalleutenant Graf Porporati und die kaiserlichen Obersten Graf Hohenfeld und von Sinnwald fanden dabei einen rühmlichen Tod. Der Feldzeugmeister trat gegen Mittag den Rückzug nach dem eine Meile entlegenen Liebenau an, wo General Maquire zu ihm stiess. General Lascy bildete die Nachhut und wurde vom Generalleutenant von Winterfeld verfolgt. Während die österreichischen Berichte melden, Lascy habe mit Umsicht und Glück den Rückzug gedeckt und sämmtliches Geschütz und alles Heergeräthe gerettet, geben die preussischen Büllctins an, Winterfeld habe viele Gefangene gemacht, das Gepäck seines Gegners und des Generals Brettlach, sowie die Zelte von drei Regimentern erbeutet. Jene geben den Verlust im Ganzen zu tausend Mann an, diese schätzen ihn dagegen auf achtzehnhundert und den eigenen blos auf dreihundert Streiter. — Unaufgehalten durch fernere Angriffe nahm Graf Königsegg seinen Rückzug nach Prag, der Prinz von Bevern aber stiess zum Marschal Schwerin.

Dieser mit 30,000 Mann vordringend stiess in den böhmischen Gränzgebirgen bei Nachod blos auf die österreichische

Nachhut unter General von Gemmingen, da Serbelloni dem verschanzten Lager bei Königgrätz zuzog. Sie wurde geworfen, aber der preussische General von Wartenberg fand im Kampfe den Tod. Schwerin stellte sich nördlich von der Festung in einer Linie von Königshof bis Melotin beobachtend auf, aber Serbelloni konnte sich in keine Schlacht einlassen, da der Befehl des Generalissimus ihn nach Prag rief. Er zog in solcher Eile der Elbe bei Altbunzlau und Brandeis zu, dass das grosse Magazin zu Jungbunzlau nicht mehr zu retten war. Bevor noch der Befehl, es anzuzünden vollzogen werden konnte, war schon die preussische Vorhut da. Der König schätzte, vielleicht zu hoch, den Werth der Beute auf fünf Millionen Gulden.

Am ersten Mai hatte der Prinz von Lothringen bereits beschlossen, die ganze Armee zwischen dem rechten Moldau- und dem linken Elbufer zusammenzuziehen, so dass der linke Flügel sich an die Ostseite von Prag lehne und in der nordöstlichen Richtung der rechte sich bis Brandeis an der Elbe ausdehne. In den Morgenstunden des zweiten Mai erglänzte Waffenschimmer auf dem preisgegebenen Weissenberg; es war der preussische Vortrab, gefolgt vom König und einem 50,000 Mann starken Heere. Dieses lagerte sich theils auf der Berghöhe, theils unterhalb in der Tiefe, so dass der linke Flügel an die Moldau stiess. An demselben Tage entspann sich zwischen einer Kolonne des zur Elbe vordringenden Marschals Schwerin, während er eine andere nach Melnik entsandt hatte, und dem Parteigängerkorps Mac-Elliot's ein lebhaftes Gefecht zu Altbunzlau, welches von 4 Uhr bis Abends 8 Uhr dauerte. Um diese Zeit war letzterer so hart bedrängt, dass er auf das linke Elbufer hinüberzog und die Brücke hinter sich verbrannte. Der Marschal lagerte am folgenden Tage bei Lieblitz jenseits des Flusses, während die von ihm nach Melnik, unterhalb des Zusammenflusses der Moldau und der Elbe, entsandte Kolonne bei Horozin eine Brücke schlug und dadurch erst die Verbindung der königlichen Armee mit seinem Korps herstellte. In Folge von Schwerin's Vordringen erhielt sofort der rechte österreichische Flügel, dessen Flanke jetzt offen war, eine andere Stellung; er ging südlich fast in gleicher Linie mit Prag zurück und lehnte sich abermals an die Elbe. Prag selbst und namentlich der Hradschin war von 8 Bataillonen besetzt, und an und auf dem Wischehrad unter den

Generalen von Okelly, Buttlar und Draskowitz sämmtlich unter dem Oberbefehl des Feldmarschallieutenant, Grafen von Thürheim, stand eine ausgewählte Truppenabtheilung.

Die Bewegungen der preussischen Korps verriethen die Absicht, es bald zu einem entscheidenden Kampfe kommen zu lassen. Der König liess bereits am 4. Mai unterhalb von Prag bei Potkaba und Rostok über die Moldau Brücken schlagen, um ebenfalls zwischen der Moldau und der Elbe im Angesicht der österreichischen Armee Stellung zu nehmen. Prinz Karl von Lothringen, besorgt, der König beabsichtige vielleicht, dem Elblauf aufwärts folgend ihn in der Flanke anzugreifen und von den Magazinen zu Kollin und Kuttenberg abzuschneiden, zog seinen rechten Flügel abermals zurück, um jene besser zu decken, und lehnte den linken hart an die Neustadt von Prag. Der 5. Mai war zur Zusammenziehung der preussischen Streitmacht bestimmt. Gegen Mittag zog das königliche Heer mit Zurücklassung eines kleinen mit Geschütz jedoch wohlversehenen Korps am Weissenberge auf das rechte Moldauufer hinüber, und eben dahin nahm am Abend desselben Tages Schwerin seinen Marsch, indem er Brandeis, seinen Uebergangspunkt über die Elbe, wo er zahlreiches Heergeräthe sammt der Anspannung zurückliess, bloss mit einem Bataillon besetzt hielt.

Als der 6. Mai anbrach, stand die vereinigte preussische Armee der österreichischen gegenüber, welche alle wohlgelegenen Anhöhen des Hügellandes und der Niederungen, die theils von Aeckern und Wiesen, theils von abgelassenen Teichen und Wassergräben durchschnitten waren, mit ihren Geschützen bedeckte. Schwerin begann zwischen 8 und 9 Uhr die Schlacht mit dem Angriffe des rechten österreichischen Flügels unter Marschal Browne, indessen der König den linken weniger ernstlich angriff, oder vielmehr bloss allarmirte. Schwerin's Absicht, den rechten Flügel zu umgehen, suchte der Prinz von Lothringen dadurch zu vereiteln, dass er demselben eine gewaltige Reitermasse, 13 Regimenter, zu Hülfe sandte und bloss zwei Regimenter zurückbehielt, da sein linker Flügel ohnehin durch die schweren Wallgeschütze von Prag gedeckt war. In dem Masse als jener trachtete, die offne Seite des feindlichen Flügels zu gewinnen, dehnte sich dieser mittelst der Reiterei mehr in die Länge. Nach Besiegung grosser Hindernisse, welche

sich der schlammigen Teiche und Dämme wegen dem preussischen Fussvolke entgegenstellten, rückte dessen erste Linie in Kolonnen und fortwährend von den österreichischen Batterien bestrichen um die siebente Morgenstunde zum Bajonnettangriffe heran, wurde aber von einem solchen Kugelregen empfangen und niedergeschmettert, dass sich alle Kolonnen wandten. Wie sie Strömungen gleich sich gegen die zweite Linie ergossen, fiel gar mancher Tapfere durch die Kugeln seiner Mitstreiter, da sie sofort in Folge der entstandenen weiten Lücken ihr Feuer begannen, und sodann gleichfalls über den zahlreichen Leichen zum Sturme vorrückten. Bei diesem wiederholten Angriffe war es, wo der edle, selbst vom österreichischen Heere hochgeschätzte Schwerin das Ziel seiner langen und ruhmvollen Laufbahn erreichte. Er stieg vom Pferde, nahm eine Fahne des Fussvolkes in seine Rechte und schritt ihm unter aufmunternden Worten voran, aber nur wenige Schritte, denn ihn streckte ein dichter Kugelregen todt zu Boden. Auch dieser zweite Angriff des preussischen Fussvolks misslang. Indessen war es zwischen der Reiterei zum Kampfe gekommen. Die preussische Kavallerie griff die erste Linie der österreichischen an und warf sie gegen die zweite zurück, aber diese, in der Linie stärker und weiter ausgedehnt, griff die Gegner in Front und Flanken an und warf sie hinwieder. Jetzt setzte sich der ganze österreichische rechte Flügel in Bewegung und drang siegend und in bester Ordnung über 600 Schritte vor, wobei sechzehn preussische Geschütze und mehrere Fahnen erbeutet wurden.

Der die Schlacht entscheidende Moment war nunmehr gekommen. Kaum hatte der König den entstandenen grossen Raum erblickt, der weder durch das Anschliessen der Mitte an die Vorgerückten noch durch eine Reserve ausgefüllt und geschlossen wurde, so bildete er, während der Herzog Ferdinand von Braunschweig mit mehreren Reiterregimentern sich auf die äusserste rechte Flanke der österreichischen Kavallerie warf, rasch seine Kolonnen und drang in die Lücke ein. Plötzlich sahen die Linien des vorgerückten Fussvolks sich in der Seite und im Rücken angegriffen und in eine gewaltige Unordnung dadurch gerathend und allmälig nur eine dicke Masse bildend, wurde es den Befehlshabern unmöglich gemacht sie zu entwirren. Bloss einigen Regimentern gelang es, sich an die noch fest

stehende Mitte anzuschliessen, während die übrigen rückwärts der früheren Schlachtlinie sich zu sammeln suchten. In Folge des Angriffs des Herzogs Ferdinand war es einem grossen Theile der Reiterei ebenso ergangen. In Seite und Rücken gefasst, wurde er geworfen und zersprengt, doch mehrere Regimenter, über 2000 Reiter stark, blieben gesammelt und bildeten die Nachhut der 16000 Mann starken Infanteriemasse, welche um die achte Stunde Abends, denn so lange hatte der Kampf gedauert, südwärts vom Schlachtfelde nach Beneschau ihre Richtung nahm. — Während die beiderseitigen Armeen im heissen Streite begriffen waren, hatte ein kühner Parteiführer, General von Beck, einen für das preussische Heer wichtigen Punkt, wenn es selbst das Schlachtfeld hätte räumen und sich zurückziehen müssen, mit stürmender Hand genommen. Mit 4000 Mann leichten Truppen, Warasdinern und Slavoniern, griff er Brandeis, den vom Marschal Schwerin benutzten Uebergangspunkt über die Elbe, unverhofft an. Er stürmte die Thore, nahm Stadt und Schloss, machte das zurückgelassene Bataillon Manstein sammt seinem Befehlshaber von Mardefeld kriegsgefangen und erbeutete fünf Fahnen, zwei Geschütze, 500 Pack- und Zugpferde und zahlreiches sonstiges Heergeräthe. Am Abend aber räumte er wieder die Stadt, zog auf die rechte Seite der Elbe und verbrannte hinter sich die Brücke. War auch der von ihm gehoffte Fall nicht eingetreten, so versetzte er doch die Armee des Königs in grosse Verlegenheit, da sie einen bedeutenden Theil ihres Unterhalts über Brandeis aus dem reichen Magazine zu Jungbunzlau bezog. Vom Könige unbehelligt, hatte sich vor Einbruch der Nacht der linke österreichische Flügel sammt der Mitte theils unter den Kanonen von Prag gelagert, theils hatte er die Stadt selbst besetzt. Allerseits ward von dem grauenvollen Tagewerk ausgeruht, aber viele Tausende ruhten auf immer. Es schlief Held Schwerin unter den Fahnen seines Königs den Todesschlaf und neben und mit ihm die Generale von Golz, Amstel, Schöning, ein Prinz von Holstein, ein Herzog von Anhalt, und später starben an dort erhaltenen Wunden die Generale von Krokow und Ludwig Herault von Hautcharmois; österreichischer Seits hatte der greise und tapfere Degen, Marschal Browne eine tödtliche Wunde empfangen, General von Peroni und ein Fürst von Löwenstein aber ihr Leben auf dem Schlacht-

felde ausgehaucht. — Die Angaben über den Verlust der beiderseitigen Heere sind äusserst schwankend und eben so widersprechend wie jene über die Stärke der Heere im Ganzen bevor es zur Schlacht kam. Wenn die Gesammtmacht des Königs vor Prag auf die Zahl von mehr als 100,000 Mann von preussischen Schriftstellern angegeben wird, so spricht der König selbst in seinem kurzen Bericht von der Wahlstatt an die Königin Mutter von 150,000 Streitern. Von gleicher Stärke mag auch wohl die unter Prinz Karl von Lothringen stehende Armee im Ganzen gewesen sein. Diese Streitkräfte waren aber bei der Schlacht nicht zugegen, denn der König hatte zur Erhaltung seiner Verbindungslinie mehrere starke Posten auf der Strasse von Welwaren und Lowositz, sowie auch auf der Westseite von Prag zu Beraun stehen und auf dieser nach Pilsen und in die Oberpfalz führenden Heerstrasse ein Parteigängerkorps von 2000 Mann unter seinem Flügeladjutanten Oberstleutenant von Mayer nach Franken entsandt. Der Prinz von Lothringen hatte dagegen Prag und namentlich die kleine Seite zu decken und zudem mehrere Streifkorps jenseits der Elbe unter Beck und Mac-Elliot, sowie mehrere Postirungen südlich von Prag zur Ueberwachung der Moldau und der feindlichen Stellung bei Beraun. Nach preussischen Angaben war das Heer des Königs, das wirklich zum Treffen kam, bloss 64,000 und das österreichische 76,000 Mann stark, nach österreichischen Berichten zählte das erstere nur 60,000 und das letztere nur 55,000 Kämpfer. Den preussischen Verlust am 6. Mai geben jene auf mehr als 16,000 Mann an, theils Todte theils Verwundete und den österreichischen auf 19,000 Mann; diese den eigenen auf 13,000, den preussischen aber auf 15,000 Kämpfer. [19]

---

19. Während der Winterrast hatte König Friedrich die grossen Kriege zwischen Ludwig XIV. und Deutschland studirt und mit Schwerin, welcher Schlesien hütete, sich brieflich über seinen nächsten Feldzug und die zu gewärtigenden Bewegungen der Feinde berathen. Sein erster Gedanke war, durch ein Heer die Grenzen von Schlesien und Sachsen bewachen zu lassen und selber mit einem zweiten Heer von 40,000 Mann Erfurt einzunehmen und den Franzosen entgegenzugehen. Schwerin war anderer Ansicht. Er zweifelte, ob Frankreich geneigt sein werde, 30,000 Mann zu dem erbärmlichen Reichsheere zu schicken, legte grosses Gewicht auf die Schwierigkeiten der Verpflegung, welche sowohl dieser Feind als der König finden müsse, und nahm vor allem daran Anstoss,

dass alsdann die preussischen Streitkräfte in fünf getrennte Heerkörper getheilt würden; Oesterreich habe vor allem die Wiedereroberung von Schlesien im Auge, und dieses könne alsdann nur von 15,000 Soldaten vertheidigt werden. Diese Bedenken würdigend liess Friedrich seinen ersten Plan fallen. Eine Besprechung fand nun statt. Nach Varnhagen von Ense's Leben des Feldmarschals Grafen von Schwerin, Berlin 1841, S. 180. trafen Friedrich, Schwerin und Winterfeld am 29. Januar 1757 in Hainau zusammen und setzten den von Friedrich nun neu entworfenen Feldzugsplan fest, worauf Friedrich nach Dresden reiste und dort verweilte; nach K. W. von Schöning (Der Siebenjährige Krieg. Unter Allerhöchster Königlicher Bewilligung nach der Original-Correspondenz Friedrich des Grossen mit dem Prinzen Heinrich und Seinen Generalen aus den Staatsarchiven bearbeitet. Potsdam 1851. I. 63.) fand die Berathung und Einigung am 30. März 1757 zu Frankenstein statt und nahm an ihr ausser den Genannten noch der Generalmajor von der Goltz Antheil. Goltz war auch Ueberbringer einer von Friedrich aufgestellten Reihe von Bedenklichkeiten für den angenommenen Fall, gleichzeitig mit vier Abtheilungen in Böhmen einzurücken, noch bevor die Oesterreicher sich zum Beginn des neuen Feldzuges angeschickt hätten. Schwerin's schriftliche Beantwortung war so vortrefflich, dass ihm der König zurückschrieb: on voit que vous êtes un vieux routier qui connoissez le metier à fond et qui pouvez donner de bons avis aux jeunes gens. Als freilich späterhin, da der Plan in die Wirklichkeit treten sollte, der Feldmarschal, nach Art des Alters, allerhand kleine Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten erhob, wurde Friedrich äusserst ungehalten. Richtig urtheilte er, dass es auf ein paar tausend sächsische Ausreisser mehr oder weniger jetzt nicht ankomme, wenn der grosse Schlag gelinge, und mit voller Entschiedenheit nahm er selbst die Leitung der Ausführung in seine kräftige Hand.

Das Vorhaben gelang, den Feind sicher zu machen und zu dem Glauben zu verleiten, er werde nur vertheidigungsweise den Krieg weiter führen. Friedrich hatte sich den Winter über ruhig gehalten; er traf nun, als der Winter zum Ende neigte, leicht wahrnehmbare Anstalten, die darauf berechnet schienen, gegen einen Einbruch der Oesterreicher in Sachsen sein Heer zu decken: Ortschaften und Stellungen liess er befestigen, auch die aus Böhmen nach Sachsen hereinführenden Wege verhauen. Wirklich täuschte er die Häupter in Oesterreich, die bei dieser Gelegenheit zeigten, wie wenig sie Friedrichs Charakter kannten und wie oberflächlich sie urtheilten. Niemand erwartete in Oesterreich einen Angriff des Preussenkönigs — und doch wollte man selber ihm zu Leibe gehen und den Feldzug mit einem Angriffe eröffnen, nur später im Jahre!

So waren die Oesterreicher noch nicht schlagfertig, als Friedrich am 18., 19. und 20. April den schwierigen und gefährlichen Einmarsch in Böhmen ausführte. Allzuweite, ausgedehnte Winterlager nahm in Böhmen das österreichische Heer ein. Es wurde ihm daher leicht, diese schnell zu durchbrechen, sowie die Vorräthe in der Nähe der Grenze, namentlich die in Jungbunzlau, wegzunehmen und damit den Unterhalt

für seine Mannschaft zu gewinnen, auch die Uebergänge über Elbe, Moldau und Eger ohne Widerstand zu bewerkstelligen; die österreichischen Feldherrn hingegen waren ausser Stand, ihre allzu entfernten Streitmassen in der erforderten Eile zusammenzuziehen; sie bemühten sich nutzlos, sich in Eger zu verschanzen; indess sammelten sie ihre Kräfte bei Prag. Ohne Zögern griff Friedrich an, sobald er nur konnte, um der gänzlichen Vereinigung der feindlichen Heeressäulen zuvorzukommen, und schlug am 6. Mai die Schlacht. Der Eindruck dieses kühnen Zuges und grossen Sieges war stark. In Wien herrschte in den nächsten Tagen grosse Niedergeschlagenheit und Rathlosigkeit (Broglie's Bericht, Stuhr Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des siebenjährigen Krieges. Hamburg 1842. I. 250 f.), auch die Oesterreich ergebenen Reichsstände erschraken; sie selber fürchteten nun, von Preussen angegriffen zu werden. Kaunitz liess durch den Reichstagsgesandten in Regensburg den Muth der Stände aufrichten: der König habe ja in Böhmen zwei grosse Heere zu bewachen, und die Verbündeten rückten obenein mit grosser Macht heran.

In den Berichten, welche Cobenzl in Brüssel erhielt, heisst es zuerst: seit der König von Preussen nach Böhmen eingerückt sei, kämen täglich zu den Oesterreichern Ueberläufer in Menge. Von der prager Schlacht wird dann aus Wien (11. Mai 1757) an ihn geschrieben: „Es war ein grausames Blutbad, der Swerin konte, weilln die Infanterie sich gestopft hatte, seine Cannonen nicht gebrauchen undt war genöthigt, undter seine eigene leuthe zu feuern, um plaz zu machen.“ Ein zweiter Bericht vom selben Tage sagt: „unsere Infanterie haben wie Löwen gefochten; solche Victorie soll man Ihme täglich gönnen.“ Der österreichische Verlust betrage an Verlornen, Verwundeten und Todten („nur noch“) 11,000 Mann. Uebrigens meinte man (oder suchte vielleicht nur andere diess glaubend zu machen): es werde der König in Böhmen zu Grunde gehen und sein Heer vor Prag sich verzehren, während Daun das seinige vergrössere. „Es ist nun die frage — wird aus Wien am 11. Mai geschrieben — ob diese Situation nicht ein glücklich Evenement für Uns ist; wass will der König nun machen? Gegen Prag kann Er nichts tentiren und der Daun, hoffe ich, solle sich nach Collin ziehen; will Er Ihn attaquiren, so muss Er sich theillen und unsere Armée in Prag rücket Ihme in die Eysen.“ Man halte dafür (schreibt St. Pierre), dass der König „Prag blos belagere, um der Welt zu zeigen, dass er der Sieger geblieben sei, man werde eine zweite Bataillie liefern“, und am 8. Juni bemerkt er weiter: „wenn die vielen aufgebotenen Streitkräfte den preussischen König nicht bändigten, so wolle er selbst sagen, dass er ein Hexenmeister sei.“

Kaunitz sprach davon, wegen der begangenen Fehler Strafen zu verhängen. Auf den todten Browne konnte die Schuld der Niederlage gebracht werden. Am 22. Juli schrieb Kaunitz an Herzog Karl: es sei wahr, dass Friedrich vor der Eröffnung des Feldzugs dem König von England den Plan mitgetheilt habe, welchen er wirklich befolgte und dessen Gelingen nur auf die Fehler begründet gewesen sei, die er in

den Anordnungen des seligen Marschal Browne bemerkt habe. Indess irrte sich Kaunitz darin wohl, denn Friedrich selbst sagt (histoire de la guerre de sept ans c. 6): „rien n'était plus important que de cacher ce projet, il ne pouvait réussir qu'en dérobant la connaissance et le soupçon même aux ennemis et à la cour de Saxe, qui trahissait les Prussiens, et à l'armée, pour que l'imprudence ne le divulguât pas." Daher irrt auch Horaz Walpole, Graf von Oxford, in seinen Denkwürdigkeiten (deutsche Uebersetzung, Belle Vue 1846. I. 227) mit der gleichen Angabe, Friedrich habe dem König von England mitgetheilt, er werde den unvorbereiteten Feind an vier Orten gleichzeitig angreifen. So viel Vertrauen hatte Friedrich zu Georg keineswegs.

Aus dem österreichischen Heerlager wurde Cobenzl später mitgetheilt: die gemeinen Soldaten hätten tapfer gefochten, seien aber einstimmig in Scheltreden gegen ihre Offiziere; die Hauptleute seien äusserst niedergeschlagen und tadelten ihre Generale. Während des Treffens, erzählten sie, seien Abtheilungen ganz ohne befehligende Leiter geblieben und unter den Oberanführern bestehe keine Eintracht. Ein anderes im brüsseler Staatsarchive vorhandenes Schreiben bringt den unglücklichen Gang des Krieges auf Rechnung der Misshelligkeiten zwischen den österreichischen Befehlshabern und schliesst mit der Bemerkung, „die reissende Schnelligkeit, mit welcher der König von Preussen mit allen seinen Kräften auf einmal in dieses Königreich eingebrochen ist, lässt uns wider Erwarten einen langen Krieg vorhersehen" (doit nous faire craindre pour la durée d'une guerre, qu'on se flattait de terminer dans une campagne).

Auf Prags Einnahme rechnete der König, wie unter anderm die Briefe lehren, durch deren Bekanntmachung sich Hr. Kurd Wolfgang von Schöning verdient gemacht hat. Friedrich schrieb am 24. Mai: „j'espère à présent plus que jamais que toute cette race de princes et de gens d'Autrichiens sera obligée de mettre bas les armes." Jedermann, erzählt Schmettau's Lebensbeschreibung, schmeichelte damals dem König, das österreichische Heer werde wegen mangelnder Lebensmittel das Schicksal des sächsischen theilen, nur Schmettau war anderer Ansicht. „Er will mir nur immer widersprechen", sagte dann der König unwillig.

Zu erinnern ist noch, dass am Anfang des Jahres eine die ganze bisherige Thronfolge in Böhmen seit 1457 anfechtende, auf das Erbrecht der Töchter und die Verheirathung der Margaretha mit Kurfürst Johann sich gründende Druckschrift erschienen war unter dem Titel: Kurzer doch Gründlicher Beweis, dass das Königreich Böhmen Sr. Königl. Majest. in Preussen zustehe. Friedrich hatte aber dieselbe am 16. Januar 1757 in Dresden verbrennen lassen — zum Zeichen, dass er die Hand nicht nach der böhmischen Krone ausstrecke.

Eine militärische Zergliederung der prager sowie der kolliner Schlacht ist enthalten in J. v. H.'s Vorlesungen über Kriegsgeschichte. Stuttgart 1855. II. 307—320.

König Friedrich überliess sich ohne Hehl der grossen Freude, das Schlachtfeld nicht nur behauptet, sondern auch das feindliche Heer zersprengt zu haben und dem Falle Prags entgegensehen zu können. Er war in dem irrigen Wahne befangen, die von Süden her anrückende Armee unter dem Feldmarschal Grafen von Daun habe an der Schlacht Theil genommen und habe somit die Niederlage getheilt. Dem war jedoch nicht so. Zwar hatte Prinz Karl ihm die Weisung zugeschickt, in Eilmärschen mit dem aus innerösterreichischen und mährischen Regimentern gebildeten Heere zu ihm zu stossen, aber am verhängnissvollen 6. Mai befand sich dasselbe um die Mittagsstunde erst zu Böhmisch-Brod, d. i. noch acht Stunden von Prag entfernt. Der König wusste dieses noch nicht, als er nach der Schlacht sein Bülletin an das Staatsministerium zu Berlin absandte, welches durch Plotho publizirt wurde. Welche grossen Hoffnungen er hegte, geht klar aus dessen Inhalt hervor. Er habe, schrieb Friedrich, am 6. Mai einen vollkommenen Sieg über die ganze vereinigte Macht des Hauses Oesterreich erfochten. Nachdem er vernommen, dass Feldmarschal Browne (Braun) sich durch die in Mähren gestandene Armee, durch den Rest des vom Prinzen von Bevern geschlagenen Korps und durch viele Regimenter der prager Garnison verstärkt habe und er Miene gemacht, sich in den okkupirten Posten jenseits der Moldau zu behaupten, sei er mit dem Heere hinübergezogen etc. Alle Hindernisse, lauten die königlichen Worte ferner, haben den Muth meiner Offiziere und Soldaten nicht aufzuhalten vermocht, sondern selbe sind um die Wette durch Defileen gedrungen, durch Moräste gewadet, sie haben Anhöhen genommen etc., bis der Feind endlich nach einem langwierigen und hartnäckigen Gefechte, nachdem meine Truppen Wunder der Tapferkeit verrichtet, sich genöthigt gesehen, mir das Schlachtfeld, den grössten Theil seiner Artillerie, alle seine Zelte, seine ganze Bagage und mit einem Worte sein ganzes Lager zu überlassen, dergestalt, dass diese Bataille auf alle Art und Weise als decisiv angesehen werden kann. — Da mehrere berliner Druckschriften obige Erfolge nicht bloss gleichfalls publizirten, sondern sie selbst vergrösserten, indem sie den Verlust der gesammten österreichischen Artillerie verkündigten, obgleich nach spätern Angaben selbst preussischer Schriftsteller derselbe sich bloss auf 60 Geschütze

beschränkte, so fehlte es österreichischer Seits nicht an einer gedruckten Widerlegung. Marschal Daun, bemerkte sie, sei gar nicht zugegen und das preussische Heer desshalb stärker als das österreichische gewesen; der grösste Theil der in der Schlacht verwendeten Artillerie habe Prag erreicht, der Reservepark sei aber gar nicht in das Gefecht gekommen und stehe zu Beneschau; das grosse Heergeräth sei schon vor dem 6. Mai zurückgesendet worden, und desshalb könnten nur einige wenige Wagen genommen worden sein. Was aber schliesslich die gerechten Lobeserhebungen des gefallenen Marschals Schwerin betreffe, so sei, man ihm diese schuldig, und sein Andenken werde eben so gut in Oesterreich wie in ganz Europa verehrt werden.

Fragt man nun nach den Folgen der angeblich entscheidenden Schlacht, so zeigt sich im Grunde kein einziges Resultat von höherer Bedeutung, denn dass das kriegerische Bewusstsein der Armee Friedrichs gestärkt und das achtzig Tausend Bewohner zählende Prag durch die Aufname einer Armee von 46,000 Streitern in eine sehr trostlose Lage hinsichtlich des Unterhalts gestürzt wurde, das ist nicht zu bezweifeln, aber letzteres war eben nur vorübergehend und kein permanentes Uebel. Ein solches wäre aber unausbleiblich dadurch entstanden, wenn das österreichische Heer unter dem Prinzen von Lothringen die Stadt geräumt hätte, denn von dieser im Herzen Böhmens gelegenen Hauptstadt aus, die damals noch unter den Festungen eine nicht unbedeutende Stelle einnahm, hätte der König einen Operationspunkt sich schaffen können, von welchem aus ganz Böhmen in seine Gewalt fiel. -- Wenn Archenholtz erzählt, der seinem Ende entgegen gehende Marschal Browne habe seine letzten Momente dadurch verbittert gesehen, dass man seiner Ansicht, Prag zu räumen, keine Folge gegeben, und wenn er diese selbst einen weisen Rath nennt, so ist zu erinnern, dass die zahlreichen gleichzeitigen Berichte von einem solchen Umstande nicht die mindeste Erwähnung machen und Browne, ein vielgeprüfter, einsichtsvoller und tapferer Feldherr, bei allen seinen Mängeln denn doch nicht so einsichtslos war, um den einzigen Anlehnungspunkt für die kaiserlichen Heere ohne Noth in feindliche Hand zu geben. Leider ist ihm auch von Seiten jener, für die er lebte, focht und blutete, die gehörige Anerken-

nung nicht geworden. Es ging ihm wie so vielen edlen Männern vor ihm.

Den Besitz von Prag sahen übrigens alle Zeitgenossen als den Angelpunkt eines noch glücklichen Ausgangs für die österreichischen Waffen an. Wenn von der Gegenseite von einer Belagerung der Stadt gesprochen wird, so ist diese Angabe gänzlich ohne Grund. Jede Belagerung setzt Circumvallation, Laufgräben und Trancheen, Parallelen, Minengänge, Positionsbatterien u. a. voraus, und von allem diesen war nichts vorhanden. Dass übrigens auch die preussische Armee bei ihrer damaligen Stärke nach der Schlacht eine im nächsten Umkreise vier Stunden messende Stadt, in welcher ein Heer von 46,000 Mann weilte, und von der ein anderes von 60,000 Mann nur acht Stunden entfernt lagerte, mit einer Belagerung nicht einmal bedrohen konnte, ist eine unzweifelhafte Sache. Eben so wenig fand auch nur eine reguläre Blokade statt, denn diese setzt eine möglichst vollständige Abschneidung aller Kommunikationen von Innen nach Aussen so wie umgekehrt voraus. Das war aber gar nicht der Fall, denn nach Süden hin war die Verbindung der Stadt mit Daun, dessen Vortruppen sich sehr genähert hatten, niemals ganz unterbrochen. Wahr ist dagegen, dass Prag von drei Seiten durch die preussische Armee auf das ernstlichste berannt und vom Weissenberge und den dem Cziskaberge zunächst gelegenen Anhöhen auf das heftigste beschossen und von Zeit zu Zeit mit einem höchst verderblichen Kugelregen überdeckt wurde. Ganze Häuserreihen verloren ihre Dachungen, und neben Wind und Wetter sah sich die zahlreiche Bevölkerung nicht blos dem empfindlichsten Mangel, sondern beinahe einer hereinbrechenden Hungersnoth preisgegeben. Schon in der zweiten Woche wurden wegen Mangel an Lebensmitteln Pferde geschlachtet, während die Administration zu Wien versicherte, es seien die Lebensmittel vollauf vorhanden. Nach diesseitigen Ueberlieferungen befehligte Feldmarschal von Keith die Einschliessung, der König aber begab sich nach dem eine Meile von Prag entlegenen Dorfe Konradiz.

Während das königliche und das Daun'sche Heer sich wechselseitig beobachteten und jeder Theil abwarten zu wollen schien, welche Massregeln der Gegner nehme, rüstete sich die prager Besatzung zu Ausfällen. Nachdem sie bereits am 8. Mai die Auf-

forderung zur Uebergabe abgewiesen, erfolgte am 23. Mai ein Ausfall aus drei Thoren unter Leitung des tapferen Oberst Loudon und der Generale Löwenstein und Buttlar. Keiner von ihnen hatte den mindesten Erfolg. Ein anderer Ausfall in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai gegen die Stellung auf dem Weissenberge lieferte gleichfalls kein Resultat, aber diese Beunruhigung erwiderte die preussische Artillerie mit einer folgenreicheren. Um Mitternacht des 29. Mai begann sie aus sieben Batterien die Stadt zu beschiessen und fuhr damit beinahe täglich fort. Die Mehrzahl der Kugeln und Bomben gingen nicht gegen die Wälle, sondern schlugen in die Kirchen und höchsten Gebäude, besonders hart beschädigt wurde die Metropolitankirche zu St. Veit. Ganze Strassen brannten nieder und viele Bewohner wurden erschlagen. Eine Art Wiedervergeltung war einem Sohne des Marschals, dem Obersten Browne, vorbehalten. In der Nacht vom 1. auf den 2. Juni unternahm er mit einer Abtheilung Kroaten und mehreren Grenadirkompagnien einen Ausfall gegen die nächste preussische Batterie. Sowohl die Bedeckung als die Bedienung wurden getödtet und drei Zwölfpfünder sammt den Munitionswagen erobert und in die Stadt geführt. Nicht weniger glücklich war die Nacht des 10. Juni, wo es gelang die feindlichen Schanzen bei dem mansfeldischen Garten zu nehmen und zu zerstören, welchen letzteren zu stürmen der Kolonne unter Buttlar am 23. Mai nicht gelungen war.

Feldmarschal Daun, dessen Heer ursprünglich nur etliche 20,000 Mann stark war, blieb bis zu 9. Mai bei Böhmischbrod stehen, an welchem Tage sowohl General von Brettlach ihm 12,000 Reiter zuführte, als auch das in der prager Schlacht gesprengte und nun wieder geordnete Korps von 16,000 Mann zu ihm stiess. Kurze Zeit verfloss und es erschien auch der General Graf Nadasdy mit einem kroatisch-ungarischen Korps. — Nach dem 10. Mai stellte sich Daun mit dem grössten Theile seiner Macht zwischen Kuttenberg und Kollin auf und verrieth dadurch, dass er keineswegs wegen des Schicksals von Prag besorgt sei, sondern vielmehr zu verhindern suche, dass die königliche Armee von wohlgelegenen Punkten des linken Elbufers her nicht seine rechte Seite bedrohe. Wohl mag es in diesen Tagen ihn erheitert haben, als ihm die Kunde wurde, dass das Regiment des Hofkriegsraths nicht mehr jede Bewegung eines Feldherrn

vorschreiben oder überwachen solle. Der Staatskanzler Graf von Kaunitz theilte nämlich einem befreundeten Gesandten mit, die Kaiserin habe dem Feldmarschal die Weisung zugeschickt, nach Umständen und Gutbefinden seine Stellung zu ändern oder sich zurückzuziehen; er möge schleunig alle ankommende Truppen zu dem Zwecke an sich ziehen, um bald die Offensive ergreifen zu können. Das war für ein altes Feldherrnherz eine wesentliche Erleichterung. — Allmälig sandte der König mehrere Korps gegen ihn ab, aber Daun war weit entfernt, sich Prag zu nähern, sondern zog vielmehr südöstlich noch weiter von demselben weg. Als am 5. Juni eine bedeutende feindliche Heeresabtheilung ihn drängte, nahm er unter beständigem Fechten seines vom General Nadasdy befehligten Nachtrabs die Richtung über Tschaslau nach Jenikau. Da es aber nicht im Plane des Königs lag, dieser Bewegung zu folgen, so wandte sich auch Daun, als das feindliche Korps zurückging, wieder nordwärts. Von Janowitzki am 12. Juni aufbrechend zog er gegen Kuttenberg, welches der Prinz von Bevern besetzt hielt. In früher Morgenstunde des folgenden Tages näherte sich das Heer dem feindlichen Lager und es kam zu einem Gefechte zwischen Nadasdy und den preussischen Vorposten, in Folge dessen Bevern die Stadt räumte und auf die hinter seinem Lager gelegenen Anhöhen sich zurückzog. Am 14. Juni gab er auch diese Stellung auf und wandte sich westlich von Kuttenberg nach Kaurzim, somit sich Prag mehr nähernd, während die kaiserliche Armee ein Lager bei Gintig bezog.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Juni rückte indessen eine zweite preussische Heeresabtheilung von Planian nach Kaurzim; es war der König selbst, der mit 10,000 Mann eingetroffen war. Daun, jetzt zu einer Schlacht entschlossen, näherte sich am 16. Juni Abends dem linken feindlichen Flügel: sein Hauptquartier war zu Krichenau. Am folgenden Tage gab jedoch der König die Stellung von Kaurzim wieder auf; die Heeresabtheilung, verstärkt durch den Zuzug des Prinzen Moriz von Dessau zog wieder nach Planian, welches westwärts von Kollin gelegen ist. Der König, gleichfalls zu einer Schlacht entschlossen, glaubte in der nunmehrigen Stellung Daun's für sich grosse Vortheile zu entdecken. Als der Abend des 17. Juni anbrach, setzte sich ein preussisches Korps in Bewegung und marschirte während der Nacht durch die Wälder, um sich dem rechten österreichischen

Flügel zu nähern. Daun aber von dem Anmarsch zu gehöriger Zeit durch seine Kundschafter unterrichtet, traf seine Vorkehrungen.[20] Es trat der eigenthümliche Fall ein, dass da Daun es auf den linken preussischen Flügel, der König aber auf den rechten österreichischen Flügel abgesehen hatte, die Hauptkräfte beiderseits auf denselben Punkt geworfen wurden, weil beide genannte Flügel einander gegenüber standen.

Der verhängnissvolle 18. Juni brach an. Der König zog bei Anbruch des Tages noch näher gegen den feindlichen rechten Flügel und stellte seine Massen hinter den Dörfern Kotzemitza und Brzesan auf. Nach Daun's Schätzung liess er nur ungefähr 20,000 Mann dem kaiserlichen linken Flügel gegenüber, welcher das vor seiner Linie gelegene Dorf Divorschitz mit sechs Bataillonen und mehreren Grenadiercompagnien und Geschützen besetzt hielt. Bis gegen acht Uhr des Morgens setzten die preussischen Corps ihre Bewegungen fort, dann machten sie Halt, und der König traf, wie Daun's erster Schlachtbericht an die Kaiserin sagt, seine Anordnungen mit der ihm eigenthümlichen Kunst und Uebersicht (pour faire ses dispositions avec son art et sa prévoyance ordinaires). Der Morgen verstrich ohne Angriff, denn der König erwartete von dem Heere bei Prag eine Verstärkung von 16,000 Mann, die auch gegen Mittag eintraf. Nach einer zweistündigen Rast setzte sich die ganze preussische Armee in Bewegung und rückte mit vorgezogenem linken und weit zurückgeschobenem rechten Flügel längs der Heerstrasse herauf. — Schon zweifelte Daun bei dieser ungewöhnlichen Bewegung daran, dass sein Gegner ihn angreifen würde und dachte, wie er selbst berichtet, schon darauf, wie er ihn angreifen könne (ce retard de l'ennemi m'auroit presque fait croire, que son dessin n'étoit pas de m'attaquer, de sorte, que j'avois deja commencé a deliberer en moi-même, coment je pourrois l'attaquer). Er sah jedoch, dass im Falle eines Angriffs seine rechte Seite bedroht sei und der Feind beabsichtigen könne, ihn von Kollin abzuschneiden. Ohne Zeitverlust verstärkte er daher

20. Daun war durch seine Kundschafter unterrichtet, dass der König am folgenden Tage angreifen wolle und dass er an verschiedene Regimenter aufmunternde Worte gerichtet habe. Er behielt also die ganze Nacht seine Mannschaft unter den Waffen.

den rechten Flügel und bald nach zwei Uhr war dieses bereits geschehen.

Gegen halb drei Uhr, während die hinter Divorschitz sich vor bewegenden Truppen Miene zu machen schienen, besagtes Dorf anzugreifen, führte der König den linken Flügel gegen den rechten österreichischen, und es nahm die Schlacht ihren Anfang. Auf den ersten zurückgewiesenen Angriff unter General von Hülsen folgte ein neuer mit noch grösserer Heftigkeit durch frische in's Feuer geführte Truppen, und die in Reiterei bestehende Spitze der österreichischen Stellung gerieth in's Gedränge, während auch mehrere Fussregimenter durch Reiterangriffe etwas zu weichen gezwungen wurden. Daun half dadurch, dass er unverzüglich den grössten Theil des ganzen zweiten Treffens in die Linie und rechte Flanke einrücken liess, indessen der General der Cavallerie Graf Serbelloni mit den Generalen Odonel, Daun, Trautmansdorf und Aspremont vorrückte und den Gegner zurücktrieb. Selten wurde wohl mit solcher Kampfwuth gestritten. Sechsmal stürmten die Angriffskolonnen heran, um den Flügel zu durchbrechen und abzuschneiden, aber eben so oft wurden sie wieder zurückgetrieben.

Während so der blutigste Kampf vom linken preussischen Flügel geführt wurde, war der rechte zurückgeschobene ausser aller Schlachtthätigkeit und schien nur die Bestimmung zu haben durch eine reguläre Vor- und Seitenbewegung den Druck des linken Flügels zu verstärken. Marschal Daun befahl daher, um seiner Seits Luft zu bekommen, dem General Grafen von Stampach, den rechten preussischen Flügel anzugreifen. Unterstützt von den Generalen Kollowrath, Wöllwart, Schalenberg und Lefevre that er dieses mit eben so grosser Tapferkeit als Schnelle. Die nächste Folge dieses Angriffs war, dass der Gegner stehen musste und die Fortbewegung zur Kräftigung und Unterstützung des linken Flügels aufhörte. Wenn der preussische Geschichtsschreiber darüber klagt, dass des Königs weise Anordnungen von Seiten des Prinzen Moriz von Dessau und des Generals v. Mannstein nicht befolgt worden seien, indem sie zur Zeit, wo sie mit dem ungeheuern Schlachtgetriebe sich ruhig fortbewegen sollten, still gestanden seien, um sich mit einer Kroatenjagd zu beschäftigen, so ist dieser Vorwurf nicht begründet, denn sie wurden auf Daun's Befehl durch etliche zwan-

zigtausend Mann regulärer Infanterie plötzlich angegriffen. Dass aber ein solcher unverhoffter Angriff bei Entwerfung jenes Plans nicht war in Berechnung gezogen, das war wohl nicht die Schuld jener Generale. — Die Schlachtordnung kam durch jenen Anfall allmälig in grosse Verwirrung, und bald wurde mit derselben Hartnäckigkeit und Ausdauer überall gestritten. Die beiderseitigen Gewehr- und Geschützsalven rollten nach Daun's Bericht in ununterbrochener Folge. Bei dieser Gelegenheit erwarb sich das Regiment Botta unter dem Obersten Fürst Kinsky seine besondere Anerkennung. Als es seine sämmtlichen Patronen verschossen hatte, stand es unbeweglich und ruhig im stärksten feindlichen Feuer und rührte sich nur, wenn die feindlichen Streithaufen ihn nahe genug kamen, um vom Bajonnette Gebrauch zu machen. Zwei sächsische Reiterregimenter des österreichischen Heeres bedeckten sich gleichfalls mit Ruhm. Auf dem linken Flügel unter Nadasdy's Befehl focht ein Chevauxlegers-Regiment geführt vom General Grafen Nostiz: es richtete ein grosses Blutbad an und eroberte mehrere feindliche Fahnen. Unter Daun's eigenen Augen stritt das sächsische Karabinierregiment unter Führung des Generals von Zeschwitz mit gleicher Tapferkeit. — Um halb acht Uhr Abends begann auf dem linken preussischen Flügel das Feuer abzunehmen und gegen neun Uhr stand er von jedem weitern Angriff ab. Dass er nach Versicherung jenseitiger Angaben siegreich gewesen und um genannte Zeit nicht ahnend, dass die Schlacht auf dem rechten Flügel einen verderblichen Ausgang genommen, habe Lager schlagen wollen, findet sich durch diesseitige Ueberlieferung nicht bestätigt, sondern ein anderer Bericht des Feldherrn an den Generalissimus Prinz Karl sagt einfach, dass um obige Zeit die ganze feindliche Armee in ziemlicher Verwirrung den Rückzug angetreten und die drei Dörfer Przoschar (Przoschan), Krzeshors und Kutliers hinter sich angezündet habe.

So nahm eine der denkwürdigsten und folgenreichsten Schlachten, in welcher von beiden Seiten mit unsäglicher Aufopferung und Tapferkeit war gestritten worden, ein Ende. Welchen Namen sie eigentlich zu führen habe, das war in den nächsten Tagen noch zweifelhaft. Bald heisst sie in den gleichzeitigen Ueberlieferungen die Schlacht von Planian, bald von Kotzemitza, bald von Kollin, lauter Orte, in derer Nähe der

Kampf am heftigsten entbrannt war. Der letztere Name behielt die Oberhand. Von kaiserlicher Seite hatten zwanzig Infanterieregimenter, eine zahlreiche Artillerie und mehrere irreguläre Korps am Kampfe Theil genommen. Der Lohn des Sieges bestand in 22 Fahnen, 45 Kanonen und zahlreichen Gefangenen, worunter die Generale von Treskow und von Panowitz. Der österreichische Verlust wurde unmittelbar nach der Schlacht auf 8000 Mann geschätzt, verminderte sich jedoch bei genauerer Berechnung auf sechstehalbtausend Köpfe an Todten und Verwundeten; unter den ersteren befanden sich der tapfere General von Lützow und angeblich auch die preussischen Generale von Zastrow und Christ. Siegfried von Krosigk. Während der Nacht erschien ein preussischer Offizier mit einem Trompeter und sechs Unteroffizieren von Seiten des Fürsten Moriz von Dessau bei Daun, um Erkundigung einzuziehen, welche Generale in Kriegsgefangenschaft gerathen seien. Nach Mittheilung der Namen wurde ihm auf Begehren gestattet, das Schlachtfeld mit Windlichtern zu durchsuchen. Es handelte sich somit um Vermisste, die dem Heere werth und theuer waren.

Die kaiserliche Armee brachte die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Am 19. Juni bezog aber Daun wieder sein früheres Lager bei Krichenau, von wo er seine Berichte an die Kaiserin und an den Generalissimus erstattete. Als Maria Theresia die Siegesnachricht erhielt, wurde sie auf's tiefste ergriffen. Hatte Daun den Ambrosianischen Lobgesang durch sein Heer auf dem Schlachtfelde anstimmen lassen, so erscholl er jetzt in allen Kirchen Wiens. Die Kaiserin verewigte im Dankgefühle gegen ihr tapferes Heer den 18. Juni durch die Stiftung des militärischen Maria-Theresien-Ordens noch an demselben Tage, wo sie die frohe Botschaft erhalten, nämlich am 22. Juni. Sie sprach in ihrem Schreiben an den Feldmarschal Grafen Daun sich dahin aus, durch ein Ehrenzeichen und durch Pensionen, zu welch' letztern der Fond durch jenen Sieg der Armee sei gelegt worden, die kriegerischen Verdienste der Offiziere aller Waffengattungen mit Einschluss der Fähndriche und selbst fremder Offiziere, welche als Freiwillige in der Armee dienten, belohnen zu wollen. Diese weise Maasregel glich einem elektrischen Funken, der gleichzeitig alle Glieder des Heeres durchzuckte, eine neue Lebenskraft den älteren Soldatenherzen einhauchte und

die Mutter vieler ausgezeichneten Thaten wurde, weil die Ehre das ursprüngliche Lebensprincip jeder europäischen Armee allmälig geworden ist.

Noch in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni zog das preussische Heer theils gegen Prag, theils elbabwärts, um sich der Uebergangspunkte bei Nimburg, Tschelakowiz und Brandeis zu versichern. Wenn die Gegner dem Marschal den Vorwurf machen, er habe nicht verstanden, seinen Sieg zu benutzen, so ist derselbe unbegründet. Allerdings blieb er mit der Hauptarmee mehrere Tage lang zu Krichenau stehen, um die Regimenter neu zu ordnen, die grossen Lücken möglichst zu ergänzen, für die Verwundeten zu sorgen und die zahlreichen Todten des beiderseitigen Heeres zu begraben, aber alle diese Verrichtungen hinderten ihn an einer wirksamen Verfolgung der geschlagenen Armee keineswegs. Er hatte sogleich das gesammte leichte Fussvolk und alle leichte Reiterei, geführt von den Generalen Nadasdy, Morocz, Beck und Baboczay und den Obersten Browne, Eoetvoes, Komaroni und Ried entsandt, um dem Feinde zu folgen, ihn allenthalben zu schwächen, ihm möglichst viel Geschütz und Heergeräthe zu nehmen, alle seine Stellungen zu bedrohen, und sein weiteres Festsetzen zu hindern. Womöglich neue Schlachten auf eigne Faust zu liefern, stand übrigens dem Feldmarschal nicht mehr zu, da er nach erfochtenem Sieg den Generalissimus über sich hatte. [21]

21. Die kolliner Schlacht, deren Ausfall zufolge der Erzählung des im österreichischen Lager befindlichen General Champeaux schwankte und an einem Faden hing, verhinderte die Eroberung Böhmens und vernichtete die bisherigen Erfolge dieses Feldzuges. Sie war die erste Niederlage, die Friedrich erfuhr. Die Furcht vor seiner Unüberwindlichkeit schwand bei den Oesterreichern und die Siegeszuversicht der preussischen Krieger war erschüttert; der Ruf der preussischen Waffen litt. Getrost mögen sich alle heimlichen Widersacher gegen Friedrich erheben, die zögernden und schwankenden Fürsten sind jetzt für ihn verloren. Ein paar Tage vor der prager Schlacht äusserte er, im Glauben, die gesammte österreichische Heeresmacht stehe ihm gegenüber, zum englischen Gesandten Mitchell: die Schlacht bei Pharsalus müsse zwischen Oesterreich und Brandenburg geschlagen werden — sie wurde bei Kollin gekämpft. Am 28. Juni sagte er wieder zu Mitchell, indem er die zu gewärtigenden Folgen in ihrer vollen Ausdehnung übersah: eine zweite verlorne Schlacht müsse mit seinem Untergange enden, deshalb wolle er sich hüten eine solche zu wagen, jedoch auch, sobald

sich günstige Gelegenheit biete, ein Treffen nicht scheuen. Wofern es ihm gelungen wäre Daun zu schlagen, so würde vermuthlich ein preussisches Heer über Mähren auf Wien gezogen sein. Er hatte sogar erwartet, dass Daun ohne Kampf vor ihm zurückweichen werde (Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne. Berlin 1806. I. 349. 350.). Aber der Ausgang dieser einen Schlacht veränderte bei der Ungleichheit der streitenden Kräfte die gesammte Lage. Fortan ist Friedrich aus dem Angriff in die Vertheidigung zurückgeworfen; von jetzt muss er alle Kräfte auf's äusserste anstrengen, sich nur zu erhalten. Verloren ist die Aussicht, den Krieg durch rasche Schläge zu einem schnellen Ende zu bringen; ein langwieriges Kämpfen steht ihm bevor. Er dringt sogleich auf Geldunterstützung von England. —

Der Eindruck der kolliner Schlacht war gross. An manchen Orten hiess es anfangs sogar, König Friedrich sei in ihr gefallen. Man verbreitete einen angeblichen Heerbefehl Friedrichs, der bei gefallenen Offizieren aufgefunden sein sollte, des Inhalts: „Morgen den 18ten wird man die Oesterreicher angreifen und schlagen, der Bevern wird den Angriff machen und die Rackers über den Haufen werfen, der Dessau (?) wird den übrig gebliebenen Plunder zu nichte machen. Den 19ten auf dem Wahlplatz Rasttag, den 20ten Uebernehmung und Einzug in Prag, den 24ten böhmische Huldigung und Krönung, den 25ten Rasttag, den 28ten gehet der Marsch in's Reich." — „Es werden (meint gegen Cobenzl ein früher angezogener wiener Brief nach der prager Schlacht) von hier und Böhmen aus soviel Lügen geschrieben, dass es terrible ist." Diese „terriblen" Lügen sind schon älteren Datums als der preussische Einfall in Sachsen, und unter sie gehört wohl auch, was man sich am Hofe erzählte und an Cobenzl (11. April 1757) mittheilte, dass Friedrich an seine Schwester in Baireuth geschrieben habe: er theile das Loos des Orpheus, mit 3 Bacchantinnen (der Kaiserin von Oesterreich, der Zarin und der Pompadour) zu streiten, werde sie aber an ihre Kunkel zurückbringen, sowie auch dass er Algarotti's Bedauern über die Menge seiner Feinde mit den Worten abgelehnt habe: „je m'en tirerai comme si je n'avoit que les forces du Duc de Modena à combattre." Cela, selon moi (bemerkt der erleuchtete Berichterstatter) vient de la Garonne.

Ein ununterzeichneter Brief aus Dresden von Anfang Juli an Cobenzl hält die Aufhebung der Belagerung Prags für übereilt und meint, dass der König sich wahrscheinlich nicht nach Schlesien ziehen, sondern die Elbe zum Mittelpunkt seiner Bewegungen nehmen und sich gegen die sächsische Grenze hin festsetzen werde.

Dresden lag voll von Verwundeten und Kranken. Die Mittheilungen, welche Cobenzl in Brüssel Anfangs Juli aus Dresden empfing, enthalten mancherlei Seltsames: „Es ist expresser befehl, dass an keinem blessirten eine Amputation ohne Erlaubniss vom König vorgenommen werden solle"; ein Offizier, dem wiederholt die Erlaubniss zur Ablösung seines Armes vom König abgeschlagen worden, sei darüber gestorben. „Den 3. hujus (heisst es ferner) gingen 1000 Mann reconvalescirte die Kriegs Cassa zu Convoyiren von Dresden ab. Wie sie

marchiren sollten, rebellirten sie unter dem Vorwande, dass man sie, da sie doch noch nicht völlig restituiret, schon wieder zum Dienst ziehen wolle, schossen einander aus ungedult in die Beine, wurden aber doch unter vielem Lärmen und raisoniren zum Thore hinausgebracht." — Auch gefangene Oesterreicher wurden in die preussischen Regimenter gesteckt. Rücksichtlich der fortgehenden Rekrutirung in Sachsen wird geschrieben: „Die allhier versamlete deputirte Stände haben sogleich bey dem General-Directorio dahier anzufragen nöthig erachtet, dass dazumahl auf ihre vorige an des Königs in Preussen Majt. selbst gebrachte bewegliche Repraesentations- und Bittschriften noch immer keine resolution erfolget seye, man wenigstens wehrend der bereits angebenden Erndte Zeit annoch in Gedult stehen und den anscheinenden Seegen, dessen das von allen Vorräthen entblöste Land so bedürftig ist und der sogar zum Unterhalt der Miliz selbst dienlich seyn würde, durch Wegnehmung und Verjagung der ohnehin beträchtlich verminderten Landleuthen und Ernte Arbeiter nicht unbarmherzig entziehen und auf denen Feldern verderben lassen mochte. — Die Stadt Leipzig siehet sich ausser nur angeführter annoch mit einer zweyten ebenso starken besonderen Execution heimgesuchet, die ihm wegen derer ordinairen Steyer Praestationen auferleget worden ist, da man sich Preussischer Seits mit der bissher gegen die dörfftigen Unterthanen gebrauchten Nachsicht von Quartal zu Quartal nicht länger befriedigen will, sondern jeden Monat die gänzliche abtragung aller Steuern ohne die geringsten reste zu gestatten, verlanget. Daher sich der Magistrat, um das Uebel nicht durch die Executions Kosten zu verdoplen, gezwungen findet, die schleinige Beytreibung dieser Abgaben wider willen von denen Restanten ebenfalls schärffer zu suchen." —

3.

Feldmarschal von Keith vertheidigt fruchtlos die Verschanzungen auf dem Weissenberge am 20. Juni gegen Lothringen. — Des ersteren Rückzug über Welwaren gegen Lowositz. — Feldmarschal von Browne stirbt zu Prag. — Vereinigung der Heere Daun's und des Prinzen von Lothringen. — Uebergang über die Elbe bei Lissa am 30. Juni. — Rückzug der preussischen Armee in drei Korps über Lowositz, Leitmeritz und Leipa. – Ihre Schicksale. — Die österreichische Armee rückt nach Nimes bei Leipa am 14. Juli. — Gabel, bestürmt und beschossen, kapitulirt am 15. Juli. — General Beck überfällt in der Nacht vom 18. zum 19. Juli das preussische Heergeräthe bei Hasel.

Nach dem schweren Verluste, den das Heer erlitten, wurde es für den König eine Unmöglichkeit, seine Stellung in Böhmen zu behaupten, um den Krieg hier noch länger auf Kosten

Oesterreichs zu führen. In eben dem Masse als seine Streitkräfte abnahmen, schwollen jene seiner Gegner an. Nur kurze Zeit nach der Schlacht von Kollin zählte die österreichische Armee über 120,000 Streiter, während die preussische auf 80,000 sich vermindert hatte. Dazu kamen aber nun noch die Gefahren, von denen des Königs Erbländer bereits ernstlich bedroht waren. Eine russische Armee überschritt bereits um diese Zeit die ostpreussischen Gränzen und eine schwedische war in voller Rüstung, um bald in Pommern einzubrechen, im Westen aber war ein treuer Bundesgenosse des Königs, Hessen-Kassel, bereits unterlegen, da eine französische Armee das Land besetzte, und schliesslich machte die Formation der Reichsarmee starke Fortschritte, zu welcher Frankreich ein besonderes Armeecorps stossen lassen zu wollen erklärte. Hatte auch der König noch den grossen Vortheil, dass die feindliche Streitmacht im Westen durch die braunschweigisch-englische Bundesgenossenschaft abgehalten wurde, so musste er doch den Russen, Schweden und dem Reiche mehrere Heere entgegenstellen. Je weiter und grösser die Bodenfläche war, welche vertheidigt werden sollte, desto schwächer wäre der Widerstand geworden, aber je enger der zu vertheidigende Kreis und je concentrirter somit die Kraft wurde, um bald rechts bald links Schläge zu vollführen, um so geringer wurden dagegen die materiellen Hülfsmittel.

Die königliche Armee zog, wie bereits erinnert, in zwei Kolonnen theils gegen Prag, theils elbabwärts. Vom 19. auf den 20. Juni bemerkte die Besatzung eine grosse Geschäftigkeit in allen Stellungen der Gegner. Der König hatte sich persönlich bei dem Corps am Ziskaberge eingefunden, um den Aufbruch der Truppen und die Fortbringung des Materials zu überwachen und die Einschlagung der Strasse nach Brandeis anzuweisen, während auf dem linken Ufer der Moldau Marschal Keith in den Verschanzungen auf dem Weissenberge noch stehen blieb. Prinz Karl von Lothringen war bis an den Morgen des 20. Juni in peinlicher Ungewissheit über den Ausgang der Schlacht geblieben, als die fröhliche Botschaft durch eine berittene Marketenderin des Reiterregiments Bretlach überbracht wurde, sie war ungeachtet ihres Geschlechts und der Unsicherheit der Strassen allen Adjutanten zuvorgekommen. In Folge dieser Nachricht zog Prinz Karl an selbem Tage um die vierte Stunde Nachmittags

mit 25,000 Mann, worunter 3000 Reiter, zum hradschiner Thor hinaus gegen die Stellung Keith's. Hier ereilte ihn ein vom General Nadasdy abgeschickter Offizier, der über die näheren Umstände der Schlacht berichtete, welche der Prinz den hinausmarschirenden Truppen mittheilte und diese mit Jubelgeschrei begrüssten. Marschal Keith stand mit 20,000 Mann auf dem Weissenberge in starken Verschanzungen. Sie bestanden in mehreren grossen Reduten, welche durch Walllinien mit einander verbunden und durch doppelte Gräben und Wolfsgruben gedeckt waren. Während die österreichischen Geschütze ein starkes Feuer gegen die Reduten eröffneten, stürmte das Fussvolk, geführt von den Generalen Prinz von Baden-Durlach und Maquire und dem Obersten Loudon, den das Schicksal später zum Oberfeldherrn erlas, zu wiederholten Malen die Verschanzungen. Erst nach einem zweistündigen Kampfe sah sich Keith genöthigt, diese aufzugeben und sich in beständigem Fechten in den Thiergarten zurückzuziehen, von wo er anfangs die Strasse nach Kommotau (gegen Chemnitz), dann aber jene nach Welwaren (Pirna) einschlug. Die österreichische Armee gab ihm etwa eine Stunde weit das Geleit, Oberst Loudon aber übernahm mit einigen tausend Kroaten und vierhundert Husaren die weitere Verfolgung. Auf der Walstatt fanden sich eilfhundert Todte und Verwundete und der letzteren gegen zweitausend aus den früheren Kämpfen in den Spitälern zu St. Margaretha und im Sterne des Thiergartens. Auch fünf Kanonen und ein grosser Brückentrain von 45 kupfernen Pontons wurden erbeutet.

Feldmarschal Graf Browne, der an seinen in der Schlacht bei Prag empfangenen Wunden hoffnungslos darniederlag, vernahm noch die Kunde vom Siege bei Kollin und starb. Die gleichzeitigen Berichte versäumten seinen Todestag aufzuzeichnen. Am 23. Juni langte Daun mit einem grossen Theile des Heeres vor Prag an und hielt eine längere Beredung mit dem Generalissimus, worauf am folgenden Tage von Prag aus 40,000 Mann Fussvolk und 3000 deutsche und ungarische Reiter gegen die Elbe aufbrachen. Gleichwohl kam der 29. Juni heran und noch immer standen die beiden Heere am linken Ufer der Elbe. Diese Säumniss lag wahrscheinlich nicht an beiden Feldherrn, sondern muthmasslich an der die weiteren Operationen bezeichnenden Oberbehörde zu Wien, ein Fall, der später noch mehrmals ein-

trat, so dass der Lauf der Ereignisse förmlich unterbrochen schien. Am 30. Juni endlich waren vier Brücken über die Elbe geschlagen und zudem die alte vom Feinde verbrannte bei Lissa wieder hergestellt. Aus den Lagern von Tschelakowiz und Mochow ging sodann die gesamte Armee bei Lissa auf das rechte Elbufer über. Daraus wurde ersichtlich, dass sie dem königlichen Heere entweder in die Lausitz oder nach Schlesien zu folgen beabsichtige.

Der verschiedenen Rückzugskolonnen des königlichen Heeres, durch welche die Bewegungen der österreichischen Armee bedingt wurden, ist nunmehr in der Kürze zu gedenken.

Das Keith'sche Corps gelangte am 21. Juni nach Welwaren und zog zwei Tage später bei Budin über die Eger nach Lowositz, von den nachfolgenden leichten Truppen bis dahin nur wenig beunruhigt. Von Lowositz aus entdeckte der Marschal, dass ein anderes Corps, das des Königs, sich bei dem auf dem rechten Elbufer liegenden Leitmeritz festgesetzt hatte. Keith blieb daher stehen und es wurde, da die Pontons seiner Seits fehlten, wenigstens eine nothdürftige Verbindung zwischen beiden hergestellt. Blos umschwärmt von dem Schwarm der Obersten Loudon und Eoetvoes, welche 2000 Kroaten, 4 Grenadirkompagnien und 600 Husaren führten, hatte er einen ernstlichen Angriff nicht zu besorgen, aber alles, was dem Corps nachzog, um sich noch an dasselbe anzuschliessen, wurde von jenen abgeschnitten und gefangen genommen. Jedoch nicht bloss im Rücken der Heeresabtheilung, sondern auch vorwärts auf der Strasse nach Pirna war alle Sicherheit verschwunden. Als am 24. Juni ein Convoi von 120 Wagen mit Heergepäck unter Bedeckung eines Bataillons aus dem Lager von Lowositz gegen Welmina abgegangen war, wurde der Wagenzug, während er sich in einer Hohlgasse befand, im Rücken durch Oberst Eoetvoes unverhofft angegriffen. Die Kroatenschaar aber, welche den Ausgang besetzen sollte, war dort nicht zu gehöriger Zeit eingetroffen, und so wurden bloss dreizehn Wagen erbeutet. Einige Tage darauf hatte er nebst dem Obersten Loudon und Komaroni seinen Standort gewechselt, und zeigte sich mit selben bei Milischau oberhalb Aussig, um die Land- und Wasserstrasse zu überwachen, da die preussischen Corps begannen von letzterer Gebrauch zu machen, um Geschütz und Effekten nach

Sachsen zu senden. Loudon hatte in den Gebirgen hinter Milischau sowie bei Kulm Posto gefasst, von wo aus er mehrere feindliche Transportschiffe auf der Elbe versenkte. Um ihre Verbindungen mit der sächsischen Gränze herzustellen, besetzten preussische Abtheilungen die Orte Aussig, Schreckenstein am rechten Elbufer und Tetschen, und auf dem hohen Gränzgebirge zu Paika-Pole, von den Deutschen Paskopol genannt, standen fünf Bataillone, um die Convois zu decken. Aber Gewittern gleich erscheinen tapfere Parteigängerschaaren immer dort, wo sie am wenigsten vermuthet werden. Am 3. Juli stürzten Loudon's rüstige Oguliner, Bannalisten, Likaner und Ottochaner auf ein bei Welmina ziehendes Grenadierbataillon, brachten ihm einen Verlust von dreihundert Mann an Todten und Verwundeten bei und würden es aufgerieben haben, wenn ihm nicht von Lowositz aus Hülfe geworden wäre. In den Wellen der Elbe begrub er an demselben Tage einen kleinen Schatz; er liess vier mit schwerer Artillerie beladene Schiffe in den Grund bohren. Da man österreichischer Seits über Bewegungen verschiedener Truppenabtheilungen im südlichen Sachsen die Nachricht erhielt, dass sie sich den Gränzen näherten, um die Pässe zu besetzen und den Rückzug zu erleichtern, und dass namentlich das Parteigängercorps des Obersten von Mayer von Freiberg über Altenberg im Anmarsche sei, um sich der Pässe von Zinnewald und Kraupen nordwestlich von Aussig zu bemächtigen, so sandte Loudon schnell einen Theil seiner Streitkräfte dahin ab, um sie selbst in seine Hand zu bekommen. Das Keith-sche Corps blieb übrigens bei Lowositz noch stehen. Sein Aufbruch und Abmarsch musste im Einklange mit den andern Kolonnen geschehen.

Von den preussischen auf das rechte Elbufer übergegangenen Truppen setzte sich am 25. Juni ein 15,000 Mann starkes Corps von Lissa nach Melnick in Bewegung, um von da nach Leitmeritz fortzurücken. Die von ihm verlassene Stellung zu Lissa wurde aber am 27. Juni von jener Truppenabtheilung, welche bisher den Uebergangspunkt bei Brandeis geschützt hatte, bezogen, nachdem sie die dortige Elbbrücke abermals durch Feuer vertilgt hatte. Brandeis selbst wurde von Nadasdy's Vortruppen besetzt. Am folgenden Tage aber, wo neue Abtheilungen im Lager bei Lissa sich gesammelt hatten, zog

das ganze Armeecorps ab und steckte das Lager in Brand. Es theilte sich sofort in zwei Hälften; die eine zog auf dem linken Ufer der Isar, die unterhalb Lissa in die Elbe mündet, auf Dobrawiz und die andere nahm gleichfalls den Weg nach Leitmeritz. Die Trennung war muthmasslich durch die Rücksicht auf die Subsistenzmittel geboten, da die östlichere Strasse deren weniger bot als das Ufer der Elbe. Nadasdy sandte der ersteren den Obersten von Ried mit 2000 Mann Fussvolk und 500 Reitern nach, er selbst aber folgte der zweiten, und zwar auf dem rechten wie auf dem linken Isarufer über Benadeck. — Das Lager bei Leitmeritz hatte sich indessen durch die Zuzüge auf 30,000 Mann vermehrt, und wird jenes von Lowositz, da sie bloss die Elbe schied, dazu gerechnet, so würde noch eine Streitmacht von 50,000 Mann hier versammelt gewesen sein, wenn sie nicht fortwährend durch die grösseren Bedeckungen vermindert worden wäre, die zur Sicherung des Heergeräthes und des Geschützes, womit man Prag beschossen, den Transporten beigegeben werden musste. Diese Armee war für den Augenblick keine mobile Feldarmee mehr, da die Berennung und Beschiessung von Prag ihr zu vieles aber äusserst werthvolles Geschleppe angehängt hatte. Bei dem leitmeritzer Corps befand sich der König selbst; er war angeblich am 26. Juni dort angekommen. Alle Kirchen und grösseren Häuser der Stadt waren mit Verwundeten angefüllt; man zählte an 6000 Kranke. — Da die Streifschaaren der Obersten Loudon und Eoetvoes den Gebrauch der Wasserstrasse theils hinderten, theils sehr gefährlich machten, so wurde häufig die Nacht benutzt, um die Transporte nach Tetschen zu bewerkstelligen. In den ersten Tagen des Juli war bereits ein grosser Theil der Effekten gesichert und das Lager leer, denn die Kroaten machten allmälig die Entdeckung, dass zwar im Lager die Zelte des zweiten Treffens noch dastünden, aber kein Soldat mehr aus- und eingehe. Um diese Zeit erhielt Graf Nadasdy eine andere Bestimmung. Da die Feldherrn Prinz Karl und Daun der östlichen Kolonne selbst folgten, so erhielt er eine eigene Armeeabtheilung von 30,000 Mann, um gegen Leitmeritz zu ziehen. Am 10. Juli schlug Nadasdy zu Gastorf, südlich von der preussischen Stellung Lager, und dieses wurde einige Tage später vom Könige selbst rekognoszirt. Das preussische Corps war zu dieser Zeit angeblich nur noch 18—19000

Mann stark und wurde von den feindlichen Vorposten beständig allarmirt. Alle ausgesandten kleineren Detachements, um Fütterung und Lebensmittel beizutreiben, wurden in der Regel weggefangen. — Dass der König schon vor der Mitte Juli darauf sann, mit den Truppen nach Sachsen aufzubrechen, weil die östliche Heerkolonne sich nirgends festzusetzen vermochte und desshalb zurückzugehen genöthigt war, erhellt daraus, weil ein grosser Theil des Lagers und der Backöfen abgebrochen wurde. Das Nadasdy'sche Corps, welches von Süden her Verstärkungen unter General Graf Palfy an sich zog, gab hinwieder andere leichte Truppen ab, um die östliche Kolonne zu beunruhigen. Gleichzeitige Nachrichten bemerken, dass Ungarn zahlreiche Hülfsschaaren desshalb stellte, weil es sich der Königin dafür dankbar beweisen wollte, dass sie die zollfreie Ausfuhr der ungarischen Produkte in die Erblande auf die Dauer von zehn Jahren gestattet hatte. Bei Nadasdy's Corps standen übrigens zwei wackere Kämpfer, deren hier wenigstens in der Kürze zu gedenken ist. Es waren die beiden Söhne des verstorbenen Marschals Grafen Browne; der ältere, bisher Oberst, wurde Generalmajor und der jüngere erhielt als Oberst die Führung des Regiments seines verstorbenen Vaters.

Die dritte preussische Heerkolonne, 18 bis 20,000 Mann stark, bei welcher sich der Prinz von Preussen, der Herzog von Bevern und Fürst Moriz von Dessau befanden, war über Dobrawitz nach Jungbunzlau an der Isar gezogen und stand hier am 29. Juni bereits in pallisadirten und mit Geschütz besezten Verschanzungen, indessen die leichten Schaaren der Generale Baboczai und Beck sie umschwärmten und alle Kommunikationen abschnitten. Das frommte jedoch den Ortsbewohnern nicht, denn so wie das königliche Corps bei der Räumung von Dobrawitz und Lautschin alles Getraide und Schlachtvieh sammt grossen Geldsummen mit fortgeführt hatte, so mussten auch die Bewohner von Jungbunzlau alle ihre Vorräthe demselben überlassen. Am 30. Juni versuchten die preussischen Generale einen starken Gepäcktransport von 400 Wagen unter Bedeckung von 4000 Mann nordwärts gegen die Lausitzer Gränze abzuschicken, aber Nadasdy diese Rückzugslinie im Auge behaltend, hatte die Stellungen bei Weisswasser und Hirschberg bereits durch seine Vortruppen besetzen lassen. Der Wagenzug war noch so glücklich,

den Weg statt vorwärts wieder zurück in das verschanzte und mit siebenzig Kanonen besetzte Lager finden zu können. Von allen Seiten abgeschnitten und beunruhigt, und noch näher bedrängt durch die im Anmarsch begriffene Armee des Generalissimus gab das preussische Corps in den ersten Tagen des Juli seine Stellung bei Bunzlau auf und wandte sich nordwärts gegen Hirschberg. Am 5. Juli stand die österreichische Armee zwischen Jungbunzlau und Münchengräz zu Kosmonos, und das preussische Heer befand sich somit zwischen derselben und den Nadasdy'schen Streifschaaren, welche auf allen nördlichen Strassen sich zeigten. Während am folgenden Tage aber das österreichische Hauptquartier noch immer zu Kosmonos verweilte, befand sich der Gegner bereits zu Neuschloss, nördlich von Hirschfeld und stand somit in Berührung mit dem königlichen Corps zu Leitmeritz, welches der Prinz von Preussen dazu benutzte, diesem einen Theil seines Heergeräths und seine Kranken zuzusenden. In zwei Kolonnen brach er am 8. Juli auf, überschritt die Polzen und setzte sich zu Leipa fest, indessen ein kleines preussisches Corps von 7000 Mann von Zittau nach Gabel heranzog, um als Anlehnungspunkt für den Rückzug zu dienen. Obgleich es zu keinem einzigen grösseren Gefecht von Namen kam, so wurde in der That doch beständig gestritten, da die Generale Morocz, Baboczay und Beck in fortwährendem Kampfe bald mit dem Vortrabe bald mit der Nachhut waren. Den Tag hindurch, berichtet ein Augenzeuge, jagen sie einander öfters zwei bis dreimal von einem Walde in den andern; dieses schwächt den Feind ungemein, da er den Kern seiner Armee daran setzen muss, während wir nur irreguläre Truppen verlieren. An obigem Tage hatte endlich die österreichische Armee die Isar mittelst dreier Schiffbrücken bei Münchengräz überschritten und ein Lager bei Swigan bezogen, um sodann nordwestlich nach Hühnerwasser zu ziehen. Hier wurde am 13. Juli die Absendung einer geheimen Expedition beschlossen. General von Maquire erhielt den Auftrag, mit einer Abtheilung von 6000 Mann, worunter auch das fränkische Regiment Roth-Würzburg, und 500 Reitern nach Gabel zu ziehen und es zu nehmen, General Herzog von Ahremberg solle sich südlich von Gabel mit einer Reserve aufstellen und Morocz mit seinen Kroaten die Flanken decken; General Beck aber zur Beobachtung

des Prinzen von Preussen sich Reichstadt nähern und der von frühern Wunden genesene Generalleutnant Graf Haddick Neuschloss besetzen und nördlich davon Posto fassen. Die Absicht der beiden österreichischen Feldherrn war, um jeden Preis die Verbindung des Prinzen von Preussen mit der Lausitz, welche über Gabel statt fand, zu unterbrechen. Erst wenige Tage zuvor hatten sich die Generale Fouqué und Winterfeld aus dem Lager bei Leipa in Bewegung gesetzt, um eine aus der Lausitz heranziehende Munitionskolonne in Empfang zu nehmen. Zu Gabel selbst wurden starke Verschanzungen aufgeworfen, an welchen nicht blos die Bevölkerung des Ortes, sondern auch die Bewohner von fünf umherliegenden Dörfern arbeiten mussten. Es schien somit, dass der Prinz von Preussen die Absicht habe, die Stellung bei Leipa zu behaupten, welche Anname dadurch verstärkt wurde, dass sich im österreichischen Hauptquartier die Nachricht verbreitete, das königliche Armeecorps bei Leitmeritz beabsichtige, sich mit jenem des Prinzen zu vereinigen. Jetzt galt es somit, diese Vereinigung zu verhindern oder wenn sie dennoch statt finde, sie möglichst wirkungslos zu machen. Die österreichische Armee rückte am 14. Juli nach Nimes und schlug vier Stunden von Leipa Lager. Der Prinz von Bevern, welcher seit einigen Tagen zwischen Leipa und Gabel behufs ihrer wechselseitigen Verbindung mit einem Truppencorps stand, zog in Folge des Anmarsches der Oesterreicher nach Leipa zurück. Während aber auf diese Weise das preussische Heer sich verstärkte, wurde Gabel Preis gegeben, denn General Beck besetzte sofort mit seinen Kroaten alle südlich von letzterem Orte gelegenen Waldpostirungen während andere Schaaren alle nördlich nach Zittau führenden Wege in Besitz nahmen. Als General Maquire selbst an obigem Tage vor Gabel erschien, kam er so schnell und unerwartet, dass ein nach Leipa bestimmter bedeutender Lebensmitteltransport vor dem Orte in seine Hand fiel. Er umzingelte die Stadt, beschoss sie und versuchte sie dann zu stürmen. Indessen General von Wulfen einen Scheinangriff machte, um einen Theil der Besatzung auf den vermeintlich bedrohten Punkt hinzuziehen, leitete Maquire den ernstlichen Angriff. Sechs Grenadirkompagnien unter Major von Normann stürmten ein Thor. Die Zimmerleute hieben es unter heftigem Feuer der Besatzung ein; aber als dasselbe wich,

entdeckte man ein zweites, denn es war ein Doppelthor. Auf solches Hinderniss hatten sich die Stürmenden nicht vorgesehen; mit gelichteten Gliedern, denn das heftige feindliche Feuer hatte bereits über zweihundert Mann niedergestreckt, zog sich die Angriffskolonne zurück. Der Herzog von Ahremberg rückte sofort mit einem Geschützzuge heran. — General von Putkammer, der Vertheidiger der Stadt, sah ein, dass ungeachtet des abgeschlagenen Sturmes die Lage der Besatzung eine höchst gefährliche war; denn ohne Unterstützung von Zittau oder Leipa her konnte Gabel nicht lange dem Gegner, der es so ernstlich angriff, die Stirne bieten. Als daher am 15. Juli General Maquire ihn zur Uebergabe aufforderte, beschloss er zu kapituliren. Das Uebereinkommen war ein ehrenvolles. Die Besatzung, aus vier Bataillonen der Regimenter Württemberg, Kalkreuth, Möllendorf und Billerbek sammt einer Schwadron von Werner Husaren bestehend, wurde zwar kriegsgefangen, aber der ritterliche Maquire beliess wegen bewiesener tapferer Gegenwehr den Offizieren nicht bloss ihre Waffen, sondern auch ihr sämmtliches Feldgeräth und Gepäck sammt den Pferden und allen Soldaten ihre Tornister. Bloss sieben Geschütze wurden erbeutet, dagegen aber 250 Proviantwagen mit einer Bespannung von mehr als 1100 Pferden.

Die Anname Putkammers, dass er auf keine Hülfe zu rechnen habe, wurde dadurch bestätigt, dass am Tage der Kapitulation ein Theil des preussischen Lagers bei Leipa aufbrach und am 17. Juli sich das ganze Corps gegen Kamnitz an der sächsisch-böhmischen Gränze in Bewegung setzte, woselbst es am folgenden Tage eintraf. Fruchtlos hatten die Schaaren der Generale Haddik und Morocz es umschwärmt, um irgend einen Vortheil zu erhaschen. Als Maquire nach der Einname von Gabel gegen Zittau vorrückte, hatten die Vortruppen bereits die Strassen dahin und nach Rumburg gesäubert und die Gebirge von Grossschönau besetzt. Was aber obigen beiden Generalen beim Tage nicht gelang, das vollbrachte der unternehmende General von Beck in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli. Am Morgen des erstern Tages war der Herzog von Bevern mit der Vorhut aus dem Lager von Kamnitz nördlich nach Kreibitz aufgebrochen, und als das preussische Heer gegen Abend in dem erstgenannten Lager eingetroffen war, hatte sich das gesammte

Heergeräthe in Bewegung gesetzt, um nach vorn gedeckt durch Bevern und im Rücken durch die Armee einen Nachtmarsch zu wagen. Sowie Oberst Brodanowitz mit drei Bataillonen Kroaten, zwei Grenadirkompagnien und sechs Kanonen Beverns Vorhut seitwärts beobachtete, so wurde der nächtliche Zug, der von zahlreichen Fackel- und Laternenträgern begleitet und durch zwei Reiter- und vier Regimenter Fussvolk gedeckt war, von andern Streifschaaren überwacht. Als derselbe durch das Dorf Hasel kam, brach General Beck mit tausend Warasdinern und Slavoniern und 300 Husaren unter dem Oberst Grafen Esterhazy aus den Waldungen hervor und stürzte sich auf die Begleitung. Kaum war diese gesprengt, so wurden sämmtliche im Bereiche von Hasel befindlichen Pontons-, Munitions- und Vorrathswagen umgestürzt, die Räder zerhauen, eine Zahl von 400 Pferden nach abgeschnittenen Strängen fortgeführt und mehrere Kanonen vernagelt. Der Eifer und die Vorliebe der tapfern Warasdiner für kupferne Pontons war aber so gross, dass sie den Versuch machten, mehrere zu erbeuten. Sie schleppten sie die Berge hinauf und mussten sie dann der engen Hohlgassen wegen stehen lassen. Es war schon lichter Morgen, als mehrere preussische Kolonnen eilig heranzogen und nach vollendetem Zerstörungswerk General Beck mit seinen Schaaren wieder in den Wäldern verschwand. Das Heer zog nun über Georgenthal nach Rumburg, wo am 21. Juli gegen Abend General Nadasdy unverhofft erschien. Um wegen Mangels an Bespannung auf bodenlosen Wegen einen Theil des Gepäcks nicht in seine Hände fallen zu lassen, wurde es verbrannt.

Damit endete der Rückzug der preussischen Armee aus Böhmen. Als sich die Unthunlichkeit einer Festsetzung bei Leipa dargethan hatte, waren die beiden Corps bei Lowositz und Leitmeritz ohne namhaften Verlust nach Sachsen zurückgezogen. Seit der Schlacht von Kollin war ein Monat verflossen und Böhmen sah sich befreit. Es verdankte diese Wohlthat weniger der eigentlichen Armee oder dem schweren Fussvolke sammt Reiterei als jenen äusserst zahlreichen leichten Schaaren, welche aus den südöstlichen Grenzländern der österreichischen Monarchie zum Kampfe herangezogen waren. Durch Geburt und Erziehung gegen alle Einflüsse der Witterung und der Entbehrung gestählt, ausgerüstet mit einem unverwüstlichen Körper und

fechtend nach ihrer Landesart im Einzelkampf oder in kleinen Genossenschaften waren sie in Folge der Erwerbung eines gewissen Grades von militärischer Zucht und Disziplin wahrhaft furchtbare Schaaren für jeden Feind geworden. Wo man sie glaubte, da waren sie nicht, und wenn sie nicht erwartet wurden, erschienen sie plötzlich. Ihrer in vielen Fällen vielleicht zu grossen Beweglichkeit wurde aber dadurch ein wirksames Gegengewicht gegeben, dass man sie beinahe allenthalben im Vereine mit Grenadiren fechten liess. Diese bildeten den Kern, um welchen sich die leichtern Elemente wieder ansetzten, wenn es einen ernstern Kampf galt. Böhmen wurde in vier Wochen ohne Schlacht bloss durch den kleinen Krieg frei. Die grosse Armee glich einem schweren aber nicht zum Ausbruche kommenden Wetter, welchem zahllose Schaaren einzelner Gewölke vorausflogen, die die Luft kühlend und den elektrischen Stoff verwehend allen stärkern Blitz und Donner überflüssig machten.

4.

Oberst Jahnus besetzt mit einem Kroatencorps Landshut in Schlesien. — Die österreichische Armee vereinigt vor Zittau am 20. Juli. — Das Armeecorps des Prinzen von Preussen erscheint am 22. Juli. — Zittau vom Prinzen von Lothringen fruchtlos aufgefordert, wird beschossen, verbrannt und besetzt. — Das preussische Corps bricht am 25. Juli auf und geht über Löbau nach Bautzen. — Der König bricht mit einer neuen Armee von dort gegen Zittau auf. — Stellung bei Hirschfeld und Wittgendorf am 16. August. — Fruchtlose Bewegungen gegenüber der österreichischen Armee. — Rückzug der preussischen Armee über Ostritz am 20. August. — Langes Verweilen der österreichischen im Lager bei Zittau. — Gefecht bei Landshut am 13. und 14. August. — Gefecht Loudon's bei Pirna am 18. August.

Während der Prinz von Lothringen und Daun über Gabel heranzogen, hatte ein von Münchengräz aus entsandter Parteiführer, der Oberst von Jahnus, bereits Posto zu Landshut in Schlesien gefasst, von wo aus er über die Verhältnisse der Besatzungen zu Glaz und Schweidnitz berichtete. So weit es in seinem Bereiche stand, verhinderte er die neuen Truppenaus-

hebungen zu Hirschberg, Waldenburg, Gottesberg und Frankenstein. General von Maquire war nach der Einname von Gabel bis Aichgraben in der Nähe von Zittau gerückt, der Herzog von Ahremberg hatte dessen verlassene Stelle eingenommen, und vom rechten Flügel der grossen Armee war der Feldzeugmeister von Kheil mit einem Corps nachgefolgt, um als Anlehnungspunkt zu dienen. Ihm rückte das ganze Heer nach. Als am 19. Juli General Maquire vor dem auf dem linken Ufer der Neisse gelegenen Zittau ankam, zwang er durch ein lebhaftes Feuer mehrere vor der Stadt lagernde preussische Bataillone zum Rückzuge in selbe und überschritt sodann die Neisse, um die Verbindungen nach Osten abzuschneiden. General Kheil besetzte die West- und Südseite, das böhmische Dorf Krottau im Rücken behaltend, aber die Nordseite blieb noch offen, denn auf einer Bergebene lagerte ein preussisches Corps von 8000 Mann. Als am folgenden Tage Prinz Karl und Daun mit der Armee anlangten, zogen vier preussische Bataillone mit dem Gepäck nordwestlich ab und vier andere kehrten in die Stadt zurück, indessen ein Reiterregiment unter Führung des Prinzen Friedrich von Braunschweig mit General von Schmettau diese verliess, um dem obigen Fussvolke nachzufolgen. Am 20. Juli war die österreichische Armee vor Zittau vereinigt, dessen untere Vorstadt von einer Truppenabtheilung sofort angegriffen und genommen wurde, wobei selbe zwei Geschütze erbeutete. Prinz Karl liess am folgenden Tage die Stadt auffordern, aber der Befehlshaber Oberst von Diericke (in den Berichten häufig Türck genannt) lehnte einfach mit dem Bemerken ab, er erwarte Sukkurs. Nachts zehn Uhr bemerkte man aus dem kaiserlichen Lager gegen Rumburg hin einen gerötheten Himmel und hielt die Erscheinung für ein feindliches Feuersignal, aber am folgenden Tage erfuhr man, dass die im Rückzuge aus Böhmen begriffene Heerkolonne des Prinzen von Preussen einen Theil ihres Gepäcks verbrannt habe. Ohne Zweifel hatte der Befehlshaber von Zittau genaue Kunde von dem Heranzuge des Prinzen und des Herzogs von Bevern, denn am 22. Juli breitete sich wirklich ihr Corps über die nordwestlich von der Stadt gelegenen Bergplateaus aus. Kaum hatten die Städter dieses wahrgenommen, so setzten sich neun Bataillone Fussvolk mit einem Zuge von mehr als 500 mit Brod beladenen Wagen

in Bewegung und eilten im Angesicht der österreichischen Armee und von ihr vollkommen unbehelligt dem abgematteten und ausgehungerten Corps zu, welches schon mehrere Tage lang grossen Mangel an Brod gelitten. Die kaiserliche Armee brach indessen einige Stunden nachher auf, rückte mit Zurücklassung einer starken Abtheilung vor Zittau über letzteres in nördlicher Richtung hinaus und stellte sich, den von ihr besetzten Ort Seyersdorf (Seiffersdorf) vor der Linie lassend, auf einer Bergebene auf, da das preussische Corps aus den hinter vorbenanntem Orte befindlichen Wäldern bereits hervorgekommen war und sich somit auf einer gegenüber gelegenen Bergfläche ausgebreitet hatte. In beiden Lagern war tiefe Ruhe; bloss die preussischen Jäger und Freikompagnien hielten im Thale mit den Slavoniern und Kroaten ihre Kriegsübungen.

Zittau hatte somit keine Hoffnung entsetzt zu werden, bevor nicht die kaiserliche Armee geschlagen war. Zum Widerstande befanden sich indessen noch fünf preussische Bataillone in der Stadt; um jenen zu brechen, liess Prinz Karl von neun bis zehn Uhr Abends diese beschiessen, jedoch ohne besondern Nachtheil, da die Granaten theils nicht zündeten, theils auf den öffentlichen Plätzen niederfielen. Am 23. Juli Morgens wurde Oberst Diericke abermals zur Ubergabe aufgefordert, aber leider gab er die unbedachtsame Antwort: „Es stehe ausser seinen Truppen die Bürgerschaft unter den Waffen und 8000 wehrhafte Bauern des umliegenden Landes befänden sich innerhalb der Mauern; er werde die Stadt bis auf den letzten Mann vertheidigen.“ Die Angabe rücksichtlich der Bürger und der Bauern war gänzlich ungegründet und erdichtet, aber sie zog schreckliche Folgen nach sich, welche der Befehlshaber hätte voraussehen sollen. Dazu kam dann auch noch eine grosse rothe Fahne, welche am Thurme einer der Hauptkirchen ausgesteckt wurde. Sie sollte ein Zeichen für die Bürger zur verschärften Aufsicht über etwa entstehendes Feuer sein, aber die obigen Vorgänge brachten es mit sich, dass im kaiserlichen Lager die Feuerfahne nunmehr für die Blutfahne gehalten wurde, d. h. man sah sie als Zeichen an, dass Besatzung und Bevölkerung sich auf Leben und Tod vertheidigen wollten. Der Beschluss, solchen Uebermuth, einer ganzen Armee Trotz zu bieten, ernstlich zu züchtigen, kann keine Verwunderung erregen und zwar

um so weniger, als die bei dem Heere befindlichen sächsischen Prinzen, Xaver und Karl Christian, sich dafür entschieden, dass die treulosen Bewohner keine Schonung verdienten. Artilleriefeldzeugmeister von Feuerstein, der unter den in der Schlacht bei Kollin sich auszeichnenden Generalen von Daun besonders war erwähnt worden, traf unverweilt die nöthigen Anordnungen, liess drei Batterien von vier und zwanzig Geschützen auffahren, und um halb zehn Uhr Morgens begann die Beschiessung mit Granaten und glühenden Kugeln. Um zwölf Uhr stand bereits der grösste Theil der Stadt in Flammen; es brannten die beiden Hauptkirchen, das Rathhaus, sämmtliche öffentliche Gebäude nebst den Schulen sowie eine grosse Zahl von Wohnhäusern nieder. Mehrere Millionen an Werth gingen durch Verbrennung von Waarenlagern und Fabriken und besonders von Damast- und Leinwandmanufakturen binnen wenigen Stunden verloren, denn Zittau war berühmt durch seine Gewerbthätigkeit und seinen Handel. Oberst Diericke liess ein Thor öffnen, durch welches sich sofort ein Theil der Bevölkerung in's Freie ergoss, doch als die österreichischen Vorposten sie zurücktreiben wollten, schützte sie ein höherer Offizier und liess ihnen den Weg in das Lager öffnen. — An einer Anhöhe auf dem Rasen sitzend fanden die armen Flüchtlinge die Söhne ihres Landesherrn, die beiden sächsischen Prinzen. Als diese die wahren Verhältnisse erfuhren, und wie die Bürger ihrem Eide und ihrer Pflicht getreu keineswegs am Kampfe sich zu betheiligen gesonnen gewesen, konnten sie sich des tiefsten Mitleids und der Thränen nicht erwehren. Das Unheil war schrecklich, denn die Zahl der verunglückten Bürger betrug 470, welche verbrannten, erstickten oder von niederstürzenden Balken, Mauern und Gewölben erschlagen wurden. — Um zwei Uhr Nachmittags begehrte endlich der preussische Kommandant zu kapituliren, aber unter Bewilligung eines zweitägigen Waffenstillstandes, um die Kapitulationspunkte mit Musse entwerfen zu können. Das seltsame Ansinnen wurde kurz abgewiesen und es begann abermals ein lebhaftes Feuer, da General von Buttlar das sogenannte Frauenthor angreifen liess. Plötzlich brach ein Bataillon Sachsen, welches dort stand, unter dem Freudenrufe heraus: Es lebe Maria Theresia! und zog in das kaiserliche Lager. Während einige Grenadirkompagnien das Stadtthor besetzten, er-

12

schienen zwei preussische Hauptleute als Parlementäre und nach ihnen Oberst von Diericke selbst, um eine Kapitulation zu erwirken. Es war zu spät; er und seine Begleiter waren kriegsgefangen. Trefflich machte sich der zweite Befehlshaber der Besatzung, Major von Gleiss, die Abwesenheit Diericke's zu Nutzen. Er brach mit fünf Bataillonen, dem Reste der ganzen Garnison und vielen Packpferden während obigen Vorgangs zum Weberthore hinaus, sprengte 200 Reiter, welche den Thalgrund überwachen sollten, auseinander, mied geschickt einen sehr langen Hohlweg, der von achtzehn Grenadirkompagnien besetzt war, und erreichte glücklich das preussische Heer. — Als Zittau besetzt wurde, fand man bloss einige hundert Kranke, 10 Fahnen, mehrere Geschütze uud 180 Fässer Patronen. Wie König Friedrich August das stattgehabte Ereigniss erfuhr, wurde er von schwerem Leidwesen ergriffen. Er erliess von Warschau aus am 13. August ein trostreiches und in den väterlichsten Ausdrücken verabfasstes Schreiben an die Bürgerschaft. Er erklärte, Geld im Auslande aufnehmen zu wollen, da er in Folge des Kriegs keines habe, um ihr helfen zu können. Sie möchte sich indessen an seinen Landeshauptmann, den Grafen zu Solms, wenden und demselben alle Wege und Mittel bezeichnen, die geeignet seien, sie aus ihrer Bedrängniss und Noth zu retten. Der König benahm sich, wie von einem edlen Fürsten zu erwarten war. Wenn nun der Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges mit stillschweigender Uebergehung der unwahren Erklärung Diericke's seinen Lesern erzählt: „Die wüthenden Feinde hätten eine Barbarei begangen, wozu sie durch den Prinzen Xavier von Sachsen, der die Einwohner der österreichischen Sache nicht geneigt glaubte, selbst aufgemuntert wurden," so ermangelt diese Angabe um so mehr aller Begründung, als der wahre Hergang unmittelbar nach der Katastrophe durch eine eigene kurze Druckschrift veröffentlicht wurde.[22]

---

22. Der Rückzug der Preussen erfolgte hier ganz gegen Wunsch und Willen des Königs. Nach seinem Plane sollte der Prinz August Wilhelm sich mit seinem Heere in der Gegend von Jungbunzlau möglichst lange behaupten und dort Verstärkungen an sich ziehen. Für verschiedene Fälle hatte er ihm Anweisungen gegeben: wenn der Feind nach der Lausitz sich wende, solle er ihn vorbeilassen, dann ihm nachfolgen, ihm die Zufuhr abschneiden und ihn dadurch zu einer Schlacht in einer Stellung nöthigen, die er sich selber ausgesucht. Als der

Prinz den Posten bei Neuschloss aufgegeben hatte, schrieb er ihm „ich bitte Sie im Namen Gottes nicht mehr rückwärts zu marschiren, denn ich sage Ihnen vorher: es gibt kein Futter in Sachsen; wenn Sie sich zurückziehen, werden Sie daher an allem Mangel leiden und dadurch wird alles verloren sein." Noch vor dem Treffen bei Gabel schrieb er ihm wieder: wenn er fortfahre zurückzulaufen, so werde er ehestens bei Berlin stehen, er möge eine Bewegung vorwärts wagen; doch vergebens. Das Gefecht bei Gabel öffnete den Oesterreichern, die auf Daun's Betrieb mit voller Macht in die Lausitz vorgingen, den Zugang nach Zittau. Der Prinz war schlecht berichtet über die Bewegungen der Oesterreicher und über die Beschaffenheit der Gegend, die hinter ihm lag. Während jene auf der Hauptstrasse gegen Zittau vorrückten, zog er sich auf schlechten Nebenwegen in nothwendig öfter wechselnder Richtung seines Zuges durch das fast unwegsame Gebirge von böhmisch Leipa über Rumburg, bei Regenwetter, unter unaufhörlicher Beunruhigung von den Kroaten. Seine Mannschaft ward durch Beschwerlichkeiten abgemattet und hungerte. Mehrere Tage litt das Heer Brodmangel. Ein Theil des Gepäckes und Fuhrwerks, Pontons, Munitionswagen mussten hinter Leipa preisgegeben werden, Kanonen gingen verloren, Unordnung hemmte die eignen Schritte und die seit der Niederlage der preussischen Waffen in den entmuthigten Schaaren um sich greifende Ausreisserei schwächte sehr. Schon am Anfang des Juli kamen zu den Oesterreichern an manchem Tage 40 bis 50 Ueberläufer. Angesichts dieser Sachlage fehlte dem Prinzen die Entschlossenheit, am 22. Juli zum Entsatz von Zittau den Kampf mit den vordringenden Oesterreichern aufzunehmen, die zum Schlagen bereit waren: vor seinen Augen ward Zittau niedergebrannt und fiel in des Feindes Hand. Noch am 24. Juli behielt er seine Stellung ohne anzugreifen; in der Nacht zum 25. schickte er sich zum Aufbruch und Rückzug an, den Rest seines Heergeräthes dem Feinde lassend. Haufenweise liefen seine Soldaten zu diesem über. Nach österreichischen Berichten kamen vom 25. bis zum 27. mehr als fünfhundert. Im ganzen soll der Prinz während seines Rückzuges 2000 Ausreisser verloren haben. In welchem Grade sein Heer entmuthigt war, erhellt aus Friedrichs Befehl an die Bataillonsführer des andern Heeres, keinem ihrer Soldaten zu erlauben, sich mit der Mannschaft dieses Heerestheiles zu unterhalten. General Winterfeld schrieb am 26. Juli aus dem Lager bei Löbau in Geheimzeichen an den König die dringende Bitte, selber zum Heere zu kommen, oder baldigst eine Aenderung zu treffen. „bei alle dem Kriegsrath halten, kommet nichts heraus (getrauete er sich zu schreiben), sondern es muss einer allein mit Resolution kommandiren."

Friedrich wurde von diesem unglücklichen Rückzuge schwer betroffen. Statt in Böhmen sich zu behaupten, war der Prinz zurückgewichen, hatte das Magazin in Zittau aufgegeben, die Vorräthe zu Bautzen der Gefahr des Verlustes ausgesetzt und die Strasse nach Schlesien bedroht gelassen. Zu Prinz Heinrich hatte König Friedrich geäussert: „Nimmt der Feind Zittau, so ist Alles verloren, die Lausitz

und alles zum Teufel, und mein Herr Bruder ist die Ursache, wenn wir verloren sind." Zittau fiel am 23. Juli. Auf die üblen Nachrichten rückte Friedrich nach Dresden und Bautzen. Er entzog sogleich dem Prinzen den Heerbefehl und liess ihm sagen: „er verdiene, dass über ihn ein Kriegsrecht gehalten würde, wo alsdann er und alle seine bei sich habende Generale die Köpfe verlieren müssten, jedoch wolle er, der König, die Sache nicht soweit treiben, weil er im General den Bruder nicht vergesse." Dem General Schmettau, dem vornehmsten Rathgeber des Prinzen, liess der König sagen: er solle sich nicht wieder vor ihm sehen lassen.

Wenn ein Schriftsteller nichts Besseres zu sagen weiss, als einer seiner Vorgänger, so wird er am Besten thun, wenn er dessen Worte wiederholt. Schlosser's Urtheil also finde hier Platz: „Man schrie damals allgemein darüber, dass Friedrich seinen Bruder durch harte, ihm öffentlich gemachte Vorwürfe tief gekränkt, zur Entfernung vom Heere bewogen, sein Herz gebrochen und dadurch seinen nicht lange nachher erfolgten Tod veranlasst habe; allein der Geschichtschreiber der Höfe, der Prinzen und Herren wird dergleichen Dinge immer anders betrachten müssen, als der Freund der Menschheit. Dieser wird einsehen, dass Prinz Karl allerdings nicht fürchten durfte, in Oesterreich zu erfahren, was Friedrichs Bruder erfahren hatte, aber er bewundert den König von Preussen doppelt, weil er erkannte und erklärte, dass seine und seiner Unterthanen Rettung einzig und allein darauf beruhe, dass vor dem Gesetze der Noth alle gleich seien."

Hiernach dürfte Huschberg's Lob des Prinzen von Preussen zu würdigen sein. Ob Huschberg ferner das Verhalten des sächsischen Prinzen Xaver vor Zittau mit Recht in Schutz nimmt, ist wohl schon aus den von ihm selber gemachten Angaben zu ermessen. Friedrich sagt in seiner Histoire de la guerre de sept ans: „le maréchal Daun, excité par le prince Charles de Saxe, fit bombarder la ville." Es liegt ein Schreiben des Hauptmanns, Auditors Leo aus dem Feldlager vor Zittau vor, wonach die Beschiessung auf Antrag der sächsischen Prinzen selbst am Morgen des 23. mit erneuter Stärke und Heftigkeit begann, und es ist zu bezweifeln, ob die angebliche Aeusserung des preussischen Obersten Diericke, welche nachmals als Grund der Einäscherung Zittaus angeführt ward, wirklich gethan worden ist. Es theilt nämlich die „Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau", Berlin 1806 I. 372 mit, dass einige Tage vorher Schmettau in dieser Stadt aufgefordert wurde, sich mit seiner Mannschaft gefangen zu geben, widrigenfalls er keinen Pardon hoffen dürfe, „weil durch seine Hartnäckigkeit die Stadt verheert werden müsse, zu deren Beschiessung alle Batterien fertig wären." Sonach war also schon mehrere Tage vorher die Einschiessung beschlossene Sache. Ferner ging nach dem Zeugnisse derselben Schrift (S. 381) „sobald die ersten Bomben fielen" eine Abordnung des Rathes und der Kaufmannschaft von Zittau in das österreichische Lager und bat die Generalität und auch die sächsischen Prinzen um Verschonung der

Stadt, es blieben jedoch alle Vorstellungen vergeblich und die Abgeschickten wurden mit Härte zurückgewiesen. Endlich ist es auffällig, dass der österreichische „Bericht von Einnehmung der Stadt Zittau, wie solcher aus dem kaiserl. königl. Feldlager am 24. Juli ertheilt worden“ diese Aeusserung des preussischen Befehlshabers nicht enthält, obwohl er nicht nur die mit demselben später gepflogenen Verhandlungen umständlich erzählt, sondern auch durch die wahrheitswidrige Angabe, mit welcher er beginnt, deutlich verräth, dass man nach der That fühlte, es werde das eingehaltene grausame Verfahren von den Besserdenkenden getadelt werden, wie er denn auch im Verfolge von dem Mitleiden des österreichischen Feldherrn mit den Einwohnern spricht. Er sagt nämlich: „Obschon in der Nacht zwischen dem 22. und 23. Juli in Zittau bereits vieler Naturalvorrath durch die eingeworfenen Haubitzgranaten in Brand gesteckt worden, auch das Feuer immer mehr um sich gegriffen hat, also zwar dass schon die halbe Stadt in Brand gerathen u. s. w.,“ aber nach den übereinstimmenden Nachrichten der Zittauer begann das Brandschiessen erst am 23. gegen zehn Uhr; dieselben geben auch an, welches Gebäude zuerst in Flammen aufging. — Ausser den meisten Kirchen, Thürmen und öffentlichen Gebäuden brannten 564 Wohnhäuser nieder, etwa 60 blieben stehen; mit dem Rathhause gingen die alten Urkunden, Akten und Stadtbücher Zittaus zu Grunde. Zittau war am Abend des 23. nur noch ein rauchender und glimmender Schutthaufen. Zittaus fleissiger Geschichtschreiber Pescheck sucht (Handbuch der Geschichte von Zittau. 1837 II. 628) die Härte der Oesterreicher daraus zu erklären, dass die Preussen einige Wochen vorher Prag beschossen hätten, nun hätten die Oesterreicher zeigen wollen, dass auch sie mächtig im Zerstören seien. „Die sächsischen Prinzen waren auch in Prag Zeugen gewesen.“ Nachträglich erregte das Schicksal Zittaus grosses Mitleid. Die sächsischen Prinzen, der Kurfürst und seine Gemahlin spendeten Gaben. Mehr aber als diese reichte Maria Theresia, als sie einer bittenden Abordnung der Stadt 50000 Gulden zuwies. „Zwar soll der König, schreibt Pescheck II. 636, nach dem Brande der Stadt 20,000 Thaler zugesichert haben, aber noch 1778 wartete man vergeblich darauf; es blieb bei dem blossen Versprechen.“ Reichlich flossen dagegen Unterstützungen durch Sammlungen in Deutschland zu; selbst die Deutschen in Venedig sendeten 262 Thlr. und aus den dänischen Landen kamen 3708 Thlr. Beihülfe.

Zittaus Einschiessung erschreckte die Bewohner von Görlitz, wo am 4. Juli preussische Bataillone eingerückt waren (Neumann, Geschichte von Görlitz 1850 S. 487) so sehr, dass Rath und Bürgerschaft die preussische Besatzung um Abzug dringend baten. Nahten die Oesterreicher (sollen sie gesagt haben), so müssten sie zu einer äussersten Massregel greifen. Die Preussen zogen wirklich ab, als österreichische Reiter herankamen. Dann wollte der über Görlitz nach Schlesien führenden Strasse sich bemächtigen. Da jedoch bald darauf ein Angriff der Preussen von Bautzen her gewärtigt wurde, verliessen auch die Oesterreicher Görlitz wieder.

In östlicher Richtung streiften die Oesterreicher im Juli bis Pirna. Im österreichischen Heerlager waltete die Ansicht vor: es hätten sich die Streitkräfte nunmehr zu theilen, um gleichzeitig in Schlesien einzuziehen und auf Dresden zu drängen, wohin ebenfalls das Reichsheer mit den französischen Heersäulen sich wenden sollte — allein, weil der Feind nunmehr gänzlich aus Böhmen herausgetrieben und somit die gestellte Aufgabe glücklich beendigt war, hatte der Oberfeldherr erst den fernern Feldzugsplan von Wien zu erwarten. Einstweilen also wurden die erlangten Vortheile nicht weiter verfolgt, sondern — gewartet.

Friedrichs nächste Absicht war nun, die Oesterreicher aus der Lausitz wieder herauszutreiben und zur Erreichung dieses Zweckes nöthigenfalls eine Schlacht zu schlagen. Er bot sie vom 16. bis 19. August an. Allein Prinz Karl behauptete standhaft seine gutgedeckte Stellung und drehte sich ohne von seinen Höhen herabzusteigen nach den verschiedenen Wendungen des Königs beinahe im Kreise so, dass seine Aufstellung durch steile Anhöhen und andere Bodenverhältnisse stets geschützt blieb. So hatte es bei der Kanonade sein Bewenden. Der König war nur mit äusserster Mühe im Stande, für die Verpflegung seines Heeres zu sorgen, und konnte sich auf die Dauer hier nicht behaupten; ohnehin durfte er seine Kräfte nicht unthätig lassen: die andern Feinde musste er doch auch bekämpfen. Er gewann durch seinen Zug in die Lausitz nichts weiter, als dass die fernern Unternehmungen der Oesterreicher gegen Schlesien in die spätere Jahreszeit hinausgeschoben wurden.

Friedrich befand sich während dieser Monate und in den beiden nächstfolgenden in einer äusserst gedrückten Stimmung. Ausser Familienleid traf ihn das öffentliche Unglück schwer. Bereits am 19. Juli schrieb er an einen Freund „In dieser schrecklichen Zeit muss man sich mit ehernen Eingeweiden und einem stählernen Herzen waffnen, um alle Empfindung zu verlieren. Das ist die Zeit des Stoizismus, die armen Schüler Epikur's würden jetzt nicht einen Satz ihrer Philosophie vorbringen können. Der nächste Monat wird furchtbar und für mein armes Land entscheidend werden.“ Und alles wendete sich zum Schlimmeren. Alle Befürchtungen gingen in Erfüllung und keine Hoffnung verwirklichte sich. Franzosen, Russen, Schweden brachen wirklich gegen ihn los und die Franzosen wie die Russen gewannen bedeutende Vortheile über ihn. Er fühlte, dass in so verzweifelter Lage verzweifelte Mittel ergriffen werden mussten. Während er vor Andern sich heiter zeigte, verriethen einzelne Härten und einzelne Aeusserungen, die ihm entschlüpften, seine gedrückte bittere Stimmung. So sagte er unter Andern einmal, „ich begann den Feldzug als General und werde ihn als Parteigänger endigen.“ Heftig zürnt er seinen Befehligern, die nicht eifrig oder kühn genug sind. An Keith schreibt er am 1. und 8. August: er müsse das Unmögliche thun, und an Fürst Moriz von Dessau, der Dresden und Pirna zu halten hatte: er könne sich unmöglich mit seinen Schreibereien abgeben, er solle den Kerls auf den Hals gehen und offensive agiren „oder unsere Freundschaft hört auf, hier

Beide Armeen verharrten am 24. Juli in ihrer bisherigen Stellung, am folgenden Tage aber, als beim Grauen des Morgens das österreichische Heer zum Gewehre griff, entdeckte man, dass der Prinz von Preussen bereits sein Lager abgebrochen hatte und im Begriffe stand, durch die rückwärts liegenden Wälder seinen Rückzug in nordwestlicher Richtung nach Löbau anzutreten. Gegen Abend hin erhielt die österreichische Armee einen bedeutenden Zuwachs, denn es trafen 9000 Kroaten und Slavonier bei ihr ein, indessen andere Schaaren ihrer Landesgenossen das preussische Heer begleiteten. — Die österreichische Armee folgte aber keineswegs; sie blieb bei Zittau stehen, und unbehelligt brach daher der Prinz von Preussen am 27. Juli von Löbau nach Bautzen auf, wo sich König Friedrich einfand. Wie preussischer Seits erzählt wird, war der Empfang ein höchst unerquicklicher. Mit verletztem Herzen und Gemüth verliess Prinz August Wilhelm die Armee und ging nach Berlin zurück; er erlebte nicht mehr die Jahrestage seines böhmischen Rückzuges, bei welchem er sich als kluger, tapferer und einsichtsvoller Führer bewiesen; er starb am 12. Juni 1758.

Die erste Hälfte des Monats August strich von beiden Armeen unbenutzt vorüber, als endlich die preussische sich in

ist keine complaisance für den Prinzen, sondern der General muss seine Schuldigkeit thun." Nach dem Aufbruch aus der Lausitz, wo er seine Absichten nicht hatte durchsetzen können, sagte er (Ende August) zu seinem Bruder Heinrich, es bleibe ihm nichts übrig, als sich so lange zu schlagen wie er nur immer könne; er sehe wohl, dass der Krieg zu Ende neige; er sei in der Nothwendigkeit sich so lange wie möglich zu halten. „Wenn Sie," sagte er um dieselbe Zeit zum Herzog von Bevern, „eine Schlacht gewinnen, Lehwald die zweite und ich die dritte, so bin ich dennoch verloren." Trotz dieser Ueberzeugung, dass er zu Grunde gehen müsse, blieb er standhaft und thätig. Das Vertrauen seiner Umgebung auf einen günstigen Ausgang war gänzlich gewichen, er hielt aufrecht. Schlag traf ihn indess auf Schlag. Am 23. September drückte er seinem Freund d'Argens seinen Entschluss aus, sich eher das Leben zu nehmen, als den Triumph seiner Feinde zu verherrlichen, und am 12. Oktober spricht er zu seinem Bruder Heinrich, der dazu rieth, durch Abtretung Schlesiens den Frieden zu erkaufen, thränenden Auges: sein Entschluss sei gefasst, der Zustand, in dem er sich befinde, sei länger nicht zu ertragen, er werde sich noch vor seiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Sowie er, Heinrich, die Kunde davon erhalte, solle er alle Geschäfte an seiner Stelle übernehmen und das Heer dem ältern Bruder Treue schwören lassen.

Bewegung zu setzen begann. Zu den zwei Corps, welche seit einiger Zeit im Lager bei Bautzen standen, brach das Corps des Marschals von Keith auf, welches bisher zu Bischofswerda, auf der Strasse zwischen Dresden und Bautzen seine Stellung gehabt hatte. Am 14. August zog aber dasselbe südöstlich gegen Hochkirchen ab und ihm folgten die beiden andern unmittelbar nach, so dass am folgenden Tage die gesammte preussische Armee bei Bernstädtel sich vereinigt fand. Zu gleicher Zeit waren die Vortruppen des Generals Nadasdy bei Ostriz an der Neisse, somit unweit von Bernstädtel angekommen, um für das Corps ein Lager auszustecken, denn es hatte den Befehl sich nördlich von Zittau an die Neisse zu lehnen, und die Verbindungen des Feindes mit Schlesien möglichst zu erschweren. Sie gingen, da die Stellung zu Ostriz für sie nicht mehr haltbar war, zurück. In der Nacht liess der König den General von Winterfeld mit einer Heeresabtheilung von 8000 Mann nach Lauban auf der Strasse zwischen Görlitz und Bunzlau am Bober abziehen, um seinen Rücken gegen unverhoffte Ereignisse zu dekken. Es war das letztemal, dass er ihn zu einem Kriegszuge befehligte; er sah seinen tapfern Feldgenossen niemals wieder. Am Nachmittag des 16. August entwickelte sich die Armee bei Hirschfeld zwischen Ostriz und Zittau aus den Waldungen, bildete zwei Treffen und lehnte den linken Flügel an die Neisse. Einige tausend Schritte zog ihr sofort das österreichische Heer entgegen, dehnte sich rechts gleichfalls bis zu genanntem Flusse und links bis zu einer bewaldeten Anhöhe aus, welche sie mit Kroaten und leichtem Geschütze besetzte, so dass beide Armeen nur durch einen mässigen Raum mit dem Dorfe Witgendorf in der Mitte geschieden waren.

Prinz Karl und Daun trugen alle Sorge, sich gegen eine Ueberraschung und unverhoffte Bewegung des Königs sicher zu stellen. Sie hatten das Dorf Witgendorf mit einer Truppenabtheilung besetzt und ihren rechten Flügel an der Neisse dadurch stark gedeckt, dass sie über vierzehn Verbindungsbrücken 5 Reiterregimenter und sodann auch das ganze Reservecorps, bestehend in 16 Bataillonen und 4 Reiterregimentern auf das rechte Flussufer übergehen liessen. Das nadasdysche Corps aber mit den sächsischen Chevauxlegers stand rückwärts des rechten Flügels zu dessen Unterstützung. Gegen die vierte Stunde Nachmittags

bildete sich ein starker Haufe feindlicher Reiterei und setzte sich gegen Witgendorf in Bewegung. In der Nähe angekommen, schwenkte die Reiterei plötzlich rechts und links ab, und es brach eine Kolonne Fussvolk mit vier Feldstücken auf das Dorf vor. Die preussischen Freischützen drangen von zwei Seiten gegen den besetzten Kirchhof. Da derselbe nur niedere Mauern und keine Thore hatte, so wurden beide Theile bald handgemein und fochten mit dem Bajonnet, aber die Vertheidigung war glücklicher als der Angriff. Nach einem harten Kampfe zog das feindliche Fussvolk sammt der Reiterei, fortwährend von mehrern Batterien beschossen, sich zurück. Beide Heere hatten unter Gewehr gestanden und die beiderseitigen Kanonen donnerten sich noch kriegerische Grüsse bis in die späte Nacht zu. Kaum grauete der Morgen des 17. August, so eröffnete sich auf der ganzen preussischen Lagerlinie eine neue starke Kanonade und das erste Treffen machte Miene vorrücken zu wollen, als aber österreichischer Seits blos mit Geschützen geantwortet und die eingenommene Schlachtlinie nicht verlassen wurde, unterblieb jeder Angriff. Dagegen versuchte der König zwischen der Stellung des kaiserlichen Heeres und Hirschfeld Brücken über die Neisse zu schlagen, wurde jedoch durch das Geschützfeuer daran gehindert und schlug sie desshalb flussabwärts unterhalb jenes Ortes. Ein Corps von 12.000 Mann ging auf das rechte Ufer über, ohne jedoch irgend einen Vortheil erspähen zu können, da die Reserve ihm gegenüber stand, welche noch durch das nadasdysche Corps verstärkt wurde. Der folgende Tag führte dem kaiserlichen Heere eine Schaar Vermisster wieder zu. Bei dem frühern Vorgehen nach Ostriz war die äusserste Spitze des Vortrabs, aus Husaren und Dragonern bestehend, bereits weiter nördlich bis Görlitz gekommen, als plötzlich das Heer des Königs in seinem Rücken erschien. Gefangenschaft oder Durchschlagen ward nun die Losung. Die Reiter wählten letzteres und zogen auf Umwegen durch die Gebirge nach Süden, aber mehrmals in Gefechte verwickelt und selbst einmal durch ein ganzes feindliches Reiterregiment sich den Weg bahnend, fanden sämmtliche Husaren entweder ihren Tod oder wurden gefangen, aber 300 Dragoner bewerkstelligten dennoch glücklich ihre Vereinigung mit ihren Landesgenossen. Als endlich der König sich überzeugte, dass auf dem linken Ufer der Neisse mit

Vortheil dem Feinde keine Schlacht angeboten werden könne, und auf dem rechten Ufer die Armeeabtheilung, welcher General Fürst Löwenstein am 19. August noch eine Verstärkung von 3000 Reitern zugeführt hatte, zu stark und zu gut aufgestellt sei, um mit Erfolg angegriffen zu werden, beschloss er den Rückzug des eigenen Heeres. Noch vor Tagesanbruch ward das Lager abgebrochen und es setzte sich die Armee, welche 75 bis 80,000 Mann zählte, in Rückmarsch nach Ostriz, gefolgt auf dem Fusse von den leichten kaiserlichen Truppen; das österreichische Heer selbst aber blieb abermals zu Zittau stehen, als wäre es an diesen Ort festgebannt. Es stand daselbst nun einen ganzen Monat lang. Wohl erhebt sich hier die Frage, zu welchem Ende und Zwecke und auf wessen Geheiss dieses Stillliegen geschah und warum man jede Schlacht zu vermeiden schien? Die letztere Frage beantworteten Offiziere der Armee dahin, dass der Grund des thatenlosen Gegenüberstehens in den äusserst vortheilhaften Stellungen des Königs lag, so dass die kaiserlichen Feldherrn zu Gunsten eines an sich schon zweifelhaften Erfolgs keine Schlacht wagen wollten. Rücksichtlich der anderen Fragen meldeten andere Berichte, jene könnten sich der weiteren Operationen wegen nicht vollkommen einigen. Es liege der Plan vor, die Armee zu theilen; die eine Hälfte solle unter dem Befehle des Prinzen und Daun's sich nach Dresden wenden, jedoch ihre Operationen in Sachsen nicht eher beginnen, als bis das französische Heer oder die Reichsarmee oder beide mit einander eingedrungen seien. Die andere Hälfte solle sich aber unter dem Oberbefehle des Feldzeugmeisters von Kheil nach Schlesien wenden. Wenn dieser Plan bestand und Prinz Karl und Daun fortwährend zögerten, so war ihnen derselbe wohl vom Hofkriegsrathe zur Aeusserung zugeschlossen worden, und ohne jeder der beiden Armeen wenigstens die Stärke von hunderttausend Mann zu geben, war jede Theilung gefährlich. Klar und deutlich spricht sich über das lange Verweilen eine andere Angabe dahin aus, dass der Prinz den fernern Operationsplan vom Hof erwarte, weil der Feind nun ganz aus dem Königreich Böhmen hinausgedrückt worden sei. Jener hatte folglich nur bis zur Gränze gereicht, da aber war er abgerissen, und ein neuer war noch nicht angelangt.

Die österreichische Armee stand jedoch keineswegs völlig isolirt bei Zittau. In ihrem Rücken zu Landshut in Schlesien

hatte sie das 7 bis 8000 Mann starke Corps des Obersten Franz v. Jahnus; auf der äussersten linken Seite befand sich Oberst Loudon in der Nähe von Pirna dem Herzog Moriz von Anhalt-Dessau gegenüber; General Kalnocky und nach ihm General Mitrowsky hatte östlich von Dresden zu Stolpen Posto genommen und überwachte die Hochstrasse von dort nach Bautzen und letzteres, wo der preussische General von Rebendisch mit sechs Bataillonen sich befand, wurde von General von Haddik beobachtet. Beiden ersteren Führern wurde die Gelegenheit zu Theil, glückliche Gefechte liefern zu können.

Am 13. August erhielt Jahnus die Meldung, dass der Befehlshaber von Schweidnitz, General Kreutz, mit 8000 Mann Infanterie, 4 Eskadronen Husaren und 16 Geschützen gegen Landshut im Anzuge sei. Er liess daher sofort die Zelte abbrechen und alles Heergeräthe packen, jedoch mit dem Befehle, dass kein Wagen sich von der Stelle rühre, sondern im Lager bleibe. Er sah als Absicht des Gegners an, Landshut zu nehmen und ihn über die Gränze zu drücken. General Kreutz erschien mit seinem Corps gegen drei Uhr und begann sofort gegen die Stellung der Oesterreicher auf dem sogenannten Bürgerbuschberg und in den benachbarten Wäldchen verschiedene Evolutionen, um selbe hinweg zu manövriren und rückwärts derselben an die Vorstädte zu rücken, aber die Bewegung misslang, da Jahnus einen ganz nahe am bedrohten Stadtthore gelegenen und mit einer alten Schanze versehenen Berg besetzen liess. Als die Nacht eingebrochen war, beschloss er den Feind zu alarmiren. Fünfzig Peterwardeiner samt einem Unteroffizier übernahmen als Freiwillige dieses Geschäft. Das feindliche Corps hatte sich in einem grossen Viereck gelagert, mit welchem es seine Geschütze, Munitions- und Proviantwagen umschloss. Kaum hatte der fingirte Angriff begonnen, so erhob sich ein gewaltiger Lärmen im Quarré, denn die Rosse durch das ungewohnte Getöse scheu geworden, schleppten und zerrten Kanonen und Wagen zu einem wilden Knaul zusammen und etliche dreissig Reiterpferde brachen zu einer Schaar vereinigt durch die Glieder und suchten das Weite. Als der Morgen des 14. August anbrach, sah Jahnus, dass General Kreutz den nächtlichen Lagerplatz bereits verlassen hatte und abermals im Quarré unweit der Vorstädte sich aufgestellt hatte. Noch bei der Morgendämmerung begrüsste er

ihn mit seinen Geschützen, worauf sich das feindliche Corps in Linie aufstellte, welchem Beispiel das österreichische folgte. Unter beständigem sehr hitzigen Geplänkel rückten sie auf einander los, bis Jahnus seinen Vortheil ersah, plötzlich hielt und wohlgezielte Kartätschenschüsse dem Gegner entgegen sandte. In dem Augenblicke, wo dessen Schritte sich hemmten, gab Jahnus der ersten Linie der fünf Kroatenbataillone der Peterwardeiner, St. Georger, Kreuzer, Broder und Gradiskaner den Befehl zu debandiren, d. i. nunmehr nach nationaler Weise zu fechten. Nach türkischer Weise warfen sie sogleich die Gewehre an den Hängriemen auf den Rücken, zogen die Säbel und stürzten mit furchtbarem Schlachtgeschrei auf die feindliche Linie ein. Der ungewohnte Anblick verfehlte seine Wirkung nicht; sie gerieth in eine namenlose Verwirrung, wich zurück, trennte sich in zwei Streithaufen und zog von den Warasdiner Husaren und einem Theile des ungarischen Husarenregiments Kaiser verfolgt sich rechts über Reichenau und links über Richenbank zurück. Ihr Verlust belief sich an Todten, Verwundeten und Gefangenen, worunter 17 Offiziere, auf 3000 Mann und sechs Geschütze. Die preussischen Bataillone hatten gleichwohl nicht allein mit gewohnter Tapferkeit, sondern vielmehr mit wahrem Schlachtzorn gefochten, denn Jahnus sagt von ihnen in seinem Bericht in seiner Sprachweise: „Es war eine Furie vom Feind und kein Attaquiren, massen unter beständigem Musquetirfeuer von beiden Theilen vorgerückt wurde,“ aber am Ende hatte die orientalische Kampfweise dennoch den Sieg über alle künstliche Evolutionen davon getragen.

Nicht minder glücklich war Oberst Loudon. In seiner verschanzten Stellung zu Schönau bei Pirna wurde er am 18. August von drei Bataillonen des Corps des Herzogs Moriz von Anhalt angegriffen, welcher Pirna und somit den Pass nach Dresden besetzt hielt. Durch eine für jenen Prinzen unglückliche Fügung bestand der grössere Theil seiner Truppenabtheilung aus jenen beklagenswerthen sächsischen Männern, welche vermöge der vorjährigen Kapitulation in Kriegsgefangenschaft gerathen waren, aber gewaltsam der preussischen Armee einverleibt wurden. Jetzt rächte sich wiederum die ungerechte That. Sowie der Angriff begann, gingen alle Sachsen kurzweg zu Loudon über und der Ueberrest wurde beinahe völlig niedergemacht.

Gleichsam verblendet sandte Herzog Moriz abermals sechs Bataillone ins Gefecht, aber alle Sachsen befolgten das frühere Beispiel, sie traten über und so geschah es, dass von den in den neun Bataillonen dienenden Preussen kaum tausend wackere Krieger am Leben blieben, da die andern Mitgenossen sämmtlich im Kampfe fielen. Die Sachsen hatten gethan, was sie thun mussten; sie konnten und durften gegen ihr Land und ihren Landesherrn nicht fechten. Nicht ganz vierzehn Tage nach diesem Ereigniss benannten die in Druck gelegten Armeebülletins den Oberst Loudon als Generalfeldwachtmeister, d. i. Generalmajor und den gefürchteten Feldmarschalleutenant Grafen Nadasdy als Feldzeugmeister, d. i. in seiner Waffengattung General der Kavallerie. Wenn nun Archenholtz jene Ernennung mit dem Rückzuge der Preussen aus Böhmen im Monat Juli und mit dem Tode des bereits verwundeten Generals v. Mannstein durch Loudon's Kroaten in Verbindung bringt und das aufgefangene Generalspatent durch König Friedrich ihm übersenden lässt, so stimmen diese Angaben weder mit der Zeit noch mit den Ueberlieferungen zusammen.

5.

Die verschiedenen Operationslinien für die österreichische Armee. Deren Aufbruch von Zittau nach Schlesien am 2. September. — Gefecht zwischen dem Nadasdy'schen und Winterfeld'schen Corps bei Moys am 7. September; Winterfeld's Tod. — Der Herzog von Bevern bricht mit der Armee am 9. September nach Schlesien auf, nordwärts der Strasse nach Breslau; das österreichische Heer südlich bei Lauban und Löwenberg am 13. September. — Marsch des letztern von Jauer nach Liegnitz am 22. September und eines Belagerungscorps nach Schweidnitz. — Das preussische Heer am 25. September bei Liegnitz angegriffen, räumt seine Stellung, das österreichische zieht nach Breslau und findet hier bereits das preussische am 3. Oktober. — Belagerungscorps von Schweidnitz verstärkt durch Baiern und Würtemberger. — Die Aussenwerke erstürmt am 11. November, die Stadt übergeben mittelst Kapitulation am 12. November. — Haddik überrascht Berlin am 16. Oktober. — Schlacht bei Breslau am 22. November. — Die Stadt kapitulirt am 25. November.

Endlich war mit dem Monat September auch der Operationsplan für die kaiserliche Armee gekommen. Vom Beginn des

Kriegs bis zu dem nun erfolgenden Aufbruche von Zittau hatte sie im eigentlichsten Sinne nur einen Defensivkrige geführt: es hatte sich bisher ausschliesslich darum gehandelt, den in Böhmen eingebrochenen Gegner aus diesem Lande zu entfernen und dessen nordöstliche Gränze durch eine Truppenaufstellung zu sichern. Nunmehr trat aber der Fall ein, die Lausitz zu befreien und den Feind in seinem eigenen Lande aufzusuchen; es galt nun offensiv zu verfahren und von dem grossen und schwer errungenen Vortheile des Angriffs auf feindlichem Boden den wo möglich klügsten Gebrauch zu machen, denn die strategische Aufgabe konnte auf verschiedene Weise mit mehr oder minderer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs gelöst werden.

Der österreichischen Armee stand zunächst die Wahl frei, nach Sachsen zu gehen. Zwar stand ihr in weiterer Distanz ein preussisches Heer gegenüber, allein, wenn dieses es seinem Interesse nicht gemäss fand, den Weg zu sperren und eine Schlacht zu liefern, so blieb ihm nichts übrig, als das, was in der Folge beiderseits häufig geschah, nämlich in Flankenmärschen der österreichischen Armee zu folgen. Durch eine oder mehrere Feldschlachten konnte das Schicksal Sachsens und die Befreiung oder Nichtbefreiung des mit Oesterreich verbündeten Landes, dessen sämmtliche materielle Kräfte bisher dem Gegner zu Gebote standen und von ihm gegen die Interessen des Volks und des Landesherrn benützt wurden, entschieden und zugleich die Operationen der heranziehenden Reichsarmee und des französischen Hülfcorps schon durch die blosse Annäherung unterstützt und gekräftigt werden. — Wollte die österreichische Armee dagegen den geradesten Weg wählen, um zum Ziele des Krieges d. i. zu einem ehrenvollen Frieden zu gelangen, so ging ihr Weg nordwärts. Durch Gewinn oder Verlust einiger Schlachten kam die Frage bald zur Erledigung, ob der Weg nämlich in die Mark und nach Berlin führe oder ob er die Armee an die Gränzen Böhmens zurückleite. Der Feldherrngeist des Königs liess ihn bei der Ausführung seiner Plane denselben Weg gehen. Er war in das Herz Böhmens eingedrungen, wie er später in jenes von Mähren drang, um wenn der Sieg seinen Fahnen folge, von Prag oder von Olmütz aus an die Donau vorzurücken, durch einige gewaltige Schläge dem Kriege ein Ende zu machen und den Frieden zu diktiren. Jenes erste schon gegebene Beispiel

hätte zu dieser Zeit für den hohen Kriegsrath zu Wien nicht verloren sein sollen. Das Schlimmste aber, was nur geschehen konnte, geschah. Es wurde zum Schauplatze der Kämpfe Schlesien, die mit starken Festungen dicht besäte preussische Gränzprovinz gewählt, Sachsen völlig der Gnade des Siegers Preis gegeben und jede Kooperation mit der Reichsarmee und mit der französischen Armee abgeschnitten. Wohl war der Gedanke, die verlorene schöne Provinz bald möglichst wieder zum Kaiserstaate zählen zu können, die Veranlassung zum Fehlgriffe, aber man hätte sich wenigstens erinnern sollen, dass ein so ungewöhnlicher und gewaltiger Krieg entbrannt sei, der unbedingt fodere, dass Schlesien nicht in Schlesien, sondern im Innern des preussischen Staats zurück erobert werde. Errang das kaiserliche Heer in letzterem durch einige Feldschlachten den Sieg und drangen die Schweden, Russen und Franzosen gleichzeitig vor, so war alle Rettung verloren. Die Vorsehung fügte es anders. Sie trübte die geistige Sehkraft der höheren Lenker oder wenn man will, sie trübten sie selbst, indem sie die Berechnung der nächsten Eventualitäten aus ihrem hohen Rathe verwiesen.

Die Würfel lagen somit: die Bestimmung der Armee war Schlesien. Wie der Feldzug ruhmvoll begonnen und unheilvoll geendet wurde, werden wir nun getreu berichten.

Bevor noch das kaiserliche Heer am 2. September von Zittau nach Bernstädtel und dem benachbarten Ostriz aufbrach, hatten die beiden Feldherrn bereits die Kunde empfangen, dass König Friedrich den Oberbefehl über das ihnen gegenüber stehende Heer dem Herzog von Braunschweig-Bevern übertragen, jedoch ein Corps von 18000 Mann davon getrennt habe, um letzteres durch die Besatzungen der festern Plätze in Sachsen zu verstärken und sodann selbes der anrückenden Reichsarmee in Person entgegen zu führen. Die kaiserliche Armee selbst ahnte ihre Bestimmung; es sprachen Offiziere in ihren Correspondenzen die Ueberzeugung aus, Feldzeugmeister Nadasdy sei bestimmt, ein Armeecorps nach Schlesien zu führen. Erst am 6. September setzte sich das kaiserliche Heer wieder in Bewegung nach Görlitz an der Neisse, welches die preussische Armee besetzt hielt. Sie hatte den südwestlich von der Stadt gelegenen Berg Landskron stark verschanzt, an diesen ihren rechten und an

die Neisse ihren linken Flügel angelehnt. Ihr gegenüber lagerte das österreichische Heer die Orte Gersdorf, Jaüernik und Friedesdorf besetzend und seine rechte Seite durch die Neisse deckend.

Auf allen Seiten sah sich das preussische Heer beunruhigt und bedroht. General Haddik, südlich von Bautzen bei Postwiz gelagert, unterbrach anfangs die Verbindungen Bautzens mit dem Westen, indem er einen grossen Lebensmitteltransport auf der Strasse zwischen Kamenz und Bautzen auffing. Als aber der Herzog von Bevern 3—4000 Mann, welche bisher dort gestanden, bloss mit Zurücklassung einer kleinen Besatzung in der Stadt und eines Bataillons auf dem Schlosse Ortenburg an sich zog, erschien Haddik unverweilt, überfiel die Stadt und nahm die Besatzung von 400 Mann gefangen. — Nordostwärts hatte Bevern zwar das Corps des Generals von Winterfeld zur Deckung seines Rückens, aber letzterer hatte selbst alle Hände voll zu thun, um sich des Nadasdy'schen und des Reservecorps zu erwehren. Am 7. September Vormittags vernahm man im österreichischen Lager in der Entfernung eine Kanonade und sodann bei günstigem Luftzuge die Dechargen des Gewehrfeuers. Sie verkündeten die Niederlage des Winterfeld'schen Corps. Es hatte über 10,000 Mann stark sich in Gestalt eines Dreiecks, dessen Basis die Neisse bildete, aufgestellt. Sein rechter Flügel zog vom Ufer des Flusses bis zu einer Bergebene, genannt der Holzberg und von da als dem Mittelpunkt lief der linke Flügel über das Dorf Leopoldshain wieder zur Neisse zurück. Die Aufgabe war somit jene Anhöhe im vorspringenden Winkel als den Knotenpunkt zu nehmen und die Linien sodann gleichsam aufzurollen. Den wichtigen Punkt hatte Winterfeld mit 4000 Mann Fussvolk und mehrern Geschützen besetzt und durch ein Husarenregiment gedeckt. — Nadasdy bildete zum Angriffe drei Kolonnen, geführt von den Generalen Herzog von Ahremberg, Grafen Nikolaus Esterhazy und dem Grafen von Wied. Zwei Dragonerregimenter und die sächsischen Chevauxlegers deckten die Seiten. Die Ehre der äussersten Spitze ward den Grenadiren zu Theil unter Leitung der Generale Grafen von Würben und Preysack und des Fürsten von Stolberg, und ihnen schloss von Thatenlust getrieben sich ein Freiwilliger an in der Person des französischen Brigadegenerals Grafen Montazet

welcher als königlicher Kommissar die Armee begleitete. Zwei Stürme auf die Schanzen wurden von den Vertheidigern glücklich zurückgewiesen, aber beim dritten Anfalle, als Nadasdy selbst über Graben und Brustwehr setzte, drangen die Grenadire in geschlossenen Haufen nach. Die Batallione leisteten vergeblich den mannhaftesten Widerstand; sie wurden in die Flucht getrieben und die Anhöhe hinab verfolgt. Am Fusse derselben wartete bereits Nadasdy's Husarenregiment, welches während obigen Kampfes die feindliche Reiterei geworfen und zersprengt hatte; es richtete unter den Flüchtigen eine grosse Verheerung an und nahm drei Fahnen. Die fortstürmenden Grenadire sahen jedoch plötzlich ihren Siegeslauf gehemmt. Sie stiessen auf das feindliche Husarenlager, dessen sämmtliche Zelte noch standen. Nur mit gebrochenen Reihen war der Durchzug möglich und dieser misslang, als seitwärts die preussischen Regimenter Treskow und Manteuffel anrückten und sie wieder die Anhöhe hinauftrieben. In diesem Augenblicke führte aber der Herzog von Ahremberg neue Batallione in das Gefecht, hinter welchen die Zersprengten sich wieder schaarten. Ein gegenseitiges heftiges Feuer entstand, aber es endete damit, dass die feindlichen Regimenter abermals die Anhöhe räumen mussten. Während dieses hartnäckigen Kampfes hatte Winterfeld versucht, durch das Dorf Leopoldshain hindurch mit der Reiterei den Oesterreichern in die Flanke zu brechen; der Plan misslang, denn es warfen sich ihm Oberst Bela mit den Likanern und Slavoniern und General Kalnosky mit drei Husarenregimentern entgegen. Die Preussen erlitten hier grossen Verlust, aber der grösste, den sie erleiden konnten, bestand in der tödtlichen Wunde, welche ihr hochausgezeichneter Feldherr empfing. — Um 2 Uhr endete das Gefecht. Das preussische Corps zog gegen die Neisse zurück, nachdem es seine Lager in Brand gesteckt. Es hatte über 2000 Mann, sieben Fahnen und fünf Geschütze verloren, dagegen war auch der Verlust der Oesterreicher von Bedeutung; er betrug an 1300 Mann, worunter sechs getödtete und 45 verwundete Offiziere, zu denen auch die Generale Esterhazy und Clerici zählten. — Rühmlich gedacht wurde in dem Berichte über das Gefecht des Prinzen Karl von Sachsen, da er sich durch thätige Theilname an selbem ausgezeichnet, und eben so wurde das tiefe Bedauern des Siegers

rücksichtlich Winterfelds ausgesprochen, den man bereits unter den Todten wähnte. Er starb, umgeben von den Seinigen, erst am 8. September zu Görlitz. — Das Gefecht erhielt von dem nahe gelegenen Dorfe Moys seinen Namen.

Durch die Niederlage des Corps, dessen Oberbefehl an General Fouqué überging, sah der Herzog von Bevern sich veranlasst, seine Stellung zu ändern. Er brach um Mitternacht des 9. Septembers auf und führte die Armee bei Görlitz über die Neisse und sodann flussabwärts; Fouqué zog gegen Waldau hin. Sobald die Anstalten zum Aufbruche bemerkt worden, erhielten die Generale Morocz und Beck den Befehl, der Armee zu folgen; zu ihrer Unterstützung folgte eine Abtheilung deutscher Reiterei unter dem General Fürst Lobkowiz. Da die Besatzung des Schlosses Ortenburg bei Bautzen alle Hoffnung auf Entsatz verlor, so ergab sie sich an General Haddik auf Diskretion: sie bestand bloss in einem schwachen Batallion von 300 Mann und besass nur drei kleine Geschütze.

Die österreichische Armee folgte sofort der preussischen über Görlitz, verliess aber dann die alte Hochstrasse, welche über Bunzlau und Liegnitz nach Breslau führt, und wandte sich südlich von derselben nach Lauban und Löwenberg. Am 13. September stand an ersterem Orte die österreichische Armee, bei letzterem aber drei Corps, nämlich das Nadasdy'sche, die Reserve und das neugebildete Grenadircorps, welches aus 25 Grenadirkompanien unter dem General von Sprecher bestand. Das preussische Heer dagegen lagerte beobachtend an der Hochstrasse bei Bunzlau am Bober und hielt das linke Ufer noch mit einem Corps von 6000 Mann besetzt, welches die leichten Scharen des Generals Beck über Tillendorf zurücktrieb. Welche Absichten die kaiserlichen Feldherrn eigentlich hatten, erhellt aus der Richtung ihres Marsches nicht. Nach Breslau konnten sie nach Aufgebung der Hauptstrasse nur auf Nebenwegen und jenen kleinen Verbindungsstrassen, welche die Landstädte unter sich haben, gelangen; nach Schweidnitz führte jene Richtung direkt nicht, da sich am 14. September das österreichische Hauptquartier zu Löwenberg befand und von dort über Pilgramsdorf und Jauer nach Nikolstadt zog, wo es am 24. September erst eintraf. Durch diesen Marsch enthüllte jedoch die Hauptarmee ihre Absicht. Da nämlich Nikolstadt nordöstlich von Jauer

liegt, so nahm sie die Richtung gegen obige Hochstrasse und zwar nach Liegnitz, während ein gesondertes Corps unter General von Harsch sich von Jauer südlich nach Schweidnitz gewandt hatte. Der Marsch war bisher ein höchst schwieriger gewesen, weil man nur schlechte und offne Strassen fand, auf welchen das Heergeräth kaum fortgeschafft werden konnte. Es traf meistens sehr spät, häufig aber auch gar nicht an den Lagerplätzen ein, wesshalb die Regimenter, woran keine Armee zu dieser Zeit schon sich gewöhnt hatte, im freien Felde in Nässe und Kälte die Nächte zubrachten und desshalb viele Kranke zählten. Der Herzog von Bevern hatte bei Liegnitz Stellung genommen, und den südlich davon gelegenen Flecken Koschwiz besetzt, als am 25. September die österreichische Armee in der Ebene erschien: die Stadt und die ganze feindliche Linie boten sich ihrem Anblick dar. Ohne Aufenthalt wurde Koschwiz angegriffen und dessen Räumung erzwungen. Die preussische Armee lehnte mit dem Rücken an Liegnitz; zwischen ihr und dem österreichischen Heer befanden sich viele Teiche und morastige Gräben, so dass nur auf den Flanken ihr beizukommen war, wenn nicht zuvor noch ein zweites Dorf, bald Borkersdorf bald Borsdorf genannt, genommen wurde. In Folge einer heftigen Beschiessung räumte die Besatzung den Ort. Am folgenden Tage erhielten vier österreichische Batterien eine solche Stellung, dass auch das feindliche Lager beschossen werden konnte und somit unhaltbar wurde. In der Nacht vom 27. September brach daher das preussische Heer auf und räumte Liegnitz; ihm zog als es Tag geworden das Grenadircorps sammt allen Kroaten und Husaren nach. Ohne irgend eine Beute ging es für letztere fast niemals ab; es fielen 81 von Breslau erst angekommene Proviantwagen und 1500 Fässer mit Salz in ihre Hände. Der Marsch des preussischen Heeres ging an genanntem Tage nordwärts bis Leschwitz, die österreichischen Scharen lagerten aber in halbstündiger Entfernung zu Parchwitz.

Prinz Karl und Daun waren der Ansicht, Bevern werde sich gemäss der eingeschlagenen Richtung auf Lüben und von da nach Glogau zurückziehen. Sie riefen daher das ihn verfolgende Corps ab und schlugen mit der ganzen Armee die Hochstrasse nach Breslau ein. Die Festung Schweidnitz sah sich indessen auch ernstlicher bedroht. Durch die von Jahnus behauptete

Stellung bei Landshut war der Anmarsch eines baierischen Corps von 6800 Mann, wesentlich erleichtert worden: es bestand aus einer Grenadir-Abtheilung, den Regimentern Herzog Clemens und Minuzzi und dem Leibregiment und hielt um obige Zeit Hohenfriedberg nordwestlich von Freiberg besetzt. Als indessen am 3. Oktober die österreichische Armee über Lissa in die Ebene von Breslau vorrückte, machten die beiden Feldherrn die Entdeckung, dass das preussische Heer, welches sie im nördlichen Schlesien wähnten, an der Westseite der Stadt bereits ein verschanztes Lager bezogen habe. Bevern hatte die Oder bei Steinau überschritten und war auf dem rechten Ufer, wo er allen Späheraugen sich entrückt sah, in forcirten Märschen nach Breslau gezogen, um die Stadt zu retten. Da er, dessen Heer nur an die 40000 Mann zählte, es bei Liegnitz nicht wagen konnte, der um die Hälfte stärkern österreichischen Armee die Spitze zu bieten, so war sein unverhoffter Marsch nach Breslau jedenfalls eine meisterhafte Bewegung. Er stellte das Heer in solcher Weise auf, dass es die Stadt im Rücken und die Lohe vor sich hatte und die Dörfer Schmiedefeld, Höffigen, Mochber und Gräbschen besetzt hielt. Die ganze Stellung wurde durch Umschanzungen gedeckt. Die kaiserliche Armee rückte gegenüber, hielt die Orte Neukirchen und Hennersdorf besetzt und näherte sich bis zur Entfernung einer halben Stunde; das Hauptquartier wurde in Lissa aufgeschlagen. Die Ueberzeugung beider Feldherrn rücksichtlich eines längern Aufenthalts vor der befestigten Stadt sprach sich am deutlichsten dadurch aus, dass eine Armeeverordnung erging, die Errichtung von Märkten bei den einzelnen Truppenabtheilungen zu versuchen, um das Landvolk zu veranlassen, alle entbehrlichen Lebensmittel dahin zum Verkaufe gegen Baarzahlung zu bringen. Um diesen Zweck desto besser zu erreichen, wurde abermals, wie es schon beim Eintritte in Schlesien geschehen war, die strengste Mannszucht eingeschärft.

Da das Schicksal der Festung Schweidnitz zuerst zur Entscheidung kam, so wenden wir unsere Blicke zunächst auf diese. Als General von Harsch mit dem bei Jauer abgesonderten Corps am 4. October bei Schweidnitz eintraf, berannte er sogleich den Platz, um dessen Verbindungswege abzusperren. Die Besatzung bestand aus 8000 Mann Fussvolk, die Hälfte Linientruppen,

3000 Landmilizen und 1000 Sachsen und einiger leichten Reiterei. Einige Tage später erschien Graf Franz Nadasdy mit einem Corps, um die Belagerung zu übernehmen, und mit ihm vereinigte sich die obenerwähnte baierische Heeresabtheilung, sowie am 16. Oktober auch ein würtemberg'sches Corps von 6000 Mann, welches besonders trefflich ausgerüstet war. Es stand zwar im Solde der französischen Krone, wurde aber wegen der von den Truppen kund gegebenen grossen Abneigung gegen französischen Oberbefehl, welche in offnen Widerstand umzuschlagen drohte, bei der kaiserlichen Armee zum Dienste verwendet. Den Weg aus dem inneren Schwaben bis Linz hatte es auf eine Weise zurückgelegt, wie seit den Tagen des Kaisers Julian nicht mehr geschehen war. Unter Anführung des Herzogs selbst hatten die Sechstausend eine grosse Anzahl von Schiffen und Flössen bestiegen und waren unter grossem Jubel und beständigen Freudenschüssen der Uferbewohner und zum freudigsten Erstaunen des regensburger Reichstags die Donau nach Oesterreich hinabgeschwommen. — Die gesammte Belagerungsarmee, bei welcher sich auch die Generale Herzog von Ahremberg und Graf Draskowitz mit zahlreichen Kroatenscharen einfanden, bestand aus 32,000 Mann.

Da das schwere Geschütz nur allmälig anlangte, so wurde erst am 20. Oktober mit Aufwerfung der Circumvallationslinie und der Batterien und einige Tage später mit Eröffnung der Trancheen begonnen. Während dieser Zeit versuchten die Belagerten einige Ausfälle, von welchen einer ganz unblutig ablief, indem selbe, als ihnen das baierische Corps entgegenzog, wieder zurückgingen, so dass es blos zu einem Geplänkel zwischen den beiderseitigen Husaren kam. Ein zweiter Ausfall gelang besser. Da die leichten Truppen sich einer Mühle im Bereiche des Festungsgeschützes bemächtigt hatten, welche ein gefährlicher Anlehnungspunkt werden konnte, so schossen die Belagerten sie durch Granaten in Brand, fielen rasch aus und nahmen die Schar gefangen. — Die Trancheen, deren Führung der französische Brigadegeneral Revenson[23]

---

23. Bei dem Belagerungsheere von Schweidnitz befanden sich viele französische Offiziere. Auf den Wunsch der Kaiserin hatte Frankreich nicht nur mehrere Offiziere, welche im Hauptquartiere den Befehlshabern als Rathgeber zur Seite stehen sollten, sondern auch folgende

auf Wunsch der Kaiserin übernommen hatte; näherten sich indessen rasch den Vorwerken, obgleich die Besatzung alle mögliche Mittel der Unterbrechung anwandte. Um die Arbeiter zu stören, zündete sie in der Nacht des 29. Octobers selbst mehrere Häuser einer Vorstadt an, deren Brand auch die Trancheen so hell beleuchtete, dass nicht fortgearbeitet werden konnte. Einen dritten Ausfall brachte der folgende Tag. Kaum grauete der Morgen, so erschienen 2000 Mann Fussvolk mit zwei Eskadronen Husaren bei den Approchen vor Schönbrunn und brachten die dortige Truppenabtheilung in grosse Unordnung, da sie sich theils des Besuches nicht versah, theils ihre Vertheidigung unwirksam wurde, weil die dortigen Trancheen noch keine Brustwehren hatten. General Fürst Stolberg sammelte zwar die Zerstreuten und trieb die Gegner mittelst der erhaltenen Unterstützung, wobei namentlich die Haltung zweier baierischen Grenadirkompanien gerühmt wird, in die Stadt zurück, aber gleichwohl belief sich der österreichische Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und unter letzteren mehrere Offiziere, auf dritthalbhundert Köpfe. Der Befehlshaber von Schweidnitz, General von Seers, sandte zwar letztere nach abgenommenem Ehrenworte, im Felde gegen Preussen nicht mehr zu dienen, in das kaiserliche Lager zurück, allein der Herzog von Ahremberg setzte auf Nadasdy's Befehl den General in Kenntniss, dass es gegen den Kriegsgebrauch gehe, wenn aus einer bereits hart bedrohten Festung Offiziere auf solche Bedingung

---

Ingenieure geschickt: Pallon, die Obersten de Lambert (der besonders empfohlen wurde) und Des Combes, die Hauptleute d'Autteville, Predelys, Gallon und de la Roche; ausserdem befanden sich bei dem österreichischen Heere als Freiwillige der französische Brigadier de Riverson (?), ein Leutnant gleichen Namens, die Obersten Dogmé und Gribauval, Leutnant Montrosa. Kaunitz begriff, dass diese Franzosen nach Paris Berichte erstatten würden und hielt für nöthig „sie nicht in böse Stimmung zu bringen." Nach der Einname von Schweidnitz liess ihnen die Kaiserin 3000 Dukaten auszahlen.

Auch russische Freiwillige machten den österreichischen Feldzug mit. In Gemässheit des Vertrages mit Russland sollte ein russischer Feldherr bei dem österreichischen Heere sein und zu den Kriegsberathungen zugelassen werden. Kaunitz empfahl besondere Rücksichtsname auf die russischen Offiziere, „da es keinen Hof gebe, der in Beziehung auf die Rücksichten, die er beanspruchen zu können glaube, empfindlicher sei als der von Petersburg" (Aus den Briefen an Cobenzl).

hin entlassen würden; er sandte desshalb die Freigelassenen ihm wieder. Als am 1. November sieben grosse Batterien vollendet waren, nahm die Beschiessung ihren Anfang und mehrere bedeutende Brände erfolgten. Da die Geschütze hauptsächlich gegen die Festungswerke gerichtet wurden, so hatte dieses am 6. November den Erfolg, dass der grössere Theil der feindlichen Kanonen demontirt wurde. Um die Verlegenheit zu mehren, flog ein Pulvermagazin in die Luft und ein bedeutendes Heudepot brannte ab. — Der Entscheidungstag, der eilfte November, wo die Erdarbeiten bis zu den Vorwerken sich erstreckten und somit ein Sturm gewagt werden konnte, war herangekommen. Die allgemeine Anordnung rücksichtlich der Sturmkolonnen bestand in Aufstellung von neun Grenadirkompanien, unterstützt von drei Kroatenbatallionen; dann folgten mehrere Ingenieuroffiziere sammt 800 Mann mit Faschinen und Schanzzeug und den Schluss bildeten mehrere Batallione Infanterie. Da namentlich zwei grosse durch eine Lünette verbundene Sternschanzen zu nehmen waren, so bildeten die Grenadire, wie ihre Unterstützung, drei grössere Abtheilungen, bei deren zwei sich je eine baierische und eine württembergische Grenadirkompanie befand. Nachts eilf Uhr begann der Sturm. Da die Werke unversehrt und ohne Bresche waren, und die Kolonnen ohne einen Schuss zu thun, sie mit dem Bajonnet und Säbel nehmen mussten, so entstand ein mörderischer Kampf. Endlich wurden die Lünette durch Hauptmann von Rummel vom kaiserlichen Regimente Heinrich Daun und die rechte Sternschanze sammt 13 Kanonen nach Verwundung des Majors Schmidt durch den Oberst Amadei genommen, aber die linke Sternschanze vertheidigte sich heldenmüthig. Um zwei Uhr nach Mitternacht schlugen die Trommeln in der Festung Appell und es trat ein Waffenstillstand von einer Stunde ein, um die Verwundeten und Todten aus dem Wege zu räumen. Um 3 Uhr Nachts begann der Kampf um die letzte Redute von neuem und sie wurde vom Oberstleutnant Grafen Redey genommen. Abermals folgte nun ein Waffenstillstand, aber von längerer Dauer, nämlich von sechs Stunden. — Während dieser Zeit erklärte jedoch General von Seers, eine Kapitulation eingehen zu wollen, und es erschien zu diesem Zwecke um zehn Uhr Morgens eine Abordnung bei Nadasdy, um die Punkte festzusetzen. Zwar wurde preussischer Seits vor allem

freier Abzug der gesammten Besatzung mit Feldstücken und Gepäck gefodert, aber von Nadasdy abgeschlagen. Da ferner zufälliger Weise einige Zeit vor der stattgehabten Berennung der Landrath des Kreises sich zu Schweidnitz versammelt hatte, so wurde für ihn gleichfalls freier Abzug bedungen, damit er sich auf seine ländlichen Besitzungen zurückziehen könne. Dieses wurde nur unter der Bedingung bewilligt, dass er sich zuvor bei dem kaiserlichen Kriegskommissariat melde und sämmtliche Archive, Kataster und sonstige Papiere über die Stadt und den Kreis ausliefere. Bezüglich der weiteren Forderung, dass Schweidnitz im Genusse aller seiner Privilegien verbleibe, und dass die evangelischen Religionsverwandten in der freien Ausübung ihres Glaubens nicht behindert würden, lautete Nadasdy's kurze Antwort dahin; „Das alles dependire von der Gnade der Kaiserin-Königin." Dieser Bescheid, und einen andern durfte wohl der General nicht geben, entfremdete ihr viele tausend Herzen, denn rücksichtlich der religiösen Ueberzeugungen will der menschliche Geist keine Gnaden, sondern nur sein Recht. In welch besorgtem und gereiztem Zustande die protestantische Bevölkerung Schlesiens sich bei dem Eintritte der österreichischen Armee befand, war dem Prinzen und Daun nur zu wohl bekannt. Ein bei ihnen befindlicher Offizier schrieb schon vorher: „Es ist nicht zu beschreiben, wie niedergeschlagen die protestantischen Unterthanen dieses Landes sind. Das ihnen vorgemachte Schreckbild der Religionsgefahr hat bei ihnen so tiefen Eindruck hinterlassen, dass sie bei Anrückung unserer Völker schon zittern und nichts anderes glauben, als dass sie nunmehr gewaltthätig zur Aenderung der Religion angetrieben würden, weshalb dann auch von der hohen Generalität der schärfste Befehl ergangen, von allem sich zu enthalten, was nur von weitem diese Leute in ihrer irrigen Meinung bestärken könnte." — Gleichwohl war es übersehen worden, die Gemüther der schwer Besorgten durch eine offne Deklaration zu gewinnen.[24]

---

24. Das häufige Ueberlaufen der preussischen Soldaten zum Feinde erschwerte die Vertheidigung, indem es von öfteren Ausfällen die Befehlshaber abhielt. Es waren nicht bloss Sachsen sondern auch preussische Unterthanen, welche die preussischen Fahnen verliessen. Wiederholt sprechen die Berichte der österreichischen Offiziere hier und an andern Orten des Kriegsschauplatzes von zahlreichen Ueberläufern. Aus

Noch am 12. November wurde die Kapitulation von beiden Seiten unterzeichnet. Mit fliegenden Fahnen und allen Kriegsehren zog der Rest der Besatzung aus 5000 Mann Fussvolk und 500 Husaren bestehend zum bogendorfer Thore hinaus und streckte die Waffen: über tausend Verwundete und Kranke lagen in den Spitälern. Bedeutende Furagemagazine, grosse Munitionsvorräthe und 162 Kanonen sammt 12 Mörsern und einer Kriegskasse von mehrern hunderttausend Gulden waren der Lohn des Sturmes, welcher gegen fünfhundert Mann an Todten und Verwundeten gekostet hatte. — Nachdem Nadasdy als Besatzung 2000 Oesterreicher, 500 Baiern und 500 Würtemberger unter Befehl des Feldmarschalleutnant Grafen von Thürheim bezeichnet hatte, zog er mit seinem Corps zur kaiserlichen Armee vor Breslau ab. Die Eroberung war in soweit von Bedeutung, als ein festes Mittelglied für die Verbindung der österreichischen Armee an der Oder mit Böhmen dadurch gewonnen wurde. Seltsam war übrigens die Fügung, dass General von Seers, unter dessen Leitung die vom Könige angeordneten neuen Befestigungswerke waren ausgeführt worden, auch derjenige war, der sie zuerst dem Gegner übergeben musste. Die ihm wohl am besten bekannten Widerstandsmittel waren somit völlig erschöpft gewesen.

Furcht, dass seine Leute ihm davon liefen, konnte der Platzkommandant Nachts den bedeckten Weg nicht besetzt halten, mithin nicht so leicht die österreichischen Schanzarbeiten beunruhigen und stören. Ruhig mochten die Belagerer ihre Werke ausführen. So fiel wider Erwarten ein gut befestigter, mit 180 Geschützen bewehrter, von mehr als 6000 Mann besetzter und mit allen Bedürfnissen reichlich versehener Platz bereits am 16. Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Nadasdy liess die Baiern und Würtemberger stürmen, „die ihm dazu gut genug schienen," Fischer I. 608, welcher sagt: „die Festung ging durch die Untreue eines Theils der Besatzung verloren; allein auf der vierten Sternschanze warfen 180 Sachsen das Gewehr weg und gingen zum Feind über."

Der Verlust der Oesterreicher an Todten und Verwundeten betrug bei dem Sturme nur 448 Mann. Die Kapitulation des Kommandanten war nach Friedrichs Urtheil voreilig. Nadasdy liess in Schweidnitz an der Stelle der preussischen Adler die kaiserlichen Doppeladler aufpflanzen, befahl der Einwohnerschaft ein Freuden- und Dankfest zu begeben und liess den Vätern der Stadt im Namen seiner Landesherrin den Eid abnehmen. Demüthig küssten sie dem österreichischen Kommissar die Hand. (F. J. Schmidt, Gesch. der Stadt Schweidnitz. 1848. II. 262.)

Während der Berennung und Belagerung von Schweidnitz hatte der zu kühnen Wagstücken geneigte General von Haddik einen gefährlichen Parteiführerzug nach Berlin unternommen, zu welchem ihm, wie die Armeebülletins berichten, Prinz Karl von Lothringen den Gedanken gegeben haben soll. Die Vorbedingungen zu einem solchen Zuge, nämlich eine gewisse Zahl fester Stützpunkte im Rücken, um bei grösserer Gefahr auf selbe den Rückzug zu nehmen, waren vorhanden. In der Lausitz und in der Nähe von Bautzen befand sich ein gesondertes Corps unter Feldzeugmeister von Marschall: zwischen Bautzen und Görlitz stand Haddik's Corps und zwischen Bautzen und Dresden General von Mitrowsky. Um sich gegen Unternehmungen von Dresden aus noch besser zu sichern, ordnete Haddik den Oberst Losi mit 1300 Kroaten und Husaren ab, damit er das rechte Elbufer von Schandau bis Meissen überwache und liess den General von Kleefeld mit 1800 Mann, Deutschen und Kroaten, zu Elsterwerda auf der Strasse von Dresden nach Berlin Posto nehmen. Haddik wählte hierauf aus seinem eigenen Corps 3460 Mann, nämlich 900 deutsche Fussgänger und 760 Reiter, sowie 1000 Kroaten und 800 Husaren sammt einigen leichten Geschützen und nahm Elsterwerda am 11. Oktober als Ausgangspunkt. Er zog auf der Hochstrasse fort über Dobrilugk bis Luckau, sprang hier rechts ab auf Lübben an der Spree und gewann über Buchholz ziehend bei Wusterhausen jene Hochstrasse, welche von Berlin gleichfalls nach Sachsen und in die Lausitz über Hoyerswerda führt. Nach einem sechstägigen gewaltigen Marsche stand Haddik am 16. Oktober morgens vor Berlin. Die unverhoffte Ankunft eines österreichischen Corps erregte eben soviel Erstaunen als Schrecken. Die ganze Besatzung Berlins bestand nur aus fünf schwachen Batallionen, von welchen blos zwei zum Widerstande verwendet werden konnten, da die anderen die Bestimmung erhielten, der Königin und den übrigen nach Schandau flüchtenden königlichen Familiengliedern als Schutzwache zu dienen. — Haddik liess ohne Aufschub das köpeniker- und kotbusser-Thor angreifen und die bei ersterem befindlichen Verpallisadirungen durch die Artillerie wegräumen. General Baboczay, welcher die aus Husaren bestehende Vorhut führte, drang in die Vorstadt, wo zwei Batallione Fussvolk sich ihm entgegen stellten. Sogleich begann ein blutiger Kampf. Er würde sich

vielleicht zum Vortheile der Preussen gewendet haben, da sie der Reiterei in die Flanken zu kommen suchten, wenn nicht die Kroaten in diesem Augenblicke mit dem Säbel in der Faust aus den Gärten hervorgebrochen wären. Mit Tapferkeit und Erbitterung wurde nun von beiden Seiten gefochten, aber allgemach geriethen die beiden Batallione in Unordnung und das Gefecht endete damit, dass sie theils niedergemacht und zerstreut, theils gefangen genommen wurden. Das letztere Loos wurde auch zwei Stabs- und 16 Oberoffizieren zu Theil; der tapfere Baboczay aber hatte unverhofft das Ziel seiner Laufbahn gefunden, eine Flintenkugel hatte ihn getödtet. Da die Stadt von der Vorstadt durch Wassergräben und Zugbrücken getrennt war, so konnte Haddik in erstere nicht gelangen, und liess sie desshalb Vormittags 11 Uhr zur Uebergabe auffordern. Der Magistrat, blos darauf bedacht, die unerwarteten Gäste sobald wie möglich aus seinem Weichbilde hinauszuschaffen, traf mit Haddik's Abgeordneten dahin ein Uebereinkommen, dass gegen Erlegung von 200,000 Thalern gegen die Stadt weiter keine Gewalt ausgeübt werde.[25]

Als am 17. Oktober morgens 5 Uhr die bedungene Summe war erlegt worden, brach Haddik unverweilt mit dem Corps auf, da ihm die Nachricht zugekommen war, dass Fürst Moriz von Anhalt-Dessau im Anzuge sei. Dieses war auch wirklich der Fall, aber da er erst am 15. Oktober von Torgau aufgebrochen war, so konnte er Berlin nicht vor dem 18. Oktober erreichen. Das österreichische Corps verfolgte nun die Hochstrasse nach Hoyerswerda über Wusterhausen und Storkow hinaus, ging dann links ab nach Besekow an der Spree, von wo der königlichen Giesserei zu Schadow ein Besuch abgestattet wurde. Die Gussöfen und Maschinen wurden zerstört und mehrere tausend Bomben in's Wasser geworfen; achtundzwanzig messingene Formen samt einer bedeutenden Zahl von Kugeln wurden aber sofort nach Lübben abgesendet. Ueber Lieberosa und Peiz weiter ziehend kam am 20. Oktober die Expedition zu Kotbus an, wo sich Haddik die Zeit nahm, über selbe an das Armeekommando

25. Haddik erfuhr durch Verräther, wo die den Oesterreichern in den früheren Schlachten abgenommenen Fahnen und Pauken aufbewahrt wurden und führte diese wieder mit sich fort. (Aus den Briefen an Cobenzl.)

Bericht zu erstatten. Er spendete namentlich den Husaren von Baraniay und seines eigenen Regiments, sowie den Jazigern und Karlstädtern unter den Obersten von Commaroni und von Orzy wegen ihres Verhaltens sein Lob und erwähnte, dass ein Husarenkommando bei Treuenbriezen wahrscheinlich zu Grunde gegangen sei, da man nichts mehr von ihm vernehme. Als er am folgenden Tage nach Spremberg rückte und hier die Nachricht erhielt, dass eine preussische Kolonne hinter ihm her und bereits bei Kotbus angelangt sei, brach er um Mitternacht auf und führte seine ermüdeten Schaaren nach Hoyerswerda.

Blieb dieser kühne Zug auch ohne alle wesentliche Folgen, so bildete er doch eine Warnungstafel gegen zu geringe Obsorge für wichtige Punkte, und wenn der Gedanke zu selbem wirklich im Kopfe des Prinzen von Lothringen entsprang, so würde sich immerhin fragen, ob er durch die rasche Ausführung dem hohen Kriegsrathe zu Wien nicht den Weg zeigen wollte, den er die Armee hätte einschlagen lassen sollen. Ohne einige schwere Schlachten wäre dieses allerdings nicht gelungen, aber diese mussten jetzt in Schlesien ohne alle Aussicht auf einen gleich grossen Erfolg gleichfalls geschlagen werden.

Beinahe der ganze Monat Oktober ging vorüber, ohne dass das mindeste von Seite des Prinzen von Lothringen und Daun's gegen die preussische Armee und Breslau wäre unternommen worden. Grosse Ereignisse hatten bereits statt gefunden und beide Feldherren schienen neue abwarten zu wollen. Zwei mit der Kaiserin verbündete Mächte hatten zwei bedeutende Siege erfochten; die französische Armee hatte die braunschweigisch-hessische am 26. Juli bei Hasterbeck und die russische ein preussisches Heer am 30. August bei Grossjägerndorf geschlagen. Den dritten Sieg schienen die Feldherrn von der Reichsarmee und dem mit ihr vereinigten französischen Corps zu erwarten, aber sie täuschten sich. Friedrichs Gestirn, welches seit dem Rückzuge aus Böhmen von schweren Wolken umhangen war, begann seit dem 5. November, wo er die Schlacht von Rossbach gewann, wieder heller zu glänzen. Die Folgen dieses Sieges erstreckten sich zunächst, wie wir sehen werden, nach Schlesien hinein.

Die Unthätigkeit der beiderseitigen Armeen vor Breslau wurde endlich von der preussischen durch eine kleine Unterneh-

mung unterbrochen. Unbemerkt verliess eine preussische Abtheilung am 29. Oktober noch vor Tagesanbruch die Festung, rückte nach Klettendorf auf der Strasse nach Schweidnitz vor und überfiel den General von Schröder, welcher hier mit 1400 Kroaten und Husaren stand. Der Angriff kam so unvermuthet, dass das ganze Kommando mit Verlust von 140 Mann auseinander gesprengt wurde. Als die Verstärkung anrückte, räumten die Preussen ohne Verlust den Ort und zogen wieder nach Breslau. Abermals trat die tiefste Ruhe ein und erst nach der Vereinigung des Belagerungscorps von Schweidnitz mit der Hauptarmee wurde an weitere Operationen gedacht. Man schätzte die Stärke der letztern nur auf 70,000 Mann, während jene des preussischen Heeres nach Abgabe von Verstärkungen für die Festungen Neisse, Brieg und Glogau nur auf 40,000 Mann angegeben wurde, aber dafür hatte letzteres den Vortheil eines festen Anlehnungspunkts und die Gelegenheit, die Bedürfnisse jeder Art rasch befriedigen zu können. Der 22. November wurde von den kaiserlichen Feldherrn zum Entscheidungstage gewählt.[26]

---

26. Seitdem beobachteten die Oesterreicher den Feind mit grösserer Aufmerksamkeit. Das Vorhaben der Oesterreicher, nach dem Siege über Winterfeld den Prinzen von Bevern von Schlesien abzuschneiden, war nicht ausführbar gewesen. Bevern's geschickte Bewegungen machten es ihm möglich, sich ihnen in Schlesien gegenüberzustellen. Der österreichische Rittmeister Cogniazo tadelt seine üble Lagerung bei Liegnitz, nennt aber seinen Zug gegen Parchwitz, durch welchen er die Gegend von Breslau zwei Tage vor den Oesterreichern erreichte, „ein Mannöver, das eines Turennes nicht unwürdig war“ (Geständnisse eines österreichischen Veterans in politisch-militärischer Hinsicht auf die interessantesten Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preussen während der Regierung des Grossen Königs der Preussen Friedrichs des Zweyten. Breslau 1789. II. 396). Prinz Karl suchte sich in Besitz von Schlesien westwärts der Oder zu setzen und zu behaupten, wenn möglich erst Schweidnitz, dann Breslau zu erobern und nach Gewinnung dieser Stützpunkte ruhig Winterquartiere zu nehmen. Umsonst suchte ihn der französische Militärgesandte Graf Montazet zu einem schnelleren und kräftigeren Handeln, zu einer Schlacht gegen Bevern, die über die Eroberung Schlesiens entscheide, zu drängen. Montazet erkannte ganz richtig, dass wenn die Oesterreicher nicht bald eine Schlacht wagten, späterhin Friedrich mit seinem Heere dem Prinzen von Bevern zu Hülfe kommen und die Oesterreicher zu einer Schlacht unter ungünstigeren Verhältnissen zwingen werde. Unaufhörlich drängte er zum Angriff, allein im österreichischen Heere ging alles langsam vor sich

und es fehlte an Offizieren von Kühnheit und Einsicht. (Stuhr's Forschungen I. 267—171.)

Aber auch die preussische Heerführung war ungenügend. Friedrich hatte darauf gerechnet, dass dem unentschlossenen Prinzen von Bevern Winterfeld zur Seite stehen werde (Oeuvres historiques de Frédéric le Grand. Leipziger Ausgabe von 1830. III. 152): nun war dieser (l'homme le plus nécessaire) bei Moys gefallen. Der Prinz hatte sein Heer durch Besetzung zu vieler Punkte geschwächt und getraute sich während der Belagerung von Schweidnitz nicht, zum Entsatz der Festung das gegegenüberstehende, allerdings weit stärkere österreichische Heer anzugreifen. Er fragte beim König um Erlaubniss an. Dieser ertheilte sie, wie zu erwarten stand. Aber auch nun verbrachte der Prinz, anstatt augenblicklich loszuschlagen, noch ein paar Tage — bis die Kunde vom Falle der Festung kam.

Es ist Friedrich selber, der durch seinen merkwürdigen Feldzug im Spätjahr 1757 seiner verzweifelten Lage sich entreisst. Von der Lausitz ist er, als er dort nichts ausrichten kann, aufgebrochen um sich den Franzosen und dem Reichsheer entgegenzuwerfen, und als er beide besiegt hat, wirft er sich mit einem schwachen Heere von 12 bis 14,000 Mann in Eilmärschen nach Schlesien. Als er unterweges den Verlust von Schweidnitz erfährt, schreibt er an seinen Bruder Heinrich (Königsbrück den 19. November): „Sie kennen meine Art zu denken, Sie werden alles beurtheilen, was mir im Kopfe herumgeht, ohne dass ich nöthig hätte, mich darüber zu erklären. Ich werde mich gleichwohl von meinem Vorhaben nicht abwendig machen lassen und komme, was mag, ich werde die grössten Anstrengungen machen um die Dinge zurecht zu rücken. Haben Sie die grösste Sorgfalt für Ihre Person und vergessen Sie nichts von alledem, was ich Ihnen so oft in unsern Unterhaltungen über die Zukunft gesagt habe, denn seien Sie überzeugt, dass Sie mich nur siegreich wiedersehen." Und an den Prinzen von Bevern schreibt er am 21. November aus Bautzen, nachdem er ihm die begangenen Fehler vorgehalten: „Ew. Liebden werden Mir aber wegen Importanz der Sachen nicht verdenken, wenn Ich Ihnen geradezu heraussage, dass Mir Dero Kopf davor repondiren soll: dass Dieselben von dem Feinde sich nicht weiter rückwärts zwingen, aber sich auch von demselben keinen Marsch vorwärts abgewinnen, sondern vielmehr Sie den Feind beständig in den Hessen liegen und sowie er nur aufbricht, um vorwärts auf Mich zu gehen, ihm gleich auf den Hals marschiren — widrigenfalls Mir sodann ohne Consideration noch Entschuldigung Dero Leben und Kopf davor repondiren müssen. — Uebrigens verbiete ich Ew. Liebden nochmals hiedurch alle Conseils de guerre, noch Rücksprache mit Dero Generals und recommandire Ihnen, selbst gute Dispositiones zu machen, dann mit Autorität zu befehlen und jeden General bei Verlust seines Lebens exact zur Execution zu bringen und anzuhalten." Der Prinz von Bevern hat wahrscheinlich diesen Brief nicht mehr gelesen, aber er kannte des Königs Sinn und hatte in frischer Erinnerung, wie er seinen Bruder und Thronfolger behandelt.

Die preussische Armee hatte vor ihrer Linie die Lohe, einen nicht breiten aber an beiden Ufern versumpften Bach, sowie viele Reduten und Feldschanzen, ferner auf ihrem rechten Flügel einen breiten Verhau, besetzt von Jägern und unterstützt von sechs Grenadirbataillionen. Von da folgte eine ganze Reihe durch Schanzen, Gräben, Brustwehren und Wolfsgruben gedeckter Dörfer, als Pilsnitz, Schmiedefeld, Höfchen, Kleinmochbern und Gräbschen, bis zum linken Flügel, an dessen äusserster Spitze zwei Husarenregimenter standen. Auch für die Ostseite von Breslau oder das rechte Oderufer war, um gegen

---

So ist es denn in der That glaublich, dass er nach der verlorenen Schlacht seine Gefangennehmung gesucht habe. Die Vorwürfe, gegen welche ihn Huschberg weiter unten glaubt in Schutz nehmen zu müssen, wird man theils in des Oesterreicher Cogniazo, theils in Friedrichs Darstellung begründet finden. Recht scheint mir Huschberg nur insofern und insoweit zu haben, als man den Tadel des Prinzen übertrieben hatte. Dass Friedrich kühn und kraftvoll wagte, das war es, was seinen Unternehmungen guten Fortgang verlieh. Bei solchem beherzten Daraufgehen mochte er die kolliner Schlacht verlieren: aber im ganzen Laufe des Feldzugs blieb er doch Sieger!

Als jetzt die Feldherrn der Oesterreicher, Herzog Karl und Graf Daun, die Nachricht erhielten, dass der König von Rossbach her im Anzuge nach Schlesien sei, da endlich beschlossen sie nach Montazet's Rath den Angriff des schwächeren Prinzen von Bevern, der in starkverschanzter Stellung vor Breslau lagerte. Einer Angabe nach zählten die Oesterreicher über 70,000, die Preussen nur 23,000 Streiter (Schreiben eines Freundes aus Sachsen an seinen Freund in W. über den gegenwärtigen Zustand des Kriegs in Deutschland. 4°). Cogniazo, der die Schlacht mitmachte, findet „dass nicht leicht eine Feldschlacht mit weniger Gefahr und mehr Hoffnung eines glücklichen Ausgangs von den Oesterreichern unternommen werden konnte. Wenn sie uns demungeachtet noch so viel Mühe und Menschen gekostet hat, so beweiset dies einerseits, dass der Feind sich tapfer vertheidiget, andererseits aber, dass wir, anstatt die Vortheile, die uns die Beschaffenheit ihrer Stellung besonders auf ihrer linken Flanke anbot, zu Rathe zu ziehen, vielmehr die beschwerlichsten Punkte des Angriffs aufgesucht haben."

Nach dem Verluste der Schlacht fürchtete Prinz Bevern, dass ihm der Feind bei seiner Ueberlegenheit die Verbindung mit dem König abschneiden werde. In Breslau (wie Brown nach Prag) sich hineinzuwerfen, hatte er nicht das Soldatenherz. Nach des Königs Willen hätte er nun in Breslau aushalten und die Stadt, wenn es auch auf's äusserste käme, durchaus nicht übergeben sollen — wäre er aber schon weiter zurück, so sollte er wieder vorgehen, sich noch in die Stadt werfen und sie vertheidigen.

Ueberraschung gesichert zu sein, die nöthige Vorkehrung getroffen. Hier waren die Dörfer Protsch, Weida, Hünern, Simsdorf und Rosenthal mit Infanterie und die Zwischenräume mit Kavallerie besetzt. Das preussische Heer stand übrigens gleich dem österreichischen in zwei Treffen. Dichter Nebel ruhte am 22. November auf der ganzen Gegend, so dass erst um 9 Uhr das Feuer von 40 österreichischen Geschützen beginnen konnte, deren Zielscheibe die obigen befestigten Dörfer waren. Als gegen Mittag der Himmel klar wurde, warfen die Oesterreicher binnen einer Stunde sieben Brücken unter heftigem feindlichen Feuer über die Lohe und ihre Kolonnen zogen hinüber. Die beiden Feldherrn, bei Grossmochbern sich befindend, gaben das Signal zur Schlacht, indem drei mit Pechkränzen behangene Tannenbäume zu Mochbern, Opperau und Neukirchen angezündet wurden, deren schwarzer Dampf weithin dem Auge sichtbar wurde. Gemäss der Natur des Bodens und der preussischen Stellung löste sich die Schlacht in vier Hauptangriffe auf. Die erste Angriffskolonne unter Feldzeugmeister von Kheil sah sich durch das heftige Feuer der preussischen Infanterie über eine halbe Stunde lang im Vordringen aufgehalten, als es aber allmälig abnahm, drang sie rasch vor und nahm das Dorf Gräbschen, so wie eine grosse hinter ihm gelegene Redute mit Sturm. Die zweite Kolonne, an deren Spitze sich Feldmarschalleutenant Graf von Arberg mit den Generalen Lascy, Maquire und Browne befanden, griff von Neukirchen her das Dorf Schmiedefeld an und vertrieb den Feind nach der blutigsten Gegenwehr, während General Graf Wied das durch Wolfsgruben und Schanzen gedeckte Dorf Höfchen sammt einer dabei gelegenen Redute nahm. Die dritte Sturmkolonne, geführt von den Feldmarschalleutenant Grafen Puebla und Marquis Clerici und acht andern Generalen hatte den härtesten Kampf zu bestehen; sie hatte das von der Lohe, welche hier zwischen hohen Ufern fliesst, durchschnittene Dorf Pilsnitz, zu nehmen und die Reduten zu bewältigen, welche den Eingang und Ausgang deckten. Dieser Angriff kostete viele Zeit, harte Mühe und vieles Blut. Dreimal wurde gestürmt und dreimal der Sturm abgeschlagen. Erst um halb sechs Uhr, als es schon dunkel wurde, erfolgte der vierte Angriff, in welchem die Brücke über die Lohe und eine Schanze nach der andern genommen wurde. Kaum glaubte man hier das Tagewerk voll-

bracht, so erschienen von der Seite Kleinmochberns gegen 6 Uhr neue preussische Kolonnen, um die dort stehenden Reiterregimenter Erzherzog Joseph und Erzherzog Leopold zu vertreiben, aber General von Sprecher führte rasch eine Abtheilung Grenadire herbei, welche die Schanzen so lange hielten, bis Oberst Vogelsang mit dem Regimente Lothringen und das Kürassirregiment Luchesi herbei kamen. Jetzt stürzten sich Josephs Dragoner auf das feindliche Fussvolk, nahmen ihm zwei Fahnen und trieben es zurück. Einen anderen harten Kampf bestanden die zur obigen Kolonne gehörigen Kroaten unter Oberst Brentano. Unweit Pilsnitz vom rechten Lohufer gegen die Oder hin befand sich ein starker Verhau, der genommen werden musste. Die tapfere Schaar, unterstützt von 1000 Mann Fussvolk unter dem Obersten Grafen von Herberstein kam hindurch, aber da Pilsnitz zu dieser Zeit noch nicht genommen war, so musste sie durch den Verhau mit bedeutendem Verlust wieder zurück. Wie aber der vierte Angriff auf obiges Dorf erfolgte, brachen sich die Kroaten abermals Bahn, kamen über den Verhau hinaus und fügten den Gegnern grossen Schaden zu. Die vierte Kolonne wurde geführt von den Generalen Nadasdy, Ahremberg und Esterhazy, sie fand am wenigsten zu thun. Sie drang gegen Oltaschin und Kräutern und besetzte den zwischen beiden Orten befindlichen Raum, während die preussische Reiterei sich gegenüber ausdehnte. Vergeblich suchte sie den Oesterreichern in die Flanke zu kommen, und um diese Versuche um so besser vereiteln zu können, liess Nadasdy durch den General von Wolfersdorf das Dorf Kleinburg mit 16 Grenadirkompanien angreifen und besetzen. Der Abend war angebrochen, als eine feindliche Abtheilung von 7 Batallionen abermals vordrang, das Dorf Kleinburg mit stürmender Hand nahm, in Brand steckte und sich wieder in die Festung zurückzog. So war rings um die Stadt einen halben Tag lang der blutigste Kampf entbrannt, eine Schlacht, in welcher allenthalben und ohne Unterbrechung Reduten und Schanzen gestürmt, verloren und wieder gestürmt wurden, bis die Nacht ein Ziel setzte. Als sich auf allen Punkten der Ueberrest des Heeres nach Breslau zurückzog, eröffneten nach altem Brauch die kaiserlichen Regimenter unter allgemeinem Freudengeschrei ein dreimaliges Lauffeuer. Auf dem rechten Ufer der Oder war es während der Schlacht blos zu kleinen

Kämpfen gekommen, um die hier aufgestellten Truppenabtheilungen zu hindern, Verstärkungen zu entsenden. General von Beck war mit 4000 Mann bei Sandberg über die Oder gegangen. Er unternahm gegen die dortigen Stellungen und namentlich gegen Protsch eine Reihe von Scheinangriffen, welche erst mit dem Einbruche des Dunkels endeten. Schwer und gross war der beiderseitige Verlust in dem denkwürdigen Kampfe. Nach österreichischem Berichte über die Schlacht verlor ihr Heer gegen 6000 Mann an Todten und Verwundeten, das preussische dagegen mit Einrechnung der Gefangenen an 9000 Mann. Zahlreich waren die verwundeten österreichischen Generale, als Kheil, Clerici, Mayern, Gemmingen, Okelli und Lefebvre; todt blieb auf dem Felde General Graf Würben und preussischer Seits der Generalmajor Friedrich Ludwig von Kleist; an empfangenen Wunden aber verstarb nach kurzer Frist der Generalleutenant Kaspar von Schulz. Blos fünf preussische Fahnen und 36 Geschütze des verschiedensten Kalibers und zwar von einem bis zu fünf und zwanzig Pfund bildeten die Kriegsbeute.

Wohl war die Nacht hereingebrochen, aber die beiderseitigen Heere durften von den Mühen des Tages nicht ausruhen. Der Prinz von Bevern, mit Recht befürchtend, den Angriff am folgenden Morgen erneuert zu sehen und bei der bedeutenden Stärke des Feindes völlig abgeschnitten zu werden, gab den Rest der Schanzen auf der Westseite Preis, führte das Heer auf das rechte Ufer der Oder und hielt die Festung blos von einigen tausend Mann unter General von Lestwitz besetzt. Die Oesterreicher dem Feinde auf dem Fusse folgend nahmen noch in der Nacht dessen Lager und die Schanzen in Besitz; die leichten Truppen aber drangen auch in die Vorstädte und setzten sich hier fest. Kaum brach der Morgen heran, so liessen die beiden Feldherrn den Befehlshaber der Stadt durch den Artillerieoberst von Walter zur Uebergabe auffordern, aber der General antwortete, dass diese keineswegs von ihm sondern von dem Herzog von Bevern abhänge. Es wurden sonach im österreichischen Lager Anstalten zur Beschiessung der Stadt getroffen. Der Herzog hatte mit dem Reste der Armee bei Protsch Lager geschlagen. Am 24. November in der Frühe ritt er mit einer Bedeckung von Husaren aus, um die Stellung der Truppen des Generals Beck zu recognosciren. Unvermuthet stiess er auf die durch Gebüsche verdeckten Vor-

posten, wurde plötzlich von einem Haufen Kreuzer unter Hauptmann Katinschitz umringt und, ohne dass seine Bedeckung ihm zu helfen vermochte, als Gefangener fortgeführt. Zu General Beck geleitet, brachte in kurzer Zeit ein anderer General ihn nach Znaym in Mähren. Den Oberbefehl über das verwaiste preussische Heer übernahm Generalleutenant von Kyau. Da die Anstalten zur Beschiessung der Stadt rasch betrieben wurden, so liess Nadasdy sie abermals auffordern. General Lestwitz, aller Mittel entbehrend sie zu vertheidigen, entschloss sich um so eher zur Uebergabe, als die Reste des preussischen Heeres nicht länger in der Nähe Breslaus sich zu halten vermochten. Die Kapitulation wurde bewilligt; die Besatzung erhielt freien Abzug mit kriegerischen Ehren zugesagt gegen das Gelöbniss, gegen die Kaiserin und deren Bundesgenossen nicht mehr zu dienen und die Magazine, Munitionsvorräthe und Geschütze (92 grössere metallene und eiserne Geschütze) zu übergeben.

Als am 25. November die Stunde des Abmarsches anbrach, rollten in der Festung die Trommeln ihre Wirbel, die Thore öffneten sich und zeigten dem Auge einen ganzen Wald von heranflatternden alten Fahnen. Bei diesem Anblicke, wo die Reste von zehn Batallionen verschiedener Regimenter, herabgeschmolzen von einer ansehnlichen Streitmacht zu einer kaum nennenswerthen Zahl sich darboten, wurden alle Herzen tief ergriffen, denn sie enthüllten jedem die Folgen von einem plötzlichen Umschwunge des kriegerischen Glückes. Dem Namen nach boten sich die Regimenter Brandis, Lestwitz, Schulze, Kalkreuth, Tresskow, Bevern und Lanz dar, der Wirklichkeit nach war aber blos noch eine Schar von 182 Tapfern vorhanden, welche mit 48 Fahnen unter den kriegerischen Ehrenbezeugungen des österreichischen Heeres den Weg zu ihrem eigenen einschlugen. Hier entsteht wohl die Frage: Was war geschehen? Wo waren die anderen Mitgenossen hingekommen, da vor der Kapitulation jene Batallione doch noch immer 3390 Köpfe zählten? Die Nemesis des bei beiden Armeen herrschenden falschen Systems der sogenannten Werbung oder vielmehr des gewaltsamen Soldatenpressens hatte sich diesmal auf eine empfindlichere und sichtbarere Weise kund gegeben; die Mannschaft war entwichen und übergegangen. Während des ganzen Verlaufs des Kriegs traten von der geschlagenen Armee jedesmal grosse Scharen, ja oft

14*

Tausende zum siegenden Heere über, um sodann bei nächster Gelegenheit die volle Freiheit zu suchen. Wenn ihrer bisher nicht gedacht wurde, so ist der Grund, weil die Fahnenflüchtigen keinen Moment herbeiführten, der einer Erwähnung werth gewesen wäre.[27]

---

27. Die Einname von Breslau krönte den Feldzug der Oesterreicher in Schlesien.

Eine Kundmachung Maria Theresias vom 21. September 1757 verkündete bei dem Einrücken ihres Heeres in Schlesien allen getreuen Unterthanen und Einwohnern dieses Landes und der Grafschaft Glaz, wie sie sich von den durch Friedensschlüsse ihr auferlegten Verpflichtungen befreit und demzufolge wieder als rechtmässige Herrscherin ansehe und alle Rechte des Eigenthums an diese Lande wieder geltend mache, daher auch gewärtige, dass „die getreuen Stände, Unterthanen und Einwohner unseres Herzogthums Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glaz" ihren Truppen allen Beistand und mögliche Hülfe leisten würden.

Wie nun von allen Seiten mächtige Feinde gegen Friedrich in's Feld traten und so viele Gefechte einen für die preussischen Waffen unglücklichen Ausgang genommen hatten, schien Friedrich verloren. Hielt er doch selbst eine Zeit lang seine Sache für unrettbar. Kein Wunder, wenn nun in Schlesien, welches noch nicht einmal ein halbes Menschenalter mit Brandenburg verbunden war, ein österreichischer Anhang sich regte. Unter der katholischen Bevölkerung hatte sich namentlich Anhänglichkeit an die ehemalige Landesherrschaft erhalten, von der die römische Kirche und ihre Bekenner bevorzugt worden waren. Auf das Vorhandensein von Umtrieben älteren Datums weist schon hin, dass Friedrich aus Naumburg am 22. September die Verhaftung des bischöflichen Hofkanzlers Romberg befahl (K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen XI, 317). „Die Gesinnung eines grossen Theils der Einwohner und Besatzung, die dem Sieger die Hand boten, erleichterte die Eroberung von Breslau," sagt der sehr zuverlässige preussische Kammerdirektor von Klöber, der Verfasser des anonym erschienenen Werkes: Von Schlesien vor und seit dem Jar MDCCXXXX, neue verbesserte Auflage. Freiburg 1788. II, 109. Als die Hauptstadt sich jetzt wirklich ergab, hiess es allgemein: es sei nun mit der preussischen Regierung vorbei; Schlesien sei wieder unter österreichische Botmässigkeit gerathen.

Ein Zeitpunkt war hier gekommen, in welchem dem Menschen der äussere Halt genommen und er auf sich selber angewiesen war, und wiederum zeigte sich, wie wenigen ein tiefer blickendes Urtheil oder feste Beständigkeit des Charakters inne wohnte. Von den Umständen war die Masse der haltlos Schwankenden mit fortgerissen. „Ich kenne grosse Männer, schreibt Cogniazo, die über dem süssen Traum, Schlesien sei nun wieder österreichisch, eingeschlafen sind; im Grunde hatten wir alle mehr oder weniger aus diesem Taumelkelch getrunken oder

mussten doch, um nicht unpatriotisch zu scheinen, dergleichen thun, als ob wir ihn bis auf die Hefen ausgeleert hätten." „Der Ausmarsch der Besatzung, erzählt er weiter, „war ein wahres Skandal; die Truppen verliessen ihre Fahnen und Offiziers und liefen bataillonsweise davon." Auf der Hauptwache sogar gingen die Soldaten auseinander, versteckten sich oder machten sich aus dem Staube, indess auf dem verlassenen Posten die Gassenjugend mit den zurückgelegten Trommeln und Gewehren ihr Spiel trieb. Fast das gesammte Bataillon Jungbevern ging zu den Oesterreichern über. Eine völlige Auflösung der Besatzungsmannschaft trat dergestalt ein. Nach Lestwitz' Liste hätten 4288 Mann ausziehen müssen, führte er aber nur noch 120 Offiziere mit 471 Gemeinen, und auch nicht einmal diese blieben sämmtlich bei ihm.

Achtzehntausend Mann besetzten Breslau. Der neue Machthaber suchte Zutrauen zu erwecken, indem er einen Reformirten im General Sprecher zum Gouverneur der Stadt und einen Lutheraner im General Wulffersdorf zum Kommandanten bestallte. Im Grunde befahl jedoch der Generalfeldkriegskommissarius Minister Graf Collowrath.

So manche Katholische freuten sich in Breslau herzlich über die eingetretene Veränderung und die versteckten Anhänger des Erzhauses Habsburg trugen jetzt hoch ihr Haupt und sprachen laut. Die alte goldne Zeit, hiess es, werde wiederkehren. Gar viele beeiferten sich dem neuen Gebieter entgegenzukommen, entgegenzukriechen, ihn ihrer Ehrerbietung, ihrer Freude, ihrer Treue zu versichern, eiligst nach seiner Huld zu haschen. Der Fürstbischof Philipp Gotthard von Schaffgotsch gab das Beispiel dazu. Er lud die österreichischen Generale zu einem Gastmahle. Man sah ihn ohne den preussischen Adlerorden, den er bisher immer getragen hatte.

Minister Collowrath nahm ohne Säumen die oberen Beamten in Eid und Pflicht für seine Königin. Der Oberamtspräsident von Münchhausen weigerte sich und gab seine Stellung auf; von den Kriegs- und Domänenräthen liessen sich mehrere bestimmen, ihre Geschäfte fortzuführen für Oesterreich. Im Stadtrath setzte der Syndikus Löwe gegen den Widerspruch des zweiten Stadtdirektors Gloxin durch, dass die Stadt in einer Bittschrift für ihre Verfassung sich an die Kaiserin wendete. Der innere Widerstand war gering; die allermeisten fügten sich. Feldmarschal Daun berief sofort den Fürstbischof in sein Lager und wies ihn an, in allen katholischen Kirchen das Tedeum singen zu lassen. Schaffgotsch hielt in seinem übergrossen Eifer das Hochamt in eigner Person. Der Gouverneur befahl auch den protestantischen Geistlichen der Stadt einen feierlichen Dankgottesdienst in allen Kirchen zu halten.

Und nun sollte abermals offenbar werden, dass unter den Geistlichen am wenigsten Geisteshöhe und Geisteskraft vorhanden ist. Seit dem unseligen augsburger Religionsfrieden war jener ächte christliche Sinn, der im Vertrauen auf Gottes Walten das Rechte übt und der sichern Ueberzeugung treu nachlebt ohne Rücksicht auf menschliche Macht und irdische Güter, vom evangelischen Predigerstand mehr und mehr, oder fast gänzlich gewichen und bis zum heutigen Tage ist (sehr spärliche

Ausnamen abgerechnet) dieser Hochsinn nicht zurückgekehrt. Diejenigen, deren Beruf es sein sollte, mit dem Worte des Geistes zu beleben, sind am meisten die Knechte der Welt. In lebendiger Erinnerung musste noch vor der Seele der evangelischen Prediger stehen, wie hart und grausam das Haus Habsburg gegen die schlesischen Protestanten anderthalb Jahrhunderte hindurch verfahren war, wie es gewüthet hatte; durch die Bande der Dankbarkeit (wenn nicht durch ihren Eid) mussten sie sich an Friedrich gefesselt fühlen, der sie und das Land von diesem schweren Drucke erlöst hatte, mit ihm blühte oder fiel ihre Kirchenfreiheit, aber die gesammte evangelische Geistlichkeit von Breslau gab dem Minister Collowrath den geforderten Handschlag, — nicht einer von all diesen Männern Gottes hatte das Herz, seine Stelle fahren zu lassen. Noch mehr! Am 26. und 27. November begingen die evangelischen Prediger den Dankgottesdienst. Der Inspektor Dr. Burg führte am 26. November in seiner Predigt in der Elisabethkirche seiner Gemeinde die rechte Andacht einer Stadt vor, welche Gott wieder unter den Scepter führt, unter welchem ehemals die Vorfahren glücklich gewesen seien. Am 27ten begann Weinisch die Amtspredigt gar damit, dass er Breslau einer verlaufenen Magd verglich, zu welcher Gott, wie ehemals zur Hagar sagte: „kehre wieder um zu deiner Frau und demüthige dich unter ihrer Hand" und wendete dann die Worte des Evangeliums: gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn, auf die Oesterreicher an. — Auch wir Jetztlebenden haben hinlängliche Erfahrung, dass bei Theologen Feigheit und Heuchelei sehr gemein sind, aber dies darf den Geschichtschreiber der danach strebt, dass über ihn ein späteres Geschlecht nicht urtheile wie wir über das vorangegangene, nicht abhalten, die Sinnesart zur Verachtung hinzustellen, in welcher noch im Jahr 1807 ein damals hochverehrter Geistlicher, der Oberkonsistorialrath Dr. Gerhard in Breslau (in der topographischen Chronik von Breslau. S. 746, deren Verfasser Karl Adolf Menzel ist), die von Burg bei jener Gelegenheit bewiesene „Pastoralklugheit" rühmt.

Am 3. Dezember fragt aus dem Hauptquartiere Graf Haugwitz in Wien an, welcher gestalt er sich zu benehmen habe in Angelegenheiten der Verwaltung und der Behörden und „in Betracht der von dem König in Preussen graduirten schlesischen Fürsten, Grafen, Freyherrn und Edl-Leute." (Aus dem brüsseler Archive.)

Das kleine Heer, mit welchem der König Friedrich kam, dem Feinde Schlesiens Hauptstadt wieder zu entreissen, fürchteten die Oesterreicher nun nicht. Die Sieger prahlten, diese potsdamische Wachparade wäre für sie nur ein Frühstück. Seit dem Tage von Kollin hatte eine Kette von Erfolgen ihre Zuversicht gehoben. Auch trieb der Kaiser selbst jetzt zu weiteren Schlachten. Er schrieb (Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates 1850. V, 61) an seinen Bruder Karl: „alle unsere Alliirten haben sich verbunden uns Schlesien zu verschaffen, allein sie sind, was die Herabsetzung und Schwächung des Königs von Preussen betrifft, damit solcher die Ruhe von Europa nicht stören könne, nicht gleicher Meinung. Sie sehen also, dass uns Schlesien zugesichert ist,

aber die Schwächung und der Ruin der preussischen Armee nicht. Mithin müssen wir vorzüglich hierüber arbeiten und ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie nothwendig es wird, dass alle Ihre Operationen mit der Armee dahin abzielen, die preussische Armee zu schwächen und solche, so oft als es möglich wird, anzugreifen." Dieser Weisung gemäss musste Prinz Karl im Kriegsrathe Serbelloni's Meinung, zu „cunctiren", Daun's Vorschlag, in einem befestigten Lager vor Breslau zu halten, verwerfen und den Entschluss fassen, den Preussen entgegenzugehen.

6.

Der Herzog von Braunschweig-Bevern. — Einfall des Feldmarschals Keith in Böhmen am 23. November; Kommotau besetzt. — Die Magazine zu Leitmeritz erbeutet oder zerstört. — Keith geht bei dem Anmarsch der Generale Loudon, Haddik und Marschall zu Anfang Dezembers in das Erzgebirge zurück. — König Friedrich zieht gegen die österreichische Armee in Schlesien; Ankunft zu Parchwitz am 29. November. — Nimmt Neumarkt am 4. Dezember während des Anmarsches der Oesterreicher. — Beiderseitige Schlachtstellung. — Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember. — Rückmarsch der österreichischen Armee über Schweidnitz theils nach Böhmen, theils nach Mähren. — Breslau von der preussischen Armee berannt und belagert, kapitulirt am 20. Dezember. — Liegnitz ergiebt sich am 29. Dezember. — Rückblick auf den geendigten Feldzug und die nächsten Folgen der Schlacht bei Leuthen. —

Wenn die Handlungen und das Benehmen hochgestellter Männer, deren Händen das Wohl und Wehe eines Volks, oder die Leitung einer Armee anvertraut ist, häufig einer sehr strengen Beurtheilung unterzogen werden, so ist, wenn letztere billig und gerecht ist, nichts dagegen zu erinnern, weil die Geschichtschreibung hier ein Recht und eine Pflicht zu gleicher Zeit übt. Bietet sich dagegen Lob oder Tadel ohne nähere Begründung blos als eine subjektive Ansicht dar, welcher die Zeitverhältnisse und Umstände geradezu widersprechen, dann ist es allerdings nöthig, derselben als einer historischen Thatsache gleichfalls zu gedenken. Dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, der seine Jugend, seine Talente und seine unabhängige Stellung dem preussischen Staate zum Opfer brachte, ist das Loos zu Theil geworden, wegen seiner Operationen in der Lausitz und in Schlesien der am besten geschmähte preussische Heerführer seiner Zeit zu sein. Preussische Geschichtschreiber

sagen von ihm mit Bezugname auf das Gefecht von Moys: „Bevern verlor den Muth, vernachlässigte die zweckmässigsten „Lager zur Deckung Schlesiens, schwächte seine Armee um „15,000 Mann, womit er verschiedene Plätze besetzte, und nun „zog er sich beständig zurück, mehr als einmal in Gefahr, vom „Feinde mit grossem Vortheil angegriffen zu werden. Er ging „jedoch ohne Verlust über die Oder. Die Oesterreicher folgten „diesen Preussen mit ihrer ganzen Macht durch Sachsen (?) und „Schlesien und so ging es bis an die Thore von Breslau." — In Bezug auf den Abend nach der Schlacht von Breslau ist zu lesen: „Der Herzog, der seit Winterfelds Tod grosse Unentschlossen-„heit gezeigt und immer Fehler auf Fehler gehäuft hatte, war „besonders jetzt voller Unruhe. Er verwarf den Rath eines nächt-„lichen Ueberfalls, so wahrscheinlich auch der glückliche Erfolg „war, u. s. w. Bei dem ganz betäubten Herzog indessen siegte, „nicht die Feigherzigkeit, sondern die berechnende Furcht-„samkeit". Und rücksichtlich seiner Gefangennehmung heisst es am Ende gar bei mehreren preussischen Geschichtschrei-bern: „Er hatte keine Bedeckung bei sich, daher ein grosser „Verdacht auf ihm ruht, dass er sich dieses Schicksal freiwillig „zugezogen, um der unmittelbaren Verantwortung des Vorge-„fallenen zu entgehen" und „der Herzog gerieth Tages darauf, „als er sich bis zu den Vorposten des Feindes wagte, in Gefan-„genschaft, man meinte, aus Vorbedacht, weil er des Königs Zorn „wegen seines theilweis verschuldeten Missgeschicks fürchtete."

Das ist jedenfalls des Guten allzuviel. Der Herzog that, was er als kluger Heerführer thun musste. Als das Winterfeld'sche Corps bei Moys, welches seine linke Flanke und seinen Rücken deckte, geschlagen war, konnte er nichts anderes thun, als seine bisherige Stellung gegenüber der österreichischen Armee auf-geben, damit nicht Nadasdy ihn nunmehr selbst im Rücken fasse. In die Niederlausitz durfte er den Rückzug nicht nehmen, weil er sonst die österreichische Armee nach sich gezogen und in die Nähe der Mark gebracht hätte, nach Südschlesien durfte er sich auch nicht wenden, denn umgeben von Polen, Mähren und Böhmen wäre es für ihn eine Sackgasse geworden, in welche er wohl hinein, aus welcher er aber nicht mehr herauskonnte. Er hielt sich desshalb nordwärts an der Strasse von Liegnitz und hier zurückgedrängt verschwand er, um unerwartet vor Breslau

wieder der österreichischen Armee sich entgegen zu stellen. — Was den Vorwurf betrifft, dass er den Rathschlag, in der Nacht nach der breslauer Schlacht das siegende Heer, welches wie noch beigefügt wird, in grösster Unordnung gewesen, zu überfallen, verworfen habe, so macht diese Ablehnung vielmehr der Beurtheilungsfähigkeit des Herzogs die grösste Ehre, denn er, am besten den Zustand und die materiellen und moralischen Hülfsmittel seines Heeres kennend, hatte sonder Zweifel die Ueberzeugung geschöpft, dass man nach einem blutigen Schlachttag, nach grossem Verlust an Menschen und Material, mit ermatteten und hungrigen Truppen keinen Nachtkampf beginnen dürfe, um eine siegreiche und wohlgeordnete Armee aus den eroberten Stellungen zu vertreiben. Wenn auch König Friedrich selbst im Verlaufe des schlesischen Krieges im Jahre 1745 an den Grafen von Podewils schrieb: „Mein Entschluss ist gefasst; „wenn wir uns schlagen, wollen wir es thun wie Verzweifelte", so war doch der Sinn dieser Worte gewiss nicht, seine Heerführer sollten die ihnen anvertrauten Heere in verzweifelten Unternehmungen keck auf's Spiel setzen. Wenn ferner dem Herzog von einer Seite vorgeworfen wird, er habe am 24. November keine Bedeckung mit sich genommen, und anderer Seits, dass er sich bis zu den feindlichen Vorposten gewagt habe, so ist blos dagegen zu erinnern, dass er allerdings eine Husarenschaar bei sich hatte,[28] feindliche Vorposten aber, wo immer es das Terrain gestattet, so aufgestellt werden, dass sie recht vieles und wo

28. Dies ist unrichtig. Die erste Nachricht über die Gefangennehmung des preussischen Feldherrn, welche noch am 24. November der Generalleutenant von Kyau aus Schlebitz dem König meldet, lautet, dass selbiger „heute früh noch vor Tagesanbruch aus seinem Quartier zu Protsch, wohin die Armee nach der Bataille sich gezogen, ganz allein und in Begleitung eines Reitknechts ausser den Vorposten recognosciren geritten" (bei Schöning I, 88). Darauf schreibt der König aus Parchwitz am 30. November an seinen Bruder Heinrich: „ce Prince sort à quatre heures du matin, accompagné d'aucun officier ni escorte, mais d'un seul palefrenier, hors de son camp pour aller reconnoitre à ce qu'il marque au clair de la lune la position de l'ennemi, qui n'étoit pas là, hormis quelques détachements de pandours." Endlich gibt der fleissige Gaudi, welcher damals Flügeladjudant des Königs war und später einen eignen Aufsatz des Prinzen über die Hergänge benutzen konnte, in seinem Journal (bei Kutzen, S. 147—149) an, dass der Prinz bei Mondschein ohne Begleitung seiner Adjudanten nach den äussersten

möglich alles übersehen, ohne dagegen gesehen zu werden. — Der Verdacht, er habe sich absichtlich in feindliche Hand begeben, stellt sich von selbst als ein unbegründeter und unwürdiger dar. Schliesslich ist noch der Vorwurf zu erwähnen, der Herzog habe fast unter seinen Augen, Schweidnitz in die Hände der Oesterreicher fallen lassen. — Diese Stadt liegt allerdings nur sieben Meilen von Breslau, aber zwischen dem preussischen Heere und Schweidnitz stand eben die grosse österreichische Armee und bei letzterem ein Heer von 30,000 Mann. Wie sollte er den Fall der Festung hindern? — Wären seinen Soldaten, Kanonen und Pulverkarren über Nacht Flügel gewachsen, dann hätte er mit Preisgebung von Breslau allerdings über die österreichische Armee hinwegfliegen und bei Schweidnitz sich niederlassen können. Ob er aber dann würde gesiegt haben, ist freilich noch sehr zweifelhaft — Der Herzog verweilte als Gefangener zu Brünn bis in die ersten Monate des folgenden Jahres, wo er nach Wien beschieden wurde. Er kam am 16. März dort an, wurde noch an selbem Tage in eigener Audienz vom Kaiser empfangen und erhielt seine Freiheit wieder. Sämmtliche kaiserliche Minister, sowie der Staatskanzler Graf Kaunitz beeiferten sich, einen so seltenen Gast zu bewirthen. König Friedrich aber, der gewiss am besten wusste, dass kriegerische Ehre, Treue und Tapferkeit das Fundament der Heere bilden, ernannte den Heimgekehrten zum Befehlshaber zu Stettin, wo er den Schweden tapfern Widerstand leistete, und übergab ihm später wieder ein Armeecorps, mit welchem er den Sieg bei Reichenbach erfocht. Das alles hat ihn gegen historische Misshandlung nicht schützen können! —

Vorposten ausritt und zuletzt ausser dem wegweisenden Bauern nur einen Unteroffizier von der Kürassirfeldwacht bei sich hatte.

In der Anmerkung 26 ist bereits die Ansicht des Herausgebers ausgesprochen. Gegen Huschberg werde nur noch bemerkt, dass in den ersten Stunden nach der breslauer Schlacht das siegreiche Heer kein wohlgeordnetes mehr war, vielmehr nach den Geständnissen des österreichischen Veterans Cogniazo (II, 413—415) sich in der übelsten Verfassung befand, so dass — nach Cogniazo's Dafürhalten — ein neuer Angriff der Preussen in der Nacht den Sieg von Leuthen vorweggenommen haben würde. Der Prinz von Bevern verstand sich ohne Zweifel gut auf das Kriegshandwerk, aber (so sonderbar dies auch klingt) die soldatischen Kenntnisse allein machen noch nicht den tüchtigen Oberbefehlshaber aus.

Als König Friedrich nach der Schlacht bei Rossbach sich nach Schlesien zu wenden beschloss, sann er darauf, durch eine neue unerwartete Unternehmung die Streitkräfte seiner Gegner zu schwächen und ihre Aufmerksamkeit von Schlesien abzuziehen. Er ertheilte dem Feldmarschal Keith den Befehl, mit einem Armeecorps, welches jedoch der obwaltenden Verhältnisse wegen nicht stark war, abermals in Böhmen einzufallen. Der König selbst, welcher am 10. November bei Leipzig sein Heer zusammengezogen, brach zwei Tage später nach Torgau auf, bis wohin General Haddik gekommen war. Dieser zog sich daher auf Meissen zurück und räumte dasselbe erst am Morgen des 18. Novembers, worauf das königliche Heer noch am selben Tage einzog. Der König befasste sich weder mit Haddiks noch Marschalls Verfolgung, die sich zur rechten Zeit der Gränze Böhmens näherten, wo ihre Gegenwart nöthig wurde. Friedrich betrat am 23. November den schlesischen Boden bei Naumburg am Queis, somit an demselben Tage, wo Marschal Keith von Chemnitz aus über Marienberg und Bastiansberg in Böhmen einrückte, gegen Ende Novembers befand er sich zu Kommotau auf der Hochstrasse nach Prag. Es war weniger seine Absicht die Hauptstadt zu bedrohen, als durch Seitenmärsche namentlich ostwärts die Kommunikationen zu unterbrechen und die böhmischen Vorrathshäuser für die preussische Armee zu erbeuten und die für das kaiserliche Heer in Schlesien bestimmten Verstärkungen von ihrer Richtung abzuziehen. Der unvorgesehene Einbruch hatte augenblicklich zur Folge, dass alle österreichischen detachirten Corps Sachsen und die Lausitz verliessen und in Eilmärschen dem vermeintlich bedrohten Prag zuzogen. General Loudon traf hier schon am 27. November ein, wenige Tage darauf kam Haddik und nach ihm Marschall, — aber sie brachen ohne Zeitverlust wieder nordwärts auf. Keith hatte indessen ein Streifcorps nach Brüks und Bilin und von da auf die Hochstrasse von Dresden nach Prag entsendet, um ihn selbst zu decken, während er selbst nach Lowositz rückte, die Elbe überschritt und Leitmeritz, den Hauptstapelplatz der Vorräthe für die kaiserliche Armee, überraschte. Als General von Campidelli mit nur drei Batallionen eintraf, war schon ein grosser Theil des Marschals Beute geworden. Bei seinem Rückzug liess Keith eine Anzahl Magazinwagen auf die Elbbrücke führen und sodann an-

zünden, wodurch letztere niederbrannte. Er selbst nahm auf der chemnitzer Strasse zu Postelberg und Laun Stellung und entsandte ein neues Corps von 6 Batallionen und 4 Schwadronen Husaren in die Nähe von Leitmeritz unter dem Befehle des Generals von Itzenblitz zur Beobachtung der dortigen Vorgänge. Bald fand jedoch der Marschal, dass es besser sei, mit seinem Corps wieder eine feste Stellung im sächsischen Erzgebirge zu nehmen, da in den ersten Tagen des Dezembers Loudon, Haddik und Marschall im Anzuge waren und über Karlsbad die bei der Reichsarmee gestandenen Husarenregimenter Spleny und Széchenyi heranrückten. Prags Bewohner, von welchen sich viele geflüchtet hatten, kamen diessmal mit dem blossen Schrekken davon.

Wir wenden uns nach Breslau zurück. Am 27. November erhielt man im österreichischen Hauptquartier die Nachricht vom Anmarsche des Königs und am 29. November traf seine Vorhut zu Parchwitz nordöstlich bei Liegnitz ein, welch letzteres von einigen tausend Oesterreichern besetzt war. Das preussische Armeecorps unter General von Kyau hatte, verfolgt vom General Beck, seinen Marsch auf dem rechten Oderufer nach Leubus genommen, um von da muthmasslich sich nach Glogau zu wenden, als es aber an ersterm Orte anlangte und des Königs Ankunft erfuhr, ging es bei Leubus über die Oder und stiess zu dessen Heer am 1. Dezember. Es erhielt in General von Ziethen einen neuen Befehlshaber, da von Kyau in der Schlacht von Breslau war verwundet worden.[29] Der König, welcher eine zahlreiche und durch die unbegränzte Opferwilligkeit seiner Unterthanen gut bespannte Artillerie aus der Festung Glogau erhalten hatte, schien zunächst am rechten Ufer der Katzbach, welche hinter Parchwitz der Oder zufliesst, sich festsetzen zu wollen, da er durch das Landvolk das Material zu Schanzkörben und Faschinen zufahren liess. Im kaiserlichen Lager beriethen der Prinz und Daun mit den Generalen, welche Massregeln zu ergreifen seien. Man konnte im befestigten Lager stehen bleiben und den Angriff des Königs erwarten, in welchem Falle die zu Neumarkt und Lissa vorgeschobenen Truppen sofort einzuberufen waren, oder man konnte vorgehen, um Neumarkt, wo seit dem Beginn

29. Friedrich befahl Kyau's Verhaftung und Untersuchung durch ein Kriegsgericht.

der Belagerung von Breslau sich die Feldbäckerei für die ganze Armee befand, sowie Liegnitz zu decken. Unglücklicher Weise entschied man sich für den Aufbruch, und zwar in dem guten Glauben, Neumarkt sei bis zur Ankunft des Heeres vollkommen gesichert.[30]

---

30. Unter der Wucht des hereinbrechenden Missgeschickes hob sich Friedrichs Thatkraft in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise. Nachdem seine Sache allgemein verloren schien, der englische Botschafter nur von einem Wunder Rettung erwartete und Friedrich selber sie im Grunde aufgegeben hatte, da spornte er gleichwohl jede Kraft seines Geistes an, um alles Mögliche zu thun und wenigstens ehrenvoll unterzugehen. Der Grundsatz seines Handelns wurde von ihm in einem Briefe an seinen Bruder Heinrich (17. Dez.) ausgesprochen: „qu' avec des résolutions vigoureuses l'on corrige la fortune.“ Seine gewaltigen Anstrengungen retteten ihn über Erwarten vom Schiffbruch und erhoben ihn zu dem Ruhm eines der grössten Feldherrn. Erst schlägt er den einen Feind im Westen glänzend und vollständig, dann eilt er mit demselben Heere von der Wahlstatt fort wider den andern im Osten. Bei seinem Eintritt in Schlesien kommt ihm eine üble Nachricht nach der andern. Mit grosser Uebermacht hat der Feind die schweidnitz-breslauer Linie inne, durch die er ihn von den Festungen Brieg, Neisse, Glaz und Kosel abschneidet, von denen täglich die eine oder die andere fallen kann, und ihm entgegen hat er sich ausgebreitet und auch bereits Liegnitz eingenommen. Trotzdem ist Friedrich durch den rossbacher Sieg erheitert und bleibt guten Muthes. In später Jahreszeit, in welcher die Luft schon rauh wird und die Tage kurz sind, rückt er auf schlechten Wegen in Eilmärschen vorwärts, um wenigstens die Oder vor der Ankunft der Oesterreicher zu erreichen, damit er sich mit den Ueberresten seines schlesischen Heeres, das die Flucht auf Glogau genommen hatte, vereinigen könne. Als er am Nachmittage des 28. Novembers in der parchwitzer Gegend die Oder glücklich erreicht, findet er dort schon etwa 800 feindliche Reiter, aber diese weichen vor ihm. Nun ist er über den Fortgang beruhigter. Schlagen muss er, er muss ohne Aufenthalt die Oesterreicher besiegen und aus Schlesien herauswerfen, sonst hat er das Land verloren, vielleicht auf immer verloren. Seine Lage ist allzu misslich. Er befindet sich in der Nothwendigkeit ein Wagniss zu unternehmen. Er erwartet den Feind hinter Verschanzungen anzutreffen, aber wie fest sie auch seien, er ist entschlossen sie stürmend anzugreifen. Er weiss, dass es jetzt ein entschiedenes Va banque gilt. Bei Parchwitz ruht er aus; theils bedurfte das ermüdete Heer Erhohlung, theils musste er das schlesische Heer erst an sich ziehen. Am 1. und 2. Dezember stiess Ziethen mit über 18,000 Mann zu ihm, so dass er nun einige und 30,000 Mann dem Feinde entgegenführen kann; ein Drittheil war Reiterei. Er hat 167 Kanonen und lässt aus Glogau schweres Geschütz herbeibringen. Die Soldaten des schle-

sischen Heeres freuen sich sehr, ihren König wiederzusehen und dieser thut, was er kann, um die Gemüther, die noch unter dem frischen Eindruck der Niederlage standen, aufzurichten. Er ermuntert durch Beförderungen, Austheilungen, Zusprachen. Der Klang seines Namens übte auch seinen Zauber; schon kamen Ueberläufer zu ihm. Am Nachmittag des 3. Dezembers versammelt er die höheren Offiziere und feuert ihren Muth durch eine Rede an. Er kündigt ihnen an, dass er gegen alle Regeln der Kunst das feindliche Heer angreifen werde, wo er es finde. Wir müssen, sagte er ihnen, den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. Alsdann durchreitet er das Lager und unterhält sich mit Soldaten von allen Regimentern. Seine Worte verbreiten im Heere eine Begeisterung, welche die Kräfte höher schwellte. In gehobener Stimmung bricht es am Frühmorgen des 4ten gegen Neumarkt auf. Neumarkt strebte Friedrich dem Feinde zeitig zu entreissen und es gelang. Er freute sich wie er erfuhr, dass der Feind ihm entgegengezogen sei. Ihm gegenüber stand doppelt, fast dreifach so stark, Prinz Karl mit 80—90,000 Mann und 210 Geschützen. Dieser hatte bisher im Glauben gestanden, des Königs Absicht sei nur auf die Wiedereinname von Liegnitz gerichtet (Montazet's Bericht bei Stuhr I, 389. 390).

Der 5. Dezember war ein trüber, düstrer Tag, der König aber war in heiterer Laune und hoffte auf Sieg. Seit 6 Uhr Morgens waren die Preussen im Marsch auf der breslauer Landstrasse in vortrefflicher Ordnung. Und diese musterhafte Ordnung behaupteten sie während der ganzen Schlacht in allen Bewegungen, die sie rasch und genau, wie geheissen wurden, vollführten. Um 8 Uhr waren sie so weit vor, dass die Heere sich mit Kanonenschüssen erreichen konnten. Unverzüglich warf sich der preussische Vortrapp unter Ziethen auf die österreichische Vorhut unter Nostitz bei Borne. Der Kampf war kurz aber blutig; die sächsischen und ungarischen Reiter wurden in die Flucht geschlagen. Durch die preussischen Reiterschwärme wurden weiterhin die Bewegungen der Preussen verdeckt. Als das preussische Heer den Oesterreichern nahe kam, war die Gegend dem Könige wohl bekannt, denn eben hier hatte in Friedenszeiten ein Manöver stattgefunden. Als der König auf dem haidauer Hügel die feindliche Aufstellung wahrnahm, entschied er sich sogleich über seinen Plan. Nicht in der ganzen Länge der feindlichen Linie sollte die Schlacht entbrennen, sondern sein Stoss nur einen Flügel treffen. Der linke österreichische Flügel war auf einen Hügel ausgedehnt, von dem ab der Boden sich gegen den rechten Flügel hin senkte: war jener von diesem Platze verdrängt, so musste es dem unversehrten rechten Flügel schwerer fallen, dorthin gegen die Preussen anzustürmen als, wofern Friedrich den rechten schlug, dem alsdann unversehrten linken Flügel, sich zu behaupten und vorzugehen. Auf dem linken feindlichen Flügel richtet er also den Hauptstoss, seine ganze Kraft, indess die österreichischen Anführer sich noch besinnen. Seinen eignen linken Flügel aber will er zurückhalten, damit dieser sich nicht in Kampf mit dem feindlichen rechten verwickele. Aus dem graden Gegenüber abschwenkend im Schrägmarsch, lässt er — zwischen

12 und 1 Uhr — von Lobetintz aus die Batallione in staffelförmiger Gliederung, jedes Batallion 50 Schritte hinter dem vorderen auf das linke Ende der österreichischen Aufstellung (bei Sagschütz) ihre Wucht werfen. Dieses eine Ende des Feindes vermochte nicht den starken Stoss auszuhalten. Es wird in die Flucht getrieben, während zugleich die ganze Seite überflügelt wird. Wohl sucht Nadasdy mit einem Theile seiner Mannschaft sich weiter rückwärts und weiter links bei Goblau aufzustellen, damit er die Umgehung abwende, aber auch dort ist er rasch angegriffen und geschlagen: der Hauptkampf ging indess die Linie entlang, die der Oesterreicher Vorderseite und Breite hatte sein sollen. Sie sind von der Seite gefasst. Ihre Massen müssen schwenken und stehen nicht neben, sondern hintereinander und in sie hinein treibt die Flucht der schon Besiegten. Die bei Sagschütz Geschlagenen versuchen wiederholt sich zu setzen, werden jedoch, bevor sie sich von neuem formiren können, von neuem geworfen, und gegen den fliehenden, verwirrten und verwirrenden linken Flügel der Oesterreicher drängt jetzt das preussische Heer, das mittlerweile sich immerfort rechts gezogen hatte, nunmehr fast in grader Richtung unter heftigem Kanonenfeuer vor. Um Leuthen wüthet der Kampf. Statt nach dem offenbaren Verlust des Treffens mit den frischen Truppen zu weichen und hernach in einer neuen Stellung den Preussen einen Damm entgegenzusetzen, wenden sich die Regimenter des österreichischen Centrums zur Behauptung Leuthens. Doch ist die Verwirrung schon ungeheuer und die Preussen sind im Siegeszuge. Unter Hauptmann Möllendorf bricht sich ein preussisches Gardebatallion den Weg ins Dorf. Zwar steht hier eine Zeit lang der heisse Kampf unentschieden, aber fürchterlich wüthen die preussischen Kanonen in den dicht zusammengedrängten Massen der Oesterreicher und das Feuer der muthigen Preussen behält die Oberhand. Aus der weiten Entfernung des rechten österreichischen Flügels kommen athemlos Verstärkungen herbei, aber batallionsweise, wie sie ankommen, werden sie gleich zurückgeworfen. Als zwischen 4 und 5 Uhr die Dunkelheit hereinbrach, waren die Preussen im Besitze von Leuthen und die Oesterreicher in wilder Flucht. Professor Kutzen veranschlagt in seinem anziehenden Buche „Friedrich der Grosse und sein Heer in den Tagen der Schlacht bei Leuthen." Breslau 1851, S. 111, 181 und 186, den Verlust der Preussen auf 1141 Getödtete, 5116 Verwundete und 85 Gefangene, den der Oesterreicher auf das vierfache, nämlich auf 3000 Gebliebene, 6—7000 Verwundete und über 12,000 Gefangene, im Ganzen also auf ungefähr 22,000 Mann. Friedrich gibt in einem Schreiben an seinen Bruder Heinrich (Schöning I, 112 f.) den eignen Verlust auf 930 Gefallene und 3900 Verwundete, den der Oesterreicher auf 6000 und einige Hundert auf dem Schlachtfeld Begrabene und 1200 ihren Wunden in der Gefangenschaft Erlegene, sowie ausserdem auf 17,150 Gefangene an, ungerechnet die Ausreisser. Er versichert dabei wiederholt, er sei „positivement instruit de tout", diese Angabe sei „conforme à la plus exacte vérité."

Friedrich lag viel daran, den Uebergang über die Weistritz sicher

zu gewinnen. Er ritt daher gleich nach der Schlacht seinem Heere voraus nach Lissa, wo noch geflüchtete Oesterreicher lagen und traf daselbst gegen 7 Uhr ein. Ueber das Begebniss daselbst haben von Retzow und Nicolai Nachrichten hinterlassen, denen Kutzen S. 113. 182 f. „mit Vorsicht nach genauen Erkundigungen an Ort und Stelle selbst gefolgt ist.“ Kutzen erwähnt aber auch noch eine Erzählung, die von dem Schlosskapellan Veithe gegeben worden sein soll. Vor einer Reihe von Jahren, als ich an der (noch heute ungedruckten) Geschichte des ersten schlesischen Krieges arbeitete, habe ich auch eine bezügliche Ueberlieferung aus Lissa erhalten, die ich hier mittheilen will, natürlich, ohne sie in ihren Einzelnheiten irgendwie zu verbürgen. Jedoch darf ich auch nicht unterlassen anzugeben, dass die örtlichen Angaben der Beschaffenheit des lissaer Schlosses entsprechen. Es ist möglich, dass sie dieselbe ist, auf welche Kutzen hindeutet. Nach Saara vor Lissa (heisst es) sei Friedrich nur von einem Offiziere begleitet, geritten und habe daselbst den Gastwirth nach den Oesterreichern gefragt. Diese hätten, vernahm er blos, den ganzen Tag bei ihm gehaust, alles aufgezehrt und noch das Geräth zerschlagen. Den Wirth liess der König sich auf der Landstrasse nach Lissa mit einer Laterne vorleuchten. Auf halbem Wege wurde seitwärts aus einem Busche (der später umgehauen wurde) von Kroaten auf ihn geschossen. Da hiess der König den Wirth seine Laterne auslöschen und heimkehren; er werde nun schon allein den Weg nach dem lissaer Schlosse finden. Dessen Besitzer (Baron Mudrach) kannte er gut. In Lissa sieht „der alte Fritze“ viele Fenster erleuchtet und auch das Schloss hell: dort sind eben österreichische Offiziere daran, sich an die Tafel zu setzen (die Ueberlieferung sagt: „Generale“, wie sie denn auch den König von einem „Generale“ begleitet sein lässt). Der König reitet über die Brücke des Grabens und fragt am Schlossthor einen Diener, ob sein Herr zu Hause sei. Der Diener läuft die Treppe hinauf zu diesem und ruft ihn herunter. „Is bei ihm alles reene?“ fragt ihn wörtlich der König, sowie er ihn ansichtig wird: aber er hat noch nicht bemerkt, dass auf der Treppe und im Hausflur österreichische Offiziere gefolgt sind. Der Gutsherr, welcher weiss, dass diese hinter ihm stehen, antwortet mit „Ja“, worauf sogleich der König und sein Begleiter vom Pferde steigen und eintreten. Aber nun sieht er sich von österreichischen Offizieren umgeben, welche die Treppe entlang ein förmliches Spalier bilden. Sein Begleiter flüstert ihm zu: „verlieren Sie nur nicht die Courage!“ Der König bleibt gefasst, grüsst höflich die feindlichen Offiziere und steigt, den Hut in der Hand, die Treppe hinan in den Saal. Auch der Saal ist voll von Offizieren. Friedrich schickt seinen Begleiter mit der Weisung die Treppe herunter, die Pferde unten halten zu lassen, legt seinen Hut auf einen links von der Saalthüre stehenden Marmortisch, der jetzt noch an dieser Stelle befindlich ist, ab und schreitet in das an den Saal rechts anstossende Seitenzimmer. Die Oesterreicher sind im ersten Augenblicke der Meinung, er ziehe sich erschöpft zurück, um sich zu erholen, nach einer Weile erst fangen sie an den Vorgang zu überlegen, der

Am 4. Dezember brach die Armee aus dem Lager auf und übersetzte die Lohe sowie das sogenannte Schweidnitz-Wasser oder die Weistriz und erhielt die Nachricht, der König sei in der Frühe um fünf Uhr gleichfalls mit dem Heere aufgebrochen und habe den Marsch nach Neumarkt genommen. Jetzt war es zu spät. Die preussische Vorhut stürmte den Ort, tödtete, versprengte oder nahm die Besatzung von tausend Kroaten gefangen und erbeutete die Feldbäckerei sammt zwei Geschützen. Die österreichischen Kolonnen beschleunigten ihren Marsch und nahmen gegen Abend eine Schlachtstellung zwischen Neumarkt und Lissa in drei Treffen. Im Centrum lag der Ort Frobelwitz, rechts das Dorf Nippern, links das verhängnissvolle Leuthen. Die Deckung des linken Flügels war dem General Lusinsky mit einigen Husarenregimentern und einem Corps Gränzer übertragen und zu dessen Unterstützung der sächsische Generalleutnant Graf Nostitz mit den Cheveauxlegersregimentern aufgestellt. Den rechten Flügel deckte General von Morocz gleichfalls mit zwei Husarenregimentern und einer Zahl Gränzer. Das dritte Treffen bildeten das Nadasdy'sche Corps und die Reserve; jenes zur Unterstützung der linken, dieses der rechten Seite bestimmt. Die preussische Armee dagegen war völlig über Neumarkt herangezogen. Ihr rechter Flügel berührte das Dorf Krintsch, der linke Bischdorf; der Vortrab reichte bis Borna. In dieser Stellung blieben die beiden Armeen die Nacht über.

---

den König in ihre Hand gibt. Aber immittelst hat der König schon das Seitenzimmer durch einen zweiten Ausgang, der zur Treppe führt, verlassen, ist mit blossem Kopfe wieder heruntergegangen, hat sein Pferd bestiegen und jagt sammt seinem Begleiter davon. Fast am Eingang des Dorfes begegnet ihm eine Abtheilung Husaren, die ihm nachgeschickt sind, mit ihnen kehrt er um, lässt sie den Wall, der das Schloss umgibt auf allen Theilen besetzen, geht allein zurück in das nämliche Seitenzimmer und tritt aus ihm in den Speisesaal unter die sich berathenden Oesterreicher mit den Worten: „meine Herrn, Sie sind meine Gefangenen." Im ersten Augenblick sind diese verdutzt, nachher stürzen mehrere die Treppe herunter, aber finden sich schon umgeben. Dem Schlossbesitzer sagt der König: „er wäre werth, dass ich ihm liesse den Kopf vor die Füsse legen" und dieser, ein treuer Anhänger Friedrichs, grämte sich über die harte Rede zu Tode. So jene Ueberlieferung. Bedenken gegen sie erregt es aber, dass Friedrich aus Lissa sogleich seinem Bruder Heinrich den Sieg meldet (J'ai attaqué à une heure avec ma droite et il est 7 heures que j'arrive ici) und dabei mit keinem Worte einer so eben überstandenen Gefahr gedenkt. — Gegen sein tapfres Heer zeigte sich Friedrich dankbar.

Am 5. Dezember noch vor Tagesanbruch wurde das Nadasdy'sche Corps aus dem dritten Treffen auf den linken Flügel beordert, da Lusinsky, so wie General Nostitz die Bestimmung erhielten mit fünf Reiterregimentern die Plänklerkette vor der beinahe eine Meile langen Schlachtlinie zu bilden. Die linke Seite erstreckte sich durch den Anschluss des Corps nun bis zu einer mit Geschützen besetzten Anhöhe und bildete dies einen grosen Haken gegen einen allenfallsigen Flankenangriff. An die kaiserlichen Regimenter schlossen sich nämlich die Würtemberger und an diese den Haken bildend das baierische Corps. Den rechten Flügel des kaiserlichen Heeres befehligte der General der Kavallerie, Graf von Luchesi, wer aber den linken führte, ob Nadasdy, ob ein Anderer wird in den Schlachtberichten zwar nicht gemeldet, aber es war Nadasdy; preussischer Seits befand sich auf dem rechten Flügel Prinz Moriz von Dessau und auf dem linken Generalleutnant von Retzow. Um acht Uhr Morgens waren die Plänkler bereits mit der feindlichen Reiterei unter Generalleutnant von Ziethen bei Borna in's Gefecht gerathen und zwar zu ihrem Nachtheile, denn sie kamen in Unordnung zur Schlachtlinie zurück. Ihr Rückzug glich, wie Berichte melden, dem Aufziehen eines Vorhanges, indem nun die ganze österreichische Schlachtstellung sich dem Auge der Gegner darbot. Der König begann sofort zu manövriren: er schien seine Scharen bald gegen den rechten, bald wieder gegen den linken Flügel führen zu wollen. Dadurch hielt er beide Theile in beständiger Spannung, aber da besonders der rechte Flügel gefährdet zu werden schien, so verlangte General Luchesi zu wiederholtenmalen Unterstützung. Die Absendung des Reservecorps wurde jedoch der Ungewissheit wegen verzögert, als aber Luchesi die Forderung erneuerte, wurde es ihm zur Unterstützung zugesandt. Kaum war dieses geschehen, so rückte die feindliche Reiterei gegen den linken österreichischen Flügel näher heran und zwar immer mehr rechts sich ausdehnend, woraus zu entnehmen war, dass der König es auf den linken Flügel abgesehen hatte. Herzog Karl und Daun liessen daher die Generale Maquire und Anger mit ihren Infanterie- und Reiterregimentern, sowie zuletzt auch einen Theil des zweiten Treffens zur Verstärkung des linken Flügels anrücken.

Es war ein Uhr Mittags, als der Angriff auf das Nadasdy'sche

Corps und zwar auf die Spitze des linken Flügels, sowie auf das Dorf Leuthen erfolgte. Kaum waren die ersten Kanonenschüsse gefallen, so rollten auch schon von beiden Seiten die Gewehrsalven. Nach einiger Dauer desselben schien die preussische Linie zu wanken, aber dem war nicht so; sie bildete vielmehr ihre Kolonnen und stürmte dann zunächst auf das würtemberg'sche Corps an. Umsonst war dessen mannhafter Widerstand; es wurde durchbrochen und zurückgetrieben, so dass eine grosse Lücke entstand und der Haken oder die äusserste Spitze isolirt im Felde stand. Die grosse Lücke auszufüllen und eine hinlängliche Streitmacht schnell dort Fuss fassen zu lassen, wurde zur schwierigsten Aufgabe, weil die Regimenter, sowie sie in die Linie einrückten, von dem Kreuzfeuer der feindlichen Batterien niedergeschmettert wurden, so dass der Rest abermals weichen musste. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen dieser Art, und als die weichenden Truppen die anrückenden in Verwirrung brachten, konnte sich das den Haken bildende baierische Corps des von allen Seiten erfolgenden Andrangs nicht länger erwehren und musste seine Stellung nach grossem Verluste räumen. — An eine Wiederherstellung der früheren Schlachtlinie des linken Flügels, wo die Verwirrung eine allgemeine geworden, konnte nicht mehr gedacht werden und es blieb sonach kein Mittel übrig, als dass die ganze Schlachtstellung eine rückgängige Bewegung machte. Dieses geschah und der geworfene Flügel setzte sich an einem zweiten rückwärts liegenden Hügel fest. Ein furchtbarer Kampf hatte sich um das Dorf Leuthen erhoben. Das über 1700 Streiter starke Regiment Roth-Würzburg hatte den Ehrenposten, nämlich die Vertheidigung des inneren Dorfs erhalten.

So lange die Seiten desselben durch die kaiserlichen Regimenter noch gedeckt waren, gelang es ihm, die durchführende Strasse gegen einen dreimaligen Angriff zu behaupten, aber wie der Flankenschutz durch das Zurückgehen der deckenden Truppen rechts und links aufhörte, wurde das Regiment auf der Strasse durch die feindliche Kavallerie und von beiden Seiten von dem durch die Gärten und Höfe vordringenden Fussvolke angefallen. Jetzt erlag die tapfere Schar. Von allen Kämpfern des Regiments blieben unverwundet und ungefangen nur vier Offiziere und drei und dreissig Soldaten und Unteroffiziere übrig.

welchen es gelang, von vier Fahnen, welche Roth-Würzburg führte, wenigstens eine zu retten.

Der König hatte indessen die neue Schlachtlinie des linken Flügels abermals angegriffen, auch der zweite Hügel wurde gestürmt und das kaiserliche Heer zu einer zweiten rückgängigen Bewegung genöthigt. Als es wieder Stellung gefasst, brach die preussische Reiterei unter General von Krakow auf die österreichische ein und warf sie, aber sie wurde ihres Sieges nicht froh, denn in das heftigste Kartätschenfeuer der kaiserlichen Batterien gerathend musste sie mit Zurücklassung ihres verwundeten und in Gefangenschaft fallenden Generals den gewonnenen Boden verlassen.

Der rechte österreichische Flügel war lange Zeit hindurch garnicht in's Gefecht gekommen und daher behufs Unterstützung des linken bedeutend geschwächt worden. Endlich griff General von Retzow[31] mit der Reiterei die österreichische an und warf sie. Sie stürzte auf die hinter ihr stehende Infanterie, die in Unordnung gerathend nun gleichfalls angegriffen wurde. Während sie in einem schweren Kampfe begriffen war, brach ihr aber das königliche Dragonerregiment Bayreuth in den Rücken; es erfolgte ein grosses Blutbad und ein völliges Zersprengen der Infanteriemasse. — Jetzt erstarb allmälig das Feuer, blos einzelne Schüsse rollten noch über das weite Todtenfeld; es war vier Uhr Abends. Die österreichische Armee, welcher preussische Kolonnen bis hinter Lissa nachfolgten, ging wieder über das Schweidnitzwasser und die Lohe und besetzte ihr früheres Lager. Die übliche aber bis zum Extrem gesteigerte Lineartaktik, eine Schlachtstellung, der es an aller Tiefe gebrach, so dass die unzureichende Reserve rasch aufgebraucht wurde, musste den Verlust der Schlacht herbeiführen. Gross und schwer war der Verlust an diesem Tage. Er wurde auf österreichischer Seite auf 12000 Gefangene und 6000 Todte und Verwundete geschätzt, während der letzteren Zahl preussischer Seits nur an 3000 betragen haben soll; ferner fielen 116 Kanonen, 51 Fahnen und Standarten und bei 4000 Proviant-, Gepäck- und Munitionswagen in feindliche Hand. Die Generale Luchesi, Otterwolf und Breisach hatten ein rühmliches Ende auf dem Schlachtfelde gefunden; schwer verwundet waren die Generale Maquire, Fürst

31. Generalleutnant von Driesen?

Stolberg, Lascy und O'Donel und der letztere dazu in Gefangenschaft gerathen; preussischer Seits starb an empfangenen Wunden Generalmajor Kaspar Friedrich von Rohr. Wie der Tod unter einzelnen besonders dem Verderben ausgesetzten Regimentern gewüthet, ist leicht erklärbar. Vom Regiment Leopold Daun blieb nur ein schwaches Batallion übrig, Baden-Durlach verliess das Schlachtfeld mit einem Offizier und acht Soldaten; vom Regiment Wallis waren bis auf einige Offiziere und Leute alle todt oder gefangen, und das fränkische Regiment Roth-Würzburg, dessen Looses wir bereits gedacht, stieg nach der Schlacht durch Aufname der bei dem Heergeräthe befehligt gewesenen Mannschaft blos auf 217 Köpfe und bildete längere Zeit mit dem Regimente Kollowrath nur ein combinirtes Batallion.

Am Morgen des 6. Dezembers stellte sich die kaiserliche Armee in Schlachtordnung auf und schien einen wiederholten Angriff zu erwarten, als aber dieser nicht erfolgte, bildete sie zwei grosse Marschkolonnen[32] und nahm die Richtung nach Schweidnitz. Breslau hatte leider eine für seine Grösse zu bedeutende Besatzung, nämlich an 20,000 Mann erhalten, ohne Zweifel in der Absicht, die Stadt zu einem längern Widerstande desto fähiger zu machen. Wie die Armee abzog, von welcher der grössere Theil nach Böhmen und der kleinere Theil nach Oberschlesien und Mähren sich wandte, begann das preussische Heer über die Weistriz zu gehen und bis zur Lohe vorzudringen. — Am 10. Dezember kamen Prinz Karl und Daun nach kurzen Märschen zu Schweidnitz an, verstärkten die Besatzung am folgenden Tage und zogen sodann auf verschiedenen Strassen der böhmischen Gränze zu. Zwar versuchte General Fouqué der über Landshut ziehenden Kolonne sich entgegen zu stellen, aber ein kleines Gefecht führte am 22. Dezember zu keinem weiteren Resultat, als dass eine Abtheilung, welche die Kolonne am 18. Dezember zu Landshut zurückgelassen hatte, um als Anhaltspunkt für die Versprengten zu dienen, an obigem Tage jene Stellung aufgab, um der Armee nach Böhmen zu folgen. — Oberst Werner, ein geborner Ungar und früher in kaiserlichen Diensten, die er wegen Misshelligkeiten verlassen hatte, ein kühner und tapferer Mann,

32. Also behaupteten die österreichischen Berichte, aber es waren Lügenberichte, wie unter anderen die Geständnisse des österreichischen Veterans zeigen. Das Heer war in voller Flucht.

verfolgte die südwärts Ziehenden und fügte einer von Oberst Simbschen geführten Schar nicht unbedeutenden Schaden zu. Er ging bis in die äusserste Spitze von Schlesien nach Jablunka an der Elsa vor und sandte von da Streifscharen nach Mähren. Haddik musste daher von Böhmen aus mit einer kleinen Streitmacht, welcher auch das baierische Corps zugetheilt wurde, nach Mähren aufbrechen, um dessen Gränzen zu decken. Vor Ablauf des Dezembers hatte übrigens das österreichische Heer längs der Gränze von Böhmen und der Lausitz gedrängte Winterquartiere bezogen. Das Hauptquartier befand sich zu Königsgrätz.

Breslau, in welchem der Feldzeugmeister von Sprecher den Oberbefehl führte, war indessen am 7. Dezember von der preussischen Armee berannt worden. Unmittelbar nach seiner Ankunft liess der König demselben Vorschläge zur Uebergabe machen, die jedoch von ihm verworfen wurden. An den beiden folgenden Tagen bemächtigten sich die Preussen auf der westlichen Seite einer Vorstadt nach lebhaftem Kampfe mit den Kroaten, die an Zahl mehrere Tausende nun das Gedränge in der inneren Stadt bedeutend vermehrten. Sie wurden grösstentheils in den Klöstern untergebracht und kampirten bei angezündeten Wacht- und Kochfeuern in den Kreuzgängen. Die Wälle der Stadt liess General von Sprecher am 9. Dezember durch alle noch vorhandenen Reservegeschütze verstärken und am Abend desselben Tages durch einen Theil der Besatzung einen Ausfall machen, der jedoch blos ein hitziges Gefecht von mehreren Stundeu zur Folge hatte. Mit grosser Tapferkeit nahm am folgenden Tage das preussische Freibatallion Le Noble eine von Kroaten vertheidigte Batterie auf dem Mauritiuskirchhofe und kehrte selbe sofort gegen die Stadt, welche nun schon von mehreren Punkten aus einer starken Beschiessung sich ausgesetzt sah. Grossen Schaden erlitten dadurch manche öffentliche Gebäude und namentlich die gothische Domkirche, indem die Kugeln häufig die in den Nischen stehenden Statuen trafen und zu Boden schmetterten. Die vielfachen Verlegenheiten der Besatzung wuchsen vom 13. Dezember an in raschem Fortgange. Als eine neue im Klostergarten der barmherzigen Brüder aufgeworfene preussische Batterie von 24 Kanonen und Mörsern fertig geworden, begann auch von dieser Seite ein verderbliches Feuer und

in der Nacht von obigem Tage auf den 14. Dezember nahm der königliche General Graf von Neuwied die sogenannte polnische Seite mit stürmender Hand. Als gebähre ein Unglück das andere, so flog an letzterm Tage das österreichische Artillerielaboratorium am Sandthore mit 250 Mann in die Luft; der grössere Theil blieb todt, die Minderzahl war schwer verwundet. Den verhängnissvollen Tag beschloss der Brand der ohlauer Vorstadt, welche von der Besatzung aus dem Grunde angezündet wurde, weil die Belagerer begonnen hatten, hinter derselben und somit von ihr gedeckt Reduten zu erbauen. Bei dem Beschiessen der Vorstädte am 15. Dezember fand das unverhoffte Unglück statt, dass ein preussisches Lazareth Feuer fing und abbrannte. Was bei allen diesen Vorgängen die Bürgerschaft litt, ist leicht zu ermessen. Sie begehrte und erhielt vom General von Sprecher die Erlaubniss, eine Deputation an den König absenden zu dürfen, um ihn um möglichste Schonung der Stadt zu bitten. Mit Gnade vom Monarchen aufgenommen, erhielt sie nicht mehr und nicht minder, als was er mit gutem Gewissen gewähren konnte, nämlich die besten Versicherungen. Der 16. Dezember kam endlich heran und entschied die noch streitige Frage, ob es möglich sei, die Stadt noch lange zu halten, auf eigenthümliche Weise. Gegen fünf Uhr Abends schlug bei der Beschiessung eine preussische Bombe in das Pulvermagazin an der sogenannten Taschenbastei. Gegen 800 Mann gingen bei der Explosion zu Grunde, welche ein langes Stück des Walles löste und in den Graben legte. Der Weg in die Stadt ward dadurch vollständiger geöffnet, als wenn Bresche geschossen worden wäre. Diese trostlose Lage der Dinge veranlasste die Besatzung zu einem verzweifelten Kampfe in der Nacht des 17. Dezembers. Um eilf Uhr unternahm sie einen heftigen Ausfall in die polnische Vorstadt und, obgleich zurückgetrieben, erschienen die entschlossenen Scharen, während es in den Wolken wild stürmte und fusshohen Schnee warf, um zwei Uhr abermals und versuchten ihr gutes Glück. Umsonst, sie mussten zum zweitenmal weichen. Das letzte Unheil brachte der heranbrechende Tag. Einige zwanzig schwere Kanonen, deren Kugelgewicht vierundzwanzig und dreissig Pfund betrug, welche bereits bei der Belagerung von Schweidnitz gute Dienste geleistet, begannen allmälig zu verstummen, weil der Kugelvorrath für sie

erschöpft war. — Der 19. Dezember liess auf österreichischer Seite das heftigste Feuer der Belagerer nur schwach erwiedern, und am Abend sah sich Feldzeugmeister von Sprecher veranlasst, Abgeordnete mit dem Anerbieten einer Uebereinkunft in das feindliche Lager zu senden, aber der König verwarf jetzt jede Kapitulation und forderte unbedingte Uebergabe. Gleichwohl gelang es am Morgen des kommenden Tages dem General Fürsten von Lobkowiz die Kapitulation zu erwirken. Die ganze Besatzung wurde kriegsgefangen erklärt und sofort wurden den königlichen Truppen das Nicolai-Schweidnitzer- und Ohlauer-Thor zur Besetzung übergeben.

Es war am 21. Dezember Morgens acht Uhr als durch das Schweidnitzer-Thor dieBesatzung, bestehend in 17,635Mann, alle wie immer zum Heere wie zum Train Gehörige eingerechnet mit Kriegsehren hinausrückte und in des Königs Gegenwart die Waffen niederlegte. Dreizehn Generale geriethen in Gefangenschaft, darunter der tapfere Feldmarschalleutnant von Beck, der vergeblich früher gewünscht hatte, sich mit der Besatzung durchzuschlagen, so wie auch Graf Winulph von Starhemberg, der an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde in der Schlacht bei Leuthen krank lag. Eine beträchtliche Zahl von Geschützen fiel in die Hände der Sieger, und zwar neben den älteren breslauern auch sämmtliche, welche in derSchlacht vom 22.November von den Oesterreichern waren genommen worden und dazu noch 44 eigene Kanonen. Als König Friedrich die Glückwünsche seiner Generale empfing, entgegnete er darauf: Gott hat es gethan! —[33]

---

33. Während Ziethen und Fouqué hinter den fliehenden Heerscharen des Prinzen Karl unablässig her waren, so weit es irgend die schlechtgewordenen Wege zuliessen, schickte sich Friedrich an, ohngeachtet der Winterkälte Breslau zu belagern. Auf Entsatz hoffend schlug Generalfeldzeugmeister Salomon Sprecher von Bernegg den angetragenen freien Abzug wiederholt aus. Friedrich rechnete, als er der ohlauer Vorstadt sich bemächtigt hatte, darauf, spätestens am 13. Dezember Breslau eingenommen zu haben (Schöning I, 102), es wurde jedoch eine Woche länger gehalten, obschon Sprecher der Einwohnerschaft so wenig traute, dass er zu ihrer Einschüchterung 15 Pfähle zum Henken an verschiedenen Stellen der Stadt aufrichten liess. Der König musste mit grosser Mühe von Brieg und Neisse schweres Geschütz herbeischaffen lassen, in Schnee und Eis die Parallelen ziehen und seine eigne Stadt beschiessen. Er gesteht „qu' enfin sans beaucoup de constance nous aurions manqué notre coup.“ Schweidnitz musste der späten Jahreszeit wegen einstweilen den

Oesterreichern gelassen werden, doch umstellte er es mit Reiterei und erwartete durch das Abschneiden der Lebensmittel seinen Fall im Februar herbeizuführen (Schöning, I, 115).

Es versteht sich von selbst, dass nun die Geistlichen in Breslau schöne Dankgebete für den Sieg Friedrichs hielten. Die österreichische Herrlichkeit hatte nur wenige Tage gewährt. Nach der Wiedereroberung freuten sich viele Breslauer, manche aber hatten Ursache betrübt zu werden. Fast sämmtliche Jesuiten wurden gleich nach der Ankunft des Königs ausgewiesen (Schreiben eines Predigers aus Breslau vom 28. Dezember 1757 in: Gesammlete Nachrichten und Urkunden den im Jahr 1756 in Deutschland entstandenen Krieg betreffend 1759. IV, 578), viele Beamte verhaftet. Ein Kriegsgericht über Soldaten wurde in Berlin bestellt, welches die Generale Kyau und Lestwitz verurtheilte, und auch in Breslau eine peinliche Untersuchung gegen die ungetreuen Beamten in Schlesien eröffnet. Eine zu diesem Behufe eingesetzte besondere Kommission, zu welcher Justizbeamte aus Berlin verschrieben wurden, belegte mehrere Unterbeamte mit Geldstrafen von 100 bis 300 Thalern (wegen des den Oesterreichern geleisteten Versprechens des Gehorsams), entzog einem verabschiedeten Kriegsrath seinen Ruhegehalt (weil er um dessen Fortzahlung den Grafen Kolowrath angegangen), nahm zwei Kriegs- und Domänenräthen ihre Aemter (weil sie dieselben während der österreichischen Herrschaft fortgeführt, auch üble Gesinnung geäussert hatten), setzte den Stadtrath von Jauer ab und erkannte dem breslauer Rathssyndikus Dr. Löwe, einem Marschkommissar und zwei Offizieren Festungshaft zu, dem einen Offizier auf zehn Jahre. Karl Adolf Menzel, bekanntlich ein aufgeklärter und menschenfreundlicher Anhänger der Herrschergewalt, tadelt wegen dieser Bestrafungen den König Friedrich, denn, so sagt er, „öffentliche Beamte sind dem König verpflichtet, insofern er das Land repräsentirt," und nicht weiter. Indess war der König milde. Von völlig unabhängigen Privatleuten wurde ein einziger gestraft, ein katholischer Kaufmann, welcher beim Abzug des preussischen Oberamtsdirektors das Wort hatte fallen lassen: nun werde das preussische Grossthun ein Ende haben. Diese Aeusserung, welche die Märker traf, musste er mit sechswöchentlicher Haft abbüssen. Die Untersuchung gegen viele, selbst gegen Weinisch, schlug der König nieder, den Ausreissern liess er einen Generalpardon verkündigen.

Dagegen entlud sich sein Zorn über die katholische Geistlichkeit. Die Oberen wohl sämmtlicher katholischer Stifter in Breslau, auch der Professor der Mathematik an der Jesuitenuniversität und mehrere niedere Geistliche wurden wegen ihres „widrigen, übelgesinnten Betragens" eingesperrt. Nach kurzer Zeit schlug indess der König die Untersuchung gegen sie gleichfalls nieder, doch mussten sie die Untersuchungs- und Urtelskosten zahlen. In jenem frevelhaften Suveränetätsdünkel, der in die Könige gefahren war, liess sich Friedrich, der doch sonst richtigere Ansichten hatte, damals auch zu einer Unthat hinreissen. Der Schlossprediger Andreas Faulhaber in Glaz war am 5. September 1757 durch den Generalleutnant de la Motte Fouqué verhaftet worden auf die Angabe eines

eingefangenen Ausreissers, der Kaplan habe ihm in der Beichte auf seine Frage geantwortet, dass Eidbruch eine Sünde sei, welche, obwohl eine grosse, doch noch verziehen werden könne — der Kaplan läugnete das, der Soldat zog seine Aussage zurück, ja erbot sich zum Schwur, dass er zuerst gelogen habe, aber falls auch der Kaplan dies wirklich geäussert haben sollte, so würde er doch nur etwas gesagt haben, welches jeder, der über Sittlichkeit nachgedacht hat, bejahen müsste, abgesehen davon, dass ohnehin erzwungene Eidesleistungen wie die vieler Soldaten mit einem andern Massstabe zu bemessen sind als eidliche Aussagen vor Gericht. Der Untersuchungsrichter hatte Faulhaber für nicht schuldig erklärt. Weil aber im achtzehnten Jahrhundert alles Recht in Deutschland zu Grunde gegangen war und die Schergen des Despotismus, die adligen Häuptlinge der Kriegsknechte in ihrem „Diensteifer" sich alles herausnehmen durften, so hatte nach dem freisprechenden Erkenntniss der Generalleutnant einen andern Inquirenten bestellt, den Steuereinnehmer Schulz, der natürlich anders verfuhr; indess ist aus Bach's Mittheilungen (Urkundliche Kirchengeschichte der Grafschaft Glaz. Breslau 1841, S. 341—352) nicht mit Bestimmtheit zu ersehen, ob dieser den Faulhaber aus dem Grunde, weil er nähere Auslassung verweigere, für überführt erklärt hat, oder ob die Untersuchung ohne Abschluss stillstand. Fouqué hielt ihn im Stockhause mehrere Monate in Gesellschaft von Dieben und Räubern eingesperrt. Am 29. Dezember hatte Fouqué eine Zusammenkunft mit dem Könige, und am Abend desselben Tages empfing der Befehlshaber von Glaz einen allerhöchsten Befehl, den Faulhaber aufzuhängen. Es wäre im achtzehnten Jahrhundert beinahe ein Wunder gewesen, wenn ein höherer Soldat in solchem Falle sich geweigert hätte, Mitschuldiger eines Mordes zu werden. Drittehalb Jahre blieb Faulhaber's Leichnam am Galgen hängen, bis die Oesterreicher Glaz einnahmen, worauf die städtische Bevölkerung den Märtyrer (denn so wurde Faulhaber nun betrachtet) feierlich bestattete. „So sehr, schreibt Bach, hatte Furcht und Schrecken gegen das Preussenthum, von Fouqué in die Gemuther der Bewohner eingepflanzt, uns eingeschüchtert, dass wir entmuthigt und tiefgebeugt schwiegen und duldeten. Wider unsere Erwartung erhob im Jahre 1792 ein Protestant, der freisinniger gewordenen Waltung des Zeitgeistes vertrauend, aus reiner Liebe zur Wahrheit den Schild." Der breslauer Professor Schummel nämlich, ein freisinniger Mann von Muth und von eignem Urtheil, widersprach in seiner „Reise durch Schlesien im Julius und August 1791" Breslau 1792, 240—247 dem Lebensbeschreiber Fouqué's, dass diese Geschichte Fouqué's erhabenen Ruhm erhöhe, erklärte die gangbaren Darstellungen für Verläumdungen und zog den wahren Hergang an's Tageslicht. Schummel erzählt, dass vor Beendigung der Untersuchung Fouqué den ersten Richter „bei verschlossenen Thüren fragte, was er wohl dem Pfaffen für eine Sentenz zuerkennen werde" und nach dessen Antwort: Arrest durante bello wegen fehlenden Beweises, mit einer Verbeugung gesagt habe „Gehorsamer Diener! Sie sind ein barmherziger Richter. Hängen soll die Canaille."

Nun blieb ausser Schweidniz blos noch eine Stadt zu bewältigen übrig, welche nicht zu den eigentlichen Festungen zählte, aber durch ansehnliche Verschanzungen auf einige Zeit haltbar geworden war, nämlich Liegnitz. Der Befehlshaber von Bilau,

---

Die gewaltsame, frevelhafte Art, mit welcher das Streitheer zusammengebracht worden war, und das erbärmliche Leben, welches der Unglückliche führen musste, dem der Soldatenrock angezogen worden, brachte die Nothwendigkeit mit sich, auch gewaltsam ein solches Heer zusammenzuhalten. Es führte das erste Unrecht zur zweiten Uebelthat. Wie nun dieser Zwang in Kriegszeiten undurchführbar wurde, nahmen sehr viele Soldaten die Gelegenheit wahr, sich davon zu machen: wiederholt lenkten wir hierauf die Aufmerksamkeit. Natürlicherweise verdross die starke Ausreisserei die Befehlshaber in hohem Grade und sie mühten sich auf jede Weise sie zu hemmen, Frevel auf Frevel häufend. So war auch den Geistlichen anbefohlen worden, im Beichtstuhle den Soldaten in's Gewissen zu reden. Die preussischen Befehlshaber waren aber der Ueberzeugung, dass die katholischen Geistlichen ihnen entgegenwirkten. Der König selbst ward jetzt sehr misstrauisch wider diese und jetzt erst erlangten die evangelischen Schlesier (mittelst Kabinetsorder vom 31. Dezember 1757) die Befreiung von der Erlegung der Stolgebühren an die katholischen Pfarrgeistlichen, ja im März 1758 erliess er den evangelischen Schlesiern die auf ihrem Grundeigenthum haftenden Abgaben, Zehnten, Garben u. s. w. an katholische Pfarrherrn. Endlich befahl er unter'm 14. Februar 1758 die bischöflichen Einkünfte vorerst einzuziehen. Der Fürstbischof von Schaffgotsch, dessen Sprengel in den Gebieten beider kriegführenden Mächte lag, war bei der Kaiserin in Ungnade (er erhielt noch bald nach der Einname ihren Befehl, sich von Breslau fort nach Johannisberg zu begeben, auch über Bestallung eines Generalvikars war schon in Wien angefragt) und zog auch den Zorn des Königs auf sich, der, im Glauben seine Entfernung aus Breslau sei eine freiwillige Flucht vor ihm, ohne alles Rechtsverfahren ihn öffentlich als meineidigen Verräther bezeichnete, der Geistlichkeit jeden Verkehr mit ihm bei Verlust der Pfründen und selbst Leibesstrafe verbot, seine Habseligkeiten, nicht minder die seines Bruders des Dompropstes, und seines Begleiters des Domherrn Grafen Praschma, mit Beschlag belegen und versteigern liess. Die Vollmacht, die der Bischof bei seiner Abreise dem Archidiakonus Freiherrn von Frankenberg ertheilt hatte, erkannte der König nicht an, vielmehr bestellte er den ränkevollen Propst Bastiani zum Generalvikar, dessen Ernennung aber der Papst (Rom 15. April 1758) verwarf (vgl. K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen XI, 316—333. Augustin Theiner, Zustände der katholischen Kirche in Schlesien von 1740 bis 1758, Regensburg 1852. II, 146 ff. 344). Ja die gesammten katholischen Einwohner wurden von der Verordnung betroffen (K. A. Menzel's Geschichte Schlesiens S. 578), dass kein Katholik in Schlesien eine Bedienung, die über 800 Thaler eintrage, von der Kammer oder der Oberamtsregierung erhalten solle.

Oberst des kaiserlichen Regiments Sachsen-Hildburghausen, wurde aufgefordert, nach dem Beispiele Breslau's die Stadt zu übergeben, aber seine kurze Antwort war, er werde sich vertheidigen. Der König, um im tiefsten Winter Belagerungsarbeiten zu vermeiden, liess ihm freien Abzug gegen das Versprechen anbieten, sammt der Garnison nicht mehr gegen ihn zu dienen, aber jener antwortete, er wolle zu Liegnitz wie anderswo seiner kaiserlichen Gebieterin ununterbrochen dienen. Friedrich begann unwillig zu werden und drohte zu stürmen und die ganze Garnison über die Klinge springen zu lassen, aber Bilau antwortete: Wolle königliche Majestät ihre eigene Stadt stürmen und verbrennen, so stehe das ihr frei; er aber, um sich besser vertheidigen zu können, werde damit beginnen, die Vorstädte wegzubrennen. Als wirklich ein Ausfall erfolgte und einzelne Abtheilungen mit Brandfackeln nahten, sandte der König augenblicklich Parlamentäre und liess ihm und der waffentragenden Besatzung freien Abzug bieten, alle Verwundete und Kranke sammt der Artillerie hätten jedoch zurückzubleiben. Entschlossen gab Bilau die Antwort, er gedenke entweder zu Grunde zu gehen oder alles mit sich fortzuführen, was Eigenthum der Kaiserin sei. Jetzt zeigte der König wieder den Hochsinn, der ihm eigen war, denn er schätzte auch am Feinde alle jene kriegerischen Tugenden, die er in so hohem Grade selbst besass. Friedrich belobte Bilau und liess ihm sagen, er schätze allenthalben die Kundgebungen der Tapferkeit und blos in Anbetracht der seinigen wolle er ihm gestatten, die Stadt in solcher Weise, wie er gewünscht habe, zu verlassen. — So geschah es; am 29. Dezember verliess Bilau dieselbe und führte 4000 Mann mit allem Heergeräth und der Feldartillerie zur kaiserlichen Armee. Wie billig liess eine öffentliche Anerkennung der Kaiserin nicht lange auf sich warten, denn bereits in den ersten Tagen des folgenden Januars verkündeten Briefe aus Wien, er sei Ritter des Maria-Theresienordens geworden.

Um Schlesien wieder völlig sein zu nennen, blieb dem König blos noch übrig, Schweidnitz zu nehmen, doch dazu war die Zeit zu kurz. Die Sonne des Jahres 1757 tauchte von Blut geröthet unter.

Nach Abschluss dieses sowohl für das österreichische als preussische Heer wichtigen Abschnittes dürfte es von Interesse

sein, rücksichtlich der statt gehabten Ereignisse theils die Urtheile und die Kritik von damaligen Zeitgenossen, theils die Eindrücke zu vernehmen, welche der unverhoffte Glückswechsel bei selben hervorrief. Aus den sehr zahlreichen aber meistens höchst einseitigen politischen Privatdruckschriften verdienen wenigstens aus einer, welche den Titel führt: „Die Sache Theresiens und Friedrichs nach ihrer inneren und wesentlichen Beschaffenheit," und acht Auflagen erlebte, hier mehrere Stellen erwähnt zu werden. — Der Verfasser sagt: Vor dem Anfang des Feldzugs habe es geschienen, als wolle König Friedrich blos defensiv zu Werke gehen, und man sei in Oesterreich darüber so versichert gewesen, dass wer die Vermuthung ausgesprochen haben würde, der König werde nach Böhmen gehen, gewiss verhöhnt worden wäre. Gleichwohl habe derselbe die Scharfsinnigsten in ihren Annamen getäuscht, denn nachdem der Winter ruhig verstrichen und man in Oesterreich an die Wiedereröffnung des Feldzugs noch nicht gedacht habe, sei, um den Kriegsschauplatz auf fremden Boden zu verpflanzen, der König mit der Schnelligkeit des Blitzes in Böhmen eingebrochen und vor Prag zu einer Zeit erschienen, wo ein grosser Theil der österreichischen Armee noch in ihren Winterquartieren zerstreut lag. Der Eingang in Böhmen würde schwer zu bewerkstelligen gewesen sein, wenn das kaiserliche Heer schon schlagfertig dagestanden hätte; die Uebergänge über die Eger, Elbe und Moldau hätten sich übrigens trefflich vertheidigen lassen. Diese fehlerhafte Unterlassung habe andere Fehler nach sich gezogen, denn jeder Fehler im Kriege sei ein üppiges Frühbeet für neue. Ein solcher Fehler sei namentlich die Absendung des Prinzen Karl von Lothringen zur Armee gewesen. Seine Ankunft habe wegen Theilung des Kommandos und vielleicht in Folge erregter Eifersucht des Grafen Browne zum üblen Ausgange der Schlacht von Prag beigetragen. Es sei damals nicht an der Zeit gewesen, zu jener Armee, die bereits unter Browne rühmlich gestritten, einen neuen Feldherrn abzusenden, welchen sie nicht kannte und der sie ebenfalls nicht kannte. Eine Veränderung im Oberbefehl während eines Feldzugs sei eine der misslichsten Sachen und dürfe mehr als einmal sorgfältig überlegt werden. Selbst ein Mann von geringerem geistigen Vermögen, welcher aber genau mit der Beschaffenheit, Stimmung und Leistungsfähigkeit eines

Heeres vertraut sei, solle in kritischer Lage niemals seine Stelle einem andern einräumen müssen, der wenn auch geistig besser ausgestattet, jener Kenntnisse mehr oder minder ermangle. Dem preussischen Heere, obgleich geringer an Zahl, sei in der Schlacht bei Prag namentlich der Umstand zu statten gekommen, dass es als angreifender Theil kühn im Herzen Böhmens und vor den Mauern der tschechischen Königsstadt auftrat, während bei dem österreichischen Heere eben wegen dieses Umstandes eine gewisse Bedenklichkeit und Niedergeschlagenheit Platz gegriffen habe. Jede Bestürzung aber lähme in geringerem oder höherem Grade die Thatkraft. Der angreifende Theil im Felde, wo nicht etwa ein Angriff offenbar völlig unnütz oder tollkühn wäre, sei offenbar im Vortheile, weil er Meister seiner Anordnungen und Mittel bleibe. Wenn der König übrigens das hart bedrängte Prag nicht erobert habe, so sei seine zu grosse Ungeduld daran Schuld, weil er die Natur habe bezwingen und einen festverschanzten Feind durchaus habe schlagen wollen. —

Bezüglich der Schlacht von Leuthen lautet die obige Kritik: König Friedrich sei mit einem siegreichen Heere gekommen, und habe die Oesterreicher aufgesucht, um ihnen eine Schlacht zu liefern. Letztere hätten daher jetzt ein Treffen vermeiden sollen, denn man dürfe nie das thun und wollen, was gerade der Feind will. Die Oesterreicher hätten sich hinter dem Schweidnitz-Wasser festsetzen und blos einen Theil ihrer weit überlegenen Armee dazu benutzen sollen, dem Könige bei Neumarkt eine Schlacht zu liefern. Wäre sie auch unglücklich ausgefallen, so würde doch das preussische Heer geschwächt und in der Hauptsache, da die Linie an besagtem Flusse durch eine zweite Armee vertheidigt blieb, nichts verloren gewesen sein. Statt dessen hätten es aber die Oesterreicher zu einer allgemeinen Schlacht kommen lassen und somit alles auf einen Wurf gesetzt. Auf dem linken österreichischen Flügel hätten sich ferner Waldpartien sammt einem Sumpfe befunden. Statt selbe im Rücken des Flügels zu lassen, hätte sich vielmehr derselbe an jene anlehnen sollen. Uebrigens hätten das Manöver, und zwar ein ganz geschwindes, sowie das Geschütz die Schlacht zu Gunsten des Königs entschieden."

Der Name Leuthen hallte von dem Tage an, wo er ein historischer geworden, lange Zeit in ganz Europa wieder und die

Konjekturalpolitik knüpfte in verschiedenen Ländern an den fünften Dezember eine ganze Reihe von Wünschen, Hoffnungen und Vermuthungen. Bei allen jenen Holländern, die sich zu Oesterreich hinneigten, und es gab deren sehr viele, herrschte eine förmliche Konsternation. Die Engländer selbst verhehlten ihr Erstaunen über einen solchen Umschwung nicht, machten sich aber das Urtheil sehr bequem, indem sie, wie gewöhnlich geschieht, alle Schuld auf die österreichischen Generale schoben, die doch in Wahrheit an Einsicht, Kenntnissen und Tapferkeit keinen andern nachstanden. Zu Paris war man in Sorgen, das unerwartete Ereigniss könne die Standhaftigkeit der Schweden wankend machen, die ohnehin den Krieg mit Lauheit führten; man sah sie im Geiste schon die sogenannte gemeine Sache verlassen. Englische Agenten verbreiteten dagegen von neuem das Gerücht, Frankreich lasse sich unter der Hand mit Preussen in Unterhandlungen ein, (um dadurch Russlands Misstrauen rege zu machen), indessen in Deutschland eine dunkle Sage von einem Separatfrieden Sachsens mit Preussen umlief. Allenthalben fachte das unerwartete Ereigniss die Freunde des Letzteren zu neuen Hoffnungen an, während es die Gegner in tiefe Bestürzung versetzte. In mehreren brabantischen Barrierestädten, wo die österreichischen Niederlande und die Generalstaaten gemeinschaftliche Garnisonen hatten, kam es selbst zu öffentlichen Manifestationen. Zu Dendermonde, wo ein Sachsen-Gotha'sches Batallion im holländischen Solde einen Theil der Besatzung bildete, beleuchtete dasselbe beim Eintreffen der Nachricht über den Ausgang der Schlacht bei Leuthen seine Kaserne und zu Namür hielten die Feldprediger der holländischen Regimenter öffentliche Dankgebete und Dankpredigten. Das sah dann freilich nicht sehr neutral aus und der kaiserliche Minister im Haag, Freiherr von Reischach, sah sich veranlasst, desshalb Beschwerde zu führen. Dass eine Theilung des Oberkommandos ein höchst verderblicher Umstand ist, das zeigte sich nicht blos bei Lothringen und Browne, bei Soubise und Hildburghausen, sondern auch bei Lothringen und Daun. Gleichzeitige Ueberlieferungen theilen über das Missverhältniss der beiden Letztgenannten einen pikanten Vorgang mit. Im Monat Oktober schrieb Marschal Daun gleichzeitige Briefe an die Kaiserin und seine Gemahlin: bei dem Einlegen in die Kuverts wurden aber selbe verwech-

selt. Sobald die Gräfin das Schreiben an die Kaiserin erhalten, fuhr sie nach Hofe und überreichte es. Maria Theresia übergab ihr dagegen als Austausch das Schreiben ihres Gemals, worin derselbe über viele Anordnungen des Prinzen von Lothringen sich bitter beschwerte. Die hochgesinnte Frau eröffnete dabei der Marschalin, sie möge ihrem Manne schreiben, er möge sich durch den Prinzen nicht irre machen lassen, sondern alle jene Vorkehrungen treffen, die er zum allerhöchsten Nutzen und Frommen für zweckdienlich befinde. Das Unglück des kaiserlichen Heeres im November und Dezember mag durch die Uneinigkeit der beiden Heerführer nicht wenig gefördert und vergrössert worden sein.

Für die österreichische Armee führte die Schlacht bei Leuthen den Zeitpunkt herbei, wo endlich eine mittelalterliche Institution, die sich aus den Zeiten des Lehnsaufgebots bei Landesnöthen oder der alten Lehenmiliz in das stehende Heer hinüber geschleppt hatte, glücklich beseitigt wurde. Es war nämlich im grössten Theile Deutschlands bei adlichen Lehen in frühern Jahrhunderten der Brauch, dass nach Absterben des Vasallen dem Lehnsherrn alle Pferde mit dem besten Sattel und Zeuge vorgeführt werden mussten, um sich das beste als sogenanntes „Heer-Gewette“ auszusuchen. Sogar adliche Frauenstifte übten dieses Recht und die Lehnrechtssammlungen (Lünig's Corp. jur. feud. I. 2031, 2032) führen unter andern das Stift Herford auf, wo die Frau Aebtissin das beste Streitross, der Stiftsdrost aber Sattel und Zeug nahm. Bei der österreichischen Armee hatte sich dieses alte Herkommen auf Grund der Ansicht eingeschlichen und erhalten, dass der Stand der Offiziere die vormalige Lehnsvasallenschaft, die ihre Hintersassen im Felde befehligte, gleichsam repräsentire. Die Folge davon war, dass wenn ein Offizier vor dem Feinde fiel, der Oberst des Regiments und in manchen Fällen der Regimentsinhaber das beste Pferd sammt Zubehör als „Heer-Gewette“ an sich nahm, und wenn ein Oberst oder General im Felde starb, der Militärfiskus dasselbe that. Sogar bei dem blos in kaiserlichen Solde stehenden Regimente Roth-Würzburg kam diese Unsitte zur Geltung, obgleich demselben bei dem Eintritte in den Dienst sein eigenes Recht und Herkommen war vorbehalten worden. Als der Bericht des Prinzen und Daun's über die Schlacht am 5. Dezember in die

Hände der Kaiserin kam und sie erfuhr, welch' eine grosse Zahl ihrer tapferen Offiziere für sie und den Staat das Leben verlor, liess sie unter dem Datum Wien am 10. Dezember das Edikt ergehen, dass künftig von der Verlassenschaft der gefallenen Generale und Offiziere aller Grade, welche Wittwen oder Anverwandte hinterlassen, weder das bisherige „Sterbepferd", noch dessen Betrag in Geld, noch sonst etwas eingefordert werden dürfe. Alle Bezüge dieser Art, die seit Eröffnung dieses Feldzuges statt gehabt, seien an die betreffenden Wittwen und Anverwandte zurückzubezahlen. Würde sich aber der Fall ergeben, dass deren keine vorhanden, was wohl selten wäre, so solle der Betrag des Sterbepferdes gleich dem Sterbequartal dem Invalidenhause zufallen. Die hochsinnige Maria Theresia bewies sich hier als eine wahre Mutter ihres braven Heeres.

Eine schlimme Folge der Schlacht von Leuthen war ein politisches Zerwürfniss zwischen dem regierenden Herzog Karl Eugen von Würtemberg und dem Kaiser oder vielmehr dem Reichsvizekanzler, dem Grafen von Colloredo. Da der Erzbischof und Kurfürst von Mainz des alten Reichs Kurerzkanzler war, und seine Stellung ihm nicht erlaubte, häufig am Hofe des Kaisers zu verweilen, um die sich ergebenden Reichsgeschäfte mit ihm zu erledigen, so wurde von ihm ein Substitut bestellt, der unter dem Namen eines Reichsvizekanzlers die Reichsangelegenheiten am kaiserlichen Hofe besorgte und somit der einzige und ausschliessliche Reichsminister war. So wie Macht und Einfluss, so war auch die Regierungslust bei manchem Reichsvizekanzler sehr gross und liess ihn die Schranken vergessen, welche einen Reichsbeamten von einem Reichsfürsten trennen. Auch die Operationen der österreichischen Armee in seinen Bereich ziehend hatte sich der Reichsvizekanzler soweit vergessen, von einer unparteiischen Untersuchung bezüglich des Verhaltens des würtemberg'schen Corps in der Schlacht durch ein Kriegsgericht zu sprechen und seinen hohen Gebieter, den Kaiser, gleichfalls zu Aeusserungen veranlasst. Der Herzog, ein Fürst von sehr entschiedenem Charakter, lehnte den Vorwurf, sein Armeecorps sei Schuld am Verluste der Schlacht, nicht blos ab, sondern er liess ohne Aufschub durch eidliche Vernehmung der Offiziere und Soldaten den eigentlichen Hergang feststellen und erklärte, dass entweder eine Ehrendeklaration seines

Corps zu ergehen habe, oder er werde dessen Abmarsch von der kaiserlichen Armee verfügen. Wenn bedacht wird, dass die Schlacht damit begann, das würtemberg'sche Corps durch ein Kreuzfeuer der in der Nähe aufgefahrenen preussischen Batterien niederzuschmettern, dass keine österreichischen Geschütze zur Hand waren, um jene zu delogiren, dass ferner die kaiserlichen Regimenter es selber nicht dahin bringen konnten, die entstandene Lücke auszufüllen und schliesslich nach zweimaliger Veränderung der Schlachtstellung der Kampf ununterbrochen noch mehrere Stunden lang fortdauerte, so konnte nur gänzliche Unkunde oder die tadelswürdigste Leidenschaft behaupten, jenes streitbare Corps trage die Schuld am Verluste der Schlacht. Der würtemberg'sche Minister Graf von Montmartin, der erst vor kurzem diesen Posten angetreten, sah sich in Folge dieser Dissidien in grosser Verlegenheit und versuchte daher durch den am kaiserlichen Hofe in hohem Ansehen stehenden kaiserlichen Geheimrath von Seckendorf der Sache eine günstige Wendung zu geben. Er liess durch letztern sowohl dem Reichsvizekanzler als dem österreichischen Staatskanzler zu erkennen geben, dass der Herzog von der gestellten Alternative nie abgehen werde. Seckendorf brachte in Erinnerung, dass der Herzog um die Zahl von 6000 Mann, da zweitausend theils geblieben, verwundet oder gefangen waren, wieder auszufüllen, in grosse Zwistigkeiten mit seinen Landständen gerathen sei und bittere Klagen des Landes selbst auf sich gezogen habe, und dass ferner die jetzt bei Saaz in Böhmen stehenden herzoglichen Truppen sich in Folge der Aeusserungen des Reichsvizekanzlers in grosser Aufregung befänden. Alles dieses war umsonst. Der hochgestellte Mann war für die triftigsten Gründe unzugänglich, und der Herzog that, was er thun musste, er rief vor dem nächsten Feldzuge sein Armeecorps zurück.

Gross war der Verlust, den die kaiserliche Armee durch den unglücklichen Ausgang des schlesischen Feldzugs an tapfern Männern und an Kriegsmaterial erlitt, aber noch höher war der Verlust zweier Heerführer anzuschlagen, der so bald sich nicht ersetzen und somit auch nicht verschmerzen liess. Der unheilvolle Ausgang der Schlacht von Leuthen und der Belagerung von Breslau kostete unter andern schweren Opfern dem Heere den General der Kavallerie Grafen Nadasdy und den Feldzeug-

meister von Sprecher, obgleich sie weder im Kampfe fielen noch wegen schwerer Wunden dem Waffendienste entsagen mussten. Nadasdy, der Führer des linken Flügels bei Leuthen, der anfangs alles Anmahnens ungeachtet nur nothdürftig und im entscheidenden letzten Momente gar nicht mehr unterstützt werden konnte, weil das ganze Reservecorps auf den rechten Flügel durch die Oberbefehlshaber war entsendet worden, musste gleichwohl als Verursacher des Verlustes der Schlacht gelten, wenn dies ihm selber auch nicht ausdrücklich zur Last gelegt wurde. Er schied aus der Armee, um sich auf seine ungarischen Besitzungen zurückzuziehen, ob gezwungen, ob freiwillig ist schwer zu bestimmen, doch höchst wahrscheinlich ist das erstere, da Marschal Daun, wie wir noch sehen werden, später fruchtlose Schritte am kaiserlichen Hofe that, damit ein von ihm unbenannter ausgezeichneter Heerführer der Armee zurückgegeben werden möge. Den wahren Werth eines Führers wie Nadasdy, der an Erfahrung, Scharfblick, Tapferkeit und Entschlossenheit so viele Generale überbot, gehörig zu würdigen und zu schätzen, dazu hatte man nach jenem Schlage nicht mehr Unbefangenheit genug. Vorgefasste Antipathien scheinen sich berechtigt geglaubt zu haben, die bereits geleisteten grossen Dienste ignoriren zu dürfen und die künftigen entbehren zu können. Nadasdy's Name, obgleich er im Herzen und Gedächtnisse vieler tausend Tapferer fortlebte, erklang von nun an nicht mehr im kaiserlichen Heere. Nicht weniger unglücklich und beklagenswerth war Feldzeugmeister Sprecher. Ihm wurde nicht verziehen, die bare und offne Unmöglichkeit nicht in Möglichkeit verwandelt und Breslau ungeachtet der inneren Noth, der Krankheiten, des Brandes, der Breschen und des Mangels an Munition nicht gegen den Feind vertheidigt und gerettet zu haben. Gebeugt von schweren auf ihn gehäuften Trübsalen beschloss er seine Lebenstage schon im folgenden Jahre im nördlichen Böhmen.[34]

34. Der Herbstfeldzug Friedrichs hatte einen völligen Umschwung herbeigeführt. Europa erstaunte über die Siege von Rossbach und Leuthen und deren wuchtende Wirkungen.

Das grosse österreichische Heer, welches in Schlesien eingebrochen war und des Landes sich beinahe schon bemächtiget hatte, war fast vernichtet und mit ihm eine grosse Heerausrüstung für Oesterreich verloren. Diese eine Schlacht kostete den Oesterreichern nahezu so viele Mannschaft als das sie besiegende Heer zählte, gleichwohl würde Prinz

Karl an Streitkräften dem König noch bedeutend überlegen geblieben sein, wofern nach der Niederlage keine völlige Verwirrung eingerissen wäre und sein Heer sich nicht aufgelöst hätte. Aber dies trat ein. Zwei, drei preussische Husaren machten 50 Gefangene. Sechstehalbtausend Soldaten warfen ihre Waffen weg und flohen nach Polen. Bei Schweidnitz zählte Daun nur noch 17,000 Mann; zwischen Karl und Nadasdy brachen obenein Missbelligkeiten aus. Nicht einmal so viel Kampffähige scheinen nach Böhmen zurückgekehrt zu sein „in so misslichem und erbarmungswürdigen Zustande, als sie noch niemals gewesen" wie Prinz Karl am 14. Dezember an seinen Bruder schrieb, denn der Oberarzt wies 22,000 Kranke aus. Von der Besatzung von Liegnitz gelangten kaum tausend Mann nach Böhmen, die übrigen liefen davon (Schöning I, 120), die Besatzung von Breslau hatte sich ergeben. Friedrich hatte am 26. Dezember, diejenigen ungerechnet, die zu seinen Fahnen übertraten, 37,000 Gefangene, deren Ernährung ihm sehr beschwerlich fiel. Der Gesammtverlust der Oesterreicher im Dezember mochte sich auf 55,000 Mann belaufen; ungefähr eben so hoch veranschlagt die Druckschrift „die Sache Theresiens und Friedrichs" ihren Verlust in dem früheren Feldzug dieses Jahres. Oesterreich hatte mithin ein grosses Heer verloren.

In Wien kam die Nachricht von dem Siege Friedrichs höchst unerwartet. Die volle Wahrheit wurde anfangs nicht berichtet, falsche Berichte und Zeichnungen wurden an den Hof eingesendet! So gibt Cogniazo an, der bald nachher an den Kaiser abgeschickt wurde und versichert, dass Theresia „nie die wahren Umstände dieser Katastrophe erfahren hat." Daher hielt man in Wien das Treffen anfangs für nicht entscheidend. An Cobenzl wurde am 10. Dezember geschrieben, es sei zwar nicht möglich gewesen, den Feind zurückzutreiben, „gleichwolen haben unsere Trouppen ihn bis zu Einbruch der Nacht aufgehalten und sich endlich in der besten Ordnung zurückgezogen, so dass nur die 20 Stück, so in der Gegend der öffnung (?) gestanden, Verloren gegangen seyn dörfften." Auch der Reichshofrath von Borie schreibt am 11. Dezember nach Würzburg, das österreichische Heer habe am andern Tage die preussischen Linien wieder beschossen, „dass also die ganze affaire nicht viel decidirt." Von solchen Berichten getäuscht glaubte Kaunitz durchaus nicht, dass die Oesterreicher in der Lage sich befänden, Schlesien wiederum zu räumen. Breslaus Uebergabe erschreckte um so mehr in Wien und nun entlud sich der Unmuth über dem Haupte des Vertheidigers von Breslau. Die Hofleute sagten: „ist denn Herr von Sprecher nicht evangelisch?" Janhagel rief: „so geht es, wenn man einem Spitzkopfe von Kalwiner ein Kommando überlässt!" Damit glaubte man das Wort der Erklärung gefunden zu haben, die Einen wollten ihn mit Pferden geschleift, die Andern enthauptet, die Menschenfreundlichsten wenigstens auf dem Spielberg für Lebenszeit eingekerkert wissen. Das Volk erstreckte seine Ungnade aber auch auf Prinz Karl, gegen den an den Stadtthoren, Kirchen und sogar an der Hofburg Ausfälle angeschlagen wurden, obgleich bei harter Ahndung verboten worden war, von ihm unanständig zu reden. Da indess ein Prinz doch nicht allein

geopfert werden konnte, so musste als Sündenbock auch der tapfere Nadasdy vom Heere weichen.

Friedrich aber hoffte nun ernstlich auf Frieden. In diesem Sinne machte er in einem eigenhändigen Briefe an die Kaiserin dieser geeignete Vorstellungen: „Ueberlegen Sie, meine theure Cousine, dass Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen Europa hätte zittern machen können. Wollen Sie aber die Sache auf's äusserste treiben, so werde ich alles versuchen, was mir meine Kräfte gestatten. Wenn Ihre Bundesgenossen so beistehen, wie ihre Schuldigkeit ist, so sehe ich voraus, dass es um mich geschehen sein wird: allein dies wird mir nicht Schande bringen.“ Jedoch das erzürnte Weib blieb taub, verblendet durch ihre Umgebung und getäuscht über den wahren Umfang der erlittenen Niederlage gleichwie über die Stimmung der verbündeten Franzosen, die sich freuten, dass es den Oesterreichern nicht minder übel ergangen als ihnen selber — und die Völker mussten diesen Eigensinn mit ihrem Blute, Deutschland mit seiner Schwächung zahlen.

7.

(Preussische und russische Armee). Einrücken der russischen Armee in Ostpreussen unter Feldmarschal Graf Apraxin im Juni; ihr gegenüber das preussische Heer unter Feldmarschal von Lehwald. — Beiderseitige Manifeste. — Die Festung Memel geht am 4. Juli durch Kapitulation an den General Fermor über. — Apraxin nimmt Stellung am linken Ufer des Pregel; Lehwald verlässt das Lager am rechten Ufer bei Petersdorf und stellt sich bei Wehlau am linken auf. — Schlacht bei Grossjägerndorf am 30. August. — Rückzug Lehwalds über Wehlau, Petersdorf und Tapiau gegen Königsberg. — Das russische Heer tritt wegen Mangels an Subsistenz- und Transportmitteln am 2. September den Rückmarsch nach Tilsit an. — Der kaiserliche österreichische Armeekommissär General von St. André. — Marsch der russischen Armee nach Memel am 27. September unter grosser Verheerung des Landes. — Eindruck zu Petersburg und Regensburg.

Jahre waren bereits verflossen, seit die russische Armee sich zu rüsten begann und deren Aufstellung an der preussischen Gränze verheissen wurde. Im Frühjahre wurde es endlich Ernst. Feldmarschal Graf Apraxin erhielt den Oberbefehl über die in den Ostseeprovinzen zusammen zu ziehende Armee und als

Corpsführer wurden ihm die Generale Georg von Lieven, Fermor und Browne zugetheilt. Das Heer bestand an Fussvolk aus 31 Infanterieregimentern, jedes zu drei Batallionen und drei tausend Mann, und an Reiterei aus 19 Regimentern, Kürassiren fünf, Grenadiren zu Pferde sechs, Dragonern drei, Husaren fünf, einer 14,000 Mann starken Schar donischer und nobodischer Kosaken und Kalmüken und 2000 kasanschen Tataren. Das 128,000 Streiter starke Heer zählte fünf Generalleutnants, vierzehn Generalmajore, fünf Brigadiers und vier Generalquartiermeister, so wie eine zahlreiche Artillerie. Lange vor dem Aufbruche war von Seite der Kaiserin-Königin der Feldmarschalleutnant von St. André als kaiserlicher Armeekommissär zur russischen Armee beordert worden, um deren Herannahen zu beschleunigen, und eben so hatte der petersburger Hof in gleicher Eigenschaft den Generalleutnant Grafen Tschernischef zur österreichischen Armee entsendet, der durch thätige und wirksame Theilname in der Schlacht bei Kollin sich eines besonderen Lobes des Marschals Daun zu erfreuen gehabt hatte. Am 24. Mai befand sich das russische Hauptquartier noch zu Mietau in Kurland, aber am 17. Juni stand es zu Kauen oder Kowno an der preussischen Gränze, während General Fermor mit einer Armeeabtheilung die Richtung nördlich gegen Memel genommen hatte. Um die preussischen Küsten zu beunruhigen und zu blokiren, sollten am 6. Juni die russischen Galeeren und am 9. Juni die Fregatten aus der Nähe von Riga absegeln.

Dieser grossen Streitmasse hatte König Friedrich eine nur schwache Macht entgegen zu stellen, da das Anrücken der Russen in die Zeit fiel, wo das preussische Heer Böhmen räumen und sich in die Lausitz und nach Schlesien zurückziehen musste. Der hochbetagte Feldmarschal von Lehwald stand dem Feinde blos mit 30,000 Mann oder nach russischen Angaben mit 40,000 Mann gegenüber. Gleichzeitige Berichte sagen, der König habe diese Streitmacht für zulänglich erachtet, weil er sowohl auf einen kräftigen Widerstand der Festung Memel hoffte, als auch die zahllosen Schwierigkeiten erwog, welche sich der russischen Armee in Beschaffung der Lebensmittel in einem so öden und dünn bevölkerten Lande und bei der Fortschaffung des Geschützes und Heergeräthes auf bodenlosen Wegen entgegenstemmen würden. Friedrichs Hoffen, dass sein

tapferes kleines Heer hinreichend sei, wurde, wenn er auch in Bezug auf Memel sich täuschte, durch den unvorhergesehenen Gang der Ereignisse noch übertroffen.

Gleichsam als wenn die europäischen Höfe durch die Fluth von Deklarationen, Manifesten und Memoiren, welche allseitig zur Rechtfertigung jedes Theilnehmers an diesem Kriege bereits ergangen waren, noch nicht ersättigt wären, liess Apraxin, als er die preussische Gränze überschritt, ein hierauf bezügliches Manifest der Kaiserin Elisabeth verkündigen. Es besagte, „dass die Ursachen, welche sie bestimmten, durch ihre Armee dem König eine Diversion zu machen, bereits der Publicität seien übergeben worden. Der Feldmarschal habe daher allen Landesbewohnern bekannt zu machen, dass da die Kaiserin keine anderen Absichten habe, als die gegen ihre Bundesgenossen eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen und den König von Preussen zu bestimmen, wegen des Unrechts und Schadens, den er jenen zugefügt, Genugthuung und Schadloshaltung zu leisten, sie die Grausamkeit des Königs keineswegs nachahmen wolle. Alle Landesbewohner könnten daher unbehelligt ihren Geschäften nachgehen und die mit dem Landbau Beschäftigten könnten namentlich auf ihren Schutz rechnen. Mit aller Schärfe der Kriegsgesetze solle aber gegen jene verfahren werden, welche die Waffen ergriffen oder Heimat und Vaterland verlassen hätten." — Von Seite des Königs erging hierauf ein Gegenmanifest des Inhalts: „Durch die Machinationen verschiedener Höfe sei das bisherige gute Einvernehmen des Königs mit der Kaiserin von Russland gestört worden, und eben deshalb habe er absichtlich vermieden, deren Missvergnügen noch zu steigern. Gleichwohl sei er nun zum Kriege genöthigt, da die Russen die Landesgränzen überschritten hätten; es bleibe ihm nichts übrig, als zur rechtmässigen Vertheidigung zu schreiten. Mit Beobachtung der unter allen gesitteten Nationen angenommenen Kriegsregeln solle seiner Seits verfahren werden. Würde man aber in seinen Ländern Gewaltthaten und Grausamkeiten verüben, so werde es ihm, dem Könige, nicht zu verdenken sein, wenn er in Sachsen zu Repressalien schreiten würde."

Vor Ende des Juni hatte General Fermor die Festung Memel, welche Oberstleutnant von Rummel mit blos 800 Mann vertheidigen sollte, umschlossen und sofort die Belagerungsarbeiten

begonnen. Die Wegname der Stadt schien Apraxin um so nöthiger, als, so lange sie in preussischen Händen war, die Zufuhr der Subsistenzmittel durch selbe erschwert und gefährdet werden konnte. Die Belagerung wurde mit solchem Eifer betrieben, dass bereits nach fünf Tagen die zweite Parallele eröffnet und Breschbatterien aufgepflanzt werden konnten. Eine heftige Beschiessung erfolgte, und zur Abwendung des bevorstehenden Sturmes sah sich der Befehlshaber veranlasst, am 4. Juli eine Kapitulation in vierzehn Artikeln mit einem Separatartikel einzugehen. Sie lautete: „Die Garnison, welche sich als brave Leute gewehrt hätte, solle mit fünftägigen Brodrationen frei nach Königsberg abziehen, jedoch während eines Jahres nicht mehr gegen die Kaiserin und deren Bundesgenossen dienen; die königlichen Kassen seien den Russen zu übergeben; die Stadt solle nicht geplündert, sondern vielmehr bei ihren Rechten und Gerechtigkeiten geschützt werden; desshalb werde sämmtlichen Bewohnern der ungestörte Besitz des Eigenthums und Sicherung vor Brandschatzung garantirt. Die künftige Besetzung der Stadt durch die Russen solle überhaupt ohne Belästigung der Einwohner geschehen, und was die Religionsausübung betreffe, so sei freie Fortdauer des Gottesdienstes in den lutherischen und reformirten Kirchen bewilligt." — Alle diese Punkte entsprachen einem billigen und höchst gemässigten Verfahren und der Separatartikel erinnerte blos an das bereits im sechszehnten Jahrhundert kund gegebene Bemühen der russischen Verwaltung, möglichst viele in bürgerlichen Gewerben und Geschäften unterrichtete Fremde für das in allen Künsten des Friedens weit zurückgebliebene Reich als neue Ansiedler zu gewinnen. Derselbe enthielt nämlich, dass jedem Militärbedienten der abziehenden Garnison förmlich frei stehen solle, den preussischen Kriegs- und Zivildienst zu verlassen, um sich in den Städten Russlands zur Betreibung irgend eines Gewerbes niederzulassen oder auch in russische Kriegsdienste oder in jene seiner Aliirten überzutreten.

Die grosse russische Armee überschritt ohne Hindernisse den Niemen oder die Memel und näherte sich dem preussischen Heere, welches am rechten Ufer des auf Königsberg zuströmenden Pregels gegenüber von Wehlau in einem so stark verschanzten und durch Waldungen gedeckten Lager stand, dass bei dem

Orte Petersdorf Apraxin keinen Angriff auf dasselbe zu unternehmen sich getraute. Um seinen Gegner zu bestimmen, freiwillig seine Stellung aufzugeben, ging er am 28. August mit der Armee aus dem Lager bei Narkitten auf die linke Seite des Pregels über unter dem Anscheine, als wolle er den Marsch auf Königsberg weiter fortsetzen und somit die Kommunikationen Lehwalds mit dem rückwärts liegenden Lande abschneiden. Die Absicht, letzteren zur Aufgebung des befestigten Lagers zu bestimmen, wurde auch glücklich erreicht, denn noch an demselben Tage ging auch die preussische Armee auf das linke Ufer über und nahm bei Wehlau Stellung. Am folgenden Tage setzte sich Apraxin wieder in Bewegung und schien somit eine Schlacht zu suchen. Seit dem Uebergange wurde das russische Heer durch starke preussische Abtheilungen in der Nähe beobachtet und in steter Aufmerksamkeit erhalten.

Am 30. August morgens um halb fünf Uhr war die russische Armee kaum aus den narkitter Wäldern aufgebrochen, als bereits die Nachricht eintraf, dass Lehwald sich nähere. Die Preussen zogen durch den sogenannten wehlauer Stadtwald und stellten sich in der Nähe des Ortes Grossjägerndorf anfangs in zwei Treffen auf, zogen aber selbe bald in eines zusammen, um die Flügel weiter ausdehnen zu können und deren Umgehung zu erschweren. Die äussersten Spitzen bildete Reiterei. Die russische Armee dagegen hatte keine Zeit zu verlieren; sie war zum Theil genöthigt, sich im Angesicht der feindlichen Batterien vor den Waldungen zu formiren; sie breitete sich in weiter Linie vor selben aus und deckte ihre Flügel gleichfalls durch zahlreiche Reiterei mit Geschützen.

Das preussische Heer drang unter abwechselndem Geschützfeuer vieler Batterien bis auf sechshundert Schritte auf die russische Schlachtstellung vor, dann rollten die Kanonen vor der Fronte ab und es begann um sechs Uhr des Morgens ein heftiges Musketenfeuer. An mehreren Punkten begannen die russischen Linien zu weichen und die Preussen drangen theilweise bis in die Nähe des Waldes vor, aber an den Säumen desselben entspann sich der hartnäckigste Kampf. Umsonst versuchte der grösste Theil der Reiterei des linken preussischen Flügels den gegenüberstehenden rechten Flügel der Gegner zu umgehen und im Rücken zu fassen; der Befehlshaber desselben, General

Graf Browne errieth alsbald seine Absicht und vereitelte alles weitere Vordringen. Der Angriff war durch zwei Corps Reiterei, unterstützt von Infanterie, mit grosser Energie geschehen, aber er wurde hauptsächlich durch die russischen Geschütze und angeblich durch die verderblichen Wirkungen der vom Feldzeugmeister Grafen Schuwalof erfundenen Haubitzen zurückgewiesen. Der heftigste Anfall fand auf dem linken russischen Flügel statt, und hier wurde durch einen eigenthümlichen Zufall auch der ganze Kampf entschieden. Das preussische Fussvolk rückte in geschlossenen Kolonnen gegen die russische Linie heran und entfaltete sich erst in der Nähe eines Musketenschusses gleichfalls in Front. Das wechselseitige Gewehr- und Geschützfeuer war von grossen Verheerungen begleitet, da es mehrere Stunden lang dauerte. Bei einer rückgängigen Bewegung der russischen Infanterie gegen den Waldrand trat der Umstand ein, dass die von ihr einzuhaltende Linie durch eine sumpfige jedoch grün überwachsene Stelle von ziemlicher Länge unterbrochen wurde. Marschal Lehwald glaubte die vermeintliche Lücke rasch benutzen zu müssen, um sich zwischen die beiden getrennten Theile hineinzuwerfen. Als aber die vordringenden Kolonnen sich durch den Morast hindurch gearbeitet, fand man erst, dass man sich getäuscht hatte, indem jener Theil der Truppen, der die Linie im Sumpfe hätte bilden sollen, rückwärts desselben im Walde stand und die vordringenden Scharen mit einem heftigen Feuer empfing, selbe sodann mit dem Bajonette angriff und überall zurücktrieb. Dieser Moment wurde der Wendepunkt der Schlacht. Es war nach acht Uhr Morgens, als die preussische Armee in ziemlich guter Ordnung den Rückzug anzutreten begann. Unmittelbar drangen jedoch die feindlichen Regimenter ihnen nach, und nun begann allmälig Unordnung in den preussischen Scharen einzureissen. In übereiltem Rückzuge, wobei 29 Geschütze stehen gelassen oder genommen wurden, zog die grössere Truppenmasse, ohne eine neue Aufstellung zu versuchen, dem wehlauer Walde zu, während einzelne Scharen auf das rechte Ufer des Pregel übergingen, um sich in ihrem alten Lager bei Petersdorf unweit von Wehlau, und somit vier Stunden vom Schlachtfelde aufzustellen. Die russischen Kolonnen verfolgten das Hauptcorps bei anderthalb Stunden über das Schlachtfeld hinaus bis in die Nähe des obigen Stadt-

waldes und schlugen, als der Abend anbrach, am Saume desselben ihr Lager auf, während General Sibilsky mit einigen Regimentern Infanterie und einigen Tausend Kosaken und Kalmüken bis an die Thore von Wehlau vordrang und unter den Zerstreuten grosses Verderben verbreitete.

Ziemlich gross und bedeutend war der beiderseitige Verlust. Nach dem vom Marschal Stephan Feodrowitsch Apraxin an die Kaiserin erstatteten Berichte, welcher zu Petersburg am 10. September durch den Druck publizirt wurde, verlor ihr Heer den Corpsgeneral Wasiley Abramowitsch Lapuchin, der, von drei Kugeln tödtlich getroffen, seine letzten Lebenskräfte zu der Frage zusammenraffte, ob dem Feinde nachgesetzt werde und ob der Marschal gesund sei; ferner fielen der Generalleutnant Sibin und der Kosakengeneral Capinista. An sonstigen Todten verlor die Armee nach obigem Berichte blos 860 Mann, nach jenem aber, welchen General von St. André an die Kaiserin-Königin durch den kais. Major von Roll abschickte und der zu Wien am 14. Sept. durch den Druck veröffentlicht wurde, blieben 33 Offiziere und 824 Soldaten der Linie und 300 Kosaken und Kalmüken. Gross war die Zahl der Verwundeten und zwar aus der Zahl der Generale, Georg und Matthäus von Liewen, Matfei Tolstoi, Bosquet, Vilboy, Joh. von Manteufel, Weimare und Plemännikof sammt 4059 Mann der Linie und 600 irregulären Reitern. — Der Verlust des preussischen Heeres war sehr schmerzlich. Auf dem Schlachtfelde lagen 2500 Todte und unter ihnen die Generale Graf Dohna, Welow und Platen, Oberst Manteufel und die Oberstleutnants Billerbek, Golz und Grumkau. Marschal Lehwald und General Graf Finkenstein trugen Wunden davon. Blos acht Offiziere mit 600 Mann nach dem ersten Bericht, und über 1000 Mann nach dem zweiten geriethen in Gefangenschaft, aber alle Fahnen wurden von den Tapfern gerettet. Wie trefflich sich die an Zahl so geringe preussische Armee gehalten, wurde von Apraxin selbst anerkannt, indem er in seiner Schlachtrelation erklärte, dass er der Tapferkeit und der Ordnung des feindlichen Heeres, das er jedoch weder für so stark noch aus so ausgezeichneten Truppen zusammengesetzt geglaubt hatte, Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse. Bezüglich des Verhaltens der Russen bemerkte General St. André, dass die Infanterieregimenter zwar sehr wacker gefochten hätten, der günstige Ausgang der Schlacht

wesentlich aber der vom Generalleutnant Tolsky befehligten Artillerie zuzuschreiben sei. Er fügte bei, dass als ein russisches Infanterieregiment in einem entscheidenden Momente seine sämmtlichen Stabsoffiziere verlor, der ihm beigegebene kais. öster. Major von Papilla sich an dessen Spitze setzte und es von neuem in's Gefecht führte. Grosses Lob spendete er in eigener Zuschrift an die Kaiserin-Königin dem Marschal Apraxin, der an seiner Seite zwei Pferde verlor, wegen seiner Kriegserfahrenheit und Tapferkeit. Wenn preussische Geschichtsschreiber übrigens den Grund des die Armee betroffenen Unfalls in dem Brande einiger Dörfer suchen, deren Rauch die Truppen solcher Weise einhüllte, dass sie selbst auf einander feuerten und vom russischen Heere überflügelt werden konnten, so mag dieses Ereigniss allerdings bei dem Rückzuge statt gefunden haben, aber es erklärt nicht, wie der entscheidende Angriff am narkitter Walde misslang, in Folge dessen erst der Rückzug begann.

Die preussische Armee wurde, wie bereits erwähnt, nur bis zu den Thoren von Wehlau verfolgt: hier hörte aller weitere Angriff auf. Der greise Feldmarschal wusste die ihm gegönnte Ruhe rasch zu benutzen. In kluger Voraussicht hatte er als der Rückzug begann, berechnet, dass ihm gegen einen neuen Angriff das frühere befestigte Lager bei Petersdorf von unendlichem Nutzen werden könne, weil dieses und das zweite bei Wehlau, blos durch den Fluss geschieden, durch Pontons mit einander in Verbindung standen. Noch am Abend des 30. Aug. führte er den Rest des Heeres auf das rechte Pregelufer in das Petersdorfer Lager hinüber und entzog somit vor der Hand denselben jedem weiteren übermächtigen Angriffe. Hier zu verharren lag keineswegs in seinem Plane, sondern am folgenden Tage brach er mit dem Heere nach dem zwei Meilen davon entlegenen Tapiau auf, um sodann bei Königsberg Stellung zu nehmen. Während des Marsches nach ersterer Stadt erdröhnte im russischen Lager fortwährender Kanonendonner; die Sieger hielten unter Abfeuerung der eroberten Geschütze und unter dreimaliger Salve der Regimenter ihr „Herrgott, dich loben wir."

Rasch und unerwartet erfolgte jetzt ein Umschwung der Dinge. Als Apraxin mit der Generalität sich berieth, welche Massregeln nun weiter zu nehmen seien, wurde unerwarteter

Weise gemeldet, dass die Brod- und Mehlvorräthe bereits zu Ende gingen. Wie das möglich war, dass eine so zahlreiche Armee ohne nachhaltige Vorräthe und Magazine in rauhe und von der Natur unbegünstigte Landstriche gleichsam auf's Geradewohl geführt werden konnte, blieb allen damaligen Zeitgenossen und namentlich auch dem kaiserlichen Armeekommissar, General von St. André ein unlösbares Räthsel. Allerdings konnte es wirklich so sein, wenn man vergessen hatte, eine Armeeadministration für Beschaffung der Lebensmittel zu bilden, aber Misstrauen flüsterte wieder den Gedanken zu, Apraxin habe geheime Befehle erhalten und die Politik des russischen Hofes gehe einer Aenderung entgegen, und andere witterten Verrath und behaupteten, der russische Grosskanzler Bestuchef habe, durch englisches Gold gewonnen, dem Feldmarschal den Befehl zur Räumung ertheilt. In eine theilweise Bekräftigung oder Widerlegung dieser Vermuthungen hier einzugehen, würde um so schwieriger sein, als ein Zusammenfluss der verschiedensten Motive statt fand. Soviel jedoch scheint fest zu stehen, dass bei dem russischen Heere wirklich keine hinlänglichen Vorräthe von Lebensmitteln existirten, dass ferner das weitere Benehmen Apraxin's durch erhaltene Befehle von Seiten des Grosskanzlers bestimmt wurde, dass das kaiserliche Kabinet zu Petersburg bereits nach der Schlacht von Kollin in seiner Politik schwankend zu werden schien, Bestuchef aber keineswegs durch englisches Gold war gewonnen worden. Es wird seiner noch später gedacht werden.

Nach gehaltenem Kriegsrath der Generale wurde von Apraxin beschlossen, nach Tilsit auf dem linken Ufer des Niemen mit der Armee zurückzugehen, um nach geschehener Sammlung von Vorräthen von da aus auf Königsberg vorzurücken. Der Rückmarsch wurde auf eine heillose Weise vollzogen, denn er wurde durch Raub und Brand bezeichnet. Viele Dörfer des preussischen Litthauens oder des Masurenlandes wurden von den Truppen geplündert und den Flammen Preis gegeben. Die unweit von Tilsit gelegene und vom König Friedrich Wilhelm I. gegründete Stadt Ragnit wurde mehrere Tage lang mit Mord und Brand heimgesucht, und um das grosse Unglück noch zu steigern, kam vieles verwahrloste Bauernvolk aus dem benachbarten Lande Schamayten, um mit den Kosaken und Kalmüken

gemeinschaftliche Sache zu machen. Aus grossem Mangel an Proviant setzte sich endlich am 27. September die Armee aus ihrem Lager bei Tilsit in Bewegung, um nach Memel zurückzugehen. Marschal Lehwald, der in steter Beobachtung sich verhalten, besetzte noch an demselben Tage die Stadt durch seine Vortruppen. Die Stellung, welche General von St. André bisher bei dem russischen Heere eingenommen, wurde in Folge des Rückzuges völlig geändert. Er erklärte in seinen Zuschriften an einige Fürsten des fränkischen Kreises, bei welchem er im September zur Stelle eines kaiserlichen Feldzeugmeisters ernannt worden war, dass er an allen Vorgängen seit dem Rückzuge nicht den mindesten Theil habe. So lange Apraxin bis Wehlau vorgerückt sei, habe er gemäss seinen Instruktionen an jedem veranstalteten Kriegsrathe Theil genommen und die Protokolle unterschrieben, aber wie der Rückmarsch begonnen, habe er zwar den Berathungen beigewohnt, sich aber aller Unterschrift enthalten. „Meine Vorstellungen, fügt er wörtlich bei, so dabei gemacht, wurden zwar approbirt, aber alles für unmöglich in Exekution zu bringen gehalten.“ — Die ganze Eroberung bestehe nur aus einer Stadt mit einer kleinen Citadelle sammt einem kleinen Landstriche; das von der Armee aber durchzogene Land sei gänzlich zu Grunde gerichtet und ausgeplündert und alle Wohnungen seien bis auf die Fundamente ausgebrannt.

Die Kaiserin Elisabeth war über den Rückzug Apraxin's in hohem Grade entrüstet, und der von ihm vorgeschützte Grund wegen Mangels an Lebensmitteln wurde jetzt gegen ihn gewendet, weil er ja selbst die schlechtesten Anstalten, um sich solche zu sichern, getroffen. Sie nahm ihm den Oberbefehl über das Heer ab, verwies ihn vorläufig nach Narwa und übertrug erstern auf den Corpsgeneral Fermor. — Die zu Regensburg versammelten Diplomaten geriethen in heftige Aufregung je nach ihrer politischen Farbe, als der unerwartete Ausgang des soviel verheissenden Feldzugs kund wurde. Der kaiserlich russische Ministerresident von Büttner beeilte sich jedoch, Freunde wie Gegner zu beschwichtigen und setzte bereits im Oktober die Reichsversammlung von einer ergangenen kaiserlichen Deklaration in Kenntniss, welche sich dahin aussprach: „Der Rückmarsch des Feldmarschals Apraxin habe nicht den geringsten Bezug auf eine Aenderung der Verhältnisse der Kaiserin zu

ihren Verbündeten. Derselbe habe nothgedrungen desshalb stattfinden müssen, weil Feldmarschal von Lehwald selbst alle Subsistenzmittel im Lande zu Grunde gerichtet habe. Anderer Seits habe die Armee ein viel zu grosses Heergepäck mit sich geführt, so dass sie die Fortschaffungsmittel nicht mehr habe auftreiben können. Man werde daher künftig sorgen, alles überflüssige Heergeräthe zu entfernen und aus dem Innern des Reichs auf die Dauer eines ganzen Jahres der Armee Lebensmittel zuzuführen." Wenn übrigens versichert wurde, General Fermor habe die Weisung empfangen, noch diesen Winter, es koste was es wolle, die Operationen wieder aufzunehmen, so wurde das scheinbar Unmögliche bereits im folgenden Januar verwirklicht. Als schon das Ende des Dezembers nahte, wurde endlich der österreichische Armeekommissar General St. André, welcher bisher im russischen Hauptquartier zu Libau in Kurland verweilt hatte, nach Petersburg beschieden, um über die Armee Aufschlüsse zu geben. — Hiermit war russischer Seits der Feldzug des Jahres 1757 zu Ende.[35]

---

35. Die Ursachen des auffallenden Wiederabzuges der Russen seien unaufgeklärt, versichert Stenzel. Indess ist der innere Zusammenhang der russischen Vorgänge durch Friedrich von Raumer's Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive (Band II. Leipzig 1838.), Stuhr's Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des siebenjährigen Krieges — nach archivalischen (französischen) Quellen, (Band I. Hamburg 1842) und Ernst Herrmann's Geschichte des russischen Staats (Band V, aus dem dresdner Archive und russischen Schriften, Hamburg 1853) einigermassen erhellt.

Wie sehr öffentliche und geheime Nachrichten von einander abweichen, lassen die Urtheile über Apraxin erkennen. Der englische Gesandte Williams schildert ihn als einen sehr dicken, plumpen, schwelgerischen Mann, als einen Gecken, der auf seine Kleidung grosses Gewicht legte, wie Brühl, und als „den faulsten aller Menschen", nannte ihn einen „argen Feigling" (rank coward) und sagt, er habe nie ein feindliches Heer gesehen, auch nicht gedient, ausser in Münnich's türkischem Feldzug. Auch der französische Gesandte Markis de Hôpital urtheilt im russischen Lager: seine Unfähigkeit und Furcht suche sich unter dem Scheine der Klugheit zu verbergen. Zudem war Apraxin, als er den Feldzug antreten sollte, nicht wenig bekümmert, durch Erfolge gegen Preussen bei dem mit Friedrich befreundeten Thronfolger in Ungnade zu fallen.

Grosskanzler Bestuschef war wirklich bestochen worden. Als die Kriegsgefahr klar vorlag, hatte man sich entschlossen, grosse Summen

daranzusetzen. England bewilligte ihm am 8. August 1756 seine Forderung eines Jahrgehaltes von 2500 Pfund, und Friedrich liess ihm im September 100,000 Thaler anbieten. Bestuschef bedauerte nur, diess nicht zwei Monate früher gewusst zu haben, weil dann Vieles möglich gewesen wäre, jetzt aber seien alle Beschlüsse gefasst und nichts könne die Kaiserin Elisabeth hindern, Oesterreich beizustehen. Indessen sei er bereit, sobald sich Gelegenheit darbiete, dem Könige zu beweisen, dass er zu seinen Diensten stehe. Die nächste Wirkung war, dass Bestuschef den Angriff verzögerte. Apraxin selbst wurde vermocht, seiner Abreise alle nur möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Auch schüchterte der Bericht über die prager Schlacht manche Mitglieder des geheimen Rathes ein, welche nun die Meinung aussprachen, es sei das Vorrücken des russischen Heeres nicht zu beeilen. Am 18. Juni geschah die kolliner Schlacht, am 30. Juni standen die Russen vor Memel.

Apraxin's Heer war (nach Herrmann) 83,000 Mann stark und hauste fürchterlich in Ostpreussen. Unbewaffnete wurden zur Augenweide gemordet oder verstümmelt oder mit Martern gepeinigt, Dörfer aus rasendem Muthwillen niedergebrannt. Apraxin selber brach das Abkommen wegen Memels Uebergabe. Die meisten preussischen Soldaten wurden zum russischen Dienste gezwungen und viele friedfertige Einwohner mit ihren Familien in's Innere von Russland fortgeschleppt. Feldmarschal Lehwald hatte von Friedrich, wie zu erwarten stand, den gewöhnlichen Befehl bekommen, den ersten Russen, die ihm zu nahe kämen, auf den Leib zu gehen und sie zu schlagen. Bei diesem Versuche war er freilich geschlagen worden und vor Apraxin lag nun Ostpreussen offen. Auf Apraxin's frühzeitigen Rückzug wirkte jetzt indess, wider Erwarten, gleichfalls Bestuschef ein.

Dieser hatte nämlich noch andere Bestimmungsgründe als das englische und preussische Gold, gewichtigere. Die Thronfolge war unsicher. Kaiserin Elisabeth hasste Preussen und ihr Wille in dieser Beziehung war fest. Der erklärte Thronfolger Grossfürst Peter war für Preussen eingenommen, seine ungetreue, mit ihm entzweite Gemahlin erblickte in England eine Stütze; beide stimmten in ihrer Feindseligkeit gegen Frankreich überein. Katharina sah eine doppelte Gefahr bei der Thronerledigung für sich voraus, einmal von Seiten ihres Gemahls, sodann von Seiten Iwans III., dessen Anspruch auf das Szepter die Schuwalof's vertraten, welche die Kaiserin umgaben. Ohne französische Hülfe schienen diese jedoch ausser Stande zu sein, die Erbfolge umzustossen (Raumer II. 347 f. 453 f.). Katharina forderte von England 20000 Dukaten, die ihr am 8. August gleichfalls bewilligt wurden, und versprach dem englischen Gesandten, ihren Gemahl zu den äussersten Anstrengungen anzufeuern. In der That wurde Iwan III. Anfang des Winters 1757/58 in Schlüsselburg bewacht gehalten. Unternehmend wie sie war, mag sie aber auch den Gedanken gefasst haben, ihrem Gemahle das Szepter zu entwinden. Bestuschef erkannte wohl, dass Peters Regierungsantritt seine eigne Entfernung von der Gewalt sein werde, und hatte sich deshalb an die kluge Katharina angeschlossen. Beide scheinen

nun den Plan gefasst zu haben, die Thronfolge dem, wie es heisst, im Ehebruch erzeugten Kinde Katharinas vom Kammerherrn Soltykof, dem angeblichen Sohne Peters, dem dreijährigen Paul zuzuwenden und die vormundschaftliche Regierung mit Uebergehung Peters der Katharina zu übertragen, unter deren Namen Bestuschef zu walten gedachte (vergl. „die Biographie Peter's III.", Wagner's Geschichte des russischen Reiches und des sächsischen Legationsrathes Prasse Berichte aus Petersburg, denen Herrmann V, 145 folgt; dazu ferner Coxe's Berichte von seinen Reisen durch Polen, Russland, Schweden und Dänemark S. 303 f., die „Beyträge zur neuesten Staatsgeschichte des russischen Reiches in Briefen. London, auf Kosten der Gesellschaft, 1764. S. 25. 26." und Vie de Catherine II, impératrice de Russie, Paris an V. de la république (1797) I, 51 ff., 66 f. 74, nach welcher Schrift dieser Anschlag ganz von Bestuschef ausging und lange von ihm betrieben wurde). Nach einer Angabe soll Bestuschef beabsichtigt haben, Elisabeth zu einer solchen Bestimmung zu vermögen, nach einer andern soll er entschlossen gewesen sein, nach ihrem Ableben ein Testament dieses Inhalts unterzuschieben. Ungefähr am 18. September 1757 stürzte die Kaiserin im Spazierengehen nieder und blieb eine Stunde empfindungslos. Jetzt erwartete man ihren baldigen Tod, und in diesem Falle bedurfte Bestuschef den Apraxin und sein Heer zur Ausführung seines Vorhabens. Deshalb gab er ihm Befehl zur Umkehr. Allein Elisabeth genas, Petersburg ward unwillig über den Rückgang des Heeres und Alles schlug um.

In der Ostsee hatte eine englische Flotte dem König von Preussen Beistand leisten sollen und dieser drängte, dass sie komme (Raumer II, 448 aus Mitchell papers Vol. XII.), allein sie lief nicht aus, auf eine Erklärung Russlands, dass das Erscheinen einer englischen Flotte in der Ostsee von Russland als offne Kriegserklärung angesehen werden würde.

8.

Preussische und schwedische Armee. Irrige Muthmassung bezüglich einer bewaffneten Neutralität Schwedens; das schwedische Heer rückt vor Mitte des Septembers unter General Graf Hamilton in Preussisch-Pommern ein und besetzt die Ukermark. Zustand des Heeres und Gründe zur ungleichartigen Behandlung beider Landstriche. Marschal Lehwald naht im Oktober mit dem Heere vor der russischen Grenze; Rückzug der Schweden nach Stralsund.

Als Schweden gleichzeitig mit Frankreich durch eine bei dem Reichstag zu Regensburg am 31. März veröffentlichte Deklaration vom 14. März kund gegeben hatte, dass es im Vereine mit genannter Macht auftreten wolle, um die bedrohte Freiheit der

einzelnen Reichsländer gegen alle Uebergriffe zu schützen, und das bisherige Reichssystem und die Unantastbarkeit der drei in Deutschland eingeführten Glaubensbekenntnisse aufrecht zu erhalten, hatte das preussische Kabinet noch immer gehofft, dass dieses weniger durch wirkliche Theilname am Kriege als durch eine bewaffnete Neutralität geschehen würde. Es scheint Momente gegeben zu haben, wo der preussische Gesandte zu Stockholm, Graf von Solms, wirklich im Glauben stand, das von ihm angestrebte Ziel erreichen zu können, aber alle seine Bemühungen misslangen am Ende, weil Schweden in zu enger Verbindung mit Frankreich stand und dessen Gesandter, von Havrincourt, alle Plane durchkreuzte. Als Solms endlich die Gewissheit sich verschafft, dass an keine Neutralität zu denken sei und seinen Hof davon verständigt hatte, wurden die bisherigen Verhältnisse zum stockholmer Kabinet auf eine allerdings eigenthümliche Weise abgebrochen. Der Graf notifizirte dem schwedischen Ministerium, ohne sich weiter näher auszusprechen, dass die gegenwärtigen Umstände ihn nöthigten abzureisen. Seine etwaige Rückkunft liess er völlig unerwähnt. Er kündigte seine Wohnung auf, verkaufte das Mobiliar und reiste unter allgemeinem Bedauern ab, da man seine trefflichen persönlichen Eigenschaften, sowie die kluge Bemessenheit seines ganzen Benehmens zu würdigen wusste. Die nächste Folge war, dass nun auch Wulfenstierna, der schwedische Gesandte zu Berlin, auf gleiche Weise sich empfahl. Da der Graf jedoch einen Kanzleibeamten Diestel zu Stockholm zurückgelassen hatte, so blieb schwedischer Seits der Baron von Nolken zu Berlin zurück. Aber während das schwedische Ministerium nicht ahnte, dass Diestel gleichfalls abberufen würde, ward Nolken gleichsam aus Berlin fortgewiesen. In diesem mildern Lichte wurde der ganze Vorgang vom schwedischen Kabinette selbst durch den Druck publizirt, obgleich derselbe nach der Erzählung des Geschichtschreibers des siebenjährigen Kriegs eine andere und zum Theil stärkere Färbung an sich trug.

Am 13. September erging endlich von Seite Schwedens, wie bereits erwähnt worden (vgl. S. 131), jenes Manifest, in welchem es erklärte, auf Grund der stattgehabten preussischen Invasionen in den fränkischen Kreis und in das erfurter Gebiet seine Armee in das Königreich einrücken lassen zu wollen. Wie von Plotho

zu Regensburg darauf geantwortet wurde, ward gleichfalls bereits erwähnt. Da es aber in diesem Kriege zur Gewohnheit geworden war, dass keine Macht der andern das letzte Wort überlassen zu können glaubte, so erfolgte von Seiten des schwedischen Ministeriums und namentlich in Bezug auf die früher gehoffte Neutralität eine Erwiderung, welche jedoch erst im folgenden Jahre veröffentlicht wurde.* Selbe enthält unter anderm das hierher Bezügliche: „man habe dem Gesandten Grafen von Solms zu Stockholm gar nichts versprochen, weder dass man neutral bleiben, noch dass man Partei ergreifen werde. König Friedrich habe seine eigentlichen Absichten niemals Schweden anvertrauet; unter welchem Titel könne man denn nun zu Berlin fordern, dass Schweden die seinigen enthülle? Die Rüstungen zum Kriege hätten weder unmittelbar vor der Deklaration vom 14. März, noch unmittelbar nach selber statt gefunden. Man habe die Hoffnung genährt, dass wenn der König alle Schrecken und Unfälle eines allgemeinen Krieges sich vor Augen stelle, er aus rein menschlichem Gefühle dem Reiche den Frieden gewähren würde. Das aufflackernde Feuer sei aber nicht mehr zu ersticken gewesen; der Brand habe sich über verschiedene Staaten verbreitet, die nichts verschuldet, gleichwohl aber den König dadurch verletzt hätten, dass sie am Reichstage nach ihrer Ueberzeugung abgestimmt und dem Kaiser und Reich gehorsam gewesen seien. Diese Thatsachen und Umstände hätten Schweden ungeachtet seiner guten Wünsche gezwungen, am gegenwärtigen Kriege Theil zu nehmen. Vergebliches Bemühen sei es, die Ursache in einer geheimen Konvention auffinden zu wollen, durch welche sich Schweden verpflichtet hätte, zu Gunsten der Feinde Preussens eine Diversion zu unternehmen und dass als Preis dafür der kaiserliche Hof ihm einen Theil von Pommern verheissen habe. Dieses zu widersprechen oder zuzugeben würde entweder eine Rechtfertigung oder eine Confidenz sein, aber das berliner Kabinet sei dermalen nicht in der Lage, weder die eine noch die andere erwarten zu dürfen."

Wie jenes zu Regensburg publizirte Manifest angekündigt

* Remarques sur un écrit intitulé: Mémoire pour servir de réponse à celui, que la cour de Suede a fait publier, pour justifier l'invasion de ses troupes dans les états de S. M. le Roi de Prusse. Stockholm 1758. — Es wurde zu Regensburg abermals aufgelegt.

hatte, setzte sich unter dem Oberbefehl des Generalleutnant Grafen von Hamilton das aus 18,000 Mann an Fussvolk und 4000 Reitern bestehende Heer aus Stralsund und Vorpommern gegen das preussische Vorpommern in Bewegung. Das im westfälischen Frieden 1648 der Krone Schweden eingeräumte Vorpommern bis zur Oder, war im stockholmer Friedensschlusse 1720 zwischen Schweden und Preussen getheilt worden. Letzteres hatte den Theil von der Oder bis zur Peene erhalten und ersterem war nur der westlichste Theil von der Peene bis zur mecklenburg'schen Gränze von seiner Eroberung geblieben. Graf Hamilton betrat den Theil des nunmehr preussischen Gebiets mit einem abermaligen Manifeste d. d. Stralsund am 10. September, welches offenbar zu weit griff. Es entband alle Vasallen und Unterthanen ihres Eides der Treue und befahl, alle Steuern, Abgaben und Reichnisse künftig der schwedischen Administration zu überantworten und alle Etats über die Einkünfte des Landes derselben zu Handen zu stellen. Sämmtliche vorpommer'sche Landräthe wurden auf den 18. September in das Hauptquartier entboten, um weitere Verhaltungsbefehle zu empfangen. Ohne allen Widerstand wurden die ihrer preussischen Garnisonen entblösten Städte Anklam, Demmin und Ukermünde besetzt und dieser Theil Vorpommerns wie ein wiedererobertes und zur Krone Schweden gehöriges Land betrachtet. Diese Eroberung sowie deren weitere Ausdehnung war um so leichter, als König Friedrich im Drange der Zeit kein verfügbares Heer hatte, welches er den Schweden hätte entgegenstellen können. Diese Gelegenheit zu benutzen, um einen kühnen Zug zu unternehmen und eine entscheidende That zu vollbringen, dazu war die schwedische Armee nach dem Urtheile der Zeitgenossen nicht mehr geeignet. Der kriegerische Geist der Schweden, sagen selbe, der sie unter der Herrschaft ihrer Könige aus dem Hause Pfalzzweibrücken und namentlich unter Karl XII. beseelt habe, sei längst von ihnen gewichen gewesen und anderer Seits habe der Krieg gegen Preussen in der Nation selbst nicht nur keinen Anklang, sondern Tadel gefunden, weil sie unzufrieden darüber gewesen, dass man sich zu Gunsten einer katholischen Macht gegen einen König erklärte, der ihres eigenen Glaubens war und als eine Stütze desselben in Deutschland galt.

Während ein Theil der Verstärkungen, welche durch schwe-

dische Transportfahrzeuge an die pommer'schen Küsten überschifft werden sollten, durch preussische Schiffe aufgebracht und nach Kolberg geführt wurden (am 22. Oktober bereits das dritte Transportschiff), machte die Landarmee aus Mangel an nöthiger Ausrüstung nur langsame Fortschritte. Es fehlte ihr an leichten Truppen und in einem so wasserreichen Lande an Brückenequipagen; ferner waren weder Magazine noch Feldbäckereien vorhanden. Ostwärts setzte ihr das obgleich schwach vertheidigte Stettin eine unbezwingliche Schranke. Als ein Heerestheil die Ukermark betrat, wurde das ohnehin arme Land auf eine harte Weise belastet, da ihm jene Rücksichten nicht zu Theil wurden, welche man den Pommern bewies. Ueber das Verfahren, welches in beiden Landestheilen beobachtet wurde, glaubte das stockholmer Kabinet eine Erklärung geben zu müssen. Es gab sie in der oben bezeichneten Staatsschrift in folgender Weise: „Der König habe den General Grafen von Hamilton beauftragt, Pommern jenseits der Peene deshalb mit Sanftmuth zu behandeln, weil es als ein später der Krone wieder anheimfallendes Land zu betrachten sei. Man habe deshalb die Abgaben nach dem von der preussischen Regierung eingeführten Fusse erhoben, die Landeseinwohner aber weder durch einen neuen Eid gebunden, noch selbe zur Ergreifung der Waffen gegen Preussen gezwungen. Nun könne es wohl sein, dass die Leistungen der Ukermark bedeutend grösser gewesen seien. Man gebe somit die Motive des statt gehabten Unterschieds hiedurch an, stelle aber zugleich völlig in Abrede, dass die Ukermark misshandelt worden sei".

Glücklicher Weise wurde der Kriegszug der Schweden durch keine Schlacht und kein namhaftes Gefecht verherrlicht und somit den armen Ländern viel Noth und Jammer erspart. Als das russische Heer mit Ausname von Memel Ostpreussen wieder verlassen hatte, brach Marschal Lehwald im Oktober mit seiner tapfern Schar gegen die Schweden auf und drängte sie über die Peene und bis unter die Kanonen von Stralsund zurück.

---

36. Der schwedische König Adolf Friedrich war mit Friedrichs des Grossen Schwester Luise Ulrike verheirathet, gleichwohl bekriegte Schweden den König von Preussen. Die Landesverfassung gab in Schweden die Hauptentscheidung dem Reichsrath. König Adolf Friedrich war ein völlig unbedeutender, schwacher Mann, seine Gemahlin stachelte

ihn jedoch an, nach Erweiterung seiner Befugnisse zu streben. Luise Ulrike wird als ein äusserst hochmüthiges und zu Ränken geneigtes Weib geschildert, welche an das eigenmächtige Herrschen in Preussen gewöhnt, die Einschränkung der Königsgewalt in Schweden nicht vertragen mochte. In dieser Beurtheilung Ulrikens stimmen neben den Schweden englische und französische Berichterstatter überein (bei Raumer und in: Geijer's Ausgabe der nachgelassenen Papiere des Königs Gustaf III.). In ihrer Herrschsucht trieb sie es zu Streitigkeiten über die Verfassung, welche immer erbitterter wurden. Die im Reichsrathe waltende Adelspartei, die ihr in den Weg trat, stellte sich ganz unter französischen Einfluss und wurde im Hass gegen Ulrike feindselig gegen Preussen gestimmt. Ulrike gewann mehrere einflussreiche Männer für ihren Plan, die Staatseinrichtung gewaltsam umzustürzen, zu einer Verschwörung. Haupt dieser königlichen Partei war der Oberst Graf Brahe. Die Ausführung des Vorhabens wurde jedoch nach der Meinung des Grafen Hordt hinausgeschoben, während unzeitig der Hofmarschal Baron Horn eine Bewegung des untern Volks in Stockholm am 21. Juni 1756 herbeiführte. So fehlte Uebereinstimmung im Handeln. Die Unbeweglichkeit des Königs in dem entscheidenden Augenblicke (Mémoires du comte de Hordt, Berlin 1789. I. 183) verdarb seine Anhänger. Kräftig schritten die Reichsstände ein, Brahe's und manches anderen Haupt fiel, dem Könige wurden die Hände fester gebunden und Ulrike, die eigentliche Urheberin des versuchten Staatsstreiches gedemüthiget. Die siegreichen Führer der Stände rathschlagten sogar, ob sie die Königin einsperren oder aus dem Lande schicken sollten.

Nach diesem Unterliegen Ulrikens war der französische Gesandte von Havrincourt der in Stockholm gebietende Mann. Natürlich drängte er zum Kriege. Die Stimmung der einflussreichsten Schweden war ohnehin dem Bruder Ulrikens abgeneigt und zwar in hohem Grade (Raumer II. 402); auch der Staatsvortheil schien die Theilname an einem Kriege zu fordern, in welchem sich, wie man wenigstens dachte, preussisch Pommern gewinnen liess. Trotz des Einspruches des Reichsrathes Löwenhjelm und der Abneigung des Königs beschloss also der Reichsrath im Juni 1757 den Angriffskrieg. Frankreich und Oesterreich sagten am 22. September Unterstützungsgelder zu.

Das schwedische Heer führte (wie die „Nachrichten zur genauern Kenntniss des Königreichs Schweden," Dresden 1778. I. 147 angeben) nicht Hamilton, sondern der Feldmarschal Ungern-Sternberg. In Wien verlangte man, dass die Schweden Stettin bei Seite lassen und gegen Berlin rücken möchten. Meklenburgische Hülfstruppen im französischen Solde und die Verbindung mit dem französischen Heere unter dem Herzog von Richelieu sollten ihre Macht vergrössern. Doch kam es zu dem allen nicht.

9.

(Preussische und Reichsarmee.) — Im Mai noch keine Anstalten zur Bildung der Reichsarmee. — Ein preussisches Freicorps zieht nach der prager Schlacht über Beraun und Pilsen in die Oberpfalz und den fränkischen Kreis. — Berennung der Reichsstadt Nürnberg am 27. Mai. — Alarm der Reichsversammlung zu Regensburg. — Aufstellung eines Corps fränkischer Kreistruppen zu Langenfeld; dessen Anzug gegen das Freicorps. — Gefecht bei Vach am 10. Juni. — Rückzug der Preussen über Erlangen, Ebermanstadt, Hohlfeld Schesslitz. — Bestürmung des Städtchens Weissmain am 16. Juni. Rückzug über Mainroth gegen Kulmbach und Gewinnung des Sachsen-Koburg'schen Gebiets durch einen Kontremarsch. — Offizielle Schmähungen über den Befehlshaber des Freicorps, Oberstleutnant von Meyer; dessen Vertheidigung durch den preussischen Gesandten am Reichstag und doppelte Beförderung durch den König. — Einbruch eines zweiten Corps in das kurmainzische Eichsfeld. — Erfurt am 19. Juni berannt und fruchtlos zur Uebergabe aufgefordert. — Nach erhobenen Kriegskontributionen zieht General Oldenburg am 24. Juni wieder ab. — Deklarationen am Reichstag.

Wollte Deutschland als deutsches Reich seine Macht im Felde geltend machen, so musste es in Ermangelung eines stehenden Reichsheeres ein solches aus den Kontingenten der einzelnen als unmittelbare Reichsstände geltenden Länder, Ländchen und Orte erst bilden. Von sehr alten Zeiten waren Matrikeln über die Mannschaften und Geldbeiträge vorhanden, welche im Falle eines Reichskrieges und allgemeinen Aufgebots von den einzelnen Reichsständen zu stellen und zu erlegen waren. Damit war aber der Sache noch lange nicht geholfen. Traten auch die Kontingente, die von mehreren Tausenden bis zu einigen und einem Mann zersplittert waren, zu einem Ganzen zusammen, so bildeten sie doch noch immer kein Ganzes, weil sie als Theile durch Waffenausrüstung, Handhabung derselben, Kommando, Disciplin und Ausbildung zu sehr von einander unterschieden waren; dazu kam dann noch, dass eine solche Reichsarmee keine gemeinsame Administration für Verpflegung und Lazarethe, keine Reserve- und Belagerungsparks, keine Genietruppen, keine Brücken- und Trainzüge, der oberste Befehlshaber derselben aber keinen Generalstab hatte, wenn er denselben nicht zugleich mitbrachte. Schon im zweiten Jahre dauerte nun der Krieg und seit dem Reichsbeschluss vom 10. und 17. Januar, nunmehr wirklich eine Armee gegen König Friedrich in das Feld zu stellen,

war gleichwohl nach Ablauf von vier Monaten im ganzen deutschen Reiche, soweit es sich bei dieser Massregel betheiligen konnte, noch nicht das Mindeste geschehen.[37]

---

37. An dieser Stelle scheint es erforderlich, einen weitergehenden Blick auf die Zustände im Reiche zu werfen und zwar zuerst auf das Gebahren der Reichsstände, sodann auf die Stimmung des Volkes.

Die Fürsten des heiligen römischen Reiches, die so übermüthig in ihrem Suveränetätsdünkel gegen ihre Unterthanen sich zeigten, liebten es in die Abhängigkeit von auswärtigen Herrschern zu treten. Um aus der ihnen unterwürfigen Bevölkerung mehr Geld zum Verprassen oder zum Ansammeln eines Hausvermögens herauszuschlagen, verkauften sie ihre Mannschaften in den Dienst fremder Könige. Grossbritannien und Frankreich vergrösserten ihre Macht, indem sie sich klugerweise auswärtiger Kräfte bedienten, die in der Verfolgung ihrer Absichten aufgerieben wurden. Um ein Stück Geld brachten sie sich in den Vortheil, ihre Kriege mit weit grösserer Stärke führen zu können, als sie eigentlich selbst besassen, und den Menschenverlust, den der Krieg mit sich bringt, zu einem Theile von ihrem Lande auf andere Länder abzuwälzen. Deutschland aber musste für fremde Zwecke und oft wider die eignen Interessen seine Söhne hergeben. Bei dem Ausbruch des preussisch-österreichischen Kriegs befanden sich demzufolge viele deutsche Fürsten in der doppelten Stellung als Reichsfürsten und als Bundesgenossen von England oder Frankreich und hatten die zwiefache Obliegenheit, dem Reiche ihr Kontingent und dem zahlenden Bundesgenossen die für Kriegszeiten verschriebene Mannschaft zu liefern. Diejenigen, welche von England in's Schlepptau genommen waren, befanden sich im Falle, ihren Vertrag mit diesem zu brechen oder den Reichsschlüssen nicht nachzukommen, ja sogar gegen Kaiser und Reich zu kämpfen.

Als die Kriegsgefahr heranzog, hatte Frankreich sowohl als England neue Anstrengungen gemacht, um unter den Reichsfürsten weitere Bundesgenossen zu gewinnen. England zog im Jahre 1755 die Fürsten von Sachsen-Gotha, Schaumburg-Lippe, Hessen-Kassel, Würzburg und Ansbach auf seine Seite, auch trat Braunschweig-Wolfenbüttel von der französischen Partei zur englischen über. Im Jahre 1756 wirkte indess diesem Bemühen Englands der wiener Hof entgegen. Am 12. Juni 1756 schrieb Kaunitz nach Würzburg, indem er das versailler Bündniss vom 1. Mai mittheilte, er werde Eröffnungen bezüglich der Subsidien-Konvention mit Hannover machen, „wie anstatt derselben künftig sie im Einverständniss mit dem hiesigen Hof auf eine andere Art wirksam gemacht werden möge", und als das hannöver'sche Ministerium unter'm 22. Juli an Würzburg die Aufforderung erliess, die am 6. September 1755 geschlossene Uebereinkunft zu erneuern, lehnte Würzburg (20. August und 4. September) diess ab. Es trat also zurück. Auch Ansbach verliess die englische Partei. Es trat zu Frankreich über und verpflichtete sich sogar gegen eine Geldsumme (jährlich 60,000 Fl. an den Markgrafen, 2000 Fl. an den ansbachischen Kammerpräsidenten Freiherrn von

Gemmingen, sowie 4000 Fl. an den Minister von Seckendorf) und gegen die Zusage der Unterstützung seines Erbfolgeanspruches auf Baireuth, 300 Husaren zu stellen und die kaiserliche Sache auf allen Reichs- und Kreisversammlungen seinerseits zu halten. Gleichwohl hatte England 1758 ausser den Hannoveranern etwa 20,000 Soldaten von seinen Bundesgenossen gegen Frankreich im Felde. Unbegründet sei übrigens (wurde hannöver'scher Seits behauptet) der Vorwurf, dass auch für die hannöver'schen Truppen „Subsidien" von England gezahlt würden. Natürlich unterliessen die Verbündeten Englands die Stellung ihres Theiles zur „Reichs-Exekutions-Armee" unter dem Vorgeben, sie hätten ja gegen die Abfassung des betreffenden Reichsschlusses gestimmt, so dass auch wider sie die Reichexekution erkannt werden musste.

Frankreich hatte schon vor dem Kriege die Fürsten von Köln, Mainz, Lüttich, Baiern, Pfalz, Würtemberg, Zweibrücken, Darmstadt, Meklenburg, Nassau und mehrere kleinere in seinem Solde. Baiern war verbunden, ihm 6800 Soldaten, Würtemberg 6000 zu stellen, welche auch im Herbst 1757 dem österreichischen Heere beigegeben wurden. Bei dem französischen Heere befanden sich 6000 Pfälzer, 1800 Kölner u. a. im Dienste des Königs von Frankreich.

Ein bedeutender Theil der deutschen Fürsten war demnach aus Geldgier in Banden der Abhängigkeit vom Auslande. So weit deren eigne Wünsche Raum fanden, richteten diese sich auf Beilegung des im Reiche ausgebrochenen Zwistes oder wenigstens auf Nichtbetheiligung an den stattfindenden Kämpfen. Indessen war es den Reichsfürsten nicht gelungen, sich der Obliegenheiten gegen das Reich zu entschlagen (man erinnere sich des Seite 99—102 Gesagten). Säumig thaten sie was sie mussten.

Ausser der Geneigtheit zur Ruhe machte die Besorgniss vor den Folgen friedliebend, welche das durch einen Sieg des Hauses Habsburg über Friedrich erlangte Uebergewicht des Kaisers für alle Reichsstände haben könne. Der protestantische Theil der Reichsstände gedachte namentlich nicht ohne Angst des möglichen Ausgangs.

Obwohl das angreifende Vorgehen Friedrichs das Missfallen der protestantischen Reichsfürsten erregte, so schwebten sie doch in Sorge, am Ende möge durch den Krieg ihre Religion und vielleicht gar das, was sie die deutsche Freiheit nannten, leiden. England machte sie auf die Gefahren aufmerksam, die ihnen von Frankreich drohten. Der an den kleinen Höfen herumreisende französische Minister de Folard fand daher mit seinen Ermahnungen nicht den gewünschten Eingang. Es rieth daher (am 20. Februar 1757) der Fürstbischof von Würzburg in Briefen an Kaunitz wie an Colloredo, entweder die beunruhigten Gemüther zu beschwichtigen oder sie durch ein Beobachtungsheer am untern Rhein einzuschüchtern. Am Rhein sollte auf die Reichsstände der österreichische Graf Pergen einwirken mit Unterstützung des Ministers Cobenzl in Brüssel. Es gelang diesem auch Beschlüsse durchzusetzen „malgré les Protestans" wie er aus Frankfurt am 29. Januar 1757 an Cobenzl berichtet; weiter schreibt er diesem am 26. Februar:

„je ne saurois exprimer à Votre Excellence Les peines et Mouvémens que je me suis obligé de me donner jour et Nuit pour prevenir la dangereuse Inactivité à laquelle la plupart des Etats incline en partie par Crainte des Dépenses et en partie par une prédilection pour le Roy de Prusse, qui tot ou tard Les menera à leur perte," und aus Erfurt am 8. Mai: „j'ay mis le Cercle du haut Rhin en mouvément et j'ay trouvé moyen de décontenancer les mal-intentionés par la majorité d'une seule voix." Am 6. Juni berichtet er aus Frankfurt, Kurmainz habe 2600 Fussgänger, Kurtrier 1200 ausrücken lassen, Kurköln werde ehestens 1000 Mann und der pfälzer Kurfürst 1660 Mann stellen; nun sehe er doch, dass er nicht umsonst gearbeitet. Mehr Hemmungen als im kurrheinischen Kreise fand Pergen im oberrheinischen, den er demnächst in Bewegung zu bringen suchte, doch ohne schon sicher zu sein, dass ihm dies gelingen werde. Er versichert Cobenzl: „que j'y perds presque mon Latin, puisque la Partialité de tous ces Protestans pour le Roy de Prusse paroit incroyable et Mr. d'Azenheim se distingue au particulier par les mouvémens inouis, qu'ils se donne pour contrecarrer mes Operations." Erst am 17ten begann er eine „opération, qui aura peutêtre effet" und am 21. Juni konnte er Cobenzl die Entschliessung des oberrheinischen Kreises melden, noch in diesem Monate 4000 Mann nach Franken zu schicken. „Und gleichwie diese Entschliessung dermahlen „der werkthätigen Hülfe den Ausschlag um so mehr gegeben hat, als „dem Schwäbisch- und Bayerischen Creyss andurch alle gegründete „Ursach benommen ist, ihre Trouppen in ihren Creyss-Bezirken be„halten zu wollen, alss dörffte diese unvorgesehene und von denen „Preussischen Anhängern für ohnmöglich angegebene armatur derer „Rheinisch Creyssen in dem Preussischen Operations-plan, nach wel„chem man vermuthlich mit wenigen Bataillons das ganze Reich in „forcht und Schröcken zusezen und andurch diesser Reichs-Executions„Armée entübriget zu seyn geglaubet, eine grosse Aenderung verur„sachen." — Schwankten und zögerten schon die Herren, so erwiesen sich die Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg, Ulm u. a. noch abgeneigter und saumseliger.

Vielfach äusserte sich in grösseren und kleineren Erscheinungen die Abgeneigtheit des Volkes gegen den Krieg wider Preussen. Die zu Anfang des Jahres 1757 in Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim gehaltenen Landtage widersprachen der Theilname am Kriege und wollten kein Geld zu den Rüstungen bewilligen. Daher zeigt sich dann auch im Reichsheere Widerspenstigkeit und während der Kriegsunternehmungen zu verschiedenen malen eine den Preussen förderliche Abgeneigtheit der Bevölkerung. So berichtet z. B. der von den Preussen zur Uebergabe aufgeforderte Befehlshaber von Erfurt: ein grosser Theil der Bürgerschaft sei dem König von Preussen wohl gesinnt; so wird in Regensburg bei der Annäherung der Preussen das gemeine Volk unruhig, wie der Reichstagsgesandte von Fechenbach dem würzburger Fürstbischof am 16. Mai 1757 meldet. Im Verlaufe der Begebenheiten wird sich wiederholt Gelegenheit bieten, hierauf achten. Diese Stimmung

führte auch den Freimaurerorden dahin, auf preussische Seite zu treten. Am 4. August 1757 boten „die Kommission habende Glieder des Freimaurer-Ordens“ dem Könige „als dem grössten und mächtigsten Protector deutscher und besonders protestantischer Nation“ die Hülfe des Ordens an. Friedrich scheint nicht hierauf geachtet zu haben. Lieber war es ihm vermuthlich, dass (was Cobenzl'n durch einen Brief aus dem Hage vom 17. Juli 1757 angezeigt wurde) reiche Holländer in Amsterdam und im Hage ihm Geld zu den Kriegskosten zusendeten. Indess ist der geheime Einfluss der Freimaurer in allen öffentlichen Verhältnissen nicht gering anzuschlagen.

Diese preussische Stimmung suchte der thätige preussische Reichstagsgesandte von Plotho, dessen Verbleiben in Regensburg merkwürdigerweise geduldet wurde, zu nähren. Er hatte mehr als zwanzig geheime Geschäftsträger an den kleineren Höfen und in den grossen Städten bestellt, unterhielt mit Offizieren in den feindlichen Heeren Verbindungen und sorgte für den Fortgang der preussischen Werbung im Reiche. Auch Friedrichs geistreiche Schwester in Baireuth warb unter der Hand. Sie liess in Erlangen zwei Zeitungen erscheinen, eine in deutscher und eine in französischer Sprache, welche mit grosser Heftigkeit die öffentliche Meinung für Preussen zu gewinnen suchten; die deutsche gab Gross, die französische Meunier heraus, sie selbst verfasste die Mehrzahl der Aufsätze. An mehrere Höfe sendete Friedrich den Baron Eichstädt mit dem Auftrage, dem Grafen Pergen entgegenzuarbeiten.

Das niederrheinisch-westfälische Direktorium führten der Bischof von Münster, der pfälzer Kurfürst als Herzog von Jülich und der König von Preussen als Herzog von Kleve: diese hatten sich in Gemässheit eines Abkommens von 1665 zu vereinbaren. Als nun die beiden ersteren mit Umgehung des im Kriege befindlichen Preussens einen Kreistag auf den 18. August 1757 nach Köln ausschrieben, legte der preussische Kreisgesandte von Ammon nicht nur am 22. August Verwahrung dagegen ein, sondern stellte auch vor, dass aus diesem Vorgange den evangelischen Kondirektoren anderer Reichskreise und dem gesammten Corpus evangelicum grosse Nachtheile erwachsen könnten.

Bei so bewandten Umständen warf Friedrich sogleich nach der prager Schlacht mit gewohnter Kühnheit eine kleine Schar unter Meyer, deren Absendung sein Heer nicht schwächen konnte, mitten in das Reich. Die prager Schlacht verbreitete Schrecken unter den Widersachern Friedrichs. Gar mancher kleine Fürst wünschte jetzt sehnsüchtig, wenn irgend möglich ruhiger Zuschauer des Krieges bleiben zu können und ängstigte sich einen König zur Rache zu reizen, dessen Zorn schnell und hart traf. Noch war kein Reichsheer gebildet. Kurpfalz zögerte, seine subsidienmässigen Truppen den Franzosen zu geben, Kurbaiern sprach wieder von der Nothwendigkeit einer Neutralitätserklärung (Stuhr I, 247, 318): kurz der Augenblick war günstig, die Ausführung der regensburger Beschlüsse zu hintertreiben. Das Erscheinen Meyer's sollte auf die Stände augsburgischen Bekenntnisses ermuthigend einwirken, die katholischen Stiftslande einschüchtern, die Neutralität einzelner Reichs-

Der preussische Gesandte zu Regensburg hatte sicher seinen Gebieter von allen hindernden und für des Königs Sache günstigen Umständen in Kenntniss gesetzt, zu welchen namentlich gehörte, dass die Reichsstände äusserst hart daran gingen, irgend einen dezisiven Beschluss von weitgreifendem Bereiche zu fassen, aber noch weit zäher sich bewiesen, da es galt, das Beschlossene durch Waffenmacht auszuführen, weil sie die schwächste Seite der deutschen Reichsverfassung, die militärische, eben am besten kannten. Dem König schien aber besonders viel daran zu liegen, worüber sein Gesandter keine genügende Aufschlüsse geben konnte, zu wissen, wie die Volksstimmung gegen ihn beschaffen sei, und ohne Zweifel um selbe zu erproben, beschloss er nach der Schlacht bei Prag am 6. Mai

---

stände erzwingen, Geld und Soldaten beitreiben und der Aufstellung des Reichsheeres zuvorkommen. Meyer's Zug war vortrefflich. Er fand auch an vielen Orten den gemeinen Mann gut preussisch. Das Gerücht ging, es folgten hinter ihm zwanzigtausend Mann. Nach Amberg, Regensburg, München flüchteten Manche vor ihm. Von allen Seiten ertönte nun Angstgeschrei und Hülferuf der Feinde Friedrichs; viele begehrten Reichsbeistand gegen Meyer's kleines Häuflein. Verschiedene Reichskreise schienen in äusserster Gefahr zu schweben. Allein zwischen der prager und kolliner Schlacht lagen nur sechs Wochen! Die kolliner brachte auch im Reiche den Umschlag, zumal die Bischöfe von Mainz, Würzburg u. a. sehr thätig wirkten.

Das kaiserliche Mahnungsschreiben an die Kreise vom 13. Mai beschuldigte den König, dass er nach Vorgang älterer Kriegsläufe darauf sinne, mit zertheilten Abtheilungen sich aus einem Lande in das andere zu werfen, damit der in's Verderben gestürzte Landmann aus Noth sich zu seinen Fahnen schlage und eine allgemeine Verwüstung im Reich angerichtet werde.

Diese Beschuldigung war jedenfalls aus der Luft gegriffen, wohl aber war dieser Zug zugleich eine Brandschatzung. Am 28. Juni verlangte Meyer von einem bambergischen Flecken die Zahlung von 3000 Gulden, am 29ten forderten und erhielten die Preussen von der Stadt Erfurt eine Zahlung von 150,000 Thalern u. s. f. (Die beiden letzten Angaben aus den Briefen St. Pierre's an Cobenzl). Auch nach dem im Bibeltone gehaltenen „Buch Mayer, Hauptmanns des Königs „von Preusen, Welches beschreibt den Zug zu den Franken bis gen „Nürnberg. Beschrieben durch Nathan Mayer, Schutz-Juden in Fürth, „bey Nürnberg. Windsheim 1757“ plünderten die Soldaten der Freischar die Einwohner arg, „liessen sich begnügen an ihren Kleinodien „und nahmen ab die Spangen von ihren Händen und die Stirnbänder „von ihren Häuptern und die Ketten und die Halsbänder und die Ringe „— und Schrecken kam über alle Einwohner des Landes.“

ein leichtes Streifcorps durch das westliche Böhmen nach Franken zu senden. Er überwies seinem Flügeladjutanten, dem Oberstleutnant von Meyer, ein kleines Corps von 2000 Mann, bestehend aus zwei Batallionen Fussvolk zu 1500 Mann, 300 Husaren und 5 Geschützen sammt Bedienung und Train. Die Infanterie bestand aus sogenannten Freikompanien, welche von Meyer und Oberstleutnant Le Noble im verwichenen Jahre zu Naumburg und Freiberg gebildet hatten. Ohne Widerstand zu finden, verfolgte das Corps die gerade Strasse über Beraun, Rokitzan bis Pilsen. Hier nahm es erst die Natur eines Parteigängercorps an, welches überall und nirgends ist und somit allen geradlinigen Märschen, wo sich seine Ankunft berechnen lässt, ausweicht. Von Pilsen sprang es südlich ab nach Klattau, dann wieder nördlich hinauf nach Bischofteinitz und von hier südwestlich nach Waldmünchen, wo es das baierische Gebiet beschritt. Da der König das Corps wohl kaum mit einer ergiebigen Kriegskasse ausgerüstet hatte, so begann auch alsbald das jede günstige Volksstimmung vernichtende System der Requisitionen und Brandschatzungen in Ausübung zu kommen. Die Stadt Pilsen musste 9000 Gulden erlegen. Allenthalben, wo bewegliches Staatseigenthum, namentlich Getraidevorräthe waren, wurde es veräussert und dieses Schicksal theilten vielleicht irrthümlich selbst die Getraidespeicher des Grafen Trautmansdorf zu Bischofteinitz, deren Inhalt an die Ortsarmen zu den geringsten Preisen verkauft wurde. Im übrigen hielt das Freicorps seine Hände rein; es beging keine Gewaltthätigkeiten und übte Mannszucht. Kaum war dasselbe im oberpfälzischen und pfalzsulzbachischen Gebiete erschienen, so erhob sich das Landvolk und der Befehlshaber selbst wurde persönlich bedroht. Die Regierung zu Amberg wusste kein anderes Mittel der sich bildenden Krisis ein schleuniges Ende zu machen, als auf eigene Wagniss durch Zirkular d. d. 20. Mai alle Landbeamten in Kenntniss zu setzen, dass der Kurfürst in diesem Kriege sich neutral verhalten werde, und zugleich den Befehlshaber davon zu verständigen. Das Freicorps zog auf der Stelle ab und rückte am 19. Mai nordwärts in das zum Bisthum Bamberg gehörige Amt Vilseck, wo es seine Gegenwart durch starke Requisitionen kund gab, um sodann eine westliche Richtung über Hersbruk nach Lauf auf Reichsstadt-Nürnberg'schem Gebiete einzuschlagen.

Am 23. Mai hier angekommen, sandte der Kommandirende der Stadt eine Botschaft zu mit dem Begehren, sie möge sofort ihre Neutralität erklären, aber da die darüber eröffneten Unterhandlungen zu keinem Resultate führten, so setzte sich das Corps wieder in Bewegung, erschien am 27. Mai vor den Thoren von Nürnberg und berannte die Stadt. Der fränkische Kreiskonvent, der gerade daselbst versammelt war, hatte den Stadtrath veranlasst, die gesammte Miliz in die Mauern zu ziehen, die Thore zu schliessen und alle äusseren Linien Preis zu geben. Das feindliche Corps umzingelte daher ohne Mühe die Stadt und sperrte alle Wege so vollständig, dass jede Verbindung nach Aussen unmöglich wurde. So wenig selbe diesem Zustande mit den Waffen in der Hand ein Ende machen konnte, eben so wenig vermochte sie in die Länge wegen zu grosser Ausdehnung der Befestigungswerke und der unzureichenden Zahl der durch den Dienst erschöpften Mannschaft sich zu schützen. Um dem Nothstande der Gewerbe, der wegen Absperrung der Lebensmittel von Aussen und des Warenverkehres bei längerer Anwesenheit des Freicorps zu befürchten stand, zuvorzukommen, da keine Aussicht auf eine Kreis- oder Reichshülfe vor der Hand sich darbot, sah sich der Stadtmagistrat veranlasst, mit dem Befehlshaber in Unterhandlung zu treten. Derselbe forderte fortwährend die Neutralitätserklärung, zu welcher sich jedoch die bedrängten Väter der Stadt nicht entschliessen konnten; sie erboten sich dagegen zur Erlegung einer beträchtlichen Geldsumme und was jedenfalls eine höchst missliche Sache war, zu einer Zuschrift an König Friedrich, um ihn von der Lage der Dinge in Kenntniss zu setzen. Der Kreiskonvent glaubte auch nicht unthätig bleiben zu dürfen. In offenbar irriger Meinung sprach er sich dahin aus, dass der König das reichsverfassungswidrige Verfahren des Kommandirenden gewiss missbilligen werde, und forderte ihn auf, die fränkischen Kreislande mit seinem Corps zu verlassen. Dazu hatte nun Meyer eben keine Lust und er erklärte darüber bereits das Nöthige an den König nach Böhmen berichtet zu haben, aber da er wohl einsah, dass vor Nürnberg keine weiteren Fortschritte zu machen seien, so sammelte er sein Corps und zog südwärts nach Schwabach ab.[38]

38. In Nürnberg hielt sich ein kurbrandenburgischer Resident Buretti auf, der sicher für die Interessen seines Herrn wirkte. Nach Angabe

der „Staats- und Lebensgeschichte Friedrichs des Grossen.“ Frankfurt und Leipzig 1762, II, 136 hätte Meyer zuerst gefordert, dass Nürnberg sein zum Reichsheere bestimmtes Kontingent dem Könige von Preussen überlassen solle, und hernach, dass Nürnberg wenigstens „auch nicht einen einzigen Mann“ zum Reichsheere gebe. In der blokirten Stadt drohten die Bürger die Preussen einzulassen — wie St. Pierre am 29. Mai 1757 an Cobenzl schrieb — und man befürchtete, dass alsdann das Geschütz in die Hände der Preussen fiel und die Soldaten sich mit ihnen vereinigten. Das städtische hinter Mauern und Gräben stehende Kriegsvolk betrug 3000 Mann, der Angreifer hatte nur 1500, auch sicherten die versammelten Stände des fränkischen Kreises baldige Hülfe zu, nichts desto minder setzte Nürnberg keinen kräftigen Widerstand entgegen. Der Rath erbot sich, im Falle er mit der angesonnenen Neutralität allergnädigst verschont werde, 80,000 Gulden zu erlegen, und richtete am 31. Mai und 1. Juni zwei demüthige Schreiben an den König von Preussen, ihn dem mächtigen Schutze Gottes getreulich, sich selbst zu königlichen Hulden submissest empfehlend, um zu bitten, dass er nach seiner weltbekannten Clemenz und Gerechtigkeitsliebe der Reichsstadt die Absonderung von der gesetzlichen und gemeinsamen reichs- und kreisständischen Verbindlichkeit nicht anmuthe. Aus dem Lager vor Prag antwortete Friedrich am 5. Juni: was das zu Abkaufung der Neutralität von freien Stücken angetragene Geld anlange, so müsse er dem Rath zu erkennen geben, wie er allzeit sehr weit davon entfernt gewesen, Geldes halber Krieg zu führen, und hätte der Rath billig anstehen sollen, auf eine dergleichen indigne Art von seiner königlichen Majestät zu denken; er führe den Krieg zum besten der Reichsverfassung und bestehe daher auf Neutralität. — Muthmasslich hätte sich diese Reichsstadt dazu bequemt, deren Vorgang stets auf Franken mächtig wirkte; Meyer wurde jedoch durch den Anzug der fränkischen Kreistruppen bereits am 11. Juni das nürnberger Gebiet zu verlassen genöthigt. Von Fürth forderte er 240 Karolinen, eine goldene Uhr und eine goldene Tabacksdose, erhielt auch das Begehrte (Brief an Cobenzl vom 11. Juni). Die fränkischen Kreistruppen sollten sorgen „damit besagter Meyer eingefangen werde, auf dass an demselben andern zum Abscheu die verwürkte Straffen mögen vollzogen werden,“ doch Meyer wendete sich mit so vieler Geschicklichkeit „qu'aucun stratagème de Mr. Colb ait pû lui faire perdre un homme.“

Auf Nürnberg warf der Kaiser nun seine Ungnade, nicht auf die Bürgerschaft, sondern auf den Stadtrath. Diesem rückte er (Wien 25. Juni 1757) vor, der schwersten Verbrechen sich schuldig gemacht zu haben; er habe die öffentlich angeschlagenen kaiserlichen mandata avocatoria abnehmen lassen, habe ohne Noth mit dem aufrührerischen Kurfürsten unterhandelt, sogar beabsichtigt, nach dessen Verlangen die schuldige Beihülfe dem Reiche und dessen Ständen zu entziehen. Der Reichshofrath wurde beauftragt, gegen den Stadtrath zu verfahren und der Reichsgeneralissimus angewiesen, insofern die Stadt nicht schleunig den kaiserlichen Weisungen nachkomme, für den Vollzug

Sobald die Reichsversammlung zu Regensburg die Anwesenheit eines feindlichen Freicorps gleichsam im Herzen Deutschlands erfuhr, erhob sich ein unendlicher Alarm. Die Unruhe der Gesandten wirkte in gleicher Weise auf die Bürgerschaft zurück und bald war niemand zu finden, der Habe, Gut und Person für gesichert gehalten hätte. Der kaiserliche Prinzipalkommissar und die Mehrzahl der reichsständischen Gesandten stellten an Baiern ohne Aufschub das Ansuchen, zur Deckung des Reichstages ein Regiment Fussvolk abzuordnen, damit er wenigstens vor der Hand dort verbleiben könne. Während der Berennung Nürnbergs wuchsen indessen die Besorgnisse auf das höchste und viele der Herrn sowie auch der kurmainzische Gesandte waren auf Grund der erhaltenen Instruktionen des Dafürhaltens, dass die Versammlung sich einstweilen der grösseren Sicherheit wegen nach Frankfurt zurückziehe, um nicht bei eintretendem Unfalle, nämlich dem Heranzuge des Feindes, grossen Ungelegenheiten ausgesetzt zu sein. Der Abgeordnete eines geistlichen Reichsfürsten verlor die Fassung so sehr, dass er von seinem Gebieter die Gewährleistung des Werthes seiner Effekten zu dreissig tausend Gulden, sowie eine Indemnisation forderte, im Falle seiner Person etwas zustossen sollte.[39] Der Anordnungen wurden indessen viele getroffen, aber keine einzige wurde im Wirrwar ausgeführt. So sollten schon Ende Mai die fränkischen Kreistruppen bald in der Nähe von Nürnberg, dann aber bei Kitzingen am Main sich sammeln, die Baiern und Oberpfälzer zu Amberg, das schwäbische Kontingent sollte graden Weges auf Nürnberg losziehen und die Kreise Oberrhein und Kurrhein

---

zu sorgen. „Wir meynen all dieses ernstlich" schloss das zornige Schreiben an Nürnberg. Buretti sollte binnen drei Tagen aus der Stadt gewiesen werden; die den Preussen angebotenen 80,000 Gulden sollten für den Kaiser hergegeben werden und theils zur Schadloshaltung der von Meyer verletzten Bamberger und Ansbacher, theils zur Füllung des Seckels des Markgrafen von Ansbach dienen; endlich wurde die Reichsstadt ihrer gewöhnlichen Titulatur entsetzt.

Nach einem Briefe St. Pierre's an Cobenzl hätte der Markgraf von Ansbach dem General Colb Befehl gegeben: „s'il pourroit convaincre, qu'un de ses vilages auroit favorisé le parti de Mayer ou fait quelque chose au desavantage de ses trouppes, qu'il n'avoit qu'à bruler le vilage!"

39. Der würzburgische Reichstagsgesandte von Fechenbach d. d. 28. Mai.

und Schwaben dem fränkischen ebenfalls unverweilt zu Hülfe eilen; ferner, berichtete man aus Wien, habe Marschal Daun den Befehl erhalten, zwei Husarenregimenter in die Oberpfalz zu senden, um das Freicorps aufzusuchen und zu sprengen. Da am ersten Juni noch kein Mann auf den Sammelplätzen war, so erliessen die kreisausschreibenden Fürsten in Franken, der Fürstbischof von Würzburg und Bamberg und der Markgraf von Ansbach an alle ihre Mitgenossen die Aufforderung, sofort ihre Kontingente zu stellen. Die Gefahr brachte wirklich 6000 Mann in so kurzer Zeit zusammen, dass bereits am 5. Juni der würzburgische General von Kolb deren Oberbefehl übernahm. Obige forderten ferner den kaiserlichen Hof- und Staatskanzler auf, in Anbetracht der grossen Schnelligkeit, womit das Freicorps seine Züge bewerkstellige und weil auch von Sachsen her Gefahr drohe, die anderen Reichskreise zum Zuzuge anzuweisen und das fränkische Kontingent durch kaiserliche leichte Reiterei zu verstärken. Der Reichsvizekanzler Graf Colloredo setzte indessen beide obige Fürsten in Kenntniss, dass der Kaiser sämmtlichen Reichskreisen habe zuschreiben lassen, ihre Truppen alsbald an die fränkischen anzuschliessen. Sie zögerten nämlich sämmtlich mit ihrer Hülfe. Der oberrheinische Kreis hatte sich dahin geäussert, es sei dem fränkischen bei diesem Ereigniss kein rechter Ernst, und Schwaben machte denselben Vorwurf hinwiederum allen beiden.

Am 2. Juni waren die fränkischen Kontingente, jedoch mit Ausschluss des baireuthischen und jener der widrig gesinnten Reichsstädte, bei Langenfeld, nordwestlich von Neustadt an der Aisch im Lager vereinigt, während das Freicorps bei Schwabach die südliche Richtung wieder verlassen hatte und nun über Rossstall, Kadolzburg, Fürth, Wilhelmsdorf und Langenzenn sich der fränkischen Kreismacht näherte, dabei aber die Orte weniger, wie früher schonte. General von Kolb ergriff jetzt die Offensive und rückte von Langenfeld und Emskirchen am 9. Juni gegen Langenzenn vor, wo die Gegner Lager geschlagen hatten. Ein Gefecht anzunehmen, fand Meyer nicht rathsam, sondern er brach am folgenden Tage nach Vach an der Regnitz auf, führte das Corps auf das rechte Ufer des Flusses hinüber und brach die Brücke hinter sich ab. Als einige Stunden später die fränkische Streitmacht nahte, entspann sich ein lebhaftes gegenseitiges

Feuer. Die Preussen, vielleicht muthmassend, General Kolb habe die Absicht und die Hülfsmittel, hier den Uebergang über die Regnitz zu bewerkstelligen, hatten das Flussufer und die dort gelegenen und zu Vach gehörigen Häuser besetzt. Das gegenseitige Feuern, dessen Resultat beiderseits in einem Dutzend Todter und Verwundeter bestand, endete damit, dass das fränkische Corps flussabwärts gegen Herzogaurach zog, um von hier aus das andere Ufer zu gewinnen. Als es aber bei der ersehnten Brücke anlangte, befand sich das Freicorps bereits zu Erlangen, denn an rasche und eilige Märsche gewöhnt, überbot es die Reichstruppen an Gewandtheit. Desshalb klagte Fürstbischof Adam Friedrich mit Recht, dass die Gegner letztere, die doch drei bis viermal so stark seien, namentlich durch die leichte Reiterei in beständigem Athem erhielten. Häufig von bösgeartetem Landvolk unterstützt hätten sie einen Tagemarsch voraus und erschienen dann an einem andern Orte, wo man sie nicht vermuthet habe. Als General von Kolb sah, dass der Feind schon wieder einen Vorsprung hatte, verlor er die Lust, ihn persönlich weiter zu verfolgen. Er übertrug dem Oberstleutnant von Eptingen das Kommando über einige tausend Mann zur weiteren Verfolgung und zog mit dem Ueberreste nach Fürth in das Lager.

Das Freicorps zog an der bambergischen Festung Vorchheim vorbei in das Ebermannstadter Thal, um sodann am 13. Juni durch das Amt Hohlfeld nach Schesslitz, nordöstlich von Bamberg, zu ziehen. Der sechszehnte Juni wurde für dasselbe ein verhängnissvoller und der schlimmste Tag, den es während seines Kriegszuges erlebte. Als das Corps vor dem Städtchen Weissmain ankam, requirirte es eine sehr bedeutende Zahl von Lebensmitteln, statt deren der Rath eine Abfindungssumme von 300 Gulden zu erlegen sich erbot. Da dieses Anerbieten abgewiesen wurde, so bequemte sich die Stadt nebenbei auch zu einer Brodlieferung. Wie der königliche Major von Salmen eine abermalige Abweisung überbracht hatte, befahlen der bambergische Vogt und der Bürgermeister die Sturmglocke zu ziehen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Nach langer Berathung des Stabes liess der Befehlshaber um sieben Uhr Abends das Städtchen aus fünf Geschützen beschiessen und das sogenannte untere Thor stürmen. Hundert zwanzig Mann Infanterie mit vier Offi-

zieren und an ihrer Spitze zwölf Pionniere forcirten unter dem Feuer der Belagerten das Thor. Als aber die Sturmkolonne in die Strasse vordrang, wurde ihr ein schlimmer Empfang. Alle Häuser waren von streitbaren Bürgern besetzt und aus den Fenstern und von den Dächern schlug ein dichter Kugelregen nieder. Der Kampf war kurz aber blutig. Mit Verlust von zwölf Todten und mehr als fünfzig schwer Verwundeten räumten die Stürmenden Strasse und Thor, welches letztere von neuem verrammelt wurde. Wohl erfolgte kein zweiter Angriff, aber plötzlich loderte die kleine, aus 24 Wohnhäusern, ohne die Nebengebäude zu rechnen, bestehende Vorstadt in Flammen auf; zur Strafe und aus Rache hatte der preussische Befehlshaber sie in Brand stecken lassen. Er zog sofort ab.

Als das Corps am 17. Juni zu Mainroth ankam, erhielt es die Kunde, dass Eptingen hinter ihm herziehe. Es brach daher am folgenden Tage gegen Burgkunstadt und von da weiter ostwärts gegen Kulmbach auf, als wenn es seine Absicht wäre, sich durch das Fichtelgebirge nach Böhmen zu ziehen. Als aber am 21. Juni das fränkische Corps abermals in seine Nähe kam, machte es einen gewaltigen Contremarsch gegen Nordwesten in das Herzogthum Sachsen-Koburg, stellte sich zu Grub, Roth und Seidensdorf auf und brandschatzte von hier aus viele bambergische Dörfer. Erst als die Kreistruppen nahten, gab es seine Stellung auf und zog dem schwarzburgischen Gebiete zu. Ein längeres Verweilen im fränkischen Kreise hätte übrigens sehr gefährlich werden können, denn hinter Eptingen zog Oberst Moser mit einer starken Truppenabtheilung und hinter diesem mit einer noch stärkern Generalmajor von Wildenstein her.

Ueber keinen Führer irgend eines preussischen Corps geben sich so viele üble Nachreden kund, als wie über Oberstleutnant von Meyer; er wurde ohne Widerrede der bestgeschmähte Mann im ganzen deutschen Reiche. Der Schaden, den er in den verschiedenen Landestheilen verübte, war verhältnissmässig sehr gering, denn als die bambergische Regierung ihre und ihrer Unterthanen Einbusse beim Kreiskonvent angegeben hatte, belief sich der Gesammtschade nur auf die Summe von 54,689 Gulden. Der verwegene Kriegszug selbst war es, der den Unwillen der Reichsfürsten auf das höchste steigerte und in sehr vielen die Muthmassung hervorrief, da man wahrscheinlich in den

früheren Kriegen von einem Freicorps nichts gesehen und erfahren hatte, Meyer sei nichts als ein Partisan und Condottiere nach altem Zuschnitte, der im Grunde blos auf eigene Rechnung Krieg führe. Die darüber kund gewordenen offiziellen Aeusserungen der Fürsten und Reichsbehörden lauten namentlich dahin: Meyer habe vom König von Preussen keinen Bestallungsbrief und gebe sich somit blos für einen preussischen Stabsoffizier aus. Der Reichsvizekanzler war in einem Erlasse d. d. 8. Juni der Ansicht, man müsse dahin wirken, denselben als Rädelsführer gefänglich einzubringen, um ihn sodann nach Massgabe der Reichsgesetze als Landzwinger und Wegelagerer öffentlich zu bestrafen. Ein an die Reichsversammlung zu Regensburg erlassenes kaiserliches Kommissionsdekret d. d. 9. Juni räumte zwar ein, dass das fragliche Corps ein königliches und aus Freikompanien gebildetes sei, es werde jedoch von einem erst vor kurzer Zeit aus den Banden entlassenen berüchtigten Bösewicht, Namens Meyer, angeführt. Mannschaft sowohl als Befehlshaber seien desshalb zur Haft zu bringen, um sie als Landzwinger den Reichsgesetzen gemäss zu bestrafen. — Jetzt war es somit an der Zeit, dass sich Erich Christoph von Plotho einmal wieder zu vernehmen gab. In einem an sämmtliche Gesandtschaften gerichteten Zirkulare d. d. 4. August sprach er sich dahin aus: „Der König könne zur Prävention der ihm drohenden Gefahren und Nachtheile keinen Schritt thun, ohne dass der Reichshofrath sich anmasse, sogleich die grosse Sturmglocke zu läuten und alle Unternehmungen und Vorkehrungen mit den schwärzesten Farben auszumalen. Grosser Lärm habe sich erhoben, als der König vor einiger Zeit ein Corps leichter Truppen in den fränkischen Kreis und ein anderes in das Erfurt'sche habe einrücken lassen. Der nunmehrige königlich preussische Oberst von Meyer verdiene die injuriösen Prädikate, die man ihm beigelegt habe, durchaus nicht. Niemals habe derselbe Strafe erhalten, ausgenommen einen kurzen Arrest wegen eines Duells mit dem sächsischen Oberst Grafen von Vitzthum. Seine und seines Corps Absendung habe der König für zweckmässig gehalten, um die Bewegungen der Kreistruppen zu beobachten, da man mit dem Anzuge einen Reichsarmee gedroht habe. Der König habe nie die Absicht gehabt, den versammelten Reichstag zu beunruhigen, viel weniger dessen Malstadt zu besetzen. Er werde vielmehr auf die Sicherheit

des Reichstags ebenfalls bedacht sein und sowohl Regensburg als andere Reichsstädte gegen alle Kränkungen ihrer Freiheiten zu schützen trachten." — Die Genugthuung, welche Meyer erhielt, beschränkte sich aber weder auf seine Rechtfertigung durch den preussischen Gesandten, noch auf seine Beförderung zum Obersten, denn bevor noch das Jahr zu Ende ging, ernannte Friedrich den hart geschmähten Diener zum Generalmajor. Plotho machte mit einer neuen Denkschrift vom 16. Dezember, welche von Kurmainz sämmtlichen Gesandtschaften mitgetheilt wurde, in dieser Sache den Schluss. Er erklärte darin, „dass der Bericht des fränkischen Kreiskonvents vom 17. Oktober bezüglich des früheren königlichen Obersten und nunmehrigen Generals von Meyer voll von Uebertreibungen sei. Der angegebene bambergsche Verlust sei durch gar nichts belegt; belaufe sich aber der Schaden wirklich so hoch, so habe der König nach fruchtlosem Anerbieten der Neutralität nur so gehandelt, wie er habe handeln müssen. Wegen der Indemnisation möchten sich daher die Beschädigten an den Kaiser und dessen Alliirte halten, die mit einander diese Zustände veranlasst hätten." — Wenn übrigens der Erfolg über die Zweckmässigkeit getroffener Massregeln entscheidet, so war dieser bezüglich der ganzen Expedition ein negativer; es hatte sich herausgestellt, dass des Königs Sache in den durchzogenen Landstrichen keine zu irgend einem Unternehmen geneigten und entschlossenen Anhänger hatte.

Während dieses Streifzuges durch Franken sandte König Friedrich ein stärkeres Corps in das zum mainzischen Kurstaat gehörige erfurter Gebiet ab. Der vorgeschützte Zweck war, Kurmainz zur Neutralität zu zwingen, der wahre dagegen, den Versuch zu machen, bei dem Herannahen der Franzosen und der Reichsarmee einen festen Anlehnungspunkt zu gewinnen. Der Kurerzkanzler und erste geistliche Kurfürst des Reichs konnte wohl kaum, wenn ein feindliches Heer selbst in das Herz seines Landes eingedrungen wäre, sich zur Neutralität bequemen, geschweige denn durch momentane Besetzung eines kleinen weit entlegenen Landstriches sich dazu zwingen lassen. — Im Mai hatten die bisher im Henneberg'schen und Vogtlande stehenden königlichen Streifcorps bereits sich zusammengezogen und ein Corps von 8000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals von Oldenburg gebildet. Am 16. Juni lief zu Erfurt die

Nachricht ein, dass derselbe mit seiner Schar zu Orlamünde angelangt sei und wahrscheinlich zur kurbraunschweigisch-hessischen Armee stossen werde. Unverhofft erschien aber am Morgen des 19. Juni die Vorhut des Corps vor Erfurt, und ein Parlementär stellte das Ansinnen, dass sich die Garnison, bestehend aus einem mainzischen und einem österreichischen Batallion des Regiments Geistruck sammt der Stadt und Feste Petersberg ergebe. Der kurfürstliche Statthalter von Warsberg schlug diese Forderung mit dem Bedeuten ab, seinen Landesherrn sogleich in Kenntniss setzen zu wollen, um weitere Verhaltungsbefehle zu erwirken. Die Garnison jedoch, zu schwach, um die weitläufigen Werke der Stadt zu vertheidigen, überliess selbe dem feindlichen Corps und zog sich auf den Petersberg zurück. Der preussische Flügeladjutant von Marwitz, welcher indessen mit Aufträgen angelangt war, sandte dem Kurfürsten mittelst Couriers eine schriftliche Deklaration bezüglich der Neutralität zu, des Inhalts: „Der König gedenke zwar nicht, Alliirte durch Anwendung von Gewalt zu erwerben, aber er könne auch nicht zugeben, dass die Stände des Reichs sich missbrauchen oder zwingen liessen, an einem Kriege, den er mit der Königin von Ungarn führe, Theil zu nehmen. — Jene Stände, welche die Neutralität nicht annehmen würden, sollten als Feinde behandelt werden." Als Antwort hierauf gab der Kurfürst dem Befehlshaber der Zitadelle, Oberst von Hagen, den Befehl, es auf das Aeusserste ankommen zu lassen und sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Fruchtlos waren daher Oldenburgs Drohungen, er werde die Feste stürmen und die kurfürstlichen Räthe und Stiftsherren in die vorderen Glieder der Sturmkolonne stellen. Eine Androhung, die der General nicht wahr zu machen gedachte, konnte nicht die mindeste Wirkung haben. Als am 23. Juni der Kurfürst durch seinen Statthalter dem feindlichen Befehlshaber hatte entbieten lassen, dass er das entstandene Missverhältniss bedauere, dass er aber nur das gethan habe, was die Reichsgesetze vorschrieben und das Reichsoberhaupt mit Zustimmung der Reichsstände gefordert habe, er somit alles Uebrige der göttlichen Vorsehung anheim stellen müsse, begriff General von Oldenburg sehr gut, dass ein längerer Aufenthalt seines Corps nutzlos sein würde. Er eröffnete daher sogleich Unterhandlungen mit der Stadt wegen einer von ihr zu erlegen-

den Kriegskontribution. Letztere sah sich genöthigt eine Summe von 150,000 Thlr., die Klostergeistlichkeit eine von 30,000 Thlr. und beide zusammen 50,000 Thlr. sogenannte Douceurs-Gelder und Exekutionsgebühren für die Truppen zu verheissen, aber als es auf die Zahlung ankam, konnten die verheissenen Gelder nicht beigetrieben werden, und Stadt und Geistlichkeit mussten vier Geiseln stellen. Mit diesen zog am 24. Juni gegen Abend das Corps ab. — Alle diese Vorfälle stellte der kurerzkanzlerische Bevollmächtigte Philipp von Linker und Lutzenwick in einer Denkschrift zusammen und überreichte sie als Beschwerde dem Reichstag, der selbe durch den Druck veröffentlichte. Der Gesandte forderte Namens seines Herrn Hülfe, Entschädigung und Genugthuung. Es erfolgte hierauf ein kaiserliches Kommissionsdekret am 9. Juli, welches abermals hervorhob, wie sehr ein enges Zusammenwirken zur Nothwehr und Sicherung der Reichslande erfordert werde.

Der preussische Gesandte ermangelte nicht, sich in einer Gegenschrift vom 4. August über jene Beschwerde dahin zu äussern, dass es dem König nicht übel gedeutet werden könne, wenn er gegen die ihm feindlich gesinnten Reichsstände seine Vorsichtsmassregeln ergreife, und zwar um so weniger, als sowohl die Kreistruppen als die Franzosen Miene gemacht, die Stadt und Feste Erfurt zu besetzen. Es sei übrigens reichs- und weltkundig, dass der kaiserliche Hof fremde Truppen gegen den Inhalt der Reichskonstitutionen und der Wahlkapitulation in das deutsche Reich berufen habe, von welchen die westfälischen Lande feindlich seien überzogen und die königlich preussischen Besitzungen als eroberte Provinzen erklärt worden. Man habe daher durchaus keinen Grund, sich über Preussen beschweren zu wollen. — Als einen Monat später die Besorgniss des Königs, Erfurt werde von Franzosen und Reichstruppen besetzt werden, wirklich in Erfüllung gegangen war, trat sein Gesandter zu Regensburg am 8. September abermals mit einer Denkschrift auf und rügte zunächst, dass Kurmainz bei zwei Instanzen zugleich seine Klage angebracht habe und zwar nicht blos bei dem Reichstag, sondern auch beim Reichshofrath, um das Reich gegen den König aufzubringen und ein Reichsgutachten an den Kaiser zu veranlassen. Kriegsraison habe die Besetzung Erfurts rathsam gemacht, denn der König habe die Besitzname durch die Franzosen befürchtet und in Sorgen gestanden, dass der

erste Kurfürst und Reichskanzler es selbst sein werde, der den Satzungen des Reichs zuwider fremde Truppen in das Reich rufe. Das sei nun auch wirklich eingetroffen und selbe hätten aus Erfurt einen Waffenplatz gemacht, um von hieraus den König zu bekriegen. Wenn derselbe gegen Reichsstände, welche die Partei seiner Gegner ergriffen, sich nicht freundlich bezeigen könne, so hätten sie sich natürlich dasselbe selbst beizumessen und ihre vermeintliche Entschädigung von jenem Hofe zu erholen, welchem zu Liebe sie sich solches Ungemach zugezogen. — Der Schluss dieser Deklaration besagte somit dasselbe, was der Gesandte auch rücksichtlich der fränkischen Expedition erklären zu müssen glaubte. Faktisch befand sich der König im Kriegszustande mit dem Reich, aber dieser Ausdruck wurde bisher noch immer vermieden.

10.

Anstalten zur Bildung einer Reichsarmee, beschleunigt durch den Einfall des preussischen Freicorps. — Die Kontingente und deren Zustand. — Aufbruch der Reichsarmee unter dem Herzog Josef von Sachsen-Hildburghausen von der fürther Haide nach Thüringen am 23. Juni. — Vereinigung mit einem französischen vom Fürsten von Rohan-Soubise geführten Heere zu Anfang Septembers an der Saale und Anmarsch einer zweiten französischen Armee unter dem Marschal Herzog von Richelieu gegen Halberstadt und Magdeburg. — Vorrücken des Königs nach Leipzig und dann bis Erfurt. — Beiderseitige Bewegungen. — Der König gibt am 16. Oktober seine Stellung auf, zieht mit dem Heere nach Leipzig und von dort in drei Kolonnen ostwärts. — Aufbruch der kombinirten Armee in das Elsterthal: Hildburghausen zu Pegau, Soubise zu Weissenfels an der Saale, die Vorhut vor Leipzig. Der König kommt am 26. Oktober mit dem Heere zurück. — Die Verbündeten gehen auf das linke Saalufer über und der König folgt. — Innere Verhältnisse bezüglich der erstern. — Schlacht bei Rossbach am 5. November. — Trennung der französischen und der Reichsarmee; erstere nach Hannover, letztere nach Franken. — Massregeln und Plane zu deren Wiederherstellung. — Manifestationen zu Regensburg. — Ansichten der Diplomaten.

In Folge der zu Regensburg stattgefundenen kaiserlichen Kommissionsanträge behufs der Aufstellung einer Reichsarmee

erging am 9. Mai ein Gutachten der Reichsstände. Statt der vom Kaiser gewünschten 40 Römermonate in Geld zur Bildung einer Reichsoperationskasse, weil kein Beitrag von Seiten der Kreise Obersachsen, Niedersachsen und Westfalen zu erwarten sei, wurden gleichwohl von den Ständen nur 30 Römermonate bewilligt. Jeder Stand werde übrigens seine Truppen im Felde sowie auf dem Marsche auf eigene Kosten verpflegen; jeder Kreis habe seine Artillerie zu stellen. Der Kaiser möge rücksichtlich des Oberbefehls und der Generalität die gehörigen Anordnungen treffen und ferner den Versammlungsort bestimmen, wo die Kreisvölker an den Oberfeldherrn zu überweisen seien. Kein Reichsstand solle das Recht haben, sich von der Vertheidigung der Sicherheit des Reichs wie immer loszusagen. — Bereits am 19. Mai erfolgte das kaiserliche Ratifikationsdekret mit grossem Danke für die bewilligte Geldhülfe, und zu gleicher Zeit wurde der Reichsversammlung die Anzeige, dass der Kaiser dem kaiserlichen Feldmarschal und Reichsfeldzeugmeister, Herzog Josef von Sachsen-Hildburghausen, den Oberbefehl über die zwischen Nürnberg und Würzburg zusammen zu ziehende Reichsarmee übertragen habe, dass der Herzog jedoch denselben im Einvernehmen mit dem kaiserlichen und ersten Reichsfeldmarschal, dem Herzog Karl von Lothringen, führen solle. Herzog Josef war ein hochgebildeter und noch im kräftigen Mannesalter stehender Fürst; er befand sich im fünf und fünfzigsten Lebensjahre.

Den ersten kräftigen Impuls zum wirklichen Handanlegen an das schwierige Werk gab der Einfall des preussischen Freicorps in Franken, und ohne dieses Ereigniss wäre der neue Oberfeldherr wahrscheinlich in diesem Jahre noch ohne Armee geblieben. Mit Recht bemerkte ein Gesandter am Reichstage, man verdanke es blos dieser Expedition, wenn man endlich eine Reichsarmee auf die Beine bringe. Die französischen Heerführer liessen es an Zuschriften nicht fehlen, um die Aufstellung einer Reichsmacht zu beschleunigen, und Marschal d'Estrées wies am 17. Mai von Wesel aus auf Nürnberg als den wohlgelegensten Punkt hin, da selbe dort wenigstens sich im Bereiche finde, wo sein König sie unterstützen könne. Je geschwinder man dort die Reichsarmee zusammenziehe, einen um so grösseren Einfluss könne sie auf den Zustand der Angelegenheiten in Böhmen gewinnen. Der Reichsvizekanzler, der jedoch von der Ansicht

des Marschals nichts wusste, sprach sich blos einige Tage später dahin aus, dass die Aufstellung wohl am zweckmässigsten bei Würzburg geschehen werde. Das französische Kabinet setzte zwar den königlichen Bevollmächtigten beim fränkischen Kreise, den Ritter von Folard, am 23. Juni in Kenntniss, dass der Hof an Absendung zweier Corps denke, um speziell Würzburg, Ansbach und Baireuth zu decken, aber gleichzeitig verwies man auf grössere Thätigkeit des Reichstags. Wirklich brach auch noch im Juni die alte Eisdecke und die Masse kam in Bewegung. Aus Westen und Süden setzten sich die Kontingente anfangs nach Kitzingen am Main, dann nach der fürther Haide in Marsch. Die rheinischen Kurfürsten Mainz, Köln, Trier und Pfalz stellten sieben Regimenter zu vierzehn Batallionen; Mainz die Regimenter Ried und Knorr, Köln Nothaft und Wildenstein, Pfalz Effern und ein Reiterregiment und Trier ein Regiment. Baiern sandte zwei Regimenter mit sechs Geschützen unter dem Befehle des Generalmajors Grafen von Holnstein. Die grössern Kontingente der Kurfürsten, die übrigens wie die aller andern Reichsstände sehr mässig waren, boten wenigstens den Vortheil dar, dass jedes für sich auf gleichmässige Weise gekleidet, bewaffnet und eingeübt war, aber jedenfalls schlimm sah es mit den Truppen der kleineren Reichsstände aus. Um ein kleines Bild der Zusammensetzung vieler Reichsregimenter zu geben, nehmen wir beispielsweise den schwäbischen Kreis, welcher vier Regimenter Fussvolk stellte, nämlich Würtemberg, Fürstenberg, Baden-Durlach und Baden-Baden, und zwei Reiterregimenter, Würtemberg und Hohenzollern-Sigmaringen. Was nun die Formation betrifft, so bestand das erste aus lauter Würtembergern; vom zweiten zählte das erste Batallion 4 Kompanien von Fürstenberg, 1 des Stiftes Kempten und 1 des Klosters Weingarten; das zweite Batallion 4 bischöflich-augsburgische, 1 der Reichsstadt Augsburg und 1 des Klosters Ochsenhausen. — Das Baden-Durlach'sche Regiment im ersten Batallion: zwei baden'sche Grenadierkompanien, 1 der Reichsstadt Heilbronn, 1 von Rothweil, 1 von Schwäbisch-Gmünd und 1 von Hall; im zweiten Batallion 2 von Ulm, 1 von Lindau, 1 von Oettingen-Spielberg, 1 von Nördlingen und 1 von Dünkelsbühl. Das letzte Regiment im ersten Batallion: 2 Kompanien von Baden-Baden, 1 von Oettingen-Wallerstein, 1 von Ellwangen, 1 von Schwarzenberg, 1 der Gra-

fen Fugger; und schliesslich im zweiten Batallion abermals sechs Kompanien, welche vom Hochstift Konstanz, Ueberlingen, Truchsess-Scheer, Truchsess-Wolfegg (Zweige des Hauses Waldburg), Mindelheim und Memmingen gestellt wurden.[40]

---

40. Ende Juni, Anfang Juli waren die Truppen derjenigen Kreise in Bewegung, welche die „Reichs-Exekutions-Armee“ bilden sollten, die Mainzer, Trierer, Pfälzer u. a., um Sachsen für den Kurfürsten zurückzuerobern. Die Reichsbewaffnung war, wie Graf Pergen an Cobenzl schreibt, besser in Zug gekommen, als man gehofft hatte. Der Ausfall der Schlacht bei Kollin und der Heranzug eines französischen Streitheeres öffnete das Ohr für die Mahnungen der Reichsbeamten und kaiserlichen Diener.

Jenes regensburger Reichsgutachten vom 9. Mai 1757 hatte zwar ausgesprochen, dass kein Reichsstand sich wie immer von der Vertheidigung des Reichs lossagen dürfe, allein Einigkeit war einmal nicht im heiligen römischen Reiche, und anstatt Folge zu leisten, reichten verschiedene Stände Verwahrungen gegen die auf Bewaffnung und Beisteuer bezüglichen Beschlüsse ein, und mit Bezugname auf das sogenannte Jus singulorum, wonach Mehrheit unverbindlich sein sollte, vornämlich gegen den Artikel, welcher alle Staaten verbindlich machen wollte. Nicht sämmtliche Stände hatten sonach den ihnen obliegenden Zuzug zum Reichsheere geschickt. Oesterreich entsendete zu ihm einige Kürassir- und einige ungarische Husarenregimenter und das in seinem Solde stehende Regiment Roth-Würzburg.

Ausser der geschilderten Buntscheckigkeit schadete der Mangel an taktischer Abrichtung. Denn diese flösst dem gemeinen Krieger Sicherheit ein und setzt den Feldherrn in den Stand, seine Massen leicht und schnell auf alle Punkte zu bewegen. Was aber liess sich ausrichten, wenn auch noch die nöthige Ausrüstung mangelte! „C'est une pitié de voir ces trouppes du cercle (schreibt St. Pierre am 29. Mai aus Würzburg, dem Sammelplatz der fränkischen Mannschaft) il n'y a rien de pret, ni armes, ni cheveaux, cela fait trembler les officiers, qui doivent marcher“.

Mit höchster Unlust zog obenein ein bedeutender Theil dieser Truppen in's Feld. Offen sprach in ihrer Mitte sich die Vorliebe für den preussischen König, den sie niederkämpfen sollten, aus. Gleich beim Ausrucken trat Widerspenstigkeit hervor. Die ansbachischen Offiziere trugen gar kein Gefallen an diesem Kriege, und man wollte wissen (Brief St. Pierre's vom 12. Juni 1757), dass der Markgraf von Ansbach dem General Kolb Vollmacht gegeben habe, wofern ein Offizier sich weigere zu marschiren, auf der Stelle Standrecht zu halten. Das Regiment von Darmstadt erhob auch Schwierigkeiten, wurde aber gebeugt. Graf Pergen bemerkt, indem er dies an Cobenzl schreibt: „Je ne saurois cependant exprimer a Votre Excellence, quel prejugé regne parmi le peuple protestant en faveur du Roy de Prusse. On diroit que c'est Leur Dieu, mais ils en sont bien le sacrifice.“ — Der Herzog von Würtemberg sollte

für die Subsidien, die er in seine Tasche steckte, 4000 Mann zum österreichischen Dienst stellen, diese hatten aber auch einen Willen und zeigten keine Lust sich gegen die Preussen zu schlagen. Landstände, Beamte, Offiziere, Bürger, alles fast in Würtemberg wollte Friedrich siegreich sehen, aber ihn nicht bekämpfen helfen. Es gab Prediger im Lande, die das Herz hatten zu sagen, ihr Fürst opfere alles seiner Eitelkeit. Als nun am 20. Juni der Befehl zum Ausmarsch kam, gaben, wie es heisst, die Bürger den Soldaten Wein wie auch Pulver und Blei (!) und diese weigerten sich nun gegen den König von Preussen zu Felde zu ziehen, steckten ein Magazin in Brand und liefen ihrem Landesvater davon. Die grössere Hälfte begab sich zu der in Franken herumziehenden Meyer'schen Schar; von 3200 Würtembergern harrten nur 400 Soldaten bei ihren Fahnen aus. Der Abgang dieser letzteren wurde einstweilen hinausgeschoben. Der hallische Professor Fischer, der über die würtembergischen Zustände durch seine Verwandtschaft unterrichtet sein konnte, gibt (Geschichte Friedrichs des zweiten 1787, I, 483) an: dreimal sei Aufstand ausgebrochen und der Herzog wiederholt in Lebensgefahr gerathen. „Er musste vor seinen Augen verschiedenemale einige Hundert in der Reihe aufhängen lassen, bis er sie über die Grenze brachte.“ Auch im Lager rebellirten die Sklaven noch ein paarmal, am 14. August bei Geisslingen und Anfangs September auf dem Zug durch Böhmen (Stuhr I, 322). Als der im Herzen preussisch gesinnte Markgraf von Baden-Durlach seinen Zuzug aufstellte, brach gleichfalls Aufruhr aus und 500 Mann liefen davon, um die preussischen Fahnen aufzusuchen. Hauptleute mit ganzen Kompanien schlugen sich zu den Preussen. Die schwäbischen Offiziere äusserten sich, sie wollten nicht die Waffen gegen den König von Preussen führen und würden bei Gelegenheit ihre Fahnen verlassen (Stuhr I, 327).

So trat ein Heer zusammen, in welchem, wie eine französische Denkschrift vom 12. Juli 1757 sagt, Uneinigkeit, böser Wille und Fahnenflüchtigkeit obwaltete. Mehr Protestanten als Katholiken zählte es. Im Juli sollte Cobenzl dem Reichsfeldherrn mittheilen, dass es in seinem Heere „une quantité de malintentionnés“ gebe, welche mit Frank und Winckelmann in Frankfurt am Main und verschiedenen andern feindselig gesinnten Kaufleuten Verbindungen unterhielten. Dieser täuschte sich über die Beschaffenheit seines Heeres durchaus nicht. Er musste einem französischen General eingestehen, dass er höchstens auf die katholischen Soldaten rechnen könne (Stuhr I, 175). Aber er hatte doch die Protestanten mit ihnen untermengt! Einmal war er auf dem Punkte, nach Wien zu gehen und anzufragen, was er mit diesem Heere anfangen solle, da die Unkatholischen so böswillig seien.

Der Reichsfeldherr selbst war endlich kein geeigneter Mann für eine so dornenvolle Stellung. Josef Friedrich Wilhelm von Sachsen-Hildburghausen war ohne Zweifel ein Mann von Muth, vergriff sich aber in seinen Mitteln, indem er, nach damaliger soldatischer Art, von Zwang und Rauhheit gute Wirkung erwartete. Während er sich gegen Damen so galant bezeigte, dass er zu ihrer Augenweide eine Heerschau hielt,

Als die Truppen im Juli und August endlich zusammen zu rücken begannen, erkannte man erst deutlich, was für eine seltsam gebildete Armee man hatte, denn kein Theil passte recht zum andern und es fehlte an allem. Sie trugen alle deutsche Herzen und waren die Söhne tapferer Väter, aber damit konnten sie die grossen Mängel der Heerformation nicht bewältigen. Viele Reichsfürsten sahen dieses wohl deutlich ein, klagten aber dennoch über drei andere Grundfehler, die ausserhalb der Zusammensetzung zu einem Reichsheer lagen, nämlich über Unerfahrenheit überhaupt, Mangel an Selbstvertrauen und bösen Willen d. i. Mangel an Enthusiasmus für diesen Krieg und dagegen eine gewisse Sympathie für König Friedrich als Feldherrn. In Wien wurde um diese Zeit die Frage in Ueberlegung genommen, ob es nicht besser sei, wenn die mindermächtigen Reichsstände durch eine Geldentschädigung an die grössern letztere veranlassten, das sie treffende Kontingent zu stellen. Allerdings wäre dieses ein dem Reichsherkommen völlig entsprechendes Auskunftsmittel gewesen, indem in den alten Matrikeln die Geldbeträge als Aequivalente für Reiter und Fussgänger ohnehin schon fixirt waren. Der Reichsvizekanzler beauftragte daher den kaiserlichen Residenten von Bossard zu Köln, diesen Punkt zunächst in dem westfälischen Kreise in Antrag zu bringen, weil mehrere Stände bereits sich dafür erklärt hätten; er schlage daher für den Fussgänger eine Reluition von 116 Gulden vor. Für diesen Feldzug kamen jedoch alle zweckmässigen Vorschläge

---

trat er gegen seine Untergebenen herrisch und brutal auf. Fortwährend führte er den „Profoss“ im Munde, beim kleinsten Anlass und selbst gegen Stabsoffiziere und Generale; freigebig verhängte er Strafen. Dies war sicher nicht die richtige Art, ein so zusammengesetztes Heer zu behandeln. Dadurch verdarb er es bald auch mit den Gutgesinnten. Am 9. Juli berichtet St. Pierre aus Würzburg an Cobenzl: „die Soldaten fürchteten ihn wie das Feuer,“ später aus dem Lager des Reichsheeres: „alle, auch die Katholiken seien über sein Benehmen auf's äusserste aufgebracht, jedermann im Heere sei unwillig und schreie.“ Ausserdem warf man ihm vor, er sei sehr eigennützig (tres interessé) und gebe zu viel auf seine ungeschliffenen Generaladjudanten. Am 1. September schreibt St. Pierre. „der Oberst Fugger habe ihm gestern unumwunden gesagt, es gehe unmöglich so fort, das Heer könne nicht unter seinem Befehle bleiben; er selber habe die Sachlage geprüft und gefunden, dass von allen Generalen nur der eine von Rosenfeld an ihm halte, tout le reste, grand et petit, crie contre lui.“

zu spät. Der Oberbefehlshaber, der Herzog von Sachsen, ein vielerfahrener und langgedienter General, erfasste schnell die Schwierigkeiten, die vielen Bruchtheile zu einem Ganzen zu einen, und suchte einen zu frühen Aufbruch der Reichsarmee zu verzögern. Er schrieb den ihn antreibenden Fürsten in seiner Weise: „Es würde diese Reichsarmee nur in die mindeste Form zu bringen und selbe Soldaten gleichen zu machen, eine pure Unmöglichkeit sein. wenn ich nicht dieselbe zusammenziehen und einige Zeit unter meinen Augen haben kann.“ — Im August war Herzog Josef damit beschäftigt, die Reserveartillerie herzustellen. Er forderte daher von den mächtigeren Ständen die Zusendung der benöthigten Feuerwerker und Offiziere und erbat sich, da es der Armee an schwerem Geschütze durchaus fehle und weil die Zwölfpfünder im nürnberger Zeughause noch unverkürzt und folglich zu lang seien, eine Anzahl von Kanonen und Haubitzen des genannten Kalibers gegen Quittung und Entschädigung in Folge des Gebrauchs oder Verlustes. — Eine schwierigere Stellung konnte wohl keinem Generale zu Theil werden, aber er verlor dennoch den Muth nicht und suchte alles Lückenhafte auszufüllen und zu bessern.

In Folge dringender Befehle des Kaisers nahmen aber die Einübungen der Reichsarmee plötzlich ein Ende, denn sie musste am 23. Juni von der Haide bei Fürth aufbrechen und nahm, 30,000 Mann stark, über Erlangen und Bamberg den Marsch gegen Erfurt. Sie bewegte sich der uneingewöhnten Truppen wegen in so kleinen Tagemärschen fort, dass erst zu Ende des August die Spitze oder der Vortrab in die Nähe von Erfurt kam. Die Vorhut der aus den braunschweigischen Landen anrückenden Franzosen befand sich am 30. August bereits zwischen Merseburg und Leipzig; der Oberst, Graf Turpin de Clisse, lud daher den kaiserlichen Generalmajor von Loudon, welcher mit einem kleinen Corps zu Freiberg im Erzgebirge stand, ein, sich ihm zu nähern. Dieses geschah über Pegau, um sich bei Weissenfels aufzustellen und die Saale zu decken, während der kaiserliche General Széchenyi, befehligt mit zwei Regimentern Husaren zur Reichsarmee zu stossen, über Altenburg herankam um dort gleichfalls Stellung zu nehmen. — König Friedrich war indessen mit einem Theile der preussischen Armee aufgebrochen und zog von Dresden westlich über Koren nach Leipzig; ihn begleiteten

16 Batallione Infanterie und vier Reiterregimenter, während der Fürst Moriz von Anhalt-Dessau sieben Batallione Fussvolk und drei Reiterregimenter führte. — Der König theilte bald darauf diese angeblich blos etwas über 24,000 Mann betragende Armee in drei Corps, von welchen er eines persönlich führte und die beiden andern dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und dem Prinzen Moriz übertrug.

Vermöge einer zwischen dem versailler und wiener Hof statt gefundenen Uebereinkunft stiess eine französische Armee von 30,000 Mann unter dem Oberbefehle des Fürsten Rohan-Soubise zu der Reichsarmee unter dem Herzoge von Sachsen, so dass, was eine sehr missliche Sache war, die kombinirte Armee nun zwei Oberbefehlshaber besass.[41] Während selbe von Thüringen

41. Im März 1757 versicherte Prinz Soubise, dass es seinem Könige völliger Ernst sei, diesem Kriege ein baldiges Ende zu machen, deshalb seien nicht 50,000 sondern 114,000 Mann aufgestellt; langten diese nicht zu, so würden abermals 50,000 Franzosen marschiren. In Folge der prager Schlacht wurden in der That die Anstrengungen Frankreichs vergrössert. Ein neues Heer wurde im Elsass zusammengezogen und mit dieser Botschaft ein höherer Offizier nach Wien gesendet (Brief von Kaunitz 5. Juli im brüsseler Archiv).

Dergestalt vielverheissend war das Auftreten der Franzosen. Kläglich jedoch war ihr Heer bestellt. Herren von altem Adel und Prinzen von Geblüt befehligten es. Das pariser Leben setzten diese vor dem Feinde fort und beschleppten das Heer mit einem ungeheuren Tross. In den strengen dienstlichen Gehorsam mochten sie sich nicht fügen; jeder hatte am Hofe Rückhalt. So gab das französische Heer ein Seitenstück zum Reichsheere ab, mit dem vereint Soubise fechten sollte. Prinz Soubise selbst war ein völlig unfähiger Mensch und mochte dem ihm übergeordneten Reichsfeldherrn nicht gehorchen, der doch mindestens persönlichen Muth und soldatische Kenntnisse besass, während der eitle Soubise nicht recht wusste, was er zu thun habe.

An Nachrichten fehlte es bei der Stimmung der Bevölkerung beiden Heeren (Klagen Soubise's über Mangel an Kundschaftern 15. September 1757. Stuhr I, 187), wohingegen die Preussen über alle Bewegungen derselben genau unterrichtet wurden. Im Rücken des vordringenden Heeres, in Hessen, machten sogar zwei Frauen, eine Eupen (Tochter oder Enkelin des in Schweden enthaupteten Görz) und eine Hardenberg „une espèce de conspiration," die jedoch im Oktober entdeckt wurde (Brief an Cobenzl).

Ursprünglich war dieses französische Hülfsheer nur zur Deckung der Donau, Regensburgs, Schwabens, Baierns, Frankens gegen preussische Einfälle bestimmt. Seit der kolliner Schlacht waren diese nicht

aus gegen das nördliche Sachsen sich richten sollte, war in Folge der am 8. September zu Kloster Seven mit Kurbraunschweig abgeschlossenen Konvention die dortige französische Streitmacht verfügbar geworden, und es wurde somit eine zweite französische 45,000 Mann starke Armee unter dem Herzog von Richelieu bestimmt, um aus dem Hannöver'schen über Halberstadt gegen Magdeburg vorzudringen; beide französische Abtheilungen sollten aber eine Verbindung zwischen sich herzustellen suchen. König Friedrich ersah rasch die Gefahren, die, wenn diese drei Armeen nach einem gemeinsamen Plane ihre Operationen einleiten würden, für sein schwaches Heer entstehen mussten. Er versuchte daher Zeit dadurch zu gewinnen, dass er am 6. September an den Herzog von Richelieu ein Schreiben ergehen liess, in welchem er neben viel Schmeichelhaftem über die kriegerische Laufbahn des Herzogs und seine Thaten die Hoffnung und Vermuthung aussprach, dass er von seinem Hofe wahrscheinlich auch die Vollmacht zu Unterhandlungen werde empfangen haben, um den Frieden zwischen Frankreich und Preussen wieder herzustellen. — Der Herzog, der eine solche Vollmacht nicht hatte, erwiderte des Königs Schreiben auf die verbindlichste Weise und setzte seinen Hof durch einen Eilboten von dem geschehenen Antrage in Kenntniss. Dieser fand sich nicht veranlasst, näher auf selben einzugehen. Wenn preussische Schriftsteller jenen Schritt des Königs seiner Vorliebe für die französische Nation zuschreiben, so scheinen sie zu vergessen, dass bei Karakteren von so grossartigem Zuschnitte wie jener des Königs war, es sich bei solchen Fragen niemals um blose Sympathien, sondern blos um Politik handelt.[42] Da es allmälig den Anschein gewann, als wenn die beiden französischen

mehr zu befürchten und somit wandelte die Aufgabe dieses Heeres sich um zu einem angriffsweisen Auftreten.

Die Kaiserin verglich sich mit Frankreich rücksichtlich der Eroberungen dahin, dass sie die Regierung und Verwaltung der eingenommenen preussischen Gebiete (natürlich mit Ausschluss Schlesiens), Frankreich die der hannöverischen, hessischen u. s. w. übernehmen, jeder Theil aber dem andern die Hälfte der Einkünfte aus den eroberten Landen abgeben solle.

42. Friedrich selber bezeichnet sein Anschreiben an den Herzog von Richelieu als eine blose List, zu der ihn die Drangsale getrieben (Oeuvres historiques. Leipzig 1830. III. 157).

Armeen eine Zusammenwirkung und gemeinsame Operation weder wünschten, noch suchten, so nahm der König keinen Anstand, den so grossen Raum, der zwischen beiden lag, für sich in Anspruch zu nehmen; seine Armee rückte von der Umgegend von Leipzig südwestlich nach Lützen vor, überschritt bei Naumburg unweit der Vereinigung der Unstrut mit der Saale letztern Fluss und drang über Eckartsberga bis Buttstedt nördlich von Weimar vor. Die zweite oder französische Hauptarmee hätte nun über Nordhausen geradezu in den Rücken des königlichen Heeres eindringen können, aber Richelieu zeigte zum Vorrücken nicht die mindeste Lust. Gleichwohl hielt Friedrich für gerathen, ihn beobachten zu lassen. Herzog Ferdinand von Braunschweig wurde daher mit einen kleinen Corps entsendet; er vertrieb die Franzosen aus dem in der Nähe von Halberstadt gelegenen Egeln und setzte sich zu Wanzleben fest. Der König selbst brach von Buttstedt auf und drang gegen Erfurt vor.

Fürst Soubise stand mit 18 schwachen französischen Bataillonen und einem Reiterregiment, sowie mit einem Reichscorps von 8 Batallionen und einem Reiterregiment unter dem Befehle des Prinzen Leopold von Hessen-Darmstadt bereits einige Zeit zu Erfurt. Als der Herzog von Sachsen-Hildburghausen gleichfalls sein Hauptquartier dorthin verlegt hatte, verbreitete sich die Nachricht, dass das preussische Heer allgemach im Anzuge sei, und zwar in der Stärke von 30,000 Mann. Die Generale Loudon und Széchenyi zogen sich daher gegen Erfurt zurück. Soubise erklärte hierauf, dass es besser sei, sich auf die übrigen im Anzuge begriffenen Truppenkolonnen zurückzuziehen, als deren allmälige Ankunft bei Erfurt zu erwarten. Ganz entgegengesetzter Meinung war aber Herzog Josef von Sachsen. Als mündliche Unterredungen nicht halfen, richtete er ein Mémoire an Soubise und gab ihm zu bedenken, dass es äusserst schmerzlich fallen müsse, wenn die ersten Operationen mit einem Rückzug anfingen. Er bat ihn inständig, selben wenn immer es nur menschenmöglich sei (humainement possible) zu vermeiden, aber die Antwort lautete: die Ansicht aller französischen Generale hätte sich für den Rückzug entschieden, im Falle der König von Preussen, bevor die beiden französischen Armeen die Verbindung zwischen sich hergestellt hätten, erscheinen würde. Da blieb denn dem Reichsfeldmarschal nichts übrig, als gleich-

falls mit seinem Heere am 16. September den Rückmarsch über Gotha nach Eisenach, somit unweit der kurhessischen Gränze, anzutreten, um hier an den Gebirgen Stellung zu nehmen. Der König säumte nicht vor Erfurt zu erscheinen. Er liess sofort die Feste Petersberg zur Uebergabe auffordern, aber der Kommandant liess dem König entbieten, dass wenn er die Stadt besetze, er sich genöthigt sehen würde, nicht blos auf die Besatzung, sondern auch auf die Stadt selbst das Feuer zu eröffnen. Friedrich, der den Ruin der letztern durchaus nicht wollte, liess desshalb blos ein Thor besetzen, um sich die freie Kommunikation mit den Bewohnern zu sichern, und schob seinen Vortrab, in leichter Reiterei bestehend, bis über Gotha hinaus.

Die beiden Befehlshaber der vereinigten Armee beschlossen alsbald, die dortige Stellung der Preussen zu rekognosziren. Sie bildeten ein kombinirtes Corps Grenadire von 40 Kompanien, eine Reiterschar von 2400 Mann und nahmen dazu noch 1000 Husaren und eine Abtheilung Kroaten aus den Truppen der Generale Széchenyi und Loudon und rückten am 19. September auf Gotha los. Zu einer kühnen Kriegsthat war aber keine Gelegenheit vorhanden, denn die ganze Besatzung der Stadt bestand blos aus zwei Dragonerregimentern zu 1500 Mann, welche nach begonnenem scharfen Geplänkel den Rückmarsch antraten und eine Strecke weit verfolgt wurden. — Beide Feldherrn statteten gegen Mittag ihren Besuch im herzoglichen Schlosse ab und traten ohne weiteren Aufenthalt den Rückweg an, worauf sich auch die feindlichen Dragoner unverhofft wieder einfanden und zwei Stabsoffiziere eines fränkischen Regiments, die sich in einem Gasthause zu lange mit Essen und Trinken verhalten, zu Gefangenen machten. Am folgenden Tage jedoch, d. i. am 20. September, wurde die Stadt von den preussischen Truppen völlig wieder geräumt. Ausser dieser Rekognoszirung wissen die diesseitigen Nachrichten von keinem andern Zuge nach Gotha durch das kombinirte Heer. Wenn daher Archenholtz meldet, in der Mitte des Septembers hätten die Reiter des Generals von Seidlitz die auf dem Schlosse zu Gotha tafelnden Franzosen überfallen und viele Fuhrwerke mit Kisten von wohlriechenden Wassern und Duftsalben und desgleichen eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme u. s. w. erbeutet, aber selbe zurückgesendet, so kann dieses angeführte Ereigniss um die

angegebene Zeit gar nicht statt gehabt haben, da die kombinirte Armee bis zum 16. September bis über Erfurt hinaus stand und Gotha somit sammt Eisenach wohlbesetzt in ihrem Rücken hatte. In keiner diesseitigen Aufzeichnung geschieht überhaupt jenes Vorgangs auch nur die mindeste Erwähnung.

An demselben 20. September, wo die preussischen Vortruppen Gotha gänzlich räumten, stand der König noch zu Karpfaleben bei Erfurt mit 15,000 Mann Fussvolk und einem Dutzend Eskadronen. Irgend ein noch nicht erhellter Vorfall bestimmte aber denselben, nach einigen Tagen seine Stellung bei Erfurt aufzugeben und sich nach Weimar zurückzuziehen. Herzog Josef berichtete darüber am 30. September von Eisenach aus, dieser Rückzug sei so eilfertig geschehen, dass man nicht blos mehrere verwundete Soldaten und Offiziere, sondern auch so viel gebackenes Brod dort zurückgelassen habe, dass es zum Unterhalte der auf der Feste Petersberg liegenden sechs Bataillone auf fünf Tage hingereicht habe. Möglich ist es auch, dass es eine blose Kriegslist des Königs war, um die vereinigte Armee aus den Bergen hinaus in eine offene Gegend zu bringen und in selber eine Schlacht zu wagen. Jene aber hütete ihre bisherige Stellung und so kam die Mitte des Oktober heran, wo unverhofft die Auflösung des königlichen Heeres statt fand. Als Friedrich nämlich am 16. Oktober die Nachricht erhielt, dass General Haddik mit seinem Corps nordwärts aufgebrochen sei, schlug er sofort mit dem ganzen Heere die Strasse nach Leipzig ein, liess hier den Feldmarschal Keith zurück, sandte ein Corps nach Magdeburg, ein zweites nach Torgau und zog mit einem dritten über Wittenberg an der Elbe nach Jüterbogk auf der berliner Heerstrasse. Dort erhielt er die Nachricht, dass Haddik schon längst wieder in Sicherheit sei; denn wie bereits berichtet wurde, war derselbe am 16. Oktober, somit an demselben Tage, bereits vor Berlin erschienen, wo der König aus seinem Lager aufbrach.

Das kombinirte Heer säumte nun nicht länger, sich gleichfalls auf den Marsch zu begeben. Der Generalleutnant Graf von St. Germain setzte sich am 21. Oktober mit einer Seitenkolonne nach Buttstedt und Naumburg in Bewegung und zog ein vom Marschal von Richelieu dem Soubise'schen Heere zugesendetes Verstärkungscorps unter dem Herzog von Broglie an sich,

während das vereinigte Hauptheer über Weimar nach Jena zog, am 28. Oktober die Saale überschritt, sich auf Gera richtete und dem Elsterthale folgend über Zeitz nach Pegau rückte. Da die preussischen Truppen Weissenfels an der Saale schon am 23. Oktober geräumt hatten, so schlug hier Soubise sein Hauptquartier auf, während der Herzog das seinige bei Pegau nahm. Am 24. Oktober, somit sehr frühzeitig, war der Vortrab der kombinirten Armee vor Leipzig erschienen und hatte im Namen der beiden Heerführer den Feldmarschal Keith zur Uebergabe der Stadt aufgefordert. Dieser gab eine abschlägige Antwort und setzte gleichzeitig den Magistrat in Kenntniss, dass er Leipzig auf das äusserste vertheidigen und bei Annäherung des Feindes die Vorstädte abbrennen würde. Hatte der viel erprobte Feldherr auch nur 9000 Mann zur Verfügung, so war er doch zum kräftigsten Widerstande entschlossen. Zwei Tage nachher ward er jedoch aus dieser peinlichen Lage befreit, denn am 26. Oktober begannen grössere Abtheilungen der preussischen Armee mit dem König an der Spitze vor Leipzig einzutreffen.

Das vereinigte Heer stand wie früher noch mit dem rechten Flügel an die Elster und mit dem linken an die Saale sich anlehnend und hatte seine Reserven südwärts in der Gegend bei Zeitz; den Vortrab bildete einer Seits zu Merseburg an der Saale General Graf St. Germain und anderer Seits zu Zwenkau rechts der Elster und in Leipzigs Nähe General Loudon. Die unverhoffte Ankunft des Königs hatte die Absicht der beiden Feldherrn, am 28. Oktober vor Leipzig zu rücken, um so mehr vereitelt, als auch Herzog Ferdinand von Braunschweig von Norden her über Zerbst und Dessau anrückend bereits bei Halle stand und die französische Vorhut zu Merseburg in ihrer linken Flanke bedrohte. Am folgenden Tage brach daher das kombinirte Heer zwar auf, nahm aber seine Richtung westlich und ging bei Weissenfels auf das linke Saalufer, um nach Merseburg zu ziehen. Das preussische Heer setzte sich am 31. Oktober in Bewegung, um ihm zu folgen; als die Vortruppen aber an demselben Tage Weissenfels noch angriffen, brannte die Besatzung, worunter mehrere nicht näher bezeichnete baierische Regimenter, sowie das Regiment Blau-Würzburg, die Saalbrücke nieder. Feldmarschal Keith nahm daher am 1. November längs des rechten Flussufers die Richtung auf Merseburg, fand aber auch hier, wo 14

französische Batallione standen, die Brücke bereits zerstört, wesshalb er ohne Aufenthalt weiter flussabwärts nach Halle zog. Obgleich auch hier der Uebergang vernichtet war, so ragten doch die Pfähle noch so weit über den Wasserspiegel, dass den Pionieren die Wiederherstellung einer Brücke gelang. Der Marschal mit seinem Corps ging auf das linke Ufer, ohne Widerstand zu finden, hinüber, während am 2. November zwei andere Abtheilungen der Armee, wovon der König persönlich eine führte, mit Hülfe von Pontons bei Weissenfels und Merseburg die Saale übersetzten. Die vereinigte Armee befand sich an diesem Tage im Marsche nach Micheln (Mücheln und St. Michel) nordwestlich von Freiburg an der Unstrut, sowie von Naumburg. Ehe wir zur Erzählung der letzten Bewegungen schreiten, welche die so viel besprochene Schlacht bei Rossbach herbeiführten, ist es nöthig, noch einige Blicke auf die kombinirte Armee zu werfen.

Gegen den Wunsch des französischen Kabinets, wie die publizirte Korrespondenz des Kardinals Bernis selbst enthält, hatte der kaiserliche Hof auf Grund eines früheren Uebereinkommens darauf bestanden, dass ein gemeinsamer Zug durch Thüringen gegen Leipzig statt finde. Welche Instruktionen aber nun Soubise und namentlich Richelieu hinsichtlich einer Betheiligung oder Mitwirkung erhalten hatten, ist nicht völlig klar, aber soviel ist, wie später noch folgen wird, ersichtlich, dass beiden Feldherrn die Hände enge gebunden waren. Dazu kam, dass das vereinigte Heer faktisch zwei Oberbefehlshaber hatte. Es schien der Würde des heiligen Reichs und des allerchristlichsten Königreichs zu widersprechen, dass sich ein Heerführer dem andern unterordne. Wurden daher auch zwischen beiden gemeinsame Massregeln verabredet, so war doch sicher bei beiden Theilen der Vollzug nicht derselbe. Nicht genug aber, dass ein wirklicher Einklang zwischen beiden Befehlshabern fehlte, so herrschte vielmehr Zank zwischen den beiderseitigen Generalen und Missstimmung zwischen den beiden Heeren. Der französische Gesandte bei dem fränkischen Kreise, der Graf von Görz, schrieb daher am 28. Oktober: „Er wisse nicht, ob die Ankunft des kaiserlichen Gesandten bei dem genannten Kreise, des Baron von Widmann, die Harmonie zwischen dem kombinirten Heere herbeizuführen vermögend sein werde. Er glaube, dass

nur ein Schlachttag, wo man die beiderseitige Tapferkeit geltend mache, jenes grosse Werk zu Stande bringen werde. In dieser Ansicht bestärke ihn eben der Umstand, dass bei der so unbedeutenden Expedition am 19. September die Franzosen die Kroatenscharen und diese die Freiwilligen des Regiments Nassau lieb gewonnen hätten. Der Streit zwischen den Generalen sei aber von viel schlimmerer Bedeutung; das sei eine Sache, die sich nicht beilegen lasse. Die Franzosen hätten sich mit ihm darüber beredet; sie würden keinesfalls nachgeben, denn das gehe gegen den Geist der Nation. Die Mehrzahl dieser Offiziere sei arm, und hätten ihre höheren Grade unter Flintenschüssen erworben. Ihr Rang sei, wie sie sagen, ihr ganzes Habe und Gut und dieses ein Gegenstand, den man an einen andern gar nicht abtreten könne. Ihn beschleiche daher die Besorgniss, dass die Ungleichheit dieser Dienstverhältnisse noch sehr schlimme Folgen haben würde." Wie diese Sorge nur zu sehr begründet war, das brachte der 5. November zu Tage. Was jene Ungleichheit der Dienstverhältnisse und die wenigen Mittel der französischen Generale betrifft, so waren jedenfalls die höheren Stabsoffiziere und Generale der deutschen Truppen besser bestellt, da man allen nachgebornen Söhnen des Adels, welche in der Armee dienten, mit ansehnlichen Präbenden des Deutschordens, des Johanniterordens und der zahlreichen adligen Kapitel unter die Arme greifen konnte. Diese Quelle, um dem äusseren Glanze und der Repräsentation nachzuhelfen, fehlte den Offizieren der französischen Armee gänzlich und führte daher selbst in Freundes- und Bundesländern häufig zu Erpressungen. — Obiger Gesandte meldete ferner unter dem 28. Oktober ausdrücklich, dass Marschal Richelieu mit seiner Armee bereits im Anzuge gegen Halle sei, aber er kam weder im genannten noch im folgenden Monat, als die entscheidende Schlacht geschlagen wurde, zum Vorschein. Welche Motive hier wirkten, ob Weisungen von höheren Parteihäuptern, ob Abneigung gegen Soubise, ob selbst die verbindliche Weise, mit welcher König Friedrich sich gegen Richelieu benommen hatte, darüber liegt keine nähere Kunde vor, aber so viel erhellt aus des Marschals eigener längst publizirten Korrespondenz, dass er in die Fähigkeiten des Fürsten Soubise nicht das mindeste Vertrauen setzte, sondern vielmehr seine Befürchtung aussprach, dass letzterer in

thörichte Unternehmungen, die schlimm ausfallen könnten, sich einlassen möchte. — Allerdings verfuhr der Marschal viel klüger; er ging eben dem Feinde aus dem Wege, denn in der Nähe von Halle wich er westwärts ab, um im Hannöver'schen die Winterquartiere zu beziehen. Dieser Winterruhe wurde er jedoch nicht froh, da die braunschweigisch-hessische Armee ihn aus selber bald wieder aufrüttelte.

Das rasche Vordringen des Königs über die Saale vereitelte übrigens alle Plane, welche die konföderirten Mächte angeblich vor der Mitte des Oktobers sollten gefasst haben. Prager Ueberlieferungen zu Folge sollte der Herzog von Richelieu die Elbe unter- oder oberhalb Magdeburgs mit 50,000 Mann übersetzen und auf Berlin vordringen, das schwedische Heer eben so durch die Ukermark und Feldzeugmeister von Marschall aus der Lausitz und Sachsen in gleicher Richtung, während der verfügbare Rest der französischen Armee aus Hannover nachrücken und Magdeburg einschliessen, das kombinirte Heer aber sich in Sachsen festsetzen solle. Das war sicher ein trefflicher Plan, aber es gehörte nichts mehr und nichts minder dazu, als die preussische Armee in Sachsen und jene des Königs zuvor zu schlagen und daran fehlte es eben. Wie weit man sich übrigens in Konjekturen verlor, dürfte die Angabe darthun, man habe bei jener konzentrischen Bewegung auf Berlin auch auf eine Mitwirkung der dort befindlichen französischen Flüchtlinge gerechnet, die seit Aufhebung des Edikts von Nantes in Preussen überhaupt eine neue Heimat gefunden und in dem alten Theile der Stadt Berlin, genannt Köln an der Spree, in einer Zahl von 2000 Seelen häuslich wohnten. Dass jemals diese eifrigen Reformirten und fleissigen und arbeitsamen Menschen ihre Hand dazu würden geboten haben; ist gar nicht glaubhaft. — Wir wenden uns zu den Operationen der Armeen zurück.[48] —

48. Grade als die vereinigten Heere endlich in die Lage kamen, ihre Streitbarkeit zu bewähren, hatte unter ihnen das vorhandene Missverhältniss eine grosse Höhe erreicht. Je länger sie beisammen gewesen waren, desto mehr hatte es zugenommen, anstatt dass sie sich genähert und inniger verbunden hätten. Die Zwietracht bestand nicht blos unter den beiderseitigen Feldherrn sondern auch unter den übrigen Hauptleuten und selbst den gemeinen Soldaten. Der Reitergeneral von Fürstenberg und der Feldzeugmeister Prinz von Baden nahmen aus Verdruss Urlaub, um nicht mehr mit den Franzosen zusammen zu dienen. Die Deutschen klagten überhaupt, es schnapten ihnen die Franzosen

alles vorweg; wo Lebensmittel oder sonst etwas zu bekommen sei, da seien jene zur Hand, um sie zu verdrängen; sogar für das Reichsheer bestimmte Zufuhr sollten die Franzosen weggenommen haben. Im Gothaischen stach ein Leutnant von dem Reichsheer einen französischen Offizier nieder, weil dieser seinen Leuten den Eintritt in ein Bierhaus wehren wollte. Ausserdem machten sich die Franzosen aber auch unter allen Einwohnern der besetzten Striche durch ihr entsetzliches Plündern und muthwilliges Zerstören äusserst verhasst. (Aus Briefen an Cobenzl). Die Unordnung ihres Heeres fiel auf die Bevölkerung. Sie wollte bei den Misshandlungen, die sie von diesen Bundesgenossen erlitt, einen gewissen Religionshass auch noch bemerken; protestantische Kirchen wurden besonders hart getroffen und einigen Pfarrern soll „bis auf den Tod“ übel mitgespielt worden sein (Schreiben eines Freundes aus Sachsen an seinen Freund in W. über den gegenwärtigen Zustand des Kriegs in Deutschland).

Die Aufgabe dieses Heeres war die Befreiung Sachsens. Der Umstand, dass Oesterreich, seinen Sonderzweck im Auge, die eigne Streitkraft auf Schlesien geworfen hatte, trennte das österreichische Heer von jenem und beraubte beide der gegenseitigen Unterstützung. Nur in der Oberlausitz, im zittau-bautzener Striche, stand Marschall mit etwa 14,000 Oesterreichern. — Dresden und Torgau sollten die Zielpunkte des vereinigten Heeres werden: es kam indess nur bis gegen Leipzig.

Als die Exekutionsarmee sich in Bewegung gesetzt, brach Friedrich aus seinem Lager in der Lausitz auf und warf sich, während er den Prinzen von Bevern zur Deckung Schlesiens beorderte, ihr entgegen. In Dresden vereinigte er sich mit 12,000 Mann unter dem Prinzen von Dessau und drängte nun das vereinigte Heer aus der leipzig-merseburger Gegend über Gotha bis Eisenach rückwärts. Zu einem grösseren Treffen kam es nicht. Das preussische Heer zählte nach der Meinung der Gegner 24—30,000 Mann, laut seiner eignen Angabe (Oeuvres historiques III, 156) 18,000, nach Annahme einiger Geschichtschreiber 22,000 Mann. Bald aber musste er es durch Absendungen unter Prinz Ferdinand von Braunschweig zur Sicherstellung Magdeburgs gegen das zweite französische Heer unter Richelieu, und nach Leipzig unter dem Prinzen von Dessau zur Beobachtung Marschall's dergestalt schwächen, dass ihm nur acht Fahnen Fussvolk und 27 Reitergeschwader übrig blieben. Mit diesem Häuflein konnte er keine Schlacht wider ein so grosses Heer, wie das vereinigte, wagen. Bereits vor Erfurt suchte er über seine Schwäche dadurch zu täuschen, dass er seine Mannschaften in Dörfer legte, sie wiederholt den Standort ändern und dabei gleichzeitig ihre Benennung wechseln liess: die französischen Kundschafter vernamen dann viel mehr verschiedene Regimenternamen. Die List gelang. Das vereinigte Heer blieb im Weichen. Der Reichsfeldherr drang gegen Soubise's und der französischen Generale Muthlosigkeit, wie erwähnt, nicht durch. Und doch war man in den höheren Kreisen völlig überzeugt, dass die Franzosen den König von Preussen, der die letzten verzweifelten Anstrengungen mache, überwinden würden (Briefe des Kriegsminister Paulmy, des

Gesandten Stainville bei Stuhr I, 188). Friedrich konnte indess vor dem Reichsheere nicht bleiben, er musste am 18. Oktober weiter eilen, um seine Hauptstadt zu schützen, denn er besorgte, dass Marschall mit seinem Heere sich aus der Lausitz gegen sie gewendet habe (vgl. seine beiden Briefe vom 18ten bei Schöning I, 77, 78), was dieser indess nicht that. Einstweilen blieb nur sein muthiger Reiterführer Seidlitz mit 20 Reitergeschwadern in Gotha zurück. Keith stand mit einigen tausend Mann an der Saale und zog sich nach Leipzig, sechs Fahnen lagen in Torgau den Elbübergang zu hüten. Friedrich erwartete, dass hier nun bei der vorgerückten Jahreszeit die Waffen ruhen und das vereinigte Heer, nach damaliger Kriegsart, Winterquartier beziehen werde.

Die Exekutionsarmee rückte jedoch abermals vorwärts in der Hoffnung, nunmehr die gesteckte Aufgabe zu erfüllen, Magdeburg vielleicht noch in diesem Winter einzunehmen, und erreichte die nämlichen Gegenden, bis in welche sie acht Wochen vorher gedrungen war. Grade als sie mit dem Gedanken, an schöne Winterquartiere sich trug, wurde sie durch den feindlichen König aufgestört.

Das Blachfeld in Leipzigs Nähe sollte abermals der Schauplatz einer grossen Schlacht werden. In diesem Schlachtrevier, wo schon bei Merseburg, Mölsen, Mühlberg, Breitenfeld und Lützen blutige Entscheidungen in den vergangenen Jahrhunderten gegeben worden waren, verewigte auch Friedrich seinen Heldennamen.

Die Preussen hatten Leipzig gehalten. Hier stand Keith mit 9000, nach andern Angaben nur mit 4000 Mann, und erklärte den Bewohnern, die Stadt auf's äusserste vertheidigen zu wollen. Eine Gesandschaft des Rathes von Leipzig begab sich in's Lager des Reichsheeres, Schonung der Stadt zu erbitten; der Prinz von Hildburghausen erklärte ihr, dass er Sachsen und vornämlich Leipzig allerdings schonen solle, auch die Stadt nicht bombardiren werde, dass aber die preussische Besatzung sich kriegsgefangen ergeben müsse.

Doch schon am 26ten war der König mit einem kleinen Heere in starken Eilmärschen dort wieder angelangt, ausser Sorgen um Berlin, denn nur Haddik hatte es heimgesucht, Marschall war unthätig in Bautzen geblieben, auch Richelieu hatte sich mit seinem Heere Magdeburg nicht genähert. Dass Georg den Vertrag von Kloster Seven nicht halten wolle, diese freudige Nachricht hatte Friedrich jetzt schon erhalten (Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Ausgabe von 1837. II, 331). Unerwartet freilich und unerwünscht war es dem Könige, dass er den Zug nach Schlesien hinausschieben musste. Einige Tage zögerte er noch mit seinen Bewegungen in Herzberg, bis er über die Absicht jenes französisch-deutschen Heeres, den Krieg noch fortzuführen, gewiss geworden war und Keith um Hülfe rief. Schleunig kam er nun herbei. Mit diesem Feinde musste er es rasch zu Ende bringen, wenn anders er überhaupt noch im Stande sein sollte, dem schlesischen Heere beizuspringen. Bei Leipzig zog er am 27. und 28. Oktober die von den Prinzen von Dessau und von Braunschweig geführten Abtheilungen an sich, um sie für den nächsten Zweck zu verwenden, bemächtigte sich der lützener Strasse

in's Reich. Am 30. Oktober (nicht am 31ten, Oeuvres historiques de Frédéric III, 164) geht er dem Feinde entgegen, der in seinen nächsten Standorten überfallen und zurückgetrieben wird. Zwischen Halle und Weissenfels bewegte sich die preussische Linie und überschritt die Saale.

In denselben Tagen, den letzten des Oktobers, hatte Soubise die von Richelieu ihm zugeschickten Verstärkungen an sich gezogen und hielt sich nun stark genug den König von Preussen aufzusuchen (vgl. seine Briefe bei Stuhr I, 221). Soubise's Anordnungen waren indess, wie immer, kopflos. Es erhellt dies aus seinen eigenen Briefen vor der Schlacht (bei Stuhr I, 365. 224. 230 ff.), in denen er versichert, seine Mannschaft sei kampflustig und freue sich auf die Schlacht, er sei im Stande etwas zu unternehmen, werde durchaus nicht ohne Noth seine Soldaten blosstellen, habe am 3. November die Gegend, von welcher der Preusse zu erwarten sei, genau beaugenscheinigt und einen ganzen Tag damit zugebracht ein gutes Schlachtfeld auszusuchen. Soubise sowohl als der Prinz von Hildburghausen beklagten sich am Frühmorgen des 5. Novembers, dass Friedrich nicht angreifen wolle. Sie irrten sich. Denn ihr beschränkter Geist durchschaute Friedrichs Handlungsweise nicht. Nach der Schlacht beklagten sich Franzosen, dass gegen ihn so schwer zu handeln sei, weil er keinen festen Plan habe und zuweilen das Unvernünftige thue (— qui ne paraissent pas raisonnables et qui sont même souvent assez indiscrets — Stuhr I, 242).

Am 4. November wurde kanonirt, die Preussen rückten nicht aus und griffen nicht an. „Da nun der Kalten Witterung halber die cam-„pirung sowohl als auch die subsistenz selbsten in diessen allenthalben „ganz aufgezehrten Gegenden sehr beschwerlich zu werden beginnt, So „wurde beschlossen, nicht länger anzustehen, auf den Feind loszugehen. „Und ruckte daher die combinirte Armée folgenden Tags den 5ten dieses „um 1 Uhr Nachmittags in 2 Kolonnen aus ihrem Lager bei Michelen, „um, weiln dem Feindlichen zu Rossbach der Vortheilhafften lage halber „weder vor noch seitwerts beyzukommen ware, dessen Rücken erreichen „zu trachten,“ erzählt ein Bericht des Prinzen von Hildburghausen im brüsseler Archive. Er drängte zum Angriff. General Bretlach behauptete später von sich, er habe im Kriegsrath die Meinung vertheidigt, in dem vortheilhaften Lager stehen zu bleiben, allein die beiden Prinzen hätten es durchaus verlassen wollen. (Aus den Briefen an Cobenzl).

Anfangs lag zwischen beiden Heeren ein schwerzubeschreitendes Feld; jedes war ziemlich gedeckt. Beide aber bewegen sich aus ihrer ersten Stellung und biegen nach einer Seite um, halb rückwärts die Preussen, ihr Feind, fast in der Bogenlinie, sie zu umfassen, auf dem weiteren Wege. Friedrich hält darauf an, beobachtet vorerst den Gang des Feindes, innerlich sicher ihm in offener Feldschlacht überlegen zu sein, trotz der ungleichen Stärke der Heere. Eine Anhöhe, auf deren Rand Friedrich Kanonen pflanzte, benahm dem vereinigten Heere die Kenntniss der Bewegungen der Preussen, und deren Angriff erfolgte bevor es zur Aufstellung gekommen. Statt anzuhalten, wie vorn der Kampf entbrannte, fuhren seine hintere Massen fort vorwärts zu marschiren. Damit

war die Unordnung und die Behinderung ihrer eignen Kräfte fertig. Unerwartet brachen hinter der Anhöhe Seidlitzens Reiter umschwenkend hervor, „in vollem Galop", schreibt der Prinz von Hildburghausen, „mit unglaublicher Schnelligkeit", berichtet ein französischer General (Stuhr I, 371). Die gesammte preussische Reiterei stürzte sich auf 2 deutsche und 3 französische Regimenter. Friedrich der Grosse selbst bezeugt, dass nur die beiden deutschen Regimenter sich formten und den Anprall aushielten, dass aber von den drei französischen zwei sie im Stich liessen, so dass auch die Kämpfenden über den Haufen gerannt wurden. Es fochten also nicht, wie Huschberg angibt, fünf Regimenter, sondern nur drei. Hildburghausen's die erlittene Niederlage verdeckender Bericht sagt: den Feind aufzuhalten, damit das Heer sich vollends in Ordnung stellen könnte „ruckte die auf dem rechten Flügel gestandene „Kaysel. und Reichs-Cavallerie der Feindlichen sogleich mit solchem Muth „entgegen, dass die obgleich zahlreichere Feindliche viermahl zurück„getrieben, dabey eine feindliche Estandart eroberet worden." Dass die ersten preussischen Geschwader unterlagen, geben auch zwei französische Berichte an (Stuhr I, 374, 376). Indess die preussische Reitermasse siegte. Seidlitz bewies in diesem Kampfe seltene Genialität indem er jetzt hier abliess, gen links hielt, dadurch dem feindlichen Fussvolk in den Rücken kam und da einhauen liess. Während dessen donnerte ununterbrochen das preussische Geschütz von jenem niedern Höhenzuge, hinter dem nun auch Friedrich sein Fussvolk heranführte: doch kamen von diesem nicht mehr als sieben Fahnen in's Feuer. Die Schlacht war ein Reitertreffen. Das französische Fussvolk sollte die auf der Höhe erscheinenden und auf die Flanke raschen Schrittes sich richtenden Preussen angreifen, aber deren Feuern und die Wirkung der Geschütze war so schrecklich, dass es nicht weiter vorwärts zu bringen war als bis 40 Schritt vor der preussischen Reihe (Französischer Bericht, Stuhr I, 368). Es wich zurück. Der Bericht Hildburghausen's schweigt hiervon und sagt blos: „Nicht minder ist auch die Infanterie in bester Ord„nung und besonderer Herzhafftigkeit gegen den Feind angezogen und „suchte mit dem Bajonet in denselben einzudringen." Vom Reichsheer kam nur die Reiterei in's Gefecht, das Fussvolk desselben wurde in die Flucht der Franzosen hineingerissen; diese stürzten sich in seine Glieder und verwirrten sie. Lust zu kämpfen hatten die Reichstruppen ohnehin nicht. „L'infanterie de l'armée de l'Empire n'a pas eu occasion de charger" sagt ein französischer Bericht (bei Stuhr I, 377).

Der eigentliche Kampf währte, wie Friedrich der Grosse und der Prinz von Hildburghausen übereinstimmend angeben, anderthalb Stunden. Ein ununterschriebener Brief eines höheren Offiziers aus Duderstadt 15. November gibt die Zeitdauer nur auf 35 Minuten an.

Die gemeine Seele Soubise's suchte den Schimpf dieses Tages auf das Reichsheer zu wälzen. Lügend schrieb er am 10. November: „die Reiterei des Reiches habe beim ersten Kanonenschusse die Flucht ergriffen und die französischen Reiterregimenter im Stiche gelassen." Umgekehrt grade hatte es sich zugetragen! „Das ganze Heer werfe die

Schuld auf den Herzog von Hildburghausen," schrieb er weiter — war es aber nicht das französische Fussvolk gewesen, welches dem preussischen gegenüberstand? Mit jener unverhüllten Schamlosigkeit, die guter Ton des hohen Adels geworden war, schrieb er an den französischen Kriegsminister: „man müsse vor allem die Ehre der Nation retten und das Unglück auf die Reichstruppen schieben!" (bei Stuhr I, 378). Die verfälschte französische Darstellung der Schlacht ging in viele Geschichtsbücher über. Als die Franzosen 47 Jahre später wieder in die rossbacher Gegend kamen, brachen sie die Denksäule auf die Schlacht um, schleppten sie nach Paris und stürzten sie am 30. März 1814 in die Seine!

Der Verlust, gibt der Prinz von Hildburghausen an, sei, so viel aus den ersten Berichten zu entnehmen „von keiner Erheblichkeit" — eine Erklärung, bei der man auch an der Wahrhaftigkeit des Reichsfeldherrn irre wird. Denn, abgesehen von ungefähr 10,000 Mann, die an Gefallenen und Gefangenen in der Schlacht selbst verloren wurden, ging die Flucht in voller Verwirrung vor sich, und das vereinigte Heer war dermassen aufgelöst, dass der König nicht wusste, auf welchem Wege er es zu verfolgen habe. Franzosen und Deutsche trennten sich, jene flüchteten westwärts über Nordhausen, Duderstadt und Mühlhausen, diese südlich über Arnstadt und über Saalfeld auf Bamberg. Beide Heere waren zersprengt und das Reichsheer blieb es. Graf Pergen schreibt am 20. November an Cobenzl: über die Schlacht sei niemand unterrichtet, alles was er wisse, sei, dass das Reichsheer zerstreut sei und dass man die grösste Noth haben werde, die Kontingente unter dem kaiserlichen Adler wieder zu versammeln. Die feldflüchtigen Soldaten, die des Kriegsdienstes ledig zu sein wünschten, gingen einzeln oder in kleinen Zügen zu 3, 6, 18 Mann in ihre Heimath. General Bretlach wollte diese in Bamberg aufhalten; einige wurden auch festgenommen, im Ganzen nichts ausgerichtet. Bretlach schob die Schuld der Niederlage, neben den verkehrten Anordnungen, auf die Lutherischen, denn die Katholischen seien unter Befehl des Prinzen von Durlach seitab geschickt worden; wenn die Reichssoldaten nur festgestanden hätten, so würde die Schlacht gewonnen worden sein, denn der König von Preussen habe „noch nichts so tollkühnes unternommen" u. s. w. Die wenigen Reste des Reichsheeres, welche in Bamberg zusammengehalten werden konnten, hatten kein Gewicht. Ohnehin zog Kaunitz in der Mitte des Dezembers, vermuthlich wegen Keith's Einfall in Böhmen (vgl. S. 219) und des Tages von Leuthen, drei österreichische Regimenter vom Reichsheere zurück, um sie nach Eger zu senden.

Das französische Heer war gleichfalls zerstäubt. Plündernd breiteten sich die zersprengten Franzosen über das Land aus. Durch ihr zügelloses Treiben ward alles in Deutschland wider sie aufgebracht, wo sie vorbeigeflohen waren, da athmete das Volk auf. Die Freude war gross, dass sie mit Schimpf und Schanden davon gejagt wurden.

In Paris richtete sich der Zorn des Volkes gegen Soubise. Kein Mitglied seiner Familie wagte sich öffentlich zu zeigen (sans risquer

Der Vereinigung der drei preussischen Heerkolonnen am 3. November war von Seiten der kombinirten Armee kein Hinderniss entgegen gesetzt worden. Sie stellten sich zwischen Rossbach und Gross- und Kleinkeina auf, so dass letztere Orte, sowie die Saale in ihrem Rücken lagen. Der König fand die kombinirte Armee auf den Anhöhen von Micheln und beschloss sofort ihre Stellung in Augenschein zu nehmen. Er entdeckte, dass ein Angriff auf den rechten Flügel mit grossem Erfolge unternommen werden könne, aber als er am folgenden Tage sich wiederholt einfand, sah er die Stellung seiner Gegner bereits verbessert. Das oben benannte Dorf befand sich eine Strecke vor dem linken Flügel und der rechte Flügel war nunmehr durch drei frisch aufgeworfene Reduten und durch Verhaue gedeckt, während eine ziemlich lange und tiefe Erdeinsenkung die Fronte schützte. Der König führte jetzt das Heer auf eine gegenüber liegende weit gedehnte Anhöhe, jedoch nicht ohne Demonstration

---

d'être assassiné); an seinem Hause wurde ein Anschlag gemacht: „Hôtel à louer, il va descendre à l'école militaire." (Aus Briefen an Cobenzl). Der König von Frankreich aber ernannte ihn bald darauf zum Marschal, während er dem d'Estrées nach dem Siege von Hastenbeck den Heerbefehl genommen hatte!

Auch das Reichsheer traf bittrer Spott. Man trug sich mit dem Witzwort eines Juden: „der Prinz von Hildburghausen habe das allergrösste Gefolge, denn er habe ihn ausser seinen gewöhnlichen Bedienten mit vierzigtausend Läufern ankommen sehen." Selbst die Weiber schrien über die Offiziere des Reichsheeres (aus Briefen an Cobenzl im November 1757). Man sprach von der „Reissausarmee" und den „Reichströpfen", nahm fast frohlockend als bezeichnend den Druckfehler der kaiserlichen Kundmachung an: „dass eine elende Reichsexekutionsarmee kommen würde" (statt: eilende; Preuss, Friedrich der Grosse, Berlin 1832 II, 25) und bewunderte Friedrich mehr als je. Der Muth der Preussen war wieder gehoben. Ein Soldatenlied lautete:

„Und kommt der grosse Friederich und klopft nur an die Hosen,
So flieht die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen."

Lange tönte die rossbacher That nach. Noch am Ende des Jahrhunderts hiess es in Kortum's Jobsiade:

„Er verstund gar herrlich das Manövriren,
Hatte die Schlacht bei Rossbach helfen verlieren,
Denn er war ein ganzes Jahr damal
Beim Reichskontingente Korporal."

Diese Schlacht erfreuete, als ein grosser Sieg über die Franzosen ganz Deutschland; sie trug aber auch viel zu dem Uebermuth bei, mit welchem die Preussen auf die übrigen Deutschen später herabsahen.

der Gegner, welche Reiterei und Geschütze aus dem Lager rücken liessen. Er nahm die Miene an, blos defensiv verfahren zu wollen und erweckte, wie die Folge wies, in beiden Heerführern den Gedanken, das preussische Heer, wenn auch nicht einschliessen, doch von zwei Seiten mit Vortheil angreifen zu können.

Der fünfte November brach an und es setzte sich das kombinirte Heer in eine Flankenbewegung nach der Richtung des rechten Flügels. Es sah nicht anders aus, als wenn es gegen Freiburg an der Unstrut sich zurückziehen wolle, aber im weitern Vorrücken begann es zwei weite Bogen zu beschreiben, indem es die Dörfer Rossbach und Kunstadt, sowie die vom Könige besetzte Anhöhe zur Linken liess und zwischen letzterer und dem Dorfe Reicherswerben, somit in der Richtung gegen Merseburg, durchziehen zu wollen schien. Zunächst der Anhöhe, um die linke Flanke zu decken, zogen die Kroaten; den inneren Bogen nahm die französische Armee ein, welche den Generalleutnant von St. Germain mit einigen Brigaden in den Verschanzungen auf den Anhöhen von Micheln hatte stehen lassen, und den äussern und somit längern Umkreis beschrieb die Reichsarmee. Die Spitze des Zuges wurde durch die französischen Reiterregimenter Bourbon, Lameth und Fizjames und durch die kaiserlichen Kürassirregimenter Trautmannsdorf und Bretlach gebildet. Gegen zwei Uhr war die französische Armee über den linken Flügel des preussischen Heeres schon hinausgerückt, während die Reichsarmee noch bedeutend zurück war. Jetzt war der kritische Moment gekommen. Der König liess eine Truppenabtheilung dem Grafen St. Germain gegenüber stehen und den Rest des Heeres rasch seine Fronte ändern, so dass selbe der linken Flanke der fortmarschirenden Gegner zugewandt war, und sandte seine ganze Reiterei unter General von Seidlitz vom linken Flügel ab, um in der Niederung den feindlichen Vortrab anzugreifen. Hohe Zeit wäre es nun gewesen, mit dem Weitermarsch einzuhalten, die im voraus beabsichtigten zwei Treffen gegen die Anhöhe zu bilden und zugleich die nunmehrige rechte Flanke gegen den gewaltigen Reiterangriff, denn es brachen angeblich 45 Eskadronen vor, zu schützen. Als diese in mehrere Treffen aufgestellt ihren Angriff begannen, blitzte es längs der Höhe plötzlich auf; mehrere Batterien waren bis zu

deren Rand vorgefahren und eröffneten nun ein höchst verderbliches Feuer in die Marschkolonnen der Franzosen. Den ersten Anfall der preussischen Reiterei wehrten die fünf Reiterregimenter nach altherkömmlicher Weise ab, nämlich mit einer allgemeinen Salve aus ihren Karabinern und zwar mit so guter Wirkung, dass sie die Gegner wirklich abtrieben. In kürzester Zeit folgte jedoch ein zweiter Angriff und die kombinirten Geschwader wurden geworfen. Umsonst setzten sie sich zu wiederholten malen, da sie allmälig nicht blos von vorn, sondern auch von Reichersweben her in der Seite angefallen wurden. Umsonst eilten Soubise und Hildburghausen heran; eine bedeutende Zahl der nächsten Umgebung des Erstern fand den Tod; umsonst rückte auch die Reiterei der Reichskreise zu Hülfe. Die Spitze der Marschkolonne oder nunmehr der rechte Flügel der Schlachtstellung (wenn selbe sich nämlich gehörig hätte bilden können) gerieth von einer Minute zur anderen in ein grösseres Gedränge. Durch die Hemmung an der Spitze und den unaufhaltsamen Nachmarsch der Uebrigen gingen alle Distanzen der Züge verloren, und als sie in die Linien einschwenken sollten, war es eine Unmöglichkeit geworden. Grosses Verderben verbreiteten desshalb die feindlichen Geschütze in den dichten Massen; die Kugeln nahmen ganze Reihen auf einmal mit. Als die preussische Infanterie von der Anhöhe zum Angriff heranrückte, stieg die Verwirrung auf das höchste und der dichte Menschenknäuel kam bald nur in eine grössere Bewegung, um sich rückwärts auf die schon gebildete Schlachtlinie der Reichsarmee zu werfen. Viele französischen Regimenter hielten zwar festen Stand, gleich den Schweizerregimentern Diessbach und Planta, und fochten mit altangeborner Tapferkeit, aber viele kamen in dem grausen Gewirre gar nicht zum Schusse, sowie auch die anmarschirenden Batterien, die zum Auffahren nicht einmal kommen konnten, wesshalb die Fuhrsoldaten die Stränge abschnitten, die Geschütze stehen liessen und mit den Pferden davon eilten. — Als das Reitergefecht am rechten Flügel zum vollständigen Nachtheil der Verbündeten entschieden war und die flüchtige Masse auf das Fussvolk hineinstürmte, stob dieses völlig auseinander. Die Reichsarmee vermochte den Anprall nicht auszuhalten; die meisten Regimenter wurden durchbrochen. Unter den wenigen, die festen Fuss behielten und auf die

bald eindringende feindliche Infanterie ein kräftiges Feuer eröffneten, gehörte namentlich das Kreisregiment Hessen-Darmstadt, geführt vom Prinzen Georg. Dreimal zurückgetrieben und geworfen, stellte es sich dreimal zum Angriffe und Widerstande wieder her; dann erst ward es zersplittert. Als auch die Schlachtstellung der Reichsarmee sich völlig aufgelöst hatte und blos kleinere oder grössere Haufen entschlossener Männer noch Widerstand zu leisten versuchten, kam auch die preussische Armee allmälig aus ihrer geschlossenen Ordnung und es entspann sich eine Menge partieller Gefechte und Kämpfe, in welchen die gar zu vielen den Kämpfern unbekannten Uniformen grosse Verwirrung und grossen Schaden herbeiführten. Als eine Verstärkung französischer Reiterei anrückte und im Felde seitwärts mehrere Eskadronen preussischer Gensd'armen aufmarschiren sah, machte der Vortrab sogleich Miene, selbe anzugreifen, aber der Befehlshaber rief ihm zu: Lasst! Lasst ab! Es ist Kreiskavallerie! — Die Gensd'armen hielten ruhig, bis die Gegner vorübergeritten waren und sich selbe weiter vorn im Gefechte befanden, dann fielen sie ihnen in den Rücken und sprengten sie. — Viele flüchtige Scharen verdankten ihre Rettung der tapfern Reiterbrigade des Rauhgrafen, eines Nachkommen des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und der Maria Luise von Degenfeld. Er befehligte zwei im Dienste Frankreichs stehende lütticher Reiterregimenter, an welche sich freiwillig zwei Eskadronen österreichischer Kürassire anschlossen. Mit diesen tapfern Scharen wies der Rauhgraf mehrfache feindliche Angriffe zurück, und wenn sie sich zu eifrig im Verfolgen zeigten, dann hob er sich, ein gewaltiger Mann, im Sattel und rief mit mächtiger Stimme hinaus: Zu mir her! Zu mir dem Rauhgrafen (à moi, à moi Rougrave!). Er deckte bei der allgemeinen Flucht einen grossen Haufen Fussvolks. —

Die Flüchtlinge rannten nach verschiedenen Richtungen; die Franzosen eilten grösstentheils den Reduten zu, in welchen Graf St. Germain stand, der unthätig auf seiner Anhöhe verharrt und, ohne seiner Seits anzugreifen, der Schlacht zugesehen hatte, jetzt jedoch einer wirksameren Verfolgung ein Ziel setzte, die Deutschen dagegen gingen theils bei Freiburg und Laucha über die Unstrut, theils bei Naumburg und Weissenfels über die Saale. Der Fürst von Soubise hatte erstere Zuflucht nicht

gewählt, sondern die Nacht hindurch blos von einigen Adjudanten umgeben seinen Ritt gegen die hessische Gränze fortgesetzt. Der frühzeitige Einbruch der Nacht setzte der Verfolgung bald ein Ziel und zwar, wie ein berichtender Zeitgenosse sagt, zum grossen Glücke der vereinigten Armee, denn hätte der König gleich Josua der Sonne gebieten können, stille zu stehen, so würden die Folgen noch blutiger geworden sein.

Angeblich hatten blos 22,000 Preussen gegen 60,000 Verbündete gestritten. Allerdings mag sich die Stärke jenes Heeres, welches früher unter dem König dem kombinirten Heere bei Erfurt entgegenstand, auf jene Zahl belaufen haben, aber das bei Leipzig in einzelne Corps aufgelöste war keineswegs das neue, und dann hatte der König nach der Entfernung Richelieu's aus der Umgegend von Halberstadt einen bedeutenden Theil der Besatzung von Magdeburg an sich gezogen. Das preussische Heer scheint daher viel stärker gewesen zu sein. — Die Frucht des Sieges bestand in 50 Kanonen, 15 Standarten, 7 Fahnen und einem Paar Pauken. Gross war namentlich in der französischen Armee der Verlust an Offizieren; unter den Verwundeten zählten die Generale von Mailly, Revel, Cüstine, Rougende Cosse, ältester Sohn des Herzogs von Brissac; im Ganzen geriethen deren acht in Kriegsgefangenschaft. Die Zahl der Todten stieg über 4000 Mann und die der Gefangenen angeblich auf 6000 Soldaten. Dass die Reichsarmee gleichfalls schweren Verlust erlitt, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber eine Abschätzung desselben bei der grossen Zahl der Kontingente war anfangs nicht möglich und später nicht zweckdienlich. Preussischer Seits wurden Prinz Heinrich und die Generale von Seidlitz und Meinecke verwundet; wenn der Gesammtverlust auf vierthalb hundert Mann angegeben wird, so ist derselbe allerdings sehr unbedeutend. So empfindlich auch jener harte Schlag für die Waffenehre der Franzosen war und wie tief sie auch selben empfanden, so versiegte bei vielen die Quelle munterer Laune doch darüber nicht. Briefe, kaum acht Tage nach der Schlacht geschrieben, athmen den alten Frohsinn und Scherz, wie in bessern Zeiten. Ueber den Prinzen von Soubise wird bemerkt, er habe rücksichtlich seines Plans, eine Schlacht zu liefern, mit keinem seiner Generale zuvor sich beredet; im Grunde habe er daher blos ein grosses Impromptu gemacht, und bezüglich der

eigenen Armee: sie habe sich in voller Auflösung auf das Reichsheer geworfen, und dieses habe eine wahre Rivalität gezeigt, an der Partie Theil zu nehmen. Tiefer ging der Spott zweier Soldaten des Regiments Beauvoisis über den eigenen Feldherrn, denn sie meinten, wenn Soubise rechtzeitig einen Eilboten nach Strassburg gesendet hätte, um sich blos ein einziges Haar aus dem Barte des Marschals von Sachsen holen zu lassen, so würde er sicher gesiegt haben. — König Ludwig XV. zeigte, als ihm die statt gehabte Niederlage verkündigt wurde, grosse Fassung und warf auf Soubise nicht die mindeste Ungnade. Bei offner Tafel erklärte er vielmehr, „an dem Verlust der Schlacht sei derselbe gar nicht Schuld; in Zukunft sollten die Generale selbstständig oder en Chef kommandiren.“ Offenbar war also bei Soubise dieses nicht der Fall gewesen, und er war somit an Instruktionen gebunden. Wenn gemeldet wird, er sei seltsamer Weise nach der Schlacht vom Könige zum Marschal von Frankreich ernannt worden, so dürfte diese Angabe schon desshalb unrichtig sein, weil ihm bereits von seinem ersten Erscheinen an durch die deutschen Reichsfürsten jenes Prädikat gegeben wurde. Auf das Kabinet und den Hof machte aber jener Schlag einen um so grösseren Eindruck und man schrieb von Versailles: „Die Niederlage hat die Gemüther mit Bestürzung erfüllt. Man rechnete nämlich auf einen baldigen Frieden, weil man dessen Nothwendigkeit empfand. Der Stand der Finanzen, des Handels, kurz alles verlangte denselben. Jetzt aber fühlt man, dass, dieser grossen Rücksichten ungeachtet, der Ruhm, die Ehre der Krone, die Verkettung der Interessen und die Nothwendigkeit, das gegebene Wort zu halten, den König nunmehr in die Lage versetzen, grössere Anstrengungen zu machen.“ — Dass Frankreich nach Besetzung der hannöverschen Länder kein zuverlässiger Verbündeter der Kaiserin-Königin mehr war, scheint hieraus wenigstens zu erhellen.

Am 6. November verliess Generalleutnant St. Germain mit seinem Corps die Verschanzungen und zog unbehelligt über Nordhausen nach Duderstadt im Kurbraunschweigschen ab; das deutsche Heer dagegen war die Nacht über gewandert, hatte die Saale und Unstrut übersetzt und am Morgen des obigen Tages die Brücke bei Freiburg hinter sich niedergebrannt. Am Abend kamen die flüchtigen Scharen, Reiter und Fussvolk, Deutsche,

Franzosen, Schweizer, Ungarn und Kroaten untereinander gemischt bereits zu Erfurt an. Kein Regiment, mit Ausnahme eines einzigen, war mehr beisammen und dieses einzige war ein baierisches. Von ihm sagt ein Berichterstatter aus Sachsen: „Ein einziges kurbaierisches Regiment hatte sich in der Contenance erhalten, so dass es seinen Durchzug durch genannte Stadt mit klingendem Spiele halten konnte." — Der Durchmarsch des Heeres dauerte bis zum 8. November, an welchem Tage ein preussisches Corps vor Erfurt eintraf, das sich jedoch, da es zu spät gekommen, nicht verweilte, sondern nach Leipzig wieder abzog.

Herzog Josef von Sachsen, welcher von Weimar aus am 7. November dem Kaiser Bericht erstattet und hierauf sein Hauptquartier anfangs zu Saalfeld und dann zu Bamberg aufgeschlagen hatte, suchte von hier aus die Truppen zu sammeln und unter ihre Fahnen zu bringen, zu welchem Zwecke er auch öffentliche Patente auf den Gränzen von Thüringen, Hessen und Franken anschlagen liess. Es wurde sehr schwer, die Versprengten wieder zu sammeln, weil deren eine grosse Zahl, um sich der Kriegsdienste zu entschlagen, der Heimath zueilte. In Franken selbst fehlte es jedoch gänzlich an den gehörigen Mitteln, um die so verschiedenen Reichsständen angehörigen Kontingente wieder auf den Feldfuss zu setzen. Der schwäbische Kreis erklärte, er werde seine sämmtlichen Truppen nach Hause kommen lassen, da rücksichtlich einer zweckmässigen Unterbringung derselben in Franken keine Anstalten getroffen seien; Baiern gab seine Absicht kund, seine Truppen in die Oberpfalz zu verlegen, die Kontingente der rheinischen Kreise aber hatten ihre Landesherrschaften der Mühe überhoben, ihnen besondere Verhaltungsmassregeln zukommen zu lassen, indem sie grösstentheils über die Rhön und den Spessart heimgewandert waren. Der Plan des Kaisers, die Reichsarmee solle die fränkischen Lande durch einen Kordon von Hildburghausen über Römhild bis Meiningen decken und zur besseren Vertheidigung der thüringischen Pässe sei ein Jägercorps aufzubieten, wäre jedenfalls unzweckmässig gewesen, wenn man keine Leute hatte, um die grosse Lücke von Hildburghausen bis zur sächsisch-böhmischen Gränze auszufüllen, abgesehen davon, dass ein weit ausgedehnter Kordon die schwächste Vertheidigung ist, weil er

allenthalben von stärkeren Corps durchbrochen werden kann. Der Kaiser setzte den Herzog Josef so wie alle Stände des fränkischen Kreises in Kenntniss, dahin zu wirken, dass alle in landesherrlichen Diensten stehenden Jäger sofort nach Königshofen im Grabfelde abgeordnet und alle Pässe durch Verhaue gesperrt und von der Landmiliz besetzt würden. Der einsichtsvolle Herzog aber erklärte den Ständen, da die Reichsarmee jene Stellung nicht behaupten könne, so sei mit Absendung der Jäger einzuhalten. Obgleich der dem deutschen Reiche zugegangene Schaden ein offenkundiger war und von Tausenden von Theilnehmern und Augenzeugen bis in alle Winkel Deutschlands verbreitet wurde, so glaubten doch manche damalige Journale die Pflicht zu haben, die Angelegenheit in möglichst mildem Lichte erscheinen zu lassen; sie bezeigten den Reichsständen eine besondere Rücksicht. Das wiener Journal vom 16. November meldete zwar, die Absicht der kombinirten Armee, dem preussischen Heere in den Rücken zu fallen, sei missglückt, aber man habe dem Treffen ein Ende gemacht und die Reichsarmee habe sich über Freiburg ohne grossen Verlust und ohne beunruhigt zu werden zurückgezogen. Der Kaiser bezeigte in einem Schreiben vom 17. November dem Herzog, den er noch immer in Saalfeld glaubte, seine vollste Anerkennung und erklärte ihm, dass er auf Seiner Liebden seit langen Jahren bekannte Treue, Liebe, Wissenschaft, Tapferkeit und Erfahrenheit vertraue. Wenn auch an eine Mitwirkung des Prinzen Soubise nicht mehr zu denken sein sollte, so würde der Herzog doch wahrscheinlich im Stande sein, die thüringische Position der Gebirge und Waldungen wegen zu vertheidigen und den König zu hindern, durch das Vogtland in Franken einzudringen. Unter dem gleichen Datum erliess der Kaiser wiederholte Aufforderungen an die sämmtlichen fränkischen Kreisstände, alle Mittel in Anwendung zu bringen, um die bedrohten Gränzen zu decken, wie nicht weniger an alle Reichsstände überhaupt, zur Sicherung der Subsistenz der Reichsarmee nach Kräften beizutragen. Der Reichsvizekanzler dagegen machte in einer Eröffnung vom 19. November an die fränkischen Reichsfürsten die Bemerkung, dass Franken vor der Hand gar nicht als bedroht erscheine und man zudem im Sinne habe, den König so viel wie möglich anderwärts zu beschäftigen und ihn von weiteren Gewaltthaten gegen das Land

abzuhalten. Es erleidet sicher keinen Zweifel, dass Friedrich in Schlesien eine so grosse Aufgabe fand, dass er an einen Einfall in Mitteldeutschland gar nicht denken konnte. Um aber dort und in Sachsen etwas freiere Hand zu bekommen, liess er Keith in Böhmen einfallen.

Kaiser Franz glaubte nicht säumen zu dürfen, das Reich auf die vielfachen Gebrechen und Mängel seines Heeres aufmerksam zu machen, damit die Zeit, selben möglichst abzuhelfen, nicht unbenützt vorüberstreiche. In einem Erlasse vom 27. November rügte er das eigenmächtige Heimwandern und mahnte, die Flüchtigen zu ihren Fahnen zurückzuschaffen; es sei Zeit, an die Ergänzung des Fussvolks und an die Remontirung der Reiterei zu denken; grösserer Fleiss denn bisher sei bei der Einübung der Truppen anzuwenden; für die Subsistenz derselben sei besser Sorge zu tragen, denn gerade die Ueberzahl der bei der Armee befindlichen Lieferanten habe eine schlechtere Verpflegung verursacht, indem sie sich wechselseitig Lebensmittel und Fütterung vertheuerten und dann, als es gegolten habe, alle mit einander entwichen seien; ferner besässen die Regimenter keine Proviantwagen und eben so wenig hätten sie bei der jetzigen Art Krieg zu führen, die nöthige Zahl von Feldstücken; was aber die Gewehre betreffe, so seien sie von durchaus verschiedenem Kaliber. Sein Wille sei sonach, dass baldmöglichst rücksichtlich dieser Punkte Fürsorge getroffen werde. Das waren sicher der Gebrechen eine grosse Zahl, aber die Disziplin, die grösseren taktischen Uebungen und die aus ihnen hervorgehende Manövrirfähigkeit liess der Kaiser unerwähnt, und ohne diese bleiben doch alle strategischen Entwürfe und Ausführungen ohne Erfolg.

Kaum war der Kanonendonner verhallt, so begann schon wieder zu Regensburg ein heftiger Federkrieg. Er erhob sich wegen eines am 23. November daselbst ergangenen kaiserlichen Kommissionsdekrets des Inhalts: „Der König von Preussen habe sich der vom Kaiser aufgebotenen Reichsarmee und der durch die rühmliche Grossmuth des allerchristlichsten Königs mitwirkenden französischen Armee persönlich entgegen gestellt und zwar zu einer Zeit, wo die kaiserliche Ladung auf die Acht gegen selben als Kurfürsten schon erkannt worden sei. Derselbe zeige dadurch, dass er die angefangene Empörung bis auf das Aeusserste fortsetzen wolle und die kaiserlichen wie die

Reichsbeschlüsse missachte. Die kombinirte Armee habe am 5. November nicht vermocht, das an der Empörung theilnehmende Kriegsvolk zu bezwingen, so dass beide verbündete Armeen genöthigt gewesen seien, sich zurückzuziehen, um die rückwärts liegenden Reichsländer zu decken. Der König beabsichtige, sich aus einem Lande in das andere zu werfen, um den zu Grunde gerichteten Landmann zu vermögen, sich zu seinen Fahnen zu schlagen. Der Kaiser fordere somit alle Reichsstände auf, das Reichsheer mit allem Nöthigen zu unterstützen." Erich Christof von Plotho loderte über dieses Dekret in grossem Zorn auf, und obgleich er sich zu dessen Beantwortung mehr als vierzehn Tage Zeit nahm, so konnte er doch als Gesandter und einer der treuesten Diener seines Monarchen seinen bittern Unmuth nicht bezwingen. Er liess unter dem 14. Dezember seine Gegenerklärung in Druck legen und vertheilte selbe an alle Gesandtschaften und an die Behörden der Reichsstadt. „Der König habe vernehmen müssen, dass in Folge seines Sieges über die kombinirte sogenannte Reichsarmee und die französische Armee ein kaiserliches Kommissionsdekret zur Reichsdiktatur gelangt sei, um sämmtliche Reichsstände zu vermögen, der sogenannten Reichsarmee in dem ihr Benöthigten allen Beistand zu leisten, um gegen den König den Kampf fortführen zu können. Der König, obgleich als suveränes und gekröntes Haupt niemandem zur Rechenschaft verpflichtet, habe mehrmals erklären lassen, wie er nothgedrungen zu seiner eigenen Sicherheit die kursächsischen Lande habe besetzen lassen. Näher auf diesen Punkt abermals einzugehen, sei überflüssig, da er ferner bereits erklärt habe, jene Landstriche räumen zu wollen, sobald man ihm wegen der eigenen Lande die nöthige Sicherheit verschafft habe. Nie habe er den Gedanken gehabt, den Oberrhein, Kurrhein und Schwaben mit Krieg zu überziehen, weil er mit den dortigen Kreisständen in keinen Dissidien stehe. Die wahre Veranlassung zum Unfrieden sei Schlesien und in Folge desselben seien die westlichen und nördlichen Reichskreise gerade von den vorgeblichen Garanten des westfälischen Friedens auf schreckliche Weise misshandelt worden. Das Schlimmste sei jedoch, dass mit gänzlicher Hintansetzung der Reichsgrundgesetze und der Wahlkapitulation an keine Abhülfe gedacht werde, um die bedrohten Stände zu retten, ihre Freiheit zu schützen und dem bevorstehenden Untergange

des deutschen Reichs vorzübauen." Schliesslich gedachte von Plotho der Plagen und Qualen, welche durch die sogenannte Reichsarmee und die kombinirte französische Armee den kursächsischen Landen durch Indisziplin, übermässige Lieferungen, Plünderungen und Misshandlungen seien zugefügt worden, obgleich die von ihm beigebrachten Belege doch das durch einen Herzog von Sachsen, einen Agnaten des Kurhauses geführte Reichsheer gar nicht betreffen, auch die zahlreichen gleichzeitigen Ueberlieferungen von den angeblichen Gewaltthaten des letztern nichts wissen. Dass hingegen von Seiten der französischen Armee von der braunschweigischen und hessischen Gränze bis zur Saale (denn weiter nach Osten kam sie nicht) in den vielfach zerklüfteten und zerrissenen Reichsgebieten, deren Landesherrn sie und ihre Führer wohl kaum zu nennen wussten, grosse Uebelthaten geschahen, erleidet keinen Zweifel; die Westsachsen waren froh, als ihre Befreier ihnen den Rücken wandten, und freuten sich ohne Zweifel darüber, dass die vom französischen Gesandten beim fränkischen Kreise gegen das Ende Novembers verbreitete Nachricht, Soubise rüste sich, um über Mühlhausen und Langensalza wieder vorzurücken, ganz ohne Grund war.

Der letzte Monat des Jahres verstrich in Folge der zahlreichen und heftigen Erörterungen über die Reichsarmee dennoch nicht fruchtlos, denn der Gedanke einer Reluition in Geld für die kleineren Kontingente begann endlich bei vielen minder mächtigen Reichsständen festen Fuss zu gewinnen. Der frühere ansbachische Minister, Geheimrath von Seckendorf zu Oberzenn, und der französische Ministerresident am baireuther Hofe, Chevalier Folard, betrieben jenen Gegenstand mit eben so gewichtigen Gründen als grossem Eifer, obgleich viele Reichsfürsten an der Möglichkeit der Ausführung verzweifelten. Ein geistreicher geistlicher Fürst schrieb: „Es gehört leider diese an sich unverbesserliche Verfassung unter die Zahl der leeren Wünsche, indem sich aller Orten Schwierigkeiten entgegenstellen. In Friedenszeiten hat jeder mindeste Reichsstand seine anderthalbe Mann in seinem Hause entweder zur Parade oder zu andern Absichten auf den Beinen und für den Krieg ist kein Tauglicher vorhanden." Dessenungeachtet trat bald die Gewissheit ein, dass bereits nach der Mitte des Dezembers viele kleinere Stände ihre Kontingente

abgelöst hatten und dadurch den Grund zu einer bessern Organisation des Reichsheeres legten.

Die Frage, wie die furchtbaren Widerstandsmittel des Königs, die jedoch mehr in seinem Geiste und in seiner durchgebildeten Armee als in reichfliessenden Hülfsquellen seiner Länder lagen, zu bekämpfen seien, beschäftigte nicht weniger das Sinnen und Denken der französischen und deutschen Staatsmänner. Der königlich französische zu Köln befehligende General Graf von Torcy war der Ansicht, man solle die Leidenschaft des Königs, Schlachten zu liefern, welche allerdings für ihn der einzige Ausweg seien, keineswegs noch steigern. Es gelte vielmehr, ihn allmälig einzuengen und durch Zuwarten seine Hülfsquellen abzugraben und zu erschöpfen. Dann erst komme der Zeitpunkt seiner Niederlage und namentlich wenn dann auch die Russen wieder Freude am Waffenklange gefunden hätten. Der General dachte sonach der ganzen Kriegsgenossenschaft die Rolle des Fabius Cunctator zu; was aber hier die Freuden Capua's bewirkten, das sollte im vorliegenden Falle Mangel und Noth bewerkstelligen. Er vergass, dass in dem Masse, als sich der Krieg lange Jahre hinausschleppte, wie auch wirklich geschah, nicht blos Preussen und seinen Bundesgenossen, sondern auch der ihnen gegenüberstehenden Konföderation am Ende alle Kraft und aller Athem ausgehen musste, um einen entscheidenden letzten Schlag zu führen. Ein deutscher Staatsmann[44] schrieb dagegen an den französischen Minister des Aeussern, Grafen von Bernis, sowie an den kaiserlichen Staatskanzler Grafen von Kaunitz: die rasche Durchführung der Operationen des Königs errege nothwendiger Weise Erstaunen, aber je grösser er dastehe, um so mehr beweise er die Nothwendigkeit, seine Waffenmacht methodisch zu schwächen. Würden die hohen Verbündeten zu diesem Zwecke ihre Anstrengungen nicht verdoppeln, so müsse man eben auf die Hoffnung eines unverbrüchlichen europäischen Friedens gänzlich verzichten. System und Methode sind Worte, welche seit Jahrhunderten sich des höchsten Ansehens bei der deutschen Nation erfreuten, aber alles Scharfsinnes ungeachtet wollte es keinem einzigen tiefen Forscher gelingen, die angeregte Methode ausfindig zu machen, und so blieb denn allen kriegführenden Theilen keine Aussicht übrig, als ohne Methode langsam zu

44. Geheimerath von Seckendorf am 3. Januar 1758.

Grunde zu gehen. Schliesslich ist hier nach französischen Ueberlieferungen noch eines historisch-numismatischen Denkmals zu erwähnen. Nach der Schlacht bei Kollin am 18. Juni sei zu Wien eine Medaille mit der Legende: „Gott bricht jeglichen Uebermuth“ (Frangit deus omne superbum) geprägt worden. Dieselbe Medaille habe man aber nach der Schlacht bei Rossbach zu Berlin von neuem ausgeführt, die Brustbilder des Kaisers und der Kaiserin durch jenes des Königs und den 18. Juni durch den 5. November ersetzt. Ob diese Medaillen wirklich existiren, vermag man hier weder in Abrede zu stellen noch zu bestätigen, der Berichterstatter knüpfte aber an seine Mittheilung nicht ohne Schmerz die Bemerkung, dass man noch in keinem Kriege so viele persönliche Angriffe sich gestattet habe, wie in diesem.

11.

Braunschweigisch-hessische und französische Armee. Politische Verhältnisse von Kurbraunschweig, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Sachsen-Gotha und Schaumburg-Lippe. — Französisch-österreichischer Neutralitätsvorschlag, von Dänemark unterstützt, an das hannöversche Kabinet am 4. Januar. — Scheitern der Unterhandlungen. — König Georg von England begehrt am 17. Februar vom Parlament für seine Kurlande und Preussen Geldsubsidien, und stellt eine hannöversche Armee auf; Frankreich und Oesterreich schliessen im März eine Konvention wegen des Uebergangs der französischen Heere über die Weser am 10. Juli. — Kaiserliche Zirkulardepesche. — Abermalige Aufname der Unterhandlungen durch den Reichsvizekanzler am 13. April. — Vorschlag einer Neutralitätskonvention von England zurückgewiesen. — Eröffnung französischer Unterhandlungen im Januar zu Kassel, um Hessen von Kurbraunschweig zu trennen. — Das landgräfliche Kabinet lehnt die gemachten Vorschläge ab und fordert, theilnamlos am Kriege zu bleiben. — Neue Unterhandlungen zu Kassel im April, und Uebergabe eines Vertragsentwurfs. — Ablehnung durch eine hessische Note vom 15. April. — Das französische Ultimatum wird verworfen. — Fruchtlose französische Versuche bei Braunschweig-Wolfenbüttel. — Sachsen-Gotha. — Schaumburg-Lippe.

Kurbraunschweig, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Sachsen-Gotha und Schaumburg-Lippe bildeten die

westliche Konföderation, welche Friedrichs rechte Seite deckte. Die Theilname der erstern wie an den Verhandlungen so am ausbrechenden Kampfe wurde im allgemeinen bereits kurz erwähnt, aber jetzt ist der Geschicke jener Länder näher zu gedenken, die durch die Politik der grössern Mächte sich genöthigt sahen, selbe halb unfreiwillig an Preussens noch dunkles Loos zu knüpfen. Das Hauptstreben Frankreichs und seiner Bundesgenossen musste nothwendig dahin zielen, das Bündniss der Gegner zu lösen, den König völlig zu isoliren und von der Westseite her unbeengten Raum zum Angriffe zu gewinnen. Drei Mittel glaubte es zuvörderst in Anwendung bringen zu müssen, nämlich eine klare Ausführung und Verkündung des der Krone Frankreich zur Seite stehenden Rechtes der Theilname an diesem Kriege, Einschüchterung und Erweckung von Furcht durch den Heranmarsch einer Armee von fast 120,000 Mann und schliesslich den Versuch, Kurbraunschweig zur Abschliessung einer Neutralitätskonvention zu bestimmen, die kleinern Staaten aber durch eigene Verträge zu binden. Aber alle Gründe, so oft auch das versailler Kabinet sie publizirte und in späteren Staatsschriften übersichtlich wieder zusammenfasste, wollten im deutschen Boden keine Keime treiben, die Furcht und der Schrecken des unsagbaren Leides ungeachtet wollten nicht haften und eine Neutralitätskonvention, wie Frankreich sie verstand und forderte, konnte von König Georg als Kurfürst niemals angenommen werden.

Die französischen Armeen, liess sich das versailler Kabinet in einer Staatsschrift* gegen Kurbraunschweig vernehmen, seien in Deutschland blos eingerückt auf Ansuchen der von Preussen angegriffenen Mächte und zwar Kraft der zwischen Frankreich und verschiedenen Reichsständen bestehenden Vertheidigungsbündnisse; Kraft der Verbindlichkeit, die dem Könige als einem alten Freunde und Bundesverwandten des Reichs obliege, sowie als Garant des westfälischen Friedens und Kraft

* Betragen Sr. allerchristlichsten Majestät von Frankreich entgegen gestellt dem Betragen des Königs von England, Kurfürsten zu Hannover. 4. 48 Seiten Vorbericht und 112 Seiten Text, als Gegenschrift auf die hannöversche Staatsschrift: „Ursachen, welche die königliche Grossbrittanische Majestät als Kurfürsten von Hannover bewogen, die Waffen wiederum gegen die französische Armee zu ergreifen.“

der ergangenen Reichsschlüsse. Frankreichs einziger Zweck sei daher die unterdrückten Reichsstände und Bundesgenossen zu vertheidigen, Deutschlands Gesetze und Konstitutionen aufrecht zu erhalten, die Gerechtsame der drei in Deutschland bestehenden Religionsbekenntnisse zu schützen, den beschädigten Reichsständen Ersatz und Schadloshaltung zu verschaffen und Ordnung und Ruhe im Reiche auf einem gerechten und sicheren Grunde wiederherzustellen. Des Königs Eifer sei so rein und uneigennützig, dass er nicht die geringste Eroberung auf deutschem Boden zu machen beabsichtige. Frankreich bezwecke blos, das Feuer, welches Preussen im Vereine mit Hannover angezündet, wieder auszulöschen.

Diese schon bald nach Abschluss des versailler Bündnisses, welches die Antwort auf den englisch-preussischen Bund von Whitehall war, laut gewordene Sprache musste viele patriotische deutsche Fürsten schwer verletzen, denn wenn die Aufrechthaltung der inneren Verfassungen, der inneren Ordnung und des Schutzes in Deutschland ein völkerrechtliches Attribut der Krone Frankreich gewesen wäre, so hätte das alte Kaiserreich schon damals als unabhängiger und als erster europäischer Staat faktisch zu existiren aufgehört. Sobald beide obige Uebereinkünfte eine feste Scheidewand zwischen England und ihren Verbündeten einer Seits und Frankreich, Oesterreich, Russland und Schweden anderer Seits zu ziehen begannen, waren von letztern Versuche gemacht worden, den König von England in seiner Eigenschaft als Kurfürsten von Hannover von seinen Bundesgenossen zu trennen. Als Mittel wurde ein Neutralitätsvertrag durch das französische Kabinet ausgesonnen und der Vorschlag zu selbem durch den Hof- und Staats-Kanzler Grafen von Kaunitz am 4. Januar 1757 dem kurhannöverschen Gesandten zu Wien, Freiherrn von Steinberg, eröffnet. Er stellte ihm den Entwurf einer Neutralitätsakte samt einem sie begleitenden Mémoire zu. Der Gesandte säumte nicht, selbe an König Georg zu übersenden, dem gleichzeitig auch von Seiten des Königs von Dänemark als des von den Bundesgenossen erbetenen Vermittlers dieselbe Eröffnung zu Theil wurde.

Das Mémoire wies zunächst auf die alten freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Oesterreich und England hin,

sowie auf die Beihülfe, die ersterer Staat vermöge des Bündnisses in gefährlicher Zeit in Anspruch zu nehmen berechtigt sei. Zum Leidwesen der Kaiserin werde aber deren Vertrauen in die Gesinnungen des Königs durch Verdacht getrübt, und sie sehe sich schmerzlich dadurch berührt, von einem ihr Hülfe schuldenden Bundesgenossen feindliche Schritte befürchten zu müssen. Sie habe gleichwohl den festen Entschluss, alles aufzubieten, um sich und ihren Alliirten eine gerechte und angemessene Genugthuung für alle jene Unbilden, die ihr Gegner ihr zugefügt, zu verschaffen, sowie auch Sicherheit für die Zukunft, wie das natürliche Recht selbe zu suchen gestatte. Sie stehe mit Frankreich in naher und freundschaftlicher Verbindung. Das Interesse aber, welches sie immer am Schicksale des deutschen Reichs genommen, habe sich zu den heiligen ihr obliegenden Pflichten gesellt und sie habe deshalb in jener Beziehung darauf gedacht, die Ausbreitung des Kriegs zu hemmen und zu verhindern, dass keiner ihrer Mitstaaten aus der Zahl der deutschen Reichsstände gegen seinen Willen in selben verwickelt werde. Behufs dieses Zweckes habe sie sich an ihre christliche Majestät von Frankreich gewandt, nicht blos um Frankreichs Garantie des westfälischen Friedens und dessen Vollzug des versailler Traktats aufzurufen, sondern damit es auch mit ihrem Kabinet über alle Mittel verhandele, welche als die geeignetsten anzuwenden seien, um alle jene Staaten des deutschen Reichs, welche am Kriege keinen Antheil zu nehmen gedächten, gegen dessen Kalamitäten zu schützen (à garantir des calamités de la guerre tous ceux des états de l'empire, qui ne voudroient pas y prendre part). Der König von Frankreich habe, wie von seiner Mässigung und natürlichen Billigkeit zu erwarten, sich hierauf erklärt, und die Kaiserin befinde sich daher in der Lage, Sr. brittanischen Majestät für das Kurfürstenthum Hannover eine wohlgefestete Neutralität anbieten zu können, in der Zuversicht, dass selbe diesem Anerbieten einen um so höheren Werth beilegen werde, da der König als Kurfürst und Bundesgenosse der Kaiserin die unwidersprechliche Obliegenheit habe, ihr die durch die Verträge klar bestimmte Hülfe zu leisten. Für diesesmal jedoch, sei sie in ihrer Eigenschaft als Bundesgenossin ihrem Rechte zu entsagen bereit, aber alle Obliegenheiten, welche der König als deutscher Reichsstand zu

erfüllen habe, müssten vorbehalten bleiben; es sei nicht mehr als billig, dass sie für ihre Sicherheit zu sorgen suche. Die Kaiserin schlage somit der brittannischen Majestät vor, sich durch eine spezielle Neutralitätskonvention und auf die verbindendste Weise zu verpflichten, in ihrer Eigenschaft als Kurfürst niemals irgend eine Hülfe, weder an Geld noch Truppen, weder direkt noch indirekt oder wie es immer sein möge, weder dem Könige von Preussen noch seinen Bundesgenossen gegen die Kaiserin und deren Alliirte während der ganzen Dauer dieses Kriegs zu gewähren; ferner der Kaiserin und ihren Mitkämpfern alle Sicherheiten, Erleichterungen und billigen und vernünftigen Bedingungen, die aus dieser Verpflichtung eine blosse Folge seien, zu bewilligen und schliesslich zuzugeben, dass obige Konvention durch jene Mächte, welche die Kaiserin wählen würde, garantirt werde. Sie erbiete sich übrigens, wenn der König als Kurfürst für die mit ihm verbündeten Fürsten, welche Truppen in seinem Solde hätten, gut stehen wolle, dieselbe Verpflichtung auch rücksichtlich ihrer eigenen Bundesgenossen zu übernehmen. Die Kaiserin erwarte sonach, dass die Beschlussname der brittanischen Majestät eben so rasch als entsprechend sein werde. Sie wünsche dieses sehr und stelle das Ansuchen, deshalb so bald wie möglish dem Minister von Steinberg die nöthige Vollmacht zuzufertigen, damit die Konvention ohne Aufschub gefertigt und unterzeichnet werden könne.

Vieles schien in dieser Denkschrift dem König Georg dunkel und verfänglich, so namentlich auch jene Stellen, wo das kaiserliche Kabinet erklärte, jene deutschen Staaten nicht in den Krieg verwickeln zu wollen, die keinen Antheil zu nehmen beschliessen würden, während anderer Seits alle Leistungen zum Reiche von Seiten Kurbraunschweigs als eines Reichsstandes ausdrücklich vorbehalten wurden. Es war dieses dem Reichsherkommen gemäss, weil sobald am Reichstag durch die Mehrheit ein förmlicher Reichskrieg beschlossen ward, vom Standpunkte des Rechts aus kein deutscher Reichsstand sich weigern durfte, sein gesetzliches Kontingent zur Reichsarmee stossen zu lassen. Wahr ist es, dass es gleichwohl zu verschiedenen Zeiten Dissidenten gab, welche der allgemeinen Gültigkeit dieser Doktrin widersprachen und Einstimmigkeit forderten. Die obige Stelle wegen einer freiwilligen Nichttheilname war sonach in

praktischer Beziehung illusorisch. Höchst verfänglich schienen dem hannöverschen Kabinet ferner jene Konsequenzen, die man ungeachtet einer Nichttheilname am Kriege und einer Nichtunterstützung der eigenen Alliirten aus einer Uebereinkunft dennoch zu ziehen gedenke, und es sandte daher den Staatsminister von Münchhausen nach Wien, um mündlichen Aufschluss sich zu erbitten, welche nähere Bewandniss es mit der angetragenen Neutralität habe. Da kam es dann in Folge einer Eröffnung des Reichsvizekanzlers Grafen Colloredo zu Tage, dass selbe an die Bedingung geknüpft werden solle: der König von England habe einer französischen Armee den Durchmarsch durch Hannover zu gestatten, um den König von Preussen von dieser Seite angreifen zu können.[45]

45. Während dem kaiserlichen Hofe ausserordentlich viel daran lag, Hannovers Betheiligung am ausgebrochenen Kriege zu verhüten, weniger aus Furcht vor den Streitkräften, welche Hannover aufstellen würde, als in staatsmännischer Berücksichtigung der Einflüsse und Weiterungen, welche aus einer französischen Besetzung entstehen könnten, die wo möglich zu verhüten war — bot hingegen Friedrich alles auf Hannover zum thätigen Auftreten zu vermögen. Befand er sich schon in der üblen Lage seine abgerissenen Besitzungen im westlichen Deutschland dem Feinde preiszugeben, konnten diese jedoch vielleicht behauptet werden, wofern Hannover schleunig beistand, so wurde es gradezu eine Lebensfrage für ihn, ob die Westseite seines Staates durch Hannover gedeckt würde, denn nur in diesem Falle durfte er mit seiner Hauptkraft sich den Oesterreichern entgegenwerfen. Gleichzeitig mit den Franzosen und mit den Oesterreichern zu fechten, dies schien eine riesenmässige, nicht zu bewältigende Aufgabe — im Drange der Noth löste er sie nachmals durch Thatkraft und Schnelligkeit.

Im Dezember 1756 sendete Friedrich den General Schmettau nach Hannover, um vorzustellen, wie dringend nothwendig es sei, in möglichster Eile ein Heer zusammenzuziehen und vorrücken zu lassen. Die hannöverschen Minister sagten: ja wohl, versprachen alles und Schmettau kehrte zum Könige nach Dresden mit guten Verheissungen zurück. Doch jene hannöverschen Minister (Steinberg, von Schwicholt u. a.) gehörten dem alten verzopften Juristenschlage an, waren kleinmüthig, beschränkt und umständlich, dazu im Herzen österreichisch gesinnt und mit Gütern in den Landen Maria Theresias ansässig (Horaz Walpole's Grafen von Oxford Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georgs II. und Georgs III. deutsche Uebersetzung I, 223). Dieser Umstand war Friedrich unbekannt, allein sein scharfer Blick würdigte die damaligen Minister richtig. „Seine hannoverische Perücken gehen einen Schneckengang, sagte er im Januar 1757 zu Schmettau, er muss wieder hinreisen, um sie in Bewegung zu bringen, sonst kommt eine französische Armee an

die Weser, ehe sie tausend Mann versammelt haben." Wirklich fand Schmettau in Hannover nicht das geringste gethan und argwöhnte Verrath. Die hannöverschen Offiziere waren von gutem Geiste beseelt, wünschten sehr in den Krieg zu ziehen und setzten ihn unter der Hand von der wahren Sachlage in Kenntniss. Er berichtete dem Könige: das hannöversche Ministerium scheine die Kriegsanstalten in die Länge zu ziehen, damit die Franzosen herankämen, bevor ein Heer dastehe, und dann nichts übrig bleibe als Neutralität auch gegen den Willen des Königs von England. Offen hatte es sich ausgesprochen, dass es nicht als angreifender Theil erscheinen wolle und deshalb die hannöverschen Truppen vorerst die Weser nicht überschreiten, d. h. die preussische Festung Wesel nicht unterstützen würden. (Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne. Berlin 1806 I, 321—334.) Bitter beklagte sich hierauf Friedrich in einem Schreiben an den englischen Gesandten (vom 9. Februar 1757, Raumer's Beiträge II, 417) über diese Unwürdigkeit, ihn der Wuth von solchen Feinden preis zu geben, welche er grösstentheils dadurch sich zugezogen, dass er mit England für Hannovers Ruhe in Bund getreten. Schmettau trat nun in Hannover gebieterisch auf. Nach einigen vergeblichen Verhandlungen bezahlte er in seinem Gasthause, packte seine Sachen und fuhr im Postwagen vor das Gebäude, in welchem das hannöversche Ministerium berieth. Diesem erklärte er unumwunden: er habe Befehl, entweder sogleich die Ausrückung sämmtlicher Truppen zu erwirken, oder auf der Stelle nach London zu reisen und mündlich bei dem Könige von England das Verfahren in Hannover anzuzeigen. Das wirkte wie ein Donnerschlag. Die betroffenen Minister versicherten, so eben bestimmte Befehle mit den erforderlichen Vollmachten aus England erhalten zu haben und demnach der Forderung des Königs von Preussen endlich genügen zu können. Am 17. April traf der Herzog von Cumberland als Oberbefehlshaber ein und am 18. April war die Vorderlinie Nienburg, Minden, Herford, Bielefeld, Rietberg, Lippstadt, welche die Uebergänge der Weser und Lippe deckte, mit 25 Fahnen Fussvolk und 19 Reitergeschwadern besetzt, dahinter bei Hannover, Hameln und Grohnde 18 Fahnen und 24 Geschwader aufgestellt.

Die westlichsten Besitzungen Friedrichs blieben in Folge dieser Zögerung dem französischen Einfall ausgesetzt. Dem Befehlshaber von Wesel Generalleutnant de la Motte hatte Friedrich bereits am 12. Januar den geheimen Befehl gegeben, das schwerere Geschütz nach Holland in Sicherheit zu bringen und schwache Minen unter einige Festungsmauern zu legen, für den Fall kein hannöversches Heer an die Lippe rücke und Wesel vertheidigen helfe. (Schöning I. 79, 80). Wenn Huschberg weiterhin von unbekannten Gründen der Räumung Wesels spricht, so ist das Verhalten Hannovers ausser Acht gelassen. Nur weil die Hannoveraner nicht zeitig vorrücken mochten, nur weil sie sich nicht bereitwillig zeigten, anzugreifen, schien Wesel dem Könige unhaltbar. Auch lehrt der Verfolg des Feldzugs, dass der Herzog von Cumberland wirklich nur vertheidigungsweise verfuhr. Da Friedrich

Sobald König Georg über die Lage der Dinge sich Aufklärung verschafft hatte, that er, da das englische Parlament zufällig versammelt war, gerade das, was er laut jenes Neutralitätsvorschlags nicht hätte thun dürfen. Am 17. Februar kam eine königliche Botschaft an das Parlament des Inhalts, dasselbe wolle zur Vertheidigung der hannöverschen Lande die nothwendigen Subsidien bewilligen. Die Krone Frankreich und deren Alliirte führten nicht blos gegen Europa überhaupt, sondern namentlich gegen Kurbraunschweig und Preussen die ungerechtesten Absichten im Schilde. Das Parlament möge sonach den König in Stand setzen, seine Lande durch eine Observationsarmee zu schützen und auch den gegenüber dem König von Preussen übernommenen Verbindlichkeiten ein Genüge leisten zu können. Unverweilt bewilligte das Parlament die begehrten Subsidien; des Königs Sohn, der Herzog Wilhelm August von Cumberland wurde zum Oberbefehlshaber des hannöverschen Heeres ernannt, und 8000 in England stehende Hannoveraner erhielten Befehl zur Rückkehr in die Heimath. Als diese Angelegenheit auf solche Weise geordnet war, gab Freiherr von Steinberg am 20. Februar seine Erklärung auf die ihm gemachten Eröffnungen zu Wien ab. Er sei befehligt, lautete die Note, alles was in der Einleitung der Denkschrift vom 4. Januar angeführt sei, zur Vermeidung weiterer Erörterungen mit Stillschweigen zu übergehen. Man erkenne die Vorsorge, damit die deutschen Staaten des Königs nicht in Krieg verflochten würden, mit Dank und Vergnügen an. Ihre brittische Majestät beabsichtige aber dasselbe, und um diesen Zweck zu erreichen und das ganze deutsche Reich in Ruhe und Frieden zu erhalten, sei eben der Vertrag mit Preussen abgeschlossen worden. Der König könne sich daher nicht überzeugen, dass dieser so gerechte Zweck auf dem vom kaiserlichen Kabinete vorgeschlagenen Wege zu erreichen sei. Der Kaiserin sei aus Beispielen der neuern Geschichte sattsam

nicht den Sturz des hannöverschen Ministeriums herbeiführte, so blieb dessen Einfluss bestehen und wirkte sicherlich zum Abkommen in Kloster Seven hin. — De la Motte schaffte 144 Geschütze nebst Kugeln und Pulver nach Holland, gab 6 Fahnen zur Aufstellung bei Lippstadt und Rietberg (die in der obigen Zählung mitgerechnet wurden) und sprengte am 23. März die Minen der Festung, welche deren Mauern theilweise umlegten. Am folgenden Tage zog er mit der übrigen Besatzung und den leichten Kanonen ab.

bekannt, dass auch auf die heiligsten Versprechungen Frankreichs nicht zu bauen sei, selbst dann nicht, wenn selbe mit Aufopferung ansehnlicher Provinzen seien erlangt worden. Würde auch Frankreich versprechen, ihn, den König, in seinen deutschen Landen nicht zu beunruhigen, so würde es seine Verheissungen, sobald es in der Nähe seiner Besitzungen festen Fuss gefasst hätte, gleichwohl brechen und zwar voraussichtlich zu einer Zeit, wo vielleicht die Kaiserin auch gegen ihren Willen es würde geschehen lassen müssen. Die Regeln der Klugheit und Vorsicht erforderten daher, bevor man sich auf irgend einen Antrag weiter einlassen könne, zuverlässig zu wissen: Wie weit man jene Neutralität auszudehnen gedenke und welche Sicherheit man zu geben gemeint sei. Mündlich fügte der Gesandte bei, sein Gebieter habe die Absicht, zwar die französischen Truppen von seinen Staaten abzuhalten, aber dennoch an dem eigentlich österreichisch-preussischen Kriege selbst keinen Antheil zu nehmen. Zwar erklärte hierauf der kaiserliche Staatskanzler, man werde deshalb mit Frankreich Rücksprache nehmen, aber diese war offenbar keineswegs günstig für die erwünschte Ruhe der hannöverschen Lande, denn der Oberbefehlshaber der ersten französischen Armee, der damals zu Wien persönlich anwesende Marschal Graf d'Estrées, unterzeichnete, wie er selbst in seiner Druckschrift: „Aufhellungen, präsentirt dem König durch den Marschal etc." erzählt, zu Anfang des März mit Kaunitz eine Konvention, in welcher festgesetzt wurde, dass die französischen Heere längstens am 10. Juli die Weser überschreiten sollten.

Die an das Parlament gebrachte Botschaft König Georgs hatte übrigens nicht ermangelt, einen unangenehmen Eindruck auf den Staatskanzler zu machen. Er nahm daher Veranlassung, eine Zirkulardepesche an alle Gesandtschaften der Kaiserin im Monat März mit dem Auftrage zu richten, deren Inhalt an allen Höfen mündlich kund zu geben. Selbe sprach sich dahin aus: Obgleich in der Eröffnung an das Parlament namentlich nur von Frankreich Erwähnung geschehen sei, so ergebe sich doch, dass auch dessen Alliirter gedacht und somit auch Oesterreich angeschuldigt würde. Letzteres sei nicht gehalten, sich in den amerikanischen Krieg einzumischen, habe es aber an Bemühungen nicht fehlen lassen, denselben zu verhindern. Sowie nun der

König von England es für seine Kurlande dienlich gefunden habe, mit Preussen die whitehaller Konvention abzuschliessen, so könne es Oesterreich nicht verargt werden, wenn es auch für seine Erblande Sorge trage, da namentlich die Niederlande in obgedachter Uebereinkunft von England und Preussen ausgenommen worden seien. Aus diesem Grunde sei der Vertrag vom 1. Mai 1756 mit Frankreich abgeschlossen worden. Sodann ging die Note auf den Angriff des Königs Friedrich und auf die England angesonnene Neutralität über und erklärte schliesslich, dass letzteres nicht blos seine bundesmässige Hülfe versagt, sondern auch den französischen Beistand für Oesterreich unnütz zu machen gesucht habe.

Obgleich keine Hoffnung vorhanden war, Kurbraunschweig in einen blossen Zuschauer der kommenden Ereignisse umzuwandeln, so nahm doch der Reichsvizekanzler Graf von Colloredo den Faden der Unterhandlung da wieder auf, wo Graf Kaunitz ihn hatte fallen lassen. Am 13. April liess Ersterer dem Staatsminister von Münchhausen den schriftlichen Entwurf einer Neutralitätskonvention zustellen, welchen der kaiserliche Gesandte zu Paris, Graf von Starhemberg mit Zuziehung des französischen Ministeriums verfasst hatte. Gleichzeitig machten Russland und Dänemark ihre guten Dienste bei dem englischen Kabinete geltend und erboten sich, im Falle die Neutralität zu Stande komme, deren Garantie zu übernehmen. Der Entwurf enthielt zwölf Artikel. Die vier ersten statuirten die völligste Theilnamlosigkeit des Kurfürsten, das Verheissen nicht das Mindeste weder gegen die Kaiserin noch gegen Sachsen zu unternehmen und dem Könige Friedrich und dessen sonstigen Bundesgenossen weder mit Truppen noch Subsidien beizustehen. Durch die fernern Artikel wurde bestimmt: unschädlicher Durchzug der Truppen der Kaiserin und ihrer Alliirten durch die hannöverschen Lande gegen Bezahlung auf dem linken Ufer der Aller und mit Ausschluss der Stadt Hannover; Uebergabe der Stadt und Festung Hameln als Kommunikationspunkt und Magazinsort in die Hände der Kaiserin und ihrer Bundesgenossen oder auch der Garanten oder eines dritten Reichsstandes bis zum Ende des Kriegs; Unterhaltung aller Flussübergänge, Brücken und Heerstrassen zwischen der Weser und Elbe, deren sich die verbündeten Truppen bedienen würden, auf Kosten Hannovers; blos den Aufwand für neue

Brücken bestreiten die Alliirten; die hannöversche Armee bleibe auf dem bisherigen Fusse bestehen ohne Vermehrung, deren Verlegung auf das rechte Ufer der Aller werde einer beiderseitigen Uebereinkunft vorbehalten und könne einseitig nicht verfügt werden; werde Kurhannover von irgend einer Macht angegriffen, so würden die Kaiserin und ihre Verbündeten es vertheidigen; letztere würden Russland und Dänemark zur Uebername der Garantie veranlassen. Die auf die Dauer des ganzen Kriegs gültige Neutralität solle zwischen Oesterreich und Preussen, wie zwischen Frankreich und England von gleich bindender Kraft sein.

Dieses war nun jedenfalls eine Neutralität eigenthümlicher Art, wo man den neutralen Boden zum Tummelplatz für fremde Heere zu machen gedachte, und wo die neutrale Macht feste Punkte ausantworten und Frankreich freiwillig zum völligen Herrn zwischen Weser und Elbe machen sollte. König Georg wies daher ohne weiteres den Vorschlag zurück. Zwar versuchte der dänische Gesandte zu Wien, von Ranzau, eine Vermittelung, indem er vorschlug, dass die Kaiserin und Frankreich von dem geforderten Durchzuge durch die hannöverschen Lande abstehen und selber nur in Bezug auf die Länder der Herzoge von Sachsen, des Herzogs von Braunschweig und des Landgrafen von Hessen-Kassel statt finden solle, allein diese Fürsten waren Englands Alliirte und hatten grossentheils ihre Truppen in dessen Sold gegeben. König Georg wies daher eine Preisgebung derselben zurück und liess dem von Ranzau eröffnen, dass Ehre und Gerechtigkeit ihm verbiete, die Länder der befreundeten Fürsten dem Durchzuge der Franzosen Preis zu geben, oder auch nur zu gestatten, dass sie sich selben nahten. Damit wäre die so höchst wichtige und die empfindlichsten Seiten darbietende kurbraunschweigsche Neutralitätsfrage zu Ende gewesen, wenn nicht im französischen Staatsministerium bei der Verabfassung der Staatsschrift: „Betragen Sr. allerchristlichsten Majestät etc." der Verstoss unterlaufen wäre, den vom dänischen Gesandten vorgebrachten Vorschlag seinem Ursprunge nach dem englischen Kabinete zuzuschreiben, nämlich die Franzosen statt durch Hannover über Kassel, Braunschweig, Gotha und Weimar ziehen zu lassen. Diese irrige Angabe griff das englische Ministerium in seiner Gegenschrift: „Wahrhafte Vorstellung des

Betragens Sr. königlichen Majestät von Grossbrittanien, entgegengesetzt etc." ohne Säumniss auf, lehnte sie als untergeschoben ab, da der Gedanke zum Vorschlag eigentlich vom Grafen von Kaunitz herrühre, und führte eine andere Textstelle derselben französischen Denkschrift an, in welcher ausdrücklich gestanden wird, dass der König in dem festen Entschlusse verharre, alle fremden Truppen sowohl von seinen Landen als von den Nachbarländern ferne zu halten. Eine weitere französische Behauptung, der König sei den Franzosen den Durchzug schuldig gewesen, so wie die Forderung, die Festung Hameln solle an Russland oder Dänemark als Depôt eingehändigt werden, erklärte das englische Staatsministerium mit Recht als Widerspruch gegen das Völkerrecht und die Gesetze des deutschen Reichs.

Was bei Kurbraunschweig misslang, sollte nun in einer andern Weise bei Hessen-Kassel, obgleich bereits im Jahr 1756 fünfmonatliche Unterhandlungen zu keinem Resultate geführt hatten, abermals versucht werden. Im Januar 1757 fand sich der Ritter von Folard zu Kassel ein und beantragte Namens des Königs von Frankreich, dass Hessen sich von der gerechten Sache nicht trennen, sondern zum Könige Vertrauen fassen und seine Truppen ihm in Sold überlassen wolle. Hessen möge daher hinfort am Reichstage weder direkt noch indirekt gegen das Interesse des Königs und seiner Verbündeten handeln, noch so bei Abstimmungen votiren, dass daraus eine Trennung im Reiche und ein Religionskrieg entstehen könne. Frankreich beantragte somit nicht mehr wie früher eine Neutralität, sondern vielmehr ein regeres Anschliessen an das versailler Kabinet. So wenig der kassel'sche Hof sich aber entschliessen konnte, den mit England geschlossenen Traktat zu brechen oder an einem ihn nicht berührenden Kriege Theil zu nehmen, eben so wenig nahm er Anstand, seine Ansichten offen und ohne Schminke zu erkennen zu geben.

Die dem Ritter Folard zugestellte Denkschrift erklärte: tief betroffen über das ausgebrochene Kriegsunglück habe der Landgraf am Reichstag seinen Wunsch eröffnet, dass das Reich unter Mitwirkung des Kaisers seine Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten wolle eintreten lassen. Er habe nicht im Sinne, sich weder jetzt noch künftig in diesen Krieg zu mischen; so wie er weit entfernt sei, zu fordern, dass seine Reichs-

mitstände ihre Ansichten und Beschlüsse den seinigen unterordnen möchten, so habe er auch das Recht zu hoffen, dass das blos durch Stimmenmehrheit Beschlossene ihm nicht als Gesetz aufgedrungen und er dadurch genöthigt werde, in höchst ungewisse Massregeln sich einzulassen, die eines Theils mit den Reichsgesetzen keineswegs im Einklang zu stehen schienen und anderer Seits unbetroffene Staaten einem unvermeidlichen Kriegsunglück und einer unverdienten Strafe Preis geben würden. Wenigstens zu diesem Ziele hin schienen die meisten am Reichstage statt gehabten Abstimmungen und die in's Werk gesetzten Intrigen, um die Mehrzahl zu erhalten, zuzusteuern; Zeuge dessen sei auch die geschehene Insinuation, kaiserliche Majestät habe alle und jeden deutschen Reichsstand zu zwingen, sich gemäss dem angeblich gefassten Reichsbeschluss zu verhalten. Alle Welt begreife leicht, dass wenn man damit durchdringe, diesem Prinzip Geltung zu verschaffen, es künftighin die Freiheit der deutschen Staaten bei jedem Falle, wo sie in die entgegengesetzten Ansichten nicht eingehen zu können glaubten, nicht blos beschränken, sondern vernichten würde, und jeder erkenne, bis zu welchem Punkte der westfälische Friede durch ein solches Verfahren verletzt werde. Das letzte Resultat am Reichstage, indem man das prozessualische Verfahren des Reichshofraths gebilligt habe, sei jedenfalls wenig übereinstimmend mit den Reichsgesetzen und der Wahlkapitulation des Kaisers; es scheine blos darauf abzuzielen, in die Hände des Letztern die Macht zu legen, jene Staaten, welche einer entgegen gesetzten Meinung seien, zum Anschlusse an die Abstimmung der Mehrheit zu zwingen. Wäre dieses die wahre Absicht, dann bleibe freilich nur noch ein Schatten der deutschen Freiheit übrig, die um den Kaufpreis vielen Bluts begründet und ungeachtet verschiedener Versuche, sie zu stürzen, bisher glücklich sei behauptet worden.

Hessen-Kassel erklärte sonach weiter dem Ritter Folard, dass es auf der von ihm in bisheriger selbstgewählter Weise ergriffenen Neutralität bestehen müsse, da Frankreich als Mitgarant des westfälischen Friedens verbunden sei, Hessen und die gleichgesinnten Reichsstände gegen alle unrechtmässige Gewalt zu vertheidigen. Folard brach daher die nutzlosen Verhandlungen ab und verliess Kassel. Bald kamen jedoch von ihm Depeschen, in welchen er erklärte, dass theils die vorgeschlagene

Reichsvermittlung zu keinem genügenden Resultate führen könne, theils die angesprochene Neutralität von seinem Hofe als nicht zu Recht bestehend angesehen werden müsse, während die englische Armee durch ein hessisches Truppencorps verstärkt bleibe. Zu frühzeitig das Feld zu verlassen und den Ruhm geschickter Unterhandlung einzubüsen, war er jedoch nicht geneigt und er fand sich daher im April abermals am landgräflichen Hofe ein. Diesmal übergab er ein förmliches Projekt einer zwischen Frankreich und Hessen zu errichtenden Konvention in neun Artikeln. Man begehrte, der Landgraf solle seine in englischen Diensten stehenden Truppen zurückrufen, dem am Reichstag am 10. und 17. Januar durch Stimmenmehrheit gefassten Beschlusse beitreten, weder sein Votum noch seine Beihülfe zu irgend einer Spaltung geben, noch weniger aber dazu mitwirken, aus dem gegenwärtigen Kriege einen Religionskrieg zu machen oder gegen den Einmarsch der verbündeten französischen Truppen in Deutschland Behufs der Unterstützung der Alliirten und der Beschwichtigung der Reichsunruhen (de faire cesser les troubles de l'empire) irgend eine Opposition aufrufen. Schliesslich habe der Landgraf den französischen Heeren freien und unbehelligten Durchzug zu verheissen.

Mündlich fügte Folard die Erklärung bei, dass man widrigenfalls den Fürsten als Anhänger des Königs von Preussen betrachten und ihn durch die vom Niederrhein und vom Main heranziehenden Heere zur Anname der Propositionen mit Waffengewalt zwingen werde. Ferner erklärte er, dass keinem Reichsstande gestattet sei, sich dem durch Stimmenmehrheit gefassten Beschlusse zu entziehen, jene aber, die einem solchen widersprechen würden, als Uebertreter der Reichsgesetze angesehen und vom Kaiser und Reich wie von der Kaiserin-Königin und den westfälischen Garanten als Feinde betrachtet werden sollten.

Auf diese Eröffnungen erfolgte eine heftige Note vom 15. April: In Bezug auf die vorgeschlagene Konvention sehe sich der Landgraf ausser Stande, selbe zu unterzeichnen. Er habe, wie mehrfach erwähnt, bisher keine Partei ergriffen und sich in diese Wirren nicht eingemischt; er habe daher gehofft, dass der König die von ihm gewünschte Neutralität unbedingt anerkennen würde. Der zwischen England und Hessen abgeschlossene Vertrag dürfe

von letzterem vermöge des für alle Fürsten gültigen völkerrechtlichen Gesetzes, welches eben die Unverbrüchlichkeit der Staatsverträge sei, nicht einseitig gebrochen werden. Niemals könne er glauben, dass wegen blosser Ueberlassung einer bestimmten Zahl Truppen an England, er als Theilnehmer an einem Kriege zu Gunsten des Königs von Preussen könne betrachtet werden, da er zudem in dem festen Beschlusse verharre, blos dem Inhalte des besagten Vertrags nachzukommen und alle seine Massnahmen darauf zu beschränken. England habe sich die Art und Weise der Verwendung dieser Truppen vorbehalten; er bestimme somit darüber nicht. Ein Grund, sie zurück zu rufen, sei für ihn nicht vorhanden, da er weder angegriffen sei noch auch ihm Gefahr drohe, es zu werden, denn er lebe in der vollen Ueberzeugung, dass Se. christliche Majestät und deren Bundesgenossen zu solchem Verfahren gegen ihn sich nicht herbeilassen würden. Mehr als 6000 Hessen ständen dermal jenseits des Kanals. Gesetzt, er wollte sie zurückrufen, so würde blos erfolgen, dass man sie mit Gewalt zurückhielte oder entwaffnete. Aehnliche Truppenkonventionen seien niemals als feindliche Handlungen und die Reichsfürsten deshalb nie als Kriegstheilnehmer betrachtet worden; das bewiesen alte und neue Beispiele in Menge. Gegenwärtig stellten Kurpfalz und Würtemberg, sowie andere Reichsstände Truppen an die Krone Frankreich; Kurmainz dagegen und Würzburg stellten deren zur Verfügung der Kaiserin und letztere würden direkt gegen den König von Preussen verwendet, aber dieser betrachte genannte Reichsstände keineswegs als seine Feinde. Wenn der Landgraf ferner der Ansicht sei, er dürfe jene Massregeln, welche der Reichstag mit Stimmenmehrheit beschlossen, keineswegs zu seiner eigenen machen, so sei seine Absicht blos, die Kriegsdrangsale von seinem dem Schauplatze so nahen Lande abzuhalten. Er sei ferner noch immer der Ansicht, dass die von ihm vorgeschlagene Mediation ein viel geeigneteres, wirksameres und folglich in Bezug auf die Wiederherstellung der Ruhe wünschenswertheres Mittel als die Fortsetzung und Ausdehnung des Kriegs sei. Uebrigens lebe er in der Ueberzeugung, dass bei selbem von der Religion keine Rede sein könne, und er sei weit entfernt, am Reichstage oder in der Kreisversammlung die Hand zu irgend einer Spaltung oder einer Massregel zu bieten, welche zu einem Religionskriege

führen könnte. Der Landgraf wünsche daher, dass unbeschadet seiner Verhältnisse zu England sein neutrales Verhalten Anerkennung finde.

Ritter Folard, der neue Verhaltungsbefehle eingeholt hatte, übergab bald darauf sein Ultimatum. Der König sei unter dem Vorbehalt bereit, Hessens Neutralität zu gestatten, wenn der Landgraf seine Konvention mit England aufhebe und seine Truppen, von welchen ein Theil schon bei der hannöverschen Armee stehe, zurückrufe. Würde er sodann selbe Frankreich überlassen, so wolle es ihm annehmbare Subsidien bewilligen und bei dem Friedensschlusse ihm angemessene Vortheile verschaffen; wenn nicht, werde er als Anhänger von England und Preussen und als Widersacher gegen die Reichsschlüsse betrachtet werden. Alles umsonst, Geist und Herz des Landgrafen blieb ungebeugt. Er liess den ganzen Vorgang in eine Staatsschrift zusammenfassen, selbe später am Reichstage sammt einem Nachtrage zum Einlaufe bringen und sah selbe durch das Reichskanzleramt, wie üblich, in Druck gelegt und publizirt.

Gleich fest wie Hessen-Kassel schloss sich zu dieser Zeit noch Braunschweig-Wolfenbüttel als jüngere Linie an die ältere des Kurhauses an und verstattete den französischen Anträgen keinen Eingang. Sachsen-Gotha dagegen, in ungünstigerer Lage mehr ostwärts liegend, sah sich bei dem Herannahen der Reichs- und der französischen Armee gezwungen, seinen Verbindlichkeiten gegen das Reich eines Theils zu genügen, während es andererseits noch immer bei dem hannöverschen Heere Truppen stehen hatte. Der kleinste aller mit letzterem verbündeten Staaten, Schaumburg-Lippe-Bückeburg hinwieder verharrte treu bei König Georg. Bereits im Jahr 1756, wo die hannöverschen Lande noch blos wegen des amerikanischen Kriegs von Frankreich bedroht wurden, hatte er mit England eine Konvention zur Stellung eines Batallions Fussvolk, jedoch den Reichsgesetzen gemäss mit Ausname von Kaiser und Reich, abgeschlossen. Jetzt als die französischen Heere herannahten, wurde von König Georg dessen Stellung gefordert und die kleine aber tapfere Schar stiess unverweilt zur hannöverschen Armee.

12.

Die französische Mosel- und Oberrheinarmee. — Von ersterer im März Geldern, Meurs und Kleve besetzt; die Festung Geldern vertheidigt, Wesel geräumt. — Oesterreichische Zivilverwaltung. — Uebergang über den Rhein im April. — Verhältnisse Kurhannovers zu Kurköln. — Die hannöversche Armee überschreitet Anfang Mai die Weser und besetzt Bielefeld, Herford, Rietberg etc. — Marschal d'Estrées ersucht den Herzog von Cumberland um freien Durchmarsch durch Hannover; abgeschlagen und gleichzeitige Denkschrift am Reichstag um Reichshülfe. — Rückzug der hannöverschen Armee im Juni über die Weser. — Gefechte in und bei Bielefeld am 14. Juni. — Landgraf Wilhelm von Hessen flüchtet nach Hamburg; die Festung Rinteln geht über am 6. Juli; hannöverisch Münden und Kassel am 13. Juli besetzt. — Die kaiserlichen Requisitorialschreiben. — Die Oberrheinarmee zieht über Frankfurt nach Hanau; die Moselarmee überschreitet am 10. Juli die Weser. — Die hannöversche Armee bei Hastenbeck; beiderseitige Bewegungen; Schlacht am 26. Juli.

Bereits im verwichenen Jahre 1756 hatte das französische Ministerium mit der Bildung zweier Armeen an der Mosel und am Oberrhein begonnen. Zu Anfang des März setzten sich endlich beide an 120,000 Mann stark in Marsch; die erste geführt vom Marschal Grafen d'Estrées, die zweite vom Marschal Herzog von Richelieu. Die Rheinarmee rückte aus dem Elsass über Frankfurt und Hanau in den südlichen Theil von Oberhessen und die Moselarmee durchzog Flandern in mehreren Kolonnen, von welcher eine über Köln, eine andere über Neuss und Düsseldorf und eine dritte der holländischen Gränze zuzog, um zunächst die preussischen Fürstenthümer Geldern, Meurs und Kleve in Besitz zu nehmen. Zu dieser Kolonne zählten auch fünf kurpfälzische Regimenter als Hülfstruppen, die in den Festungen Jülich und Düsseldorf standen, so wie mehrere Batallione von österreichisch-niederländischen Regimentern. Mit Ausname der kleinen Festung Geldern bot das Land keinen Widerstand dar, denn aus wohl gewichtigen aber unbekannten Gründen hatte König Friedrich die am Rhein und nahe der Ausmündung der Lippe gelegene Festung Wesel dem Feinde Preis gegeben, indem er sie zu entwaffnen befahl und die Geschütze sammt Munition auf dem Rhein nach Holland hinabschiffen liess, um zu Meyden bei Amsterdam aufbewahrt zu werden. Wäre Wesel in

den folgenden Feldzügen in preussischen oder hannöverschen Händen gewesen, als letztere ihre Vertheidigungslinie an der Lippe hatten, so würde den Verbündeten des Königs grosser Nutzen daraus erwachsen sein. Geldern wurde vom preussischen General von Salmuth mit 800 Mann vertheidigt, während General Beausobre mit fünf Batallionen Franzosen und einem Batallion des österreichisch-niederländischen Regiments Los Rios es berannte. Die Versuche, mittelst Schwimmer, welche Flösse zogen, sich den Mauern und Wällen zu nähern, um diese sodann zu ersteigen, zeigten sich nicht praktisch, und so zog sich die Einschliessung in die Länge. Nach beinahe vier Monaten, während welchen General Salmuth durch die vielen innerhalb der Festung befindlichen Ueberläufer in mehrfache Verlegenheiten kam, sah er sich veranlasst, Geldern nach Gewährung eines freien und ehrenvollen Abzuges zu übergeben. Frankreich und Oesterreich theilten sich in die Verwaltung der obigen drei Lande. Ersteres erhielt die Militäradministration und im Namen des Kaisers übernahm der kaiserliche Minister am kurrheinischen Kreise der Graf von Pergen mit Beibehaltung seines Postens die Zivil-Verwaltung.[46]

---

46. Der Kaiser ernannte den Grafen Pergen zum Président de l'Administration à établir dans les païs conquis. Am 14. Mai reiste dieser von Frankfurt am Main nach Kleve ab und stiess hier auf viele Schwierigkeiten. Die Regierungsbeamten verweigerten wiederholt, die Kundmachung Maria Theresias anzuheften; die meisten verliessen Kleve, die übrigen blieben so hartnäckig, dass sie, wie Pergen am 27. Mai 1757 dem Minister Cobenzl klagt, anstatt nachzugeben, eher ihre Stellen niederlegen würden, woraus ein der Bevölkerung sehr nachtheiliger Stillstand der Gerichte folgen müsse; gleichwohl könne ein solcher anmasslicher Ungehorsam (l'Insolence du Collège) nicht geduldet werden. Er bat ihn um seinen Rath und um Absendung von Beamten, die ihm bei der Verwaltung des Landes unterstützten. Cobenzl schrieb ihm aus Brüssel, er könne ihm nur wenige Beamte schicken, car j'y ai pour le moins dix Bêtes contre un homme d'Esprit. — je n'ai pas encore trouve L'Ecrivain, que Vous me demandés et j'aurai peine à vous trouver ici un homme qui sache L'Allemand. Pergen bestätigte einstweilen die Räthe der Finanz- und Justizkammer in ihren Aemtern, verbot jeden Briefverkehr mit Berlin und Umgegend (et dans les pais voisins) bei strengster Strafe und befahl die Ablieferung aller Waffen sowie der Einkünfte der beiden letzten Monate. Unter Klagen über die Hartnäckigkeit der Kollegien begab er sich zu Anfang Juni nach Frankfurt zurück. Sein Bestreben ging dahin im Geldernschen und Kleveschen

Auf der Haide bei Neuss, so wie bei Wesel, woselbst Marschal d'Estrées sein Hauptquartier nahm, schlugen die Franzosen grössere Lager und begannen sodann im April, nach Bequemlichkeit an verschiedenen Punkten den Rhein zu übersetzen und nach Westfalen zu ziehen, während zu Ende des genannten Monats die hannöversche Armee noch längst der Weser in Kantonirungen stand. Bevor noch die Franzosen in das Kurköln zugehörige Herzogthum Westfalen einrückten, zu welchem Zwecke bereits im Januar die verbindlichsten Requisitionsschreiben sowohl von Seiten der Kaiserin und des Kaisers als am 2. März von Seiten Königs Ludwig XV. an den Kurfürsten Clemens August ergangen waren, hatten sich die Verhältnisse zwischen Köln und Hannover bereits sehr unfreundlich gestaltet. Da die Ertragnisse des Ackerbaues im verwichenen Jahre sehr mittelmässig ausgefallen waren, so hatte Kurköln theils in Folge des eigenen Bedarfs, theils um dem hannöverschen Heere die Subsistenzmittel zu erschweren, eine strenge Getreidesperre gegen Hannover und Hessen angeordnet, und weil sämmtliche Landstriche keinen Ueberfluss hatten, begannen die Franzosen bei ihrem Vormarsche, bedeutende Magazine vom linken Rheinufer her nachzuführen. Den Lebensbedarf dem Feinde zu mindern, glaubte auch das hannöversche Staatsministerium nicht versäumen zu dürfen und es erliess daher am 21. April an die kölnischen Regierungen zu Münster, Paderborn, Osnabrück und Arensberg ein Zirkular mit der Erklärung, der König und Kurfürst sei genöthigt, um seine Lande zu decken, sein Heer vorrücken zu lassen. Er stelle das Ansinnen, die strenge Getreidesperre auf-

eine neue Verwaltung zu begründen und zu verhindern, dass der König von Preussen noch ferner aus den eroberten Provinzen Gelder beziehe. Eine Menge Beamte, die ihm nach und nach Cobenzl aus Brüssel zuschickte, stellte er im Laufe dieses Jahres an. Denn selbst für untergeordnete Aemter musste er sorgen. Die Thurn- und Taxis'sche Reichspost wurde an die Stelle der preussischen eingesetzt und dem Reichsoberpostmeister von Beckers zu Köln ihre Einführung übertragen. Ueber so vielen Veränderungen stieg die Unordnung, die Dinge fügten sich nicht nach Pergen's Wünschen und die Franzosen belästigten ihn auch und verleideten ihm seinen Auftrag. „Es ist, als ob man geschworen hätte mich umzubringen", schreibt er (Ruremonde, 5. August 1757) gegen Cobenzl, indem er gleichzeitig über andere geheime Feinde klagt, aber in Bezug auf letzteren sei er fest, „keinen Bastettelmacher will ich nicht abgeben." (Aus dem brüsseler Archive).

zuheben; auf die Nothwehr sich beschränkend werde er gegen die erzstiftischen Länder keine Feindseligkeiten üben. Zur Ausführung dieser Absicht diene aber eine erleichterte Subsistenz der hannöverschen Armee. Von Seiten der obigen Regierungen erfolgten hierauf nicht blos abschlägige Antworten, sondern sie liessen ohne Aufschub alle Getreidevorräthe von den Gränzen hinweg und tiefer in das Land hineinführen. Jetzt erliess das Staatsministerium am 23. April ein offnes Patent, in welchem es die Lage Hannovers näher auseinander setzte und erklärte, dass, da ein französisches Heer bereits bis in das Bisthum Münster vorgedrungen sei, es dahin streben müsse, Gewalt und Verheerung vom eigenen wie vom Nachbarlande abzuhalten. Der König verkündet sonach im Angesicht des gesammten Reichs, dass er weder gegen einen Reichsmitstand noch gegen Frankreich offensiv zu verfahren gedenke, dagegen eine feindliche Invasion abzuhalten fest entschlossen sei. Die Gerechtigkeit einer abgenöthigten Selbstvertheidigung werde von niemandem misskannt werden. Kurfürst Clemens August liess hierauf das bisher mit Kurbraunschweig bestehende Militärkartell am 30. April aufkündigen und brach alle Verhältnisse ab.

Die fortwährende Scheu, welche das hannöversche Staatsministerium hatte, einen durchaus unvermeidlichen Krieg rechtzeitig und weil die Gesetze der Nothwendigkeit unumgehbare und unvermeidliche sind, auch frohen Muths zu beginnen, trug es auf eine seltsame Weise in obiger Deklaration zur Schau, indem eine Armee, die nicht offensiv verfahren, und somit auf blosse Defensive sich freiwillig beschränken will, offenbar schon eine halb geschlagene ist. Auf sein gutes Recht und die öffentliche Meinung sich zu verlassen, ist sicher löblich, aber damit erwehrt man sich des Angriffs eines übermächtigen Feindes nicht. Dieses passive Verhalten des Herzogs von Cumberland ermangelte nicht, den Unmuth König Friedrichs zu erregen und er soll, wie zu jener Zeit Mittheilungen aus Kleve meldeten, demselben geschrieben haben: „Er habe seit schon geraumer Zeit mehr als 30,000 Mann versammelt, ohne von dieser Macht einen Gebrauch gemacht zu haben; welche Erfolge Schnelligkeit verschaffe, könne man aus den Bewegungen der preussischen Heere ersehen; damals, als die Franzosen divisionsweise den Rhein passirten, habe sich deren Uebergang und Aufstellung am

rechten Ufer auf längere Zeit wohl verhindern lassen. Auf die Gegenvorstellungen der Hannoveraner möge der Herzog doch nicht ferner achten, denn sie liebten einmal zu sehr ihre schönen Pferde; den bessern Gebrauch von ihnen zu machen, wäre: sie gegen den Feind zu führen. Er hoffe ihm bald einige Hülfe senden zu können." Leider war dieses nur in kleinstem Massstabe der Fall, denn er liess zum Heere Cumberland's blos fünf oder sechs Batallione unter dem General von Jungken stossen.

Mit dem Beginne des Mai überschritt endlich das über 40,000 Mann starke Heer der Verbündeten die Weser. Das Zeichen zum Aufbruche hatte eigentlich das Einrücken der Franzosen in die zwischen Wesel und Lingen an der Ems gelegene Grafschaft Bentheim gegeben, welche Kurbraunschweig pfandschaftsweise besass. Der Graf Friedrich Karl von Bentheim hatte sie bereits im Jahre 1752 gegen eine jährliche Rente an Hannover versetzt, so dass dieses das Gebiet im Besitz und Genuss hatte. Die Okkupation der Grafschaft war somit die erste feindliche Handlung von Seiten Frankreichs.[47] Da Marschal d'Estrées zu gleicher Zeit die Stadt Münster als Waffenplatz erklärt hatte, so begannen vom 1. Mai an die leichten Truppen der Hannoveraner das Gebiet von Münster und Paderborn zu durchschwärmen, um alles zum Truppenunterhalt dienliche, als Getreide, Bier und Fütterung zu sammeln, und meist ohne Bezahlung davon zu führen. Der Herzog von Cumberland nahm mit der Hauptmacht die Richtung nach Bielefeld, somit auf der Strasse nach Münster, während er nördlich Herford und südlich Rietberg, die Grafschaft des kaiserlichen Staatskanzlers von Kaunitz, durch das preussische Hülfscorps besetzen liess, zugleich aber dem Generalleutnant von Zastrow den Befehl gab, das an der oberen Lippe gelegene Paderborn sammt Gebiet in Besitz zu nehmen. Als das Herannahen eines feindlichen Corps in letzterer Stadt kund wurde, hielt am 20. Mai die geängstigte Bürgerschaft einen Bittgang mit Kreuz und Fahnen um die Mauern

47. Graf Friedrich Karl von Bentheim hatte französischen Dienst genommen und liess sich nunmehr, obgleich er die hannöversche Zahlung für den Monat Juli in Empfang genommen, durch den Marschal d'Estrées (am 28. Juli) in den landesherrlichen Besitz der Grafschaft wieder einweisen.

der Stadt, um sie des Himmels Schutz zu empfehlen. Als der Zug um neun Uhr Morgens bei dem neuhauser Thore, von wo er ausgezogen, wieder anlangte, erblickte er zu seinem grössten Schrecken die Kriegsfahnen der Hannoveraner über ihre blinkende Bajonette wehen, denn das Zastrow'sche Corps, 16,000 Mann stark, war bereits angelangt. Es bezeigte der in ziemliche Verwirrung gerathenen Prozession die übliche Achtung und schloss sich unmittelbar an sie an. Dreitausend Mann blieben in der Stadt, die übrigen zogen durch und schlugen an der Almer-Brücke Lager. Eigenthümlich war das Verhältniss, dass sich in Paderborn noch ein kurkölnisches Infanterieregiment unter dem Generalleutnant v. Mengersen befand und dass kein feindseliger Akt gegen dasselbe ausgeübt würde. Unmittelbar nach dem Einrücken schloss Zastrow mit der dortigen Regierung eine Konvention ab, welche der Herzog Wilhelm August von Bielefeld aus bereits am 21. Mai genehmigte. Die landesherrliche Autorität des Kurfürsten wurde anerkannt, dessen Besatzungsrecht zu Paderborn in der Art jedoch beschränkt, dass nur hundert Mann zu verbleiben und die übrigen die Stadt zu räumen hatten. Den Befehl in selber übernahm der hannöversche Generalmajor von Hardenberg.

Die Massregeln des Herzogs zur Sicherung des Unterhalts seines Heeres nahmen jetzt einen strengen Karakter an. Alle Lieferungen an die feindliche Armee wurden nicht blos, wie billig, unter schwerer Ahndung verboten, sondern von allem zur Saat und Lebensfristung der Unterthanen bestimmten Getreide wurde denselben nur der vierte Theil belassen, alles übrige aber hinweggenommen. Viele Stifte und Klöster mussten zudem Brandschatzungen erlegen; so die Abtei Marienfeld 4000 Thaler.

Als Marschal d'Estrées näher heranrückte, beobachtete er ungeachtet der Okkupation von Bentheim gegen Kurbraunschweig jene Förmlichkeiten, welche Staaten, die nicht bereits in offnem Kriege mit einander liegen, sich gewöhnlich beweisen; er liess den Herzog von Cumberland um freien Durchzug durch den Kurstaat ersuchen. Dieser liess aber dem Marschal durch den General von Spörken antworten, dass selber nicht statt finden könne; die hannöversche Armee werde die Lande des Königs von Preussen und seiner Bundesgenossen vertheidigen. Während somit der Herzog seine Entschlossenheit erklärte, sich

den Absichten der Franzosen mit den Waffen zu widersetzen, bestritt der hannöversche Gesandte am Reichstag, Freiherr von Gemmingen, deren Einmischungsrecht und Theilname auf staatsrechtlichem Boden durch eine Denkschrift, welche von Kurmainz am 17. Mai publizirt wurde. Er liess weder die geltend gemachte Garantie des westfälischen Friedens zu, weil der König als Kurfürst letztern nicht gebrochen habe, noch erkannte er ein Recht Frankreichs als Bundesgenossen der Kaiserin-Königin an, Reichsstände die bisher mit letzterer in keiner Misshelligkeit gestanden, nach Belieben anzufallen, so wie eben so wenig eine Befugniss jener Krone, mit welcher England wirklich in Krieg verwickelt war, auch nur den blossen Durchmarsch zu verlangen. Die kaiserliche Wahlkapitulation (Art. 4, §. 7) besage aber deutlich, dass ohne Einwilligung der Reichsstände keine fremden Truppen überhaupt den Reichsboden betreten dürfen und der Kaiser Hülfe und Rettung dagegen verspreche. Eine reichsständische Bewilligung sei aber gar nicht erholt worden. Der König habe nun zwar auf Grund der Reichs- wie der naturrechtlichen Satzungen bereits ein Heer zusammengezogen, aber er ermangle nicht, nun auch die dem Reichsverbande gemässe Hülfe in Anspruch zu nehmen. Es ergehe sonach an sämmtliche Reichsmitstände die Aufforderung, bei dem Kaiser sich durch ein Reichsgutachten dahin zu verwenden, dass jedes Eindringen der Franzosen in die ohnehin mit einer halben Hungersnoth kämpfenden hannöverschen Länder nicht blos verhindert, sondern Frankreich durch den Kaiser veranlasst werde, seine Heere von den Gränzen derselben zurückzuziehen, und wo nicht, gegen diese Invasion dem bedrängten Staate den reichskonstitutionsmässigen Beistand zu leisten.

Höchst verschlungen und eigenthümlich waren somit allmälig die Verhältnisse geworden. Die Kaiserin und der Kaiser, verbündet mit Frankreich und im Kriege mit Preussen, forderten Hülfe gegen letzteres vom König von England als solchem auf Grund der bisher bestandenen Traktate und dann in dessen Eigenschaft eines Kurfürsten vermöge der deutschen Reichsverfassung, und England hinwieder, mit Frankreich in Krieg begriffen und mit Preussen im Bunde, begehrte Hülfe gegen ersteres von Oesterreich und dem Reiche und zwar vermöge seiner Traktate mit ersterem und der Zugehörigkeit seiner Kurlande zu letzterem.

Von sieben europäischen Mächten somit, die sich in Folge ihrer Allianzen faktisch bereits in zwei Gruppen als Feinde gegenüber standen, machten drei gegen einander noch eine wechselseitige Beihülfe geltend, um einen Alliirten des andern zu vernichten; England forderte Hülfe gegen Frankreich von des letztern Bundesgenossen und eben so Oesterreich und das Reich gegen Preussen von dessen Alliirten. Offenbar waren alle völkerrechtlichen, staatsrechtlichen und diplomatischen Grundsätze und Fragen in diesem Kriege, wie früher und später wohl niemals, in ein solches Durcheinander gerathen, dass an eine Entwirrung durch Uebereinkünfte nicht mehr zu denken war und blos noch die gegenseitige physische Gewalt übrig blieb, um den Knoten zu durchhauen.

Die Moselarmee zog indessen in mehreren Kolonnen gegen Hannover und Niederhessen heran, während die zweite oder Rheinarmee noch weit zurück war. Am 3. Juni liess der Herzog von Cumberland bereits Paderborn eilig räumen und gab dadurch, weil seine linke Flanke und sein Rücken Preis gegeben wurde, seine Absicht zu erkennen, seine bisherige Stellung aufgeben zu wollen. Das geschah aber nicht entschlossen und rasch genug. Am 8. Juni stiess ein französisches Corps bei Marienfeld auf die Hannoveraner und warf sie, worauf am 9ten die 2000 Mann starke hannöversche Besatzung vor Rietberg von den Franzosen umzingelt wurde. Sie räumte erst am folgenden Tage mittelst Konvention den Ort und wurde durch französische Kommissäre zur Weser geleitet. Ungeachtet dieser schlimmen Verhältnisse hatte der Herzog seine Stellung bei Bielefeld noch nicht aufgeben zu dürfen geglaubt, obgleich die französische Hauptmacht gegen ihn anrückte. Als am 13. Juni die feindlichen Truppen sich konzentrirten, liess er gegen Abend das Lager abbrechen und trat als der Tag grauete mit unnöthiger Zurücklassung zweier Batallione Preussen den Rückzug gegen die Weser an. General Graf von Chabot erhielt mit drei Husarenregimentern und dem Corps der sogenannten königlichen Freiwilligen unter Oberst Fischer den Befehl, die Nachhut des Feindes anzugreifen. Es kam zu einem ernsthaften Gefechte, in welchem beiderseits mehrere hundert Todte gezählt wurden, die deutsche Armee aber über 60 mit Heergepäck beladene Wagen verlor. Bielefeld selbst war indessen angegriffen worden. Nach statt gehabter Aufsprengung

der Thore vertheidigte sich die kleine Besatzung[48] auf eine wahrhaft heldenmüthige Weise, denn sie hatte die Zugänge derselben besetzt und empfing die Franzosen mit einem gewaltigen Feuer aus den Fenstern und Dachluken der Häuser. Der Widerstand war jedoch völlig nutzlos. Die Mehrzahl der Tapfern fand den Tod; das Städtchen wurde geplündert und die auf der berühmten Bleiche noch befindlichen Leinenwaaren, 20,000 Thaler im Werthe, wurden als gute Beute erklärt.

Da der Herzog das linke Weserufer völlig geräumt hatte, so war zunächst die kurhessische Grafschaft Schaumburg, deren Hauptort die Festung Rinteln war, den Angriffen des Marschals d'Estrées ausgesetzt. Am 27. Juni wurde die Stadt zur Uebergabe aufgefordert, aber der Kommandant lehnte sie unter Berufung auf die Neutralität des Kurfürsten ab und das dortige Kanzleramt sandte einen Abgeordneten an den Generalleutnant Grafen Maillebois nach Bielefeld ab. Dieser gab aber am zweiten Tage darauf zur Antwort, dass der Marschal ein Land nicht als neutral betrachten könne, dessen Herr zwölf tausend Mann im feindlichen Heere stehen habe. Es handle sich sonach blos um unbedingte Unterwerfung der Garnison und der Bewohner. Landgraf Wilhelm hielt es jetzt für gerathen, auf seine persönliche Sicherheit bedacht zu sein und dem heranziehenden Sturme keinen fruchtlosen Widerstand entgegen zu stellen. Er gab dem Staatsministerium die Weisung, sich der französischen Waffengewalt zu fügen, und reiste am 5. Juli von Kassel nach Hamburg ab. Der Befehlshaber von Rinteln zeigte sich jetzt bereitwillig die Festung zu übergeben und am 6. Juli wurde sie durch den General Marquis Belmont besetzt. Durch den Generalleutnant von Lede erhielt die hessische Staatskanzlei den Auftrag, Deputirte an den Marschal nach Bielefeld zu senden. Als selbe dort erschienen, eröffnete ihnen der Armeeintendant Jakob Pineau, Baron von Lucé, dass die zu erlegende Kontribution für den hessischen Antheil an der Grafschaft Schaumburg 10,000 Thaler betrage und dass, wenn man selbe nicht schleunig erlege, Stadt und Land geplündert werde.

Generalleutnant von Perreuse rückte am 8. Juli mit seiner

48. Das preussische Regiment Junckheim. Es schmolz in diesem und den vorangehenden Kämpfen von 1500 auf 150 Mann zusammen.

Division aus dem Paderborn'schen in das anstossende hessische Amt Helmershausen, besetzte das Schloss Trendelburg und nahm von da den Marsch nach Münden am Zusammenflusse der Fulda und Werra unterhalb Kassel. Durch die Besitznahme dieses Knotenpunkts wurde die ganze Wasserkommunikation von der Weser aus in die oberen Landestheile abgeschnitten. Gleichzeitig war eine zweite Division, anfangs geführt vom Herzog von Orleans, dann vom Generalleutnant Marquis von Contades von dort über Warburg an der Diemel und Zierenberg auf Kassel selbst losgerückt. Letzterer eröffnete dem an ihn abgesandten fürstlichen Oberstallmeister von Wittorf, dass vermöge Befehls des Marschals nicht blos Kassel, sondern alle haltbaren Orte des landgräflichen Gebiets besetzt würden. In Unterhandlungen könne er sich nicht einlassen; füge man sich gutwillig, so werde der Marschal dieses berichtlich dem Könige rühmen. Zu Warburg that Lucé andern Abgeordneten kund, dass man darauf bestehen müsse, dass Kassel so wie Schloss und Stadt Marburg an der Lahn beim ersten Erscheinen der französischen Armee derselben eingeräumt, sodann die aufgebotene Landmiliz entlassen und deren Waffen ausgeliefert würden; ferner dass die täglichen Armeebedürfnisse bei Strafe der Furagirung oder gewaltsamen Wegname zu liefern und schliesslich alle Befehle des Marschals pünktlich zu vollziehen seien. Am 13. Juli erschien der Armeeintendant mit einer Bedeckung von zwei Kompanien in der landgräflichen Residenz und entliess sofort die Landmiliz. Das Schloss und einige Thore wurden von den Grenadiren besetzt und die übrigen wegen Mangels an Mannschaft verschlossen. Einige Tage später kamen grössere Truppenabtheilungen und schlugen Lager bei der Stadt. Jetzt begannen die Lieferungen an allen möglichen Armeebedürfnissen in kolossalem Massstabe. In dieser Noth liefen jedoch unverhofft Dekrete von Wien vom 1. Juli ein, welche der trostlosen Lage der Dinge ein freundlicheres Aussehen geben zu können schienen. Es waren Requisitorialschreiben der Reichskanzlei an den Landgrafen, die offenbar bewiesen, dass selbe durch die Staatskanzlei vom damaligen Stande der Angelegenheiten die nöthigen Mittheilungen noch nicht erhalten hatte und somit auf altherkömmliche Weise ihre Geschäfte erledigte. Die Erlasse besagten, der Landgraf wolle der verbündeten französischen Armee freien

Durchzug und die Beziehung alles Benöthigten gegen bare Bezahlung gestatten.

Das hessische Staatsministerium beeilte sich, die kaiserlichen Schreiben den französischen Generalen mitzutheilen, und wider alles Verhoffen erklärten sie, dass sie solchen nach jetzt nicht mehr als Feinde, sondern als Freunde im Lande wären. Mehrere Lieferungen wurden nunmehr auch wirklich bar bezahlt, aber als die Befehlshaber sich die Sache näher überlegten, stiegen grosse Bedenken in ihnen auf und es traten Zahlungsstockungen ein. Als Anforderungen erfolgten, erklärte Generalleutnant Graf Berchiny ganz rücksichtslos, die französische Armee hänge von niemandem als von ihrem Könige ab. Eine Abordnung des Staatsministeriums begab sich sofort zum Marschal d'Estrées und legte ihm die kaiserlichen Briefe vor, allein er würdigte sie nicht einmal der Ansicht, sondern erklärte, dass er bis auf Eintreffen einer Weisung seines Hofes keine Notiz von selben nehme. Würden die bereits ausgeschriebenen neuen Requisitionen von 1,200,000 Rationen und 48,000 Säcken Getreide — ein Werth von einer Million Reichsthaler — nicht binnen der festgesetzten Zeit erlegt, so wolle er das Land mit Feuer und Schwert verheeren. Dem General von Berchiny, Chef seines Generalstabs, gab er ferner die Weisung, darüber zu wachen, dass allen französischen Truppen freier Eintritt in alle hessischen Städte und Orte mit alleiniger Ausname von Rheinfels gestattet werde, denn in dieser zwischen Bacharach und Koblenz gelegenen Feste hatte zwar Hessen-Kassel das Besatzungsrecht früher angesprochen, aber sie gehörte nicht ihm, sondern dem Hause Hessen-Rheinfels. Ferner habe er sich den Stand über sämmtliche hessische Landmilizen vorlegen zu lassen und zu fordern, dass deren Waffen binnen zehn Tagen in die Zeughäuser von Kassel und Marburg an der Lahn abgeliefert, die Milizen sämmtlich aber in ihre Geburtsorte mit dem Verbot, sich von selben zu entfernen, entlassen würden. Kurze Zeit vor dieser Anordnung des Marschals, die das ganze Land völlig in seine Gewalt brachte, waren nicht blos Stadt und Schloss Marburg, sondern auch die einige Meilen davon entlegene Feste Ziegenhain von den Franzosen besetzt worden.

Die zweite oder Oberrheinarmee unter Marschal Richelieu war nur sehr langsam vorgerückt. Als Intendant Lucé von

Gusterloo aus am 19. Juni die Reichsstadt Frankfurt in Kenntniss setzte, dass zunächst ein der ersten Armee zugetheiltes Jägercorps der zweiten Armee durch die Stadt kommen werde und man somit Anstalten dazu machen möge, gab sich die höchste Unzufriedenheit kund. Der Magistrat fasste den Beschluss, von diesem Ansinnen sogleich das Direktorium des oberrheinischen Kreises zu unterrichten, sein Kontigent von den Kreistruppen abzuberufen; Beschwerde beim Kaiser und Reichstag zu führen und dem Herrn von Lucé zu antworten, dass seine Forderung gegen die Reichssatzungen, die kaiserliche Wahlkapitulation und die vom Kaiser dem Reichstag gemachten Erklärungen gehe. Niemals habe die Stadt unbefragt und gegen ihren Willen Hülfstruppen oder fremde Truppen in ihre Mauern aufgenommen. Offenbar waren somit keine kaiserlichen Requisitorialien wegen des Durchmarsches an die alte Reichsstadt gekommen und sie war daher in ihrem Rechte, ihn zu verweigern. Jetzt beeilte man sich wohl in der Reichskanzlei, der Form zu genügen. Die Richtung und Verwendung der Oberrheinarmee scheint zwischen dem versailler und wiener Kabinete ein Gegenstand langer und reiflicher Verhandlung gewesen zu sein. Anfangs meldeten die öffentlichen Blätter, sie werde vom Oberrhein geraden Weges über Ulm, Regensburg und Linz nach Böhmen ziehen, aber allgemach zog sie rheinabwärts. Erst am 19. Juli setzte der Armeeintendant Kempfer von Mainz aus alle benachbarten Reichsstände in Kenntniss, dass der Marsch über den Main gehe und alles Benöthigte bar bezahlt werden solle, und einige Tage später eröffnete er selben, dass er in Bezug auf die Grafschaft Hanau von Paris aus die Weisung empfangen habe, mit ihr so zu Werke zu gehen, wie mit dem Fürstenthum Hessen-Kassel verfahren werde. Generalleutnant Nicolai besetzte mit einem Corps die Stadt Hanau und Umgegend und belegte alles landesherrliche Eigenthum mit Beschlag; die Requisitionen begannen unmittelbar hierauf in grossem Massstabe.

Marschal d'Estrées hatte unterdessen alle Anstalten getroffen, die von ihm zu Wien unterzeichnete Konvention wegen des Uebergangs seiner Armee über die Weser zur bestimmten Zeit zum Vollzuge zu bringen.[49] Am 8. Juli setzte er aus Brakel bei

49. Marschal d'Estrées erhielt am 20. April die Weisung, sich an der Weser festzusetzen und vorerst den Ausfall der Unterhandlungen

Blankenau an der Weser den Reichsfeldmarschal Herzog von Hildburghausen in Kenntniss, dass es ihm endlich gelungen sei, ohne Widerstand zwei Pontonsbrücken über die Weser zu schlagen und er somit in der Lage sei, nunmehr Hannover zu überziehen. Wirklich ging schon in der Nacht vom 9ten auf den 10. Juli die Armee auf das rechte Ufer hinüber und befand sich somit im Angesichte des vereinigten braunschweigisch-hessischen Heeres, welches einige Märsche flussabwärts bei der Festung Hameln Stellung genommen hatte. Beide Heere standen sich nun einander beobachtend gegenüber.

Der Herzog von Cumberland hatte am 22. Juli die Armee bei Hastenbeck konzentrirt. Einen vorgeschobenen Posten bildete das Dorf Bergen, welches in einem Thale gelegen die Sperrung der Strasse begünstigte. Bei dem am folgenden Tage statt findenden Anrücken der französischen Vorhut, aus den Freiwilligencorps von Flandern und Hennegau bestehend, zog sich der hannöversche Vortrab auf Bergen zurück. Dorf und Eingang des Thals waren von 7 bis 8000 Mann besetzt und letzterer bot nur eine Fronte von 300 Klaftern dar.

Am 24. Juli um zwei Uhr Morgens setzten sich die Franzosen in Bewegung, um die Gegner aus jener Stellung zu vertreiben,

---

über die Neutralität Hannovers abzuwarten. Ein scharfer Blick hätte bald klar sehen müssen: jedoch lange Zeit blieben die französischen Heerführer im Ungewissen über deren Ausgang und unentschlossen über die einzuschlagende Richtung. Dem Aufbruche und Vorgehen setzte dann die üble Heerverwaltung manche Hindernisse entgegen, denn Mangel an Nahrung sowie an Fortschaffungsmitteln hemmte die Bewegungen. D'Estrées selber war seiner Natur nach zögernd und vorsichtig, und es war durchaus nicht in seinem Sinne, dass das versailler Kabinet ihm unmittelbar nach der kolliner Schlacht (Ende Juni, Anfang Juli, vgl. Stuhr I, 114) den Befehl zuschickte, die Weser zu überschreiten, in Hannover und Hessen einzudringen. Er hielt auch jetzt für unumgänglich, allererst gewisser Stützpunkte sich zu bemächtigen, bevor er wirklich kräftiger handele. (Sein Brief vom 8. Juli an den Prinzen von Hildburghausen aus Brahel). Indess überschritt er am 9. Juli die Weser und hatte, da er sich auf das Kriegshandwerk verstand, Erfolge. Das Land zwischen Weser und Elbe nahm er grossentheils ein. Gleichwohl herrschte im Heere geringes Zutrauen zu ihm; auch wurden in Paris gegen ihn Ränke gesponnen. Seine Abberufung wurde beschlossen. Vielleicht dass sein Bestreben, das Heer in Zucht zu erhalten, die Zahl seiner Widersacher vergrösserte. Zwar schrieb auch er bei Freund und Feind Zwangssteuern aus, doch liess er einzelne Plünderer hängen.

aber diese warteten den Angriff nicht ab, sondern gaben obiges Dorf auf und wichen in die Berge und Wälder zurück, deren äusserste Spitzen sie mit Grenadiren besetzten. Der rechte Flügel des hannöverschen Heeres lehnte sich jetzt gegen die Weserseite an die Berge von Otzee, der linke dagegen an die Höhen und Thaleinschnitte bei Hastenbeck. Bei diesem Stande der Dinge gab der Marschal dem Generalleutnant Herzog von Broglie, welcher mit der Reserve sich noch am linken Weserufer befand, den Befehl, sobald der Angriff erfolgt, die Weser zu übersetzen und dem Feinde in den Rücken zu fallen. Von Einbeck unweit der Leine her zog indessen der Generalleutnant Herzog von Randau mit zwei Brigaden und aehtzehn Eskadronen Reiter heran, um zur Armee zu stossen; er wurde beordert, auf Besperode an der alten Strasse von Hannover nach Hameln und somit nördlich von Hastenbeck zu rücken, folglich den Rücken der Gegner zu bedrohen. Sobald Cumberland von diesen Bewegungen Nachricht erhielt, liess er die Vortruppen abermals ihre Stellung räumen und sich auf das verschanzte Lager von Hastenbeck zurückziehen.

Als am 24. Juli Nachts zehn Uhr d'Estrées von dieser rückgängigen Bewegung Kunde erhalten, sandte er dem Herzog von Broglie den Befehl zu, die Weser zu übersetzen, und General von Mailly bekam die Weisung, mit sämmtlichen leichten Truppen in dem verlassenen Thale von Bergen vorzurücken, während die Generale von Chevert und Vogué mit einigen Brigaden und 40 Grenadirkompanien seine rechte Seite decken würden.

Bei Anbruch des 25. Juli, als die dichten Nebel der Sonne gewichen, bot sich der französischen Vorhut, bei welcher sich der Marschal eingefunden, das hannöversche Heer dar; es stand in Schlachtordnung hinter den Sümpfen von Hastenbeck und vor seiner Lagerlinie. Erst gegen fünf Uhr Abends vermochte das französische Heer, ohne während des Marsches die mindeste Beunruhigung erfahren zu haben, in der Nähe der feindlichen Armee sich zu sammeln. Cumberland erwartete den Feind in seiner vermeintlich uneinnehmbaren Stellung. Er lehnte jetzt den in seiner ganzen Länge durch Moräste gedeckten rechten Flügel an Hameln und breitete den linken bis an ganz mit Waldung bedeckte Berge; diese Linie war nicht blos durch Sümpfe, sondern weiter vorwärts auch durch eine mehrfache Reihe sehr

tiefer Erdrisse oder Ravins gedeckt, die von den Anhöhen herabliefen. Blos auf diesem Flügel bot sich jedoch ein anfangs breiter, dann höchst schmaler durch den Sumpf führender Streifen festern Erdreichs, vielleicht eine alte Strasse, als Raum zu einem Angriffe dar. Als eine grössere Masse französischer Infanterie noch am Abend des obigen Tages sich hier zusammenzog, liess Cumberland jene Anhöhen besetzen und verstärkte die Spitze der linken Flanke dadurch, dass er mehrere Regimenter in Doppeltreffen in Form eines Hakens sich aufstellen liess. Marschal d'Estrées hinwieder, nachdem er sich überzeugt hatte, dass der rechte Flügel des hannöverschen Heeres durch den tiefen undurchdringbaren Morast zwar vollkommen gegen jeden Angriff geschützt sei, aber hinwieder auch die Offensive nicht ergreifen könne, stellte desshalb besagtem Flügel auch gar keine Truppen entgegen, sondern nahm gegenüber vom Dorfe Hastenbeck mit seinem linken Flügel Stellung und dehnte den rechten in die Berge aus, wo das Fussvolk an geeigneten Plätzen in Kolonnen aufmarschirte. Die ganze französische Reiterei, die wegen des Terrains völlig unbrauchbar war, liess er weit rückwärts sich aufstellen. Schliesslich erhielt Generalleutnant von Chevert den Befehl, die Anhöhen der feindlichen linken Flanke zu umgehen, und brach desshalb um Mitternacht auf.

Der 26. Juli, der Tag der Entscheidung war gekommen. In früher Morgenstunde begannen die hannöverschen Geschütze die Gegner zu beschiessen, die dem lebhaften Feuer sehr schwach antworteten. Denn Estrées hatte mit Chevert verabredet, erst um neun Uhr den Kampf zu beginnen. Als diese Stunde gekommen, setzte sich das französische Heer in Bewegung und die aufgestellten Batterien begannen ihr Feuer. Ein Theil des rechten Flügels der Franzosen rückte unter Generalleutnant von Contades gegen den oben erwähnten Erdstreifen vor; es war eine anfangs gegen 1800 Fuss breite und dann immer schmäler werdende Zunge durch den Sumpf, welche durch eine am Ausgange aufgestellte hannöversche Batterie bestrichen wurde. In welchem Grade verderblich das Feuer auf die Stürmenden wirkte und wie viele Leben jeder Fussbreit Boden hier kostete, wird im französischen Schlachtbericht nicht gemeldet. Die Franzosen nahmen die Batterie. Gleichwie beim Vordringen derselben auf Hastenbeck der Herzog von Cumberland stets

frische Truppen zum Kampfe vorrücken liess, ebenso kräftig drangen die Franzosen mit vier Kolonnen aus 26 Batallionen bestehend, worunter vier kurpfälzische, stürmend vor.

Die Hannoveraner gaben endlich Hastenbeck preis und zogen sich, von einem heftigen Feuer verfolgt, aus der bisherigen Schlachtlinie zurück. Der Moment, grössere Resultate zu erringen, schien nun für Marschal d'Estrées gekommen zu sein, aber eigenthümliche Zufälle verhinderten die volle Entscheidung des Kampfes. Ein fortrollendes Feuern in den Wäldern auf dem rechten Flügel und die an den Marschal gebrachte Meldung, es zeige sich an der Spitze desselben zahlreiches feindliches Fussvolk, bestimmten den letztern, plötzlich mit der Verfolgung der geworfenen Scharen einzuhalten und selbst eine rückgängige Bewegung zu machen.

General Chevert war mit den Brigaden Picardie, Navarre, Marine und Eu sammt mehreren Abtheilungen niederländisch-österreichischer Regimenter durch die Waldungen und Thalengen gerückt, um den feindlichen linken Flügel zu umgehen. Eine dieser Brigaden langte unverhofft vor einer grossen feindlichen Batterie an, hinter welcher fünf Grenadirbatallione auf einer beholzten Anhöhe standen, und wurde sofort von dieser und den Geschützen mit zwei Salven begrüsst. Ungeachtet ihres Verlustes verlor die Brigade die Haltung nicht und nahm die Geschütze. Weniger glücklich war aber eine weiter rechts vom General Herzog von Lorge geführte Kolonne, die plötzlich sich von allen Seiten aus den Waldungen beschossen sah. Nach dem Berichte eines seiner Offiziere verlor er die Besinnung, glaubte sich abgeschnitten und sandte die Nachricht an den Marschal, der nun die Verfolgung der hannöverschen Armee einstellte. Noch misslicher erging es der Brigade Eu, die, als sie eine Anhöhe erstiegen hatte, nicht blos dem Feuer der Hannoveraner sich ausgesetzt sah, sondern von zwei andern französischen Kolonnen, den elsassischen Grenadiren und dem Schweizerregimente Reding im Rücken und in der Flanke aus Irrthum beschossen wurde und desshalb die sehr vortheilhafte ihr aber verderblich gewordene Stellung schnell räumen musste.

Als das ganze Missgeschick sich aufgeklärt hatte, war mehr als eine halbe Stunde Zeit verloren gegangen. Zwar drang nun Marschal d'Estrées wieder vor, aber Cumberland hatte sich den

Vorsprung zu Nutzen gemacht und die Armee hinter neuen sumpfigen Einschnitten und Gräben wieder aufgestellt und befand sich ausser dem Bereiche der Gegner. Die Schlacht, welche um halb vier Uhr ihr Ende erreichte, war somit keine allgemeine, sondern nur eine höchst partielle und eigenthümliche Wald- und Sumpfschlacht und blos an einzelnen wenigen Punkten sehr verderblich gewesen. Wenn der Verlust der französischen Armee nur auf 1500 Todte (unter diesen die Generale Laval-Montmorency und Menin), dagegen jener der Verbündeten auf 3000 Mann angegeben wird, so scheint der Wahrheit ihr volles Recht nicht widerfahren zu sein. Die Zahl der eroberten Trophäen, die sich blos auf neun Kanonen und zwei Haubitzen belief, liess vermuthen, dass von den zwei den Verbündeten abgenommenen Batterien bei dem Rückzuge mehrere Geschütze gerettet wurden.

Der ganze Kampf führte keine augenblicklich sichtbaren Resultate mit sich und er konnte somit als ein höchst unentschiedener gelten. Wo ein solcher Fall eintritt, da zeigt eine der Sache ihres Landesherrn und somit auch der eigenen treu und aufrichtig ergebene Bevölkerung sich geneigt, den minder glücklichen oder zweideutigen Vorfall mit günstigem Auge zu betrachten und selbst den Sieg für die nationelle oder eigene Armee in Anspruch zu nehmen. Blitzschnell verbreitete sich der Ruf durch den ganzen Norden bis nach Holland, die Schlacht sei zu Gunsten der verbündeten Deutschen ausgefallen. Der am Hofe zu Haag weilende Prinz Ludwig von Braunschweig, holländischer Feldmarschal, beeilte sich, die Nachricht zunächst der Prinzessin von Oranien mitzutheilen. Gerade im Begriffe zu einer Ausfahrt in den Wagen zu steigen, gab sie überrascht ihre Freude dadurch zu erkennen, dass sie in ihre Hände schlug. Das Beispiel wirkte magisch auf die Hofkavaliere und die Dienerschaft und sie ahmten es nach, aber die am Wagen stehenden Garden liessen es dabei nicht bewenden, denn gleichfalls freudig überrascht, brachen sie in ein fröhliches Hussa aus. Um so tiefer mussten die Hiobsposten über die späteren Vorgänge alle treuen Herzen verletzen.

13.

Rückzug der hannöverschen Armee an die untere Elbe. — **Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. — Marschal d'Estrées am 30. Juli seines Kommando's enthoben. — Abermalige Verhandlungen König Georgs in Aussicht. — Besetzung von Hessen, Braunschweig und Ostfriesland durch die Franzosen. — Der Herzog von Richelieu übernimmt im August das Oberkommando der ersten Armee. — Verfahren in Hessen. — Landgraf Wilhelm beschliesst sein Truppencorps vom hannöverschen Heere zu trennen. — Verhandlungen desshalb zu Paris. — Die Konventionen zu Kloster-Seven und zu Bremervörde vom 8. und 10. September zwischen Cumberland und Richelieu unter dänischer Vermittlung. — Projektirte französische Zusatzartikel. — Weitere Verhandlungen des Landgrafen von Hessen. — Absicht der Franzosen, das hessische Corps zu entwaffnen; eingestellter Rückmarsch. — Abschluss einer speziellen Konvention des Herzogs Karl von Braunschweig zu Wien am 20. September. — England erklärt die obigen Konventionen als ungültig und Frankreich schlägt Hessen zu Ende Oktobers einen Subsidientraktat vor. — Der Herzog von Cumberland seines Oberbefehls enthoben; König Georg alliirt sich auch als Kurfürst mit Preussen am 1. November. — Herzog Ferdinand von Braunschweig wird Oberbefehlshaber der hannöverschen Armee.

Unverhoffter Weise fand es der Herzog von Cumberland zweckmässig, seine ganze Stellung, aus welcher die Franzosen ihn nicht zu vertreiben vermocht hatten, aufzugeben und den Rückzug anzutreten. Erstere konnte allerdings gefährdet werden, sobald er es geschehen liess, dass (wie d'Estrées beabsichtigt hatte, aber während der Schlacht nicht geschehen war) ein französisches Corps unterhalb Hameln über die Weser ging und ein zweites sich zu Besperode in seinem Rücken festsetzte. Wollte er aber den Rückzug antreten, so fragte es sich, wohin die Armee zu führen sei, um neue Anlehnungspunkte zu gewinnen und aus dem passiven Widerstande in die Offensive übergehen zu können. Es boten sich zwei Rückzugslinien dar, die noch beide offen standen. Die erste ging nach Halberstadt und Magdeburg, von wo der Herzog, von einem preussischen Heere unterstützt und in seinem Rücken gedeckt, das angränzende Hannover und Hessen bald wieder befreien konnte, und die zweite, die leider gewählt wurde, ging über die Weser, Wümme und Oste der Unterelbe zu, wo das Heer förmlich umzingelt und abgesperrt werden konnte. Die Wahl der letzteren Linie dürfte wohl als eine Folge der bisherigen schwankenden

Politik des Königs Georg angesehen werden. Als König, d. i. als Haupt der englischen Nation, war er sonder Zweifel Preussens aufrichtiger Alliirter, aber der Wunsch und das Bestreben, die hannöverschen Erblande vor allen Kriegsdrangsalen zu bewahren, und das Bewusstsein, als Reichsstand besondere Pflichten zu haben, denen ein offensives Verhalten zu widersprechen schien, erweckten im Könige und seinem hannöverschen Staatsministerium den Gedanken, am Kriege gar keinen aktiven Theil zu nehmen, und sich auf den blossen Widerstand gegen jede feindliche Invasion der eigenen Lande und somit, wie die bereits oben erwähnte Proklamation vom 23. April verkündet hatte, auf eine abgenöthigte Selbstvertheidigung zu beschränken, welche, da er darauf verharrte, den Franzosen den Durchzug durch seine Lande zu verwehren, zu gleicher Zeit die Lande des Königs von Preussen von dieser Seite deckte. Die Wahl der Rückzugslinie nach Halberstadt und Magdeburg hätte aber gerade zum Gegentheil geführt, denn wurde diese eingeschlagen, dann war König Georg nicht blos als solcher, sondern auch als deutscher Kurfürst als der Bundesgenosse König Friedrichs anzusehen, welche Anname er bisher abgelehnt hatte und gegen welche, wie weiter unten erhellen wird, er fortwährend protestirte.

Der Herzog von Cumberland, gebunden durch das bisher befolgte Prinzip des passiven Widerstandes, zog daher mit der Armee von Hastenbeck über Hameln und Bückeburg nach Minden an der Weser. Kaum war das Heer vorüber, so wurde die Festung Hameln von den Franzosen berannt und kam am 28. Juli durch Kapitulation in ihre Gewalt. Zu Bückeburg machte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe dem Herzog einen seine entschlossene und feste Gesinnung beurkundenden Vorschlag. Als nämlich Marschal d'Estrées im Juni sein Hauptquartier zu Bielefeld aufgeschlagen und Graf Wilhelm bei ihm hatte anfragen lassen, welche Behandlung er seinem blos vier Meilen von Bielefeld beginnenden Gebiet wolle zu Theil werden lassen, war ihm die Antwort geworden, er und die Grafschaft sollten feindlich behandelt werden. Gleiche Antwort hatte dessen zu Paris damals verweilender Oheim, Graf Friedrich von Schaumburg, von dem Marschal von Belle-Isle (Bellisle) erhalten. Diese Drohungen machten den Grafen Wilhelm um so entschiedener. Er stellte alles, was er zu Bückeburg an Truppen, Geschützen und Munition

noch besass, dem Herzog zur beliebigen Verfügung mit der Aufforderung, entweder das befestigte und vertheidigungsfähige Bückeburg zu besetzen oder die Truppen sammt Material dem Heere einzuverleiben. Cumberland wählte das Letztere und setzte, von den Franzosen zwar sehr gedrängt, aber ohne dass es zu bemerkenswerthen Gefechten kam, von Minden gegen Bremen seinen Rückzug fort. Ihm kam ein völlig unerwartetes Ereigniss dabei wunderbar zu statten. Am 30. Juli erhielt Marschal d'Estrées ein Handschreiben seines Königs, durch welches dieser ihm eröffnete, dass die Umstände es erforderten, die vom Marschal Herzog von Richelieu befehligte zweite Armee mit der ersten zu vereinigen, und folglich letzterem als dem ältern im Dienste das Kommando zu übertragen. Mit Vergnügen werde jedoch der König sehen, wenn er bei der Armee verbleiben wolle. Als abgesetzter Obergeneral und ohne alle Funktion mit ihr zu ziehen, das fand d'Estrées völlig unthunlich und er beschloss daher bis zum Eintreffen Richelieus auszuharren und ihm das Kommando zu übergeben. Das Heer setzte er augenblicklich von dem königlichen Erlasse in Kenntniss und nahm von ihm Abschied. Welche Gründe König Ludwig von Frankreich bewogen, sich der Dienste eines seiner besten und vom verstorbenen Marschal von Sachsen hochgeschätzten Feldherrn zu berauben, liegt im Dunkeln. Unzufriedenheit wegen der Schlacht von Hastenbeck konnte die Ursache nicht wohl sein, da zwischen der Schlacht und dem Empfang der Entlassung nur ein Zwischenraum von drei Tagen lag, der Weg aus Hannover bis Paris aber nicht kurz und die Verbindungsstrassen schlecht waren. Den Sturz eines verdienten Feldherrn blosser Intrige zuzuschreiben, widerstrebt dagegen dem rechtlichen Gefühle, welches stets eine hohe Befriedigung darin findet, nur die Besten und Tüchtigsten an der Spitze zu schauen. Bis sein Nachfolger eintraf, hatte d'Estrées blos noch die Pflicht für das Wohl der Armee zu sorgen, aber zu kühnen Unternehmungen auf eigene Verantwortung war er nicht befugt. Der Herzog von Cumberland konnte daher ohne Besorgniss seinen Marsch fortsetzen; er führte die Armee bis nach Stade an der Unterelbe, somit unterhalb von Haarburg und Buxtehude.

Die Schlacht und der Rückzug bis Stade stürzten das englische Kabinet in grosse Verlegenheit und machten einen

wichtigen Plan zu nichte. Nach Briefen Pitt's, die in der utrechter Zeitung publizirt wurden, war das englische Ministerium damit beschäftigt gewesen, ein eigenes Geschwader auszurüsten, um zu versuchen, Rochefort einzunehmen oder wenigstens die dortigen Schiffswerfte und Magazine zu zerstören.[59] Jetzt hatte die Eskadre natürlicher Weise nichts nothwendigeres zu thun, als der am unteren Elbeufer völlig isolirten und abgeschnittenen Armee die nöthigen Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse zuzuführen und deren Flanken, wenn das Wasser für grössere Schiffe zu seicht war, wenigstens durch Kanonenboote zu schützen. Dieser schlimme Stand der Dinge veranlasste den König Georg und sein hannöversches Ministerium, die früher abgebrochenen Verhandlungen wegen Theilnamlosigkeit am Kriege wieder aufzunehmen und schon zu Anfang des August zu Paris durch den Freiherrn von Hardenberg Eröffnungen machen zu lassen. Die französische Staatsschrift: „Betragen Sr. allerchristlichsten Majestät“ meldet, der Herzog von Cumberland habe den französischen Hof in Kenntniss setzen lassen, dass er von seinem königlichen Vater Vollmacht habe, entweder einen Friedens- oder Neutralitätsvertrag abzuschliessen. Als man aber eine nähere Einlassung zu Paris versagte, habe der Herzog sich an den König von Dänemark gewandt, damit er durch seinen Minister, den Grafen von Lynar, eine Vermittlung versuche. Gleichzeitig, wie aus der hannöverschen Gegenstaatsschrift erhellt, hatte König Georg auch der Kaiserin-Königin neue Anträge machen lassen. Diese Schritte suchte die hannöversche Staatsschrift dadurch zu motiviren, dass das französische Ministerium bezüglich der Okkupirung von Hannover und Hessen erklärt habe, dazu genöthigt zu sein, weil König Georg seinen deutschen Ländern und seinen Bundesgenossen die Ruhe nicht angedeihen lassen wolle, die ihnen Frankreich gerne vergönne. Diese Behauptung zu widerlegen habe vielmehr neuerdings der König in Anbetracht der Leiden seines Landes obigen Mächten gegenüber verheissen: „An den in Deutschland entstandenen Unruhen auch künftighin als Kurfürst keinen Theil zu nehmen und die in dieser letzten Eigenschaft zusammen gezogene Armee nicht länger zusammen

59. Cobenzl empfing aus dem Hage (unterm 19. Juli) die Nachricht, es sei gewiss, dass England die Küsten der Provence und vielleicht auch die Flanderns heimsuchen wolle.

zu halten, sondern sie auseinander zu verlegen, wenn man seine deutschen und aller seiner Bundesgenossen Länder der Last des Krieges völlig entheben würde.“ Während in Folge dieser neuen Eröffnung abermalige Unterhandlungen statt fanden, hatten mehrere andere wichtige Vorgänge sich ereignet.

Nicht blos der grössere Theil von Hannover, sondern auch ganz Hessen und Braunschweig und die Grafschaft Ostfriesland waren durch die Franzosen besetzt worden. Durch die Okkupation der letztern und namentlich der wichtigen Seeplätze Emden und Norden waren die Generalstaaten und besonders die angränzende Provinz Gröningen in eine um so grössere Aufregung gekommen, als anderer Seits auf der Südwestseite die Kaiserin-Königin die zu den Niederlanden gehörigen wichtigen Seehäfen Ostende und Neuport den Franzosen eingeräumt hatte. Die Provinz Gröningen liess sofort bei den Generalstaaten den Antrag auf Truppenvermehrung zur Sicherung ihrer Gränzen stellen, aber der französische Gesandte im Haag, Graf d'Affry, beeilte sich, die Eröffnung zu machen, dass Emden kaiserlichen Kommissarien übergeben werde, die französischen Truppen aber die Republik vielmehr als gute Nachbarn beschützen würden, wenn man sie wegen ihrer Neutralität belästigen wolle. Der Herzog von Richelieu hatte indessen in der ersten Hälfte des Augusts den Oberbefehl über die erste Armee übernommen, selbe durch einen Theil der zweiten, nämlich mit 28 Batallionen und 16 Eskadronen verstärkt und den Rest an den Marschal Karl von Rohan, Fürsten von Soubise, überwiesen.[51] Dieser, durch ein neues

51. Am 3. August 1757 trat der Herzog von Richelieu den Heerbefehl an. Er führte 159 Reitergeschwader, 141 französische Fahnen Fussvolk, 10 pfälzische, 4 österreichische und ausserdem noch leichte Truppen. Trotz des von seinem Vorgänger erfochtenen Sieges fand er es bedenklich, die Ocker zu überschreiten und weiter vorwärts zu dringen (Stuhr I, 123. 127). Allein sein Hof gebot es. Sein Vorrücken stiess auch auf keine erheblichen Schwierigkeiten. Als Ziel des Feldzugs stand ihm anfangs vor Augen: den Herzog von Cumberland über die Elbe zu drängen, Halberstadt einzunehmen und in ruhigen Quartiren während des Winters die Belagerung Magdeburgs vorzubereiten. Oesterreich betrieb vor allem den Angriff auf Magdeburg, welches 1758 belagert und eingenommen werden müsse. Lange stand Richelieu in Halberstadt. Doch sein Heer litt Noth und war zuchtlos. Er meldet am 3. Oktober an Soubise (Stuhr I, 342 f.), dass er diesen Uebelständen im laufenden Jahre nicht abzuhelfen wisse, und dass er den

aus Frankreich kommendes Corps verstärkt, setzte sich mit Zurücklassung der nöthigen Besatzungen in der Provinz Hanau nach Thüringen in Marsch und stiess, wie bereits erzählt wurde, hier zur Reichsarmee.

Marschal Herzog von Richelieu bewies sich noch unfreundlicher gegen die hessischen Lande als sein Vorgänger. Eine frühere Requisition von 1,200,000 Kavallerierationen wurde von ihm auf den Betrag von drei Millionen gesteigert. Alle auf der Fulda und Werra befindlichen Schiffe und Fahrzeuge wurden

---

Hofe nicht den zehnten Theil mittheile, weil es unnütz sei. Unter solchen Umständen fürchtete er ein Zusammentreffen mit dem Könige von Preussen, dessen Persönlichkeit und dessen Heer er hoch anschlug, scheuete eine Schlacht und wollte lieber Halberstadt wieder räumen. Ueberhaupt scheint er den Krieg mit Friedrich ungern geführt zu haben. Später wird erzählt werden (vgl. Anm. 55). wie Freunde in ihn drangen, für Herstellung des Friedens zu wirken.

Sein Losungswort war „Erpressungen", versichert Archenholtz. „Er ordnete nicht selten die Kriegsoperationen so, wie es sein Privatnutzen erforderte. Von allen Heerführern, die in diesem Kriege kommandirten, bereicherte sich auch keiner von irgend einer Nation so, wie Richelieu."

Schlosser gibt an, es sei behauptet worden, Richelieu habe auch von Friedrich Geld erhalten.

Dass die Franzosen ihre Bedürfnisse nirgends oder nur ausnamsweise bezahlten, versteht sich fast von selbst. Einen Begriff von der Höhe ihrer Forderungen geben nachfolgende Angaben. Im Juli verlangten sie von den besetzten Theilen Hannovers einstweilen drei Millionen Gulden, die Hofkammer in Kassel musste ausser den Lieferungen ihnen täglich 2000 Thaler zahlen (Brief Fechenbach's vom 26. Juli). Am 15. September wurde durch den Armeeintendanten Pineau Baron de Lucé die Landgrafschaft Hessen mit 850,000 Reichsthalern, die Grafschaft Hanau mit 70,000 und am 20. September mit weiteren 30,000 Reichsthalern angelegt u. s. w.

Kaiserlicherseits kam zur Theilung der Kriegssteuern als Kommissar Christiani nach Kassel.

Aengstlich bedacht blieb das französische Ministerium, den Religionskarakter in diesem Kriege nicht aufkommen zu lassen und die Bildung eines protestantischen Bundes zu verhüten. In diesem Sinne erhielt Richelieu wiederholte Weisungen. Als in Marburg der General von Vauban zum katholischen Gottesdienste für die Franzosen eine Kapelle einrichtete, erging auf Hessens Beschwerde an Vauban ein Verbot.

Wohl aber wurde die Thurn- und Taxische Reichspost nach einem Erkenntniss des Reichshofrathes vom 22. September im braunschweigischen und hannöverschen Lande einzusetzen gesucht.

von ihm zum Dienste der Armee mit Beschlag belegt und die Erbauung von zwölf neuen Schiffen auf Landeskosten anbefohlen. Das hessische Staatsministerium glaubte abermals den Versuch machen zu dürfen, den früher erwähnten kaiserlichen Requisitorialien eine gewisse Geltung und Beachtung zu verschaffen. Als es die Angelegenheit an ihn brachte, erklärte er nichts davon zu wissen, jedoch in Paris anfragen zu wollen. Die Minister schöpften nun zwar neuen Athem, aber unverhofft eröffnete Generalleutnant Graf Berchiny in Folge eingetroffener Weisung aus Paris und aus Auftrag des Marschals am 12. August dem Freiherrn von Hardenberg, dass die fraglichen kaiserlichen Briefe nur durch einen Verstoss ergangen seien und somit gar nicht in Betracht gezogen werden könnten (que ces lettres ne doivent être regardées que comme une meprise, à laquelle on ne doit faire aucune attention), so lange die hessischen Truppen bei der englischen Armee verbleiben würden. Den Rücksichten, welche man eintreten zu lassen wohl geneigt sei, stände obiger mehr als genügende Grund entgegen.

Landgraf Wilhelm ermannte sich in diesen Nöthen, da er seine Lande allmälig dem harten Drucke erliegen, keine Hülfe von England kommen und den Herzog von Cumberland, ohne dass dieser ihn beizog, obgleich er sich in der Nähe befand, in geheimen Verhandlungen mit den Franzosen begriffen sah, zu einem entscheidenden Entschlusse; er beschloss sein Truppencorps von der hannöverschen Armee abzurufen. Am 29. August sandte er daher seinen Kammerherrn von Lindau an den Marschal ab und setzte ihn von seiner Absicht mit dem Ersuchen in Kenntniss, an seine Generale den Befehl ertheilen zu wollen. die hessischen Provinzen zu schonen und mit der Einforderung der ausgeschriebenen Kontributionen inne zu halten. Wegen näherer Uebereinkunft wolle er einen seiner Minister mit Vollmacht absenden. Richelieu's Antwort entsprach jedoch nicht den Erwartungen des Landgrafen. Aus dem Lager von Wall am 31. August setzte er ihn in Kenntniss, dass er sehr bedauere in einer Angelegenheit keine genügende Antwort ertheilen zu können, welche durch das lange Verweilen der hessischen Truppen im feindlichen Heere aus seinen Händen entnommen worden sei. Der König sei es, an den er sich jetzt wenden müsse. Zwar werde er nicht säumen, denselben von dem Entschlusse zu

unterrichten, aber wenn er ihm einen Rath ertheilen dürfte, so bestände er darin, ohne Aufschub damit zu beginnen, was er schon früher hätte thun sollen. Was die Erleichterung des Landes betreffe, so solle es mit so vieler Mässigung, als es eben die Umstände zuliessen, behandelt werden. Da gab es nun Verlegenheiten ohne Ende, denn es konnte der Landgraf den ertheilten Rath nicht unverzüglich befolgen, bevor er noch wegen des sicheren Rückmarsches und der künftigen Behandlung seiner Truppen irgend eine Zusicherung erhalten hatte. Er wollte jedoch nichts unversucht lassen und sandte, da er keinen diplomatischen Repräsentanten am versailler Hofe hatte, am 3. September einen Staatsboten an den pfalzzweibrückischen Minister von Pachelbel nach Paris ab, damit dieser in seinem, des Landgrafen, Namen die nämlichen obigen Vorschläge dem französischen Staatsministerium zustelle; er schloss zugleich Briefe an den Marschal von Bellisle und den Grafen von Bernis an. Während auf solche Weise Landgraf Wilhelm seine Unterhandlungen zu Paris betrieb, wurde es kund, dass Herzog Karl von Braunschweig dieselben Schritte wegen seines bei der hannöverschen Armee stehenden Kontingents gethan hatte. Er war durch Vermittlung des wiener und kopenhagener Kabinets in Verhandlungen mit Frankreich getreten. Alle diese Transaktionen wurden aber plötzlich durch die Ankunft von Depeschen aus dem Lager des Marschals von Richelieu unterbrochen, denn sie brachten die von ihm und dem Herzog von Cumberland unterzeichneter Konventionen von Seven und Bremervörde vom 8. und 10. September.

Der König von Dänemark hatte auf Ersuchen Cumberlands und mit Genehmigung Frankreichs und Oesterreichs das Vermittleramt übernommen und seinen Staatsminister Grafen von Lynar deshalb abgesandt. Der Herzog erklärte in einer Zuschrift an letztern vom 5. September: der Hauptzweck sei jetzt, einen Waffenstillstand (suspension d'armes) als erstes Mittel zu einer Aussöhnung zu erwirken. Er halte es für zweckmässig eine Waffenruhe in Vorschlag zu bringen, welche so lange zu dauern habe, bis die Höfe eine Uebereinkunft getroffen. Es sei jedoch darauf zu bestehen, dass, wenn die Kriegsoperationen wieder beginnen sollten, die Aufkündigung von jeder Seite zweimal vier und zwanzig Stunden zuvor zu geschehen habe. Als

beiderseitige Gränzen schlage er für die Franzosen die Aller und für die Hannoveraner die Wümme vor, wollten erstere aber nicht hierauf eingehen, so könne man als gemeinschaftliche Gränze während des Waffenstillstandes die Wümme festsetzen. Würden aber die Franzosen auch dieses nicht annehmen, so überlasse er in vollstem Vertrauen dem Ermessen des Ministers weitere Vorschläge an selbe. Obgleich in dieser Zuschrift, welche die mehr erwähnte französische Staatsschrift der Länge nach mittheilt, klar und deutlich von Seiten des Herzogs von Cumberland ausgesprochen wurde, was er wollte und beabsichtigte, so kam doch drei Tage später zu Kloster-Seven an der Oste eine Konvention und am 10. September zu Bremervörde ein zweites Instrument ohne Zuziehung oder Befragen der verbündeten Fürsten zu Stande, welche unbegreiflicher Weise nicht blos das Gegentheil von obiger Unterhandlungsgrundlage enthielten, sondern nicht viel besser und ehrenvoller waren, als wenn die ganze hannöversche Armee die Waffen gestreckt und sich kriegsgefangen gegeben hätte. Das Unbegreiflichste von allem war jedoch, dass der Herzog die beiden Uebereinkünfte durch Unterschrift bekräftigte.

Die Einleitung der Sevener-Konvention, welche vier Artikel umfasste, besagte, dass der König von Dänemark, um das Unheil abzuwenden, welches die Fürstenthümer Bremen und Verden bedrohe, denen er stets einen besonderen Schutz habe zu Theil werden lassen, eine Vermittlung habe eintreten lassen. Beide Heerführer, Cumberland und Richelieu hätten daher in die Hände des Grafen von Lynar das Versprechen geleistet, die Uebereinkunft getreu zu halten. Die Artikel enthalten: „die Feindseligkeiten werden wo möglich sogleich und längstens binnen vier und zwanzig Stunden eingestellt; — die hannöverschen Hülfstruppen, Hessen, Braunschweiger, Gothaer und Schaumburger werden heimgesendet und der Rückmarsch derselben soll von je einem General mit dem Herzog von Richelieu regulirt werden; — ein Theil der hannöverschen Armee, 4—6000 Mann, wird in Stade verbleiben, welches eine höchstens eine halbe Meile davon entfernte Demarkationslinie erhalten wird; den übrigen Theil wird der Herzog von Cumberland auf das rechte Elbufer (in das dänisch-lauenburgische Gebiet) hinüberführen, die Franzosen werden dagegen in den Herzogthümern Bremen und Verden bis

zur Aussöhnung der beiderseitigen Suveräne kantonniren; — die französische Armee soll bevor die Gränzmark bei Stade nicht gezogen ist, nicht über die Oste gehen; am 10. September haben sich die beiderseitigen Kommissarien zu Bremervörde zu versammeln, um die erwähnte Demarkationslinie zwischen beiden Armeen festzusetzen. Der König von Dänemark übernimmt die Garantie der Uebereinkunft." Da nach Cumberlands Dafürhalten diese Artikel noch nicht alle Incidentpunkte erschöpften, so kamen am 10. September zu Bremervörde noch nachträgliche oder Separatartikel zu Stande. An der Zahl drei bestimmten sie: „die Truppen der hannöverschen Bundesgenossen sollen in ihre Heimathländer zurückgeschickt, und keineswegs als Kriegsgefangene angesehen werden; — der Herzog führt 15 Batallione, 6 Eskadronen und das ganze Jägercorps über die Elbe in das Lauenburgische; 10 Batallione und 28 Eskadronen werden theils zu Stade, theils innerhalb der Demarkationslinie untergebracht; — der Rückzug aller Truppen an die ihnen bezeichneten Orte findet binnen kürzester Zeit statt." — Zum Schlusse der sämmtlichen Uebereinkünfte wurde am 16. September gleichfalls zu Bremervörde noch eine Konvention bezüglich der beiderseitigen Kriegsgefangenen errichtet; alle erhielten ihre Freiheit mit Ausname der preussischen Hülfstruppen.

Statt des ursprünglich beabsichtigten Waffenstillstandes mit vorbehaltener Aufkündigung hatten somit die durch den Grafen Lynar geführten Unterhandlungen die völlige Auflösung der hannöverschen Armee herbeigeführt und um sie desto leichter auseinander zu bringen, hatte er nach Weisung des kopenhagener Kabinets die Aufname eines beträchtlichen Truppentheils in das königliche Gebiet zugesagt. Jetzt entstand die Frage, was die Höfe von Versailles und St. James zu dieser Uebereinkunft sagen, und wie Königs Georg Bundesgenossen sich dabei verhalten würden.[52]

---

52. Aeusserst zweideutig war das Verhalten des Königs Georg II. — Auf österreichischer Seite herrschte die Ansicht, dass der König von Preussen verloren sei, sowie Hannover zur Neutralität gebracht worden; alsdann könnten die Franzosen ungehindert in Sachsen und in die preussischen Lande einfallen. In London bemühte sich der dänische Gesandte Graf Rantzau dem Gedanken der Neutralität Eingang zu verschaffen; er verschmähte es selbst nicht, an die einflussreiche

Lady Yarmouth sich zu wenden; doch vergeblich. (Walpole's Denkwürdigkeiten I, 227).

Als die Franzosen vordrangen, wurde bereits Ende Juni 1757, also bald nach der Zeitung von der kolliner Schlacht, in Hannover beschlossen, den Freiherrn Hardenberg nach Paris zu schicken, um über die Neutralität Hannovers zu verhandeln. Das Treffen bei Hastenbeck wurde erst am 26. Juli verloren. Die Untreue der hannöverschen Minister ist hiernach augenscheinlich. Die spätere französische Staatsschrift: „Betragen Sr. Allerchristlichsten Majestät von Frankreich entgegengestellt dem Betragen des Königs von England" behauptet, der Herzog von Cumberland habe eine Uebereinkunft mit Eifer nachgesucht, um seine Truppen und zugleich die Schätze seines Vaters in Sicherheit zu bringen.

Und König Georg? „Der Hof in Leicesterhouse kümmerte sich während dieser ernsten Ereignisse um ganz andere Dinge", erzählt Walpole (223. 245. 247) und später: „der Monarch und seine deutschen Räthe waren entschlossen, auf jeden Fall die Herzogthümer und die Truppen zu retten, und der Herzog erhielt in Folge dessen die bestimmtesten Befehle. Da der König aber den Bedingungen nicht traute, die sein, wenn gleich gehorsamer Sohn erlangen würde, so bewog seine Majestät ihren Schwiegersohn, den König von Dänemark, sich in's Mittel zu legen: demnach kam am 7. September Graf Lynar, Statthalter von Oldenburg, im Lager des Herzogs als Vermittler an mit einem Passe und einer Bedeckung von hundert Reitern, die Marschal Richelieu gab, worauf am folgenden Tage ein Vertrag zu Stande gebracht und unterzeichnet wurde."

In Hamburg erschien hierauf eine Druckschrift: „Gedanken eines Engländers über die wichtigen Staatsveränderungen im Jahre 1757", welche den Rücktritt England-Hannovers vom preussischen Bündnisse damit rechtfertigen wollte, dass Friedrich die versprochene Hülfe nicht geleistet habe. In eben dem Masse wie Friedrich den Krieg (hiess es in ihr), liebe Georg die Ruhe. Durch diesen Vertrag und durch Dänemarks Benehmen sei die Möglichkeit eines Religionskrieges beseitigt, und es werde sich jetzt der alleinstehende, der englisch-französischen Hülfe beraubte König von Preussen zum Frieden bequemen müssen. Zwar gehe die Sage, die Schweizer wollten für ihn die Waffen ergreifen, sie würden sich aber wohl hüten, sich in Gefahren zu stürzen.

Friedrich war verlassen.

Jedoch Ehrlichkeit war noch nicht gänzlich aus der Welt entschwunden. So wie in London und Kensington der Vertrag von Kloster-Seven kund wird, regen sich bei manchen die Gefühle der Scham und des Zornes, und eine allgemeine Entrüstung äussert sich über das Vorgegangene. Die Prinzessin von Wales, Lord Hardwicke, der Kanzler der Schatzkammer Legge und viele andere sprachen sich in den schärfsten Worten aus. Die englischen Minister konnten der Wahrheit gemäss jede vorgängige Kenntniss ihrerseits in Abrede stellen. Der hannöversche Gesandte Baron Münchhausen in London (ob eine Person mit dem

Das französische Kabinet bewies sich mit den unerwartet grossen Erfolgen noch keineswegs zufrieden. In der französischen Staatsschrift ist zwar anerkannt, dass es heilsam für das deutsche Reich oder vielmehr für die Sache der verbündeten Grossmächte sei, wenn nach Vermittlung des Friedens in einem Theile des nördlichen Deutschlands Marschal Richelieu in die Lage versetzt werde, seine Armee über Halberstadt nach Sachsen zu führen, aber nachträglich, um alle Missverständnisse und

---

Minister Münchhausen, dem einzigen, dem Schmettau (I, 328) traute?) ging so weit, eine Untersuchung über den Herzog von Cumberland zu fordern. Da ward König Georg eingeschüchtert und suchte selber unwillig über das Geschehene zu scheinen.

Nun kamen die bittern Vorwürfe Friedrichs. — Seine Lage hatte sich wesentlich verschlimmert. Vergebens hatte er, um die Neutralitätsverhandlungen zu unterbrechen, an König Georg geschrieben. Als Cumberland in's Weichen kam, hatte Friedrich in weiser Vorsicht seine ihm beigegebenen 5000 Preussen zurück nach Magdeburg gerufen; nun schloss sein Befehlshaber Prinz Ferdinand von Braunschweig am 17. Oktober einen Waffenstillstand mit Richelieu ab, wonach bis zum 15. April 1758 die Bode die beiderseitigen Truppen trennen und ihr Feindseligkeiten im Halberstädtischen ruhen sollten. Der französische Kriegsminister verweigerte freilich (30. Oktober) seine Genehmigung desselben, indess hielt sich Richelieu anfangs gegen Preussen ruhig, fast ganz mit Unterhandlungen beschäftigt, fürchtete nach der rossbacher Schlacht, zu einer Zeit, da Friedrich schon wieder nach Schlesien gezogen war, von ihm angegriffen zu werden, und zog sich desshalb von der Elbe hinter die Aller, seinen Hauptrastort in Celle am 6. Dezember nehmend. Prinz Heinrich hütete nun Halberstadt.

In England war der König feig, die Minister Mitchell, Holderness, Pitt u. a. entschlossen, dem Könige von Preussen beizustehen. Sie verlangten und enthielten vom Könige Georg die Erlaubniss, den auswärtigen Höfen mittheilen zu können, dass er den Vertrag von Kloster Seven nicht anerkenne. So ward der Vertrag mit den Franzosen von Georg gebrochen und sein Sohn, der Herzog von Cumberland musste den Sündenbock abgeben. Der Herzog wurde im Oktober nach England zurück gerufen, legte am 15. Oktober alle seine Stellen nieder und war so patriotisch, die schriftlichen Vollmachten und Befehle, die er empfangen hatte, nicht zur Rettung seines Ruhmes, bekannt zu machen. Es hiess: „die Uebereinkunft von Kloster Seven sei blos, wie die Franzosen sie auch genannt hätten, ein arrangement militaire gewesen, ein, in seiner Dauer nicht abgegrenzter Waffenstillstand, um Friedensunterhandlungen Zeit zu gewähren.“ Die hannöverschen Truppen wurden wieder zusammengezogen und England, das langsam sich entschliessende, gewährte seine Beihülfe an Friedrich zwar spät, aber alsdann fest und ausharrend.

Missdeutungen zu entfernen, seien den obigen Konventionen noch einige Punkte beizufügen. Diese waren aber von solcher Beschaffenheit, dass sie Kurbraunschweig vollends lähmten, wehrlos machten und dem französischen Heere Preis gaben. Das versailler Kabinet schlug als Zusatzartikel vor: „dass die Einstellung der Feindseligkeiten auf die ganze Zeit des gegenwärtigen Kriegs zu dauern habe, dass die im Lauenburgischen untergebrachten Hannoveraner dort verbleiben und sich nicht entfernen sollen; weder von ihnen noch von jenen am linken Elbufer dürfen Feindseligkeiten gegen Frankreich und dessen Bundesgenossen ausgeübt werden; die Herzogthümer Bremen und Verden sollen keine englischen Truppen aufnehmen; weder Hannoveraner noch deren bisherige Alliirten dürfen im gegenwärtigen Kriege gegen Frankreich und dessen Verbündete dienen oder Englands Sache vertheidigen.

Waren diese Forderungen blos die Folgen einer unentschiedenen Schlacht und eines übereilten und unbedachtsamen Rückzugs — welche Ansprüche würde Frankreich an den König Georg erst gestellt haben, wenn es dessen Erbländer mit Waffengewalt in Folge glänzender Siege bezwungen gehabt hätte? Gleichwohl fand der dänische Minister, Graf Lynar, die Prätensionen völlig in Ordnung. Er setzte den hannöverschen Minister und Grossvogt von Steinberg am 27. September in Kenntniss, dass er obiges Projekt dem Herzog von Cumberland nach Stade zugesendet habe und bemerke nur noch, dass Marschal Richelieu die Erklärung gegeben, dass, wenn obige Punkte nicht zugestanden würden, sein König die statt gefundenen Konventionen nicht ratifiziren werde. Gegen den Herzog sprach er sich am 28. September dahin aus, dass er die französische Ansicht, der eingegangene Waffenstillstand habe für die ganze Dauer des Kriegs zu gelten, allerdings theile. Da ferner der König von Frankreich indessen mit dem Herzoge von Braunschweig einen Spezialvertrag wegen dessen Truppen abgeschlossen, so scheine die Billigkeit einen ähnlichen für den Landgrafen von Hessen zu fordern oder wenigstens zu gestatten, dass der König von Dänemark zum Beweise seiner Friedensliebe und gegen Uebername der Garantie einer Nichttheilname dieser Truppen selbe in die dänischen Lande aufnehme. Um aber den Ruin der Herzogthümer Bremen und Verden durch die Franzosen zu

hindern, schlage er eine beiderseitige Verhandlung durch Kommissarien vor. Welche Wendung die ganze Angelegenheit nahm, wird erhellen, wenn wir zuvor die obigen Verhandlungen des Landgrafen Wilhelm von Hessen zu ihrem Ende geführt haben.

Nachdem die Konventionen von Seven und Bremervörde zu Paris eingetroffen, erging vom Minister des Aeussern, Abbé Grafen von Bernis, am 18. September die Antwort auf dessen Zuschrift vom 3. desselben Monats. Er habe den König von dem Briefe und den Vorschlägen des von Pachelbel unterrichtet, und derselbe habe mit Vergnügen die Versicherungen des Landgrafen empfangen. Er werde sich erinnern, dass ihm vor einigen Monaten eine vortheilhafte Neutralität sei vorgeschlagen worden, welche die hessischen Lande nicht blos würde bereichert, sondern auch unter den Schutz des Königs und seiner Bundesgenossen würde gestellt haben. Die Güte des Königs habe ihn sogar veranlasst, ihm dieselben Subsidien anzubieten, welche England ihm bisher bezahlt habe. Tief sei die damals geschehene Ablehnung des Antrags zu beklagen, und seine Unbeugsamkeit (son inflexibilité) in genannter Beziehung habe dem König ungeheuere Ausgaben verursacht und jenes unvermeidliche Unglück herbeigeführt, worüber Se. Durchlaucht sich jetzt beklage. Der Stand der Dinge im Frühjahre und jetzt sei ein ganz verschiedener, namentlich aber nach einer Schlacht, in welcher die königlichen Truppen das ganze Feuer der Hessen hätten auszuhalten gehabt. Die Sicherheit und die Subsistenz der Armeen des Königs forderten nunmehr Bedingungen, welche bei andern Umständen hart erscheinen könnten, aber da sie durchaus nothwendig geworden, eben dadurch gerechtfertigt seien. Die Konvention von Seven bestimme die Trennung der Hessen von den Hannoveranern und den Rückmarsch in ihr Land. Da seien natürlich in Beziehung auf deren Kantonnement und deren künftige Bestimmung Vorsichtsmassregeln nöthig. Die Einsicht und Erfahrung des Landgrafen im Kriegswesen würden ihn von der Unmöglichkeit überzeugen, in diesem Augenblick wegen der Winterquartiere Verbindlichkeiten einzugehen, da deren Festsetzung von den weiteren nöthigen Bewegungen der französischen Armee abhänge: Was übrigens die Residenz des Landgrafen betreffe, so solle er an der Bereitwilligkeit des Königs nicht zweifeln, diesen Punkt, jedoch ohne Nachtheil der

unumgänglichen Massregeln für die Sicherheit und den Unterhalt der Truppen, auf angemessene und decente Weise zu schlichten. Um aber das Vertrauen des Landgrafen völlig zu erwiedern, müsse er ihm eröffnen, dass es sich darum handle, mit Entschiedenheit eine Partei zu ergreifen. Der König wolle entweder Freunde oder offne Feinde; er werde ein eben so treuer Freund als mächtiger Beschützer jener Fürsten sein, auf deren gute Gesinnungen er rechnen könne. Derselbe wünsche daher innig, dass Se. Durchlaucht zu dieser Zahl zu rechnen sei und dass er den natürlichen Bewegungen seines Herzens folgen möge.

So verbindlich auch diese Zuschrift lautete, so war doch selbe weit davon entfernt, die Besorgnisse und Verlegenheiten des Fürsten zu beseitigen, im Gegentheile steigerte sie selbe. Das Truppencorps sollte der Konvention gemäss in die Heimath zurück und doch hielt man diese gleichsam verschlossen, da man keinen Strich Landes bezeichnen zu können behauptete, wo es seinen Aufenthalt nehmen solle; es schwebte gleichsam zwischen Himmel und Erde, denn wo es war, durfte es nicht bleiben, und wo es hinziehen sollte, wollte man nicht sagen. Das ganze Geheimniss bestand darin, dass das französische Kabinet hoffte, nunmehr um weit wohlfeileren Preis als früher das Corps in seinen Sold zu erhalten. Derber und bestimmter waren die mündlichen Aeusserungen der französischen Minister in den mit Pachelbel gepflogenen Konferenzen, die letzterer von Fontainebleau aus am 21. September dem Landgrafen berichtete. Die hessischen Truppen, bemerkten sie, hätten alles nur mögliche Uebel der Armee zuzufügen sich bemüht und sehr gut auf selbe geschossen. Dieses Benehmen hätten sie fortgesetzt, bis man sie in einen Winkel hineingetrieben, wo sie keine andere Wahl hätten als sich in die Elbe sprengen zu lassen oder sich gefangen zu geben. Hessen habe zur abgeschlossenen Konvention gar nicht mitgewirkt; warum solle man nun ihm Vortheile bewilligen, die Frankreich lästig fallen würden? Wäre der Landgraf nicht gegen dasselbe gewesen, so hätte das Ministerium grosse Geldsummen gespart und wäre nicht genöthigt worden, Frankreichs Seeküsten zu entblösen* und ein drittes Armeecorps nach Deutschland

* Die französischen Schriftsteller und unter andern Thiers (Allgem. Zeitung 1846 N. 111) stellen die Thatsache, dass Frankreich damals durch seine Anstrengungen im Landkrieg sich in seinen Seeoperationen

zu senden, welches grosse Summen verschlinge. Falle nun die französische Armee Hessen lästig, so sei dieses die Schuld des Landgrafen. Die bereits rücksichtlich der Winterquartiere getroffenen Massregeln liessen sich in so später Jahreszeit nicht mehr ändern. Ueberhaupt müsse sich das Staatsministerium sicher stellen und könne sich von niemandem missbrauchen lassen. Das Benehmen des Landgrafen sei noch sehr schwankend; er wolle zwar unterhandeln und mache neue Versicherungen, aber wenn er hoffen dürfte, dass Preussen noch einige Vortheile über die Verbündeten erringen werde, so würde er sogleich den Ton ändern und neue Drohungen vernehmen lassen. Schliesslich habe der hessische Gesandte am Reichstag es nicht an Bemühungen fehlen lassen, alle seine Klagen bei der Diktatur anzubringen und er habe in dieser Beziehung an allen Höfen Deutschlands die Sturmglocke geläutet (sonné le tocsin). Frankreich bedürfe von nun an blos entschiedene Freunde oder entschiedene Feinde. —

Während dieser Korrespondenz war es indessen in Hessen schlimm geworden und sollte noch schlimmer werden. Der Armeeintendant Lucé hatte unter dem 15. und 20. September einige Ordonnanzen verkünden lassen, welche die Bevölkerung der einzelnen Provinzen hart betrafen. Da nämlich der König befohlen habe, in den eroberten Landen zur Bezahlung der Truppen während des Winterquartiers Kontributionen zu erheben, so habe Hessen 850,000 Reichsthaler und die Grafschaft Hanau in zwei Posten 70,000 und 30,000 Thaler zu erlegen. Vergeblich waren die Bemühungen des Ministers von Donop und des Oberststallmeisters von Wittorf beim Marschal Richelieu, um einen Nachlass zu erwirken.

Landgraf Wilhelm, in voller Zuversicht, die Schwierigkeiten bezüglich des Rückmarsches seiner Truppen beseitigen zu können, hatte bereits am 13. September, bevor ihm somit noch die beiden obigen Eröffnungen zukamen, den Generalmajor von

gelähmt sah, in Abrede. Im April obigen Jahres sprach Thiers aber bei den Verhandlungen über die Marine vielmehr das Gegentheil aus. „Die Allianz von 1756, äusserte er, die uns Oesterreich innig näherte, erlaubte uns, unsere Landmacht zu verringern, um unsere Seemacht zu vergrössern.“ etc. Die Widerlegung liegt in obiger Konfession des französischen Ministeriums, so wie in der Anwesenheit der Brigade Marine, d. i. Seesoldaten, in der Schlacht bei Hastenbeck.

Fürstenberg an den in den Herzogthümern Bremen und Verden kommandirenden Generalleutnant von Villemeure, an welchen ihn Richelieu verwiesen, abgesandt, um mit selbem die nöthigen Verabredungen in Bezug auf die den Truppen anzuweisenden Kantonnirungen zu treffen. Villemeure erklärte aber zum grossen Befremden des Landgrafen, sich auf Verhandlungen deshalb nicht einlassen zu können, da diese Angelegenheit zwischen den beiden Höfen zu ordnen sei. Nichtsdestoweniger drang der General nun selbst auf den Rückmarsch. Der Landgraf dagegen, ohne irgend eine Zusicherung wegen Unterbringung der Truppen erlangen zu können, setzte sich gleichwohl zu diesem Zwecke mit dem Herzog von Cumberland in Verbindung und dieser ertheilte auch wirklich dem Corps den Befehl, vom 20. September an, dem Antrage und Verlangen Villemeure's gemäss, in fünf Abtheilungen den Rückmarsch anzutreten. Es wurden den Truppen als Rute die Städte Minden, Lippstadt, Rheda und Warburg an der Diemel bezeichnet; an letzterem Orte sollten sie die weiteren Befehle wegen der in Hessen zu beziehenden Quartiere erwarten.

Als die erste Abtheilung bereits zu Verden angelangt war, erhielt der Landgraf am 21. September durch den Minister von Donop von Braunschweig aus die höchst unerwartete Nachricht, Marschal Richelieu habe ihm eröffnet: „Er habe zwar der Konvention von Seven nicht ausdrücklich einschalten wollen, dass die hessischen Truppen in ihrem eigenen Lande die Waffen abzulegen hätten, gleichwohl könne er aber nicht zugeben, dass 12,000 Bewaffnete und zwar von einem solchen Schlage in seinem Rücken verblieben. Der Landgraf möge daher den Befehl ertheilen, dass selbe bei ihrer Ankunft im Lande die Waffen in die Zeughäuser abzuliefern hätten. Vorsicht und Politik schienen nun wohl diese Forderung zu rechtfertigen, aber da sie rechtlich nicht begründet war, so kam sie einem Bruche der Konventionen gleich. Ohne Verzug gab der Landgraf dem Herzog von Cumberland Nachricht und dieser bestätigte, dass französischer Seits beim Abschlusse der Verträge einer solchen Klausel nicht im mindesten gedacht worden sei; er finde selbe für seine eigene Ehre beleidigend. Sogleich erliess er an die Hessen den Befehl, Halt zu machen, und richtete von Stade am 23. September ein Schreiben an Richelieu. Er müsse ihm erklären,

dass unerachtet seines festen Entschlusses die von Dänemark bereits garantirten Konventionen nicht blos dem Buchstaben sondern auch ihrem Geiste nach zu halten, er sich dennoch gezwungen sehe, die in vollem Marsche begriffenen Truppenkolonnen halten zu lassen, bis sich der Marschal über den fraglichen Punkt näher werde erklärt haben. Er habe dem dänischen Minister bereits Nachricht gegeben und Graf Lynar habe sich sogleich erboten, dieses Missverständniss beseitigen zu helfen. Dieser werde sich persönlich in das Hauptquartier verfügen, um darzuthun, dass von Entwaffnung nie die Rede gewesen und selbe somit der Uebereinkunft widerspreche. Lynar kam und machte dem Marschal sofort den unverhofften Vorschlag, die Verlegung des hessischen Corps in das Herzogthum Holstein nach dem Wunsche des Königs, seines Gebieters so wie des Landgrafen zu genehmigen.

Nun schien die Angelegenheit bis zu einem Punkte gediehen zu sein, wo sie einen befriedigenden Ausgang nehmen werde, als ein neues unerwartetes Ereigniss dazwischen trat, welches die Lage der Dinge noch viel verwirrter machte, als selbe bisher bereits war. Während nämlich Richelieu und das französische Ministerium den obigen Vorschlag anzunehmen schwankten, weil man eben nicht wissen könne, welchen Gebrauch die dänische Majestät mit der Zeit von besagten Truppen zu machen gedenke, hatte der herzoglich braunschweigische Legationsrath von Moll zu Wien, und zwar der Angabe nach gegen die Intentionen seines Hofes, mit dem französischen Gesandten am 20. September eine Uebereinkunft abgeschlossen, die äusserst verhängnissvoll wurde. Auf Grund der sevener Konvention sollten zwar auch die braunschweigischen Truppen zurückgezogen, aber vermöge dieser neuen Uebereinkunft sollten sie entwaffnet werden. Frankreich verzichtete dagegen auf das Recht, Kontributionen im Lande auszuschreiben; die Winterquartiere der französischen Armee sollten jedoch auf herzogliche Kosten bestritten werden. Die Absicht, die bisherigen Bundesgenossen Englands um jeden Preis wehrlos zu machen, lag klar zu Tage. Der bei dem französischen Hauptquartier beglaubigte Minister von Donop setzte von Halberstadt am 13. Oktober seinen Landesherrn in Kenntniss, der Marschal habe sich dahin geäussert, er besorge sehr, sein Hof werde darauf bestehen, dass der

Landgraf einen dem braunschweigischen ähnlichen Vertrag abschliesse. Wenige Tage verflossen und Donop hatte schon wiederum eine Hiobspost mitzutheilen. Der vom König von Dänemark vorgeschlagene Ausweg sei zu Versailles verworfen worden; man werde denselben nicht einmal einer Beantwortung würdigen (qu'on ne daigne pas seulement y repondre). Man erkläre dort, dass die vom Herzog von Braunschweig abgeschlossene Uebereinkunft als Richtungsnorm zu gelten habe, und im Falle der Landgraf sie nicht unterschreiben wolle, so habe der Marschal die gehörigen Massregeln zu ergreifen, um die Entwaffnung der hessischen Truppen mit Gewalt durchzusetzen. Diese schlimmen Nachrichten wurden durch die Depeschen des Grafen von Lynar an das hannöversche Ministerium bestätigt. Er fügte aber bei, Minister von Donop habe in seiner Gegenwart dem Marschal erklärt, dass sein Gebieter lieber den letzten Blutstropfen daran setzen werde, als seine braven Truppen einer so schimpflichen Entwaffnung zu unterwerfen.

Endlich sah auch das englische Kabinet sich veranlasst, einmal ein Lebenszeichen von sich zu geben. In der zweiten Hälfte des Oktobers erklärte es dem Landgrafen förmlich, dass die Konvention von Kloster-Seven, nachdem sie ohne Wissen und Theilname der Krone sei abgeschlossen worden, als ungültig erklärt werden müsse. Wolle nun dessen ungeachtet der Landgraf seine Truppen nicht mehr dem Könige von England zur Verwendung überlassen, so könne konsequenter Weise die Krone sich auch mit deren Unterhalt nicht mehr befassen. Nun hatten die Verlegenheiten des Landgrafen das vollste Mass erreicht. Der mit England von ihm geschlossene Subsidientraktat gestattete die Zurückziehung der Truppen nur in dem Falle, wenn selbe zur Vertheidigung des eigenen Landes nöthig seien. Zog er sie nun wirklich zurück, so brach er jenen Vertrag und konnte gleichwohl in seinen von den Franzosen besetzten Landen von selben nicht den mindesten Gebrauch machen, während er anderer Seits gar nicht im Stande war, deren Unterhalt zu bestreiten, weil alle Einkünfte und Gefälle sich in den Händen des Geld erpressenden Jakob Pineau. befanden. Diese Nöthen des Fürsten schien Richelieu abgewartet zu haben, denn jetzt erst rückte er mit den wahren Absichten des versailler Kabinets heraus. Aus Halberstadt berichtete von Donop am 23. Oktober

eine von Seite des Marschals ihm zugegangene Eröffnung nachfolgenden Inhalts: „Da sein Hof den wahrscheinlich wohlbegründeten Verdacht hege, dass seine grossbrittanische Majestät die Konvention von Seven zu brechen gedenke, so habe er den Befehl empfangen, zu erklären, dass der König, um aller Besorgnisse von dieser Seite erledigt zu werden, dem Landgrafen die Wahl lasse, entweder sein Truppencorps entwaffnet zu sehen oder selbes in französischen Dienst treten zu lassen. Im ersten Falle stehe das Verderben des Landes bevor, im letztern biete sich aber dem Landgrafen die Gelegenheit dar, solche Bedingungen vorzuschlagen, welche seine eigene Zurückkunft erleichterten und die Lage seiner Unterthanen erträglicher machten." Um dem Fürsten jedoch die Wahl zu erleichtern, wurde ihm von Seiten des französischen Kabinets durch die Vermittlung des Ministers von Pachelbel um dieselbe Zeit der Entwurf eines Subsidientraktats zugestellt. Dieser besagte in zehn Artikeln: „Als Grundlage des Vertrags hätten die Reichsgesetze und der westfälische Friede zu gelten; der Landgraf lasse sich in kein Bündniss gegen Frankreich und dessen Bundesgenossen ein; er werde weder auf Reichs- noch Kreistagen gegen die Interessen Frankreichs stimmen, vielmehr selbe fördern, um der Verwirrung im deutschen Reiche ein Ende zu machen; er gibt seine Truppen auf noch fest zu setzende Bedingungen in französischen Sold, jedoch sollen selbe nicht genöthigt werden, in gegenwärtigem Kriege gegen England zu dienen;[53] der König wird dem Landgrafen vom Tage der Unterzeichnung an seine Lande zurückgeben, und alles wieder in den Stand setzen, wie es vor dem Einrücken der Franzosen gewesen; die Franzosen werden das hessische Gebiet nach der Unterzeichnung räumen, und es soll frei bleiben von Einquartierung und Kontribution jeder Art; die französischen Truppen haben alles Benöthigte zu bezahlen; Frankreich garantirt den Länderbesitz wie er vor der Okkupation statt hatte, so wie alle Rechte des Hauses Hessen-Kassel; desgleichen dem Landgrafen persönlich den ihm von seinem Sohne ausgestellten Versicherungsakt bezüglich der Religion; der König wird sich bei Kaiser und Reich verwenden, dass in

53. Die braunschweigischen und hessischen Truppen beabsichtigte Frankreich als Protestanten dem schwedischen Heere beizugeben (Stuhr I, 130).

Anbetracht des grossen vom Landgrafen durch die französische Okkupation bereits erlittenen Verlustes so wie der bevorstehenden Einziehung der Hülfsgelder durch England, derselbe von der Verpflichtung gänzlich entbunden werde, ein Kontingent zur Reichsarmee zu liefern und die Römermonate zu erlegen, und schliesslich werde Frankreich im Falle eines fremden Angriffes auf Hessen schnelle und wirksame Hülfe senden."

Solche wesentlich vortheilhafte und günstige Bedingungen hätte weder Landgraf Wilhelm noch der Herzog von Cumberland sich auch nur träumen lassen. Als der Wind günstig die französischen Segel schwellte, König Georg aber zu zaudern und zu schwanken, König Friedrich dagegen mehr als halb rathlos ein neues Armeecorps für den Westen nicht auftreiben zu können schien, da steigerte das versailler Kabinet seine Forderungen so hoch, als es nur immer vermochte, und suchte dem Unglücke des Gegners auch möglichst grosse Schmach beizufügen. Nun hatte der Wind sich umgesetzt und die Luft schien auf Sturm zu deuten, denn König Georg hatte erklärt, er sehe die sevener Konvention als ungültig an, und Friedrich war mit einem kleinen aber viel versuchten Heere auf dem Marsche nach Rossbach. Jetzt war das französische Kabinet, als wenn es ihm im Geiste vorgegangen wäre, dass die nächste Zukunft viel Schlimmes bringen werde, zu den unerwartetsten Konzessionen bereit. Marschal Richelieu überbot in Höflichkeit nun sich gleichsam selbst. Als Donop zu Halberstadt durch zufällige Unpässlichkeit an sein Haus gefesselt war, begab er sich am 1. November in Begleitung des Grafen von Lynar zu ihm, und zog Erkundigungen ein, ob sein Fürst der sevener Konvention nachzukommen noch beabsichtige. Wenn dieses hoffentlich der Fall sei, so genehmige er, dass das hessische Corps ohne allen Aufschub in seine Heimath zurückkehre. Er selbst werde nicht blos schriftlich sondern auch mündlich sein Ehrenwort geben, selbes keineswegs zu entwaffnen, sondern ihm solche Kantonnements anzuweisen, wo es alle nothwendigen Bedürfnisse befriedigen könne. Richelieu begnügte sich aber nicht mit dieser dem Minister gemachten Eröffnung, welche Donop noch an selbem Tage seinem Fürsten berichtete, sondern zur Bekräftigung derselben schrieb er selbst von Braunschweig aus am 9. November dem Landgrafen. „Der Vollzug der Uebereinkünfte vom 9. und

10. September werde Seiten Hessens wohl nur durch die Besorgniss wegen Entwaffnung der Truppen verhindert. Er habe daher dem von Donop bereits die nöthigen Aufklärungen darüber gegeben und er wiederhole hier sein Ehrenwort, dass selbe nicht desarmirt würden (je reitere ici ma parole d'honneur, qu'elles ne le seroient pas). Blos die Vollziehung der obigen Verträge werde von ihm gefordert und des bessern Verständnisses wegen schliesse er Abschrift des Schreibens an, welches er an den nunmehrigen Oberbefehlshaber des hannöverschen Heeres, General von Zastrow erlassen habe. Nichts dürfte somit dem Vollzuge mehr im Wege stehen, und die festgesetzten Punkte würden hoffentlich noch eine viel engere Verbindung zwischen dem Landgrafen und seinem Gebieter, dem König, herbeiführen, die letzterer, wie ihm scheine, lebhaft wünsche. Die Seelenerhabenheit eines so grossen Fürsten, wie Se. Durchlaucht, (l'élévation de l'ame d'un aussi grand prince comme Votre Altesse serenissime etc.) könne sich nie verläugnen und er betrachte mit unendlicher Genugthuung die glücklichen Anfänge einer so vortheilhaften Vereinigung. Bevor wir zur Aufforderung Richelieu's an Zastrow übergehen, ist es nöthig, einige andere Momente nachzuholen.

König Georg hatte sein hannöversches Ministerium die bisherige Taktik zu Regensburg konsequent verfolgen lassen. Missliebig bemerkte daher der Kurfürst von Trier, ein durch hohe Geistesgaben ausgezeichneter Fürst, schon im Oktober dem Reichsvizekanzler, dass sich die hannöversche Gesandtschaft am Reichstage ein eigenes Geschäft daraus mache, die alten Klagen zu wiederholen und die auf dem Kurfürstenthum lastenden Bedrückungen mit lebhaften Farben und der Bitte darzustellen, dass die Reichsstände sich deshalb bei dem Kaiser verwenden möchten. Das hannöversche Staatsministerium habe sich deshalb auch an ihn selbst, den Kurfürsten, gewandt. Seine Ansicht sei aber, dass Hannover diesem leidigen Zustande dadurch am schnellsten abhelfen könne, wenn es vollziehe, was der Reichsschluss vom 17. Januar fordere. Bequeme sich selbes zur Anerkennung desselben, dann werde es weise sein, ihm die Rückkehr zu erleichtern, damit nicht, wenn England und Frankreich in Bezug auf ihre amerikanischen Händel zu einem Friedensschlusse kämen, die Räumung der hannöverschen Lande durch

die Franzosen zu einer Friedensbedingung gemacht werde. Der Kurfürst meinte nämlich, wenn zur Zeit, wo der Friede zwischen beiden Mächten zu Stande komme, Hannover mit Kaiser und Reich noch nicht ausgesöhnt sei, sondern gegen beide noch in Waffen stehe, so würde man in die grösste Verlegenheit kommen, ihm statt der abziehenden Franzosen ein anderes Heer entgegenzustellen. Der Reichsvizekanzler säumte wirklich nicht, dem hannöverschen Gesandten zu Regensburg Eröffnungen in obigem Sinne zukommen zu lassen, aber alle Hoffnungen schlugen fehl. Derselbe erklärte, dass der König von England auf den Vorschlag weder eingehen wolle noch könne, dem für die allgemeine Sicherheit und die gefährdete Freiheit der Reichsstände so bedrohlichen Reichsschlusse vom 17. Januar sich willfährig zu bezeigen. Die eigenthümliche Idee König Georgs, seinen Plan durchführen zu können, den Franzosen und dem Reich zwar als Feind gerüstet gegenüber zu stehen, aber dennoch keinen aktiven Krieg zu führen, sondern blos passiven Widerstand zu leisten, um dadurch die von ihm gewünschte Neutralität eigener Art zu erringen, hatte ihm bereits schwere Opfer gekostet, aber das schmerzlichste mag ihm das seines eigenen Sohnes, des Herzogs von Cumberland, gewesen sein. Seinen Pflichten als Sohn und Feldherr entsprechend hatte der Herzog im Sinne des unglücklichen Systems gehandelt, hatte vom linken Weserufer blos vertheidigungsweise auf das rechte sich zurückgezogen, eine Schlacht in einer Stellung und Gegend geliefert, wo es blos auf Defensive abgesehen war, und auf einer langen Rückzugslinie sich gleichfalls nur vertheidigungsweise verhalten, ohne nur einen einzigen Moment, deren sich gewiss manche darboten, zu benützen, um dem Gegner einen tüchtigen Schlag beizubringen. Hätte der Prinz nicht wirklich nach den Absichten des Königs und seiner englischen und deutschen Minister gehandelt, so hätte man ihn sicher nicht jene Rolle beinahe ein halbes Jahr lang fortspielen lassen. Bezüglich der Konventionen von Seven und Bremervörde ist es ebenfalls nicht glaublich, dass sie ohne Vorwissen des Königs und seiner Minister, d. i. auf einer dem Prinzen bezeichneten Grundlage abgeschlossen wurden, aber als unerwartete Zwischenfälle sich ereigneten und das französische Kabinet nachtheilige Folgerungen aus ihnen zu ziehen und kränkende

Forderungen an sie zu knüpfen begann, da mögen die Räthe des Königs freilich eingesehen haben, dass ein falscher Weg eingeschlagen worden sei. Die Konventionen waren unhaltbar; die Schuld musste der Prinz tragen und er verlor das Kommando der Armee. Hätten manche Geschichtsbücher, ohne auch nur im mindesten in die hier erzählten Ereignisse und Vorfälle näher einzugehen und ohne auch nur ein dürftiges Bild davon dem Leser zu geben, über den Herzog von Cumberland nicht förmlich den Stab gebrochen, so hätten wir es uns ersparen können, das Wort für ihn zu nehmen.

In Folge der statt gehabten Ereignisse beschloss endlich König Georg sein bisheriges Kriegssystem in der blossen Eigenschaft eines Königs von England aufzugeben und, wie die hannöversche Staatsschrift ausdrücklich sagt, nunmehr auch als deutscher Kurfürst sich mit Preussen zur Vertheidigung zu verbinden. Zu diesem Zwecke war Generalmajor Graf von der Schulenburg bereits am 1. November von Stade in das preussische Hauptquartier mit dem weitern Gesuche abgegangen, König Friedrich wolle dem Generalleutnant Herzog Ferdinand von Braunschweig gestatten, den Oberbefehl über die hannöversche Armee zu übernehmen. Der einstweilige Befehlshaber derselben, Generalleutnant von Zastrow, hatte gleichzeitig die Weisung erhalten, vor dem Eintreffen des Herzogs die Feindseligkeiten keineswegs zu beginnen, aber auch keine Schritte zu thun, welche als ein Eingehen auf die französischen Forderungen gedeutet werden könnten. Mit welcher Freude und Genugthuung Friedrich das Ansuchen des Königs bewilligte, bedarf kaum der Erwähnung. Die dringendsten Vorstellungen waren früher nicht vermögend gewesen, letztern vom einmal eingeschlagenen Wege abzubringen, und selbst harte Worte des preussischen Bundesgenossen hatten auf König Georg keinen Eindruck gemacht. Zur Zeit als Friedrich erfahren hatte, dass er zu Paris die Verhandlungen wegen der Neutralität durch Hardenberg habe wieder aufnehmen lassen, schrieb er ihm bittere Wahrheiten zu, welche auch die preussischen Schriftsteller theilweise mitgetheilt haben. Er sagte dem König geradezu, er würde seine frühere Allianz mit Frankreich ohne die vielen schönen Versprechungen seinerseits nie aufgegeben haben. Er fragte ihn, ob er denn so wenig Standhaftigkeit und Festigkeit

habe, um sich durch einiges Missgeschick zu Boden werfen zu lassen, und ob etwa die Lage der Dinge in solchem Masse zerrüttet sei, dass eine Besserung zur Unmöglichkeit geworden? Er müsse übrigens an die brittische Majestät die Forderung stellen, dass selbe mit der feindlichen Macht keine Vereinbarung abschliesse, ohne dass er in selber begriffen sei. König Georg blieb, wie angegeben wird, keine Antwort schuldig, aber die Eröffnung, die er dem preussischen Gesandten machen liess, bewies blos, dass seine Politik sich fortwährend in zwei verschiedenen Kreisen, in jenem als König, im andern als Kurfürst fortbewege. Die Antwort lautete: „Es sei niemals die Absicht des Königs gewesen, dass die eingeleiteten Verhandlungen wegen der Kurlande, die ohne alle Theilname seines englischen Ministeriums statt gefunden, auch nur den geringsten Einfluss auf ihn als König hätten.“ Das hiess mit andern Worten, er werde als König gemäss des whitehaller Vertrags Friedrichs Bundesgenosse bleiben, werde aber als Kurfürst handeln, wie das Wohl seiner Erblande es zu erfordern scheine. Das stärkere Wehen des herannahenden Sturmes hatte nun aber die beiden Kreise endlich erfasst und so übereinander geworfen, dass sie sich vollständig deckten; alles, was der König von England wollte, das wollte nunmehr auch der Kurfürst von Hannover. Der Krieg gewann dadurch ein weit grössere Bedeutung, es handelte sich nicht mehr blos um die Interessen Preussens und Oesterreichs wegen Schlesiens, sondern auch die amerikanischen Interessen Englands und Frankreichs machten sich nun in demselben Kampfe geltend.

14.

Marschal Richelieu betreibt den Vollzug der Konventionen und erhält am 14. November die Kundmachung ihrer Ungültigkeit von Seiten des hannöverschen Generalleutnants von Zastrow und des Landgrafen Wilhelm. — Richelieu's Drohungen und Verfahren in Hessen und Hannover. — Massregeln des Herzogs von Braunschweig, um die Konvention vom 20. September zu vollziehen. — Sein Truppencorps und der Erbprinz bei der hannöverschen Armee zurückgehalten. — Die Verhandlungen. — Preussischer Vorschlag zu einem Waffenstillstande an Frankreich bezüglich der Fürstenthümer Halberstadt und Magdeburg; verworfen am 22. November. — Aufbruch der hannöverschen Armee; Bremervörde besetzt; Harburg, berannt und beschossen, kapitulirt am 27. Dezember. — Rückzug der französischen Armee gegen die Aller; Brand von Zelle am 13. Dezember. — Die hannöversche Armee bezieht Winterquartiere zwischen der Aller und Elbe. — Marschal Soubise besetzt Hessen. — Schluss.

Es wurde bereits berichtet, wie Marschal von Richelieu den Vollzug der Konventionen vom 9. und 10. September plötzlich mit grossem Eifer betrieb. Das von ihm an Generalleutnant von Zastrow als einstweiligen Oberbefehlshaber der Hannoveraner erlassene Schreiben vom 9. November erklärte, dass, da die Ehre die Wächterin über alle Kriegsgesetze sei, selbst die unzivilisirtesten Völker die militärischen Kapitulationen als eine geheiligte Sache angesehen hätten. Auf die feierlichste Weise seien obige Verträge abgeschlossen worden und deren Artikel sollten nunmehr vollzogen werden. Selben sei jedoch von Seiten der hannöverschen Armee bereits entgegen gehandelt worden. Ein Theil jener Truppen, welche sich in das Lauenburgische begeben sollten, habe Halt gemacht, andere Abtheilungen hätten sich mit ihnen vereinigt und die Hessen dagegen, die bei Verden gestanden, seien ohne seine Erlaubniss aufgebrochen, um sich gegen die Elbe zurückzuziehen. Seinerseits sei die Bereitwilligkeit, die Verträge zu vollziehen, vorhanden und er habe die deshalb nöthigen Eröffnungen auch bereits an den Landgrafen von Hessen gelangen lassen. Würde die Weigerung Zastrow's, den Vertrag zu vollziehen, nothwendig auch den Bruch aller andern speziellen Uebereinkünfte herbeiführen und die Folgen eines Kriegs, der ohnehin schon unter betrübenden Auspizien begonnen, in schreckliche verwandeln, so würde gleichwohl das Verhalten der

französischen Armee vor Gott und den Menschen gerechtfertigt sein. Er hoffe aber noch immer, aus seinen Briefen an den Befehlshaber zu Harburg, General von Pereuse, folgern zu dürfen, dass die verschiedenen Bewegungen der hannöverschen und hessischen Truppen blosse Vorsichtsmassregeln seien und auf wechselseitigem Missverständnisse beruhten. Diplomatische Kunstgriffe schickten sich nicht für die Generale so grosser Fürsten. — Zastrow's Antwort an Richelieu vom 14. November legte diesem nun offen den Stand der Dinge vor Augen. Nicht blos die früher von dem französischen Kabinet prätendirte und nun erst aufgegebene Entwaffnung der Hessen, sondern auch nachfolgende Thatsachen entbänden den König von England vom Vollzuge der Konventionen. Diese seien: dieselbe schmachvolle Zumuthung der Entwaffnung bezüglich der braunschweigischen Hülfstruppen, die man bis zu gegenwärtigem Augenblick noch nicht habe fallen lassen; die Besetzung des als neutral anerkannten Schlosses Scharzfels; das Zurückhalten der hannöverschen Kriegsgefangnen ungeachtet des speziellen Vertrags über selbe; die gewaltsame Wegführung eines Theils jener Magazine, die man seinem Heere feierlich zugesichert, und die gewaltigen Erpressungen in allen Provinzen des Königs, die nach Abschluss der Konventionen erst mit vermehrter Gewalt und Härte begonnen hätten. Alle Uebereinkünfte seien von dem Zeitpunkte an, wo Frankreich erklärt habe, sich in keine weiteren Verhandlungen mehr einlassen zu wollen, ohnehin schon abgethan und erloschen gewesen. Er werde jedoch keineswegs die Feindseligkeiten sofort eröffnen, sondern er habe einen Kourier deshalb nach England abgesandt. — Auch Landgraf Wilhelm hatte nicht gesäumt, die bisherigen Illusionen des Marschals zu zerstreuen. Von Hamburg aus setzte er ihn am 16. November in Kenntniss, England habe ihm erklärt, dass die ohne Mitwirkung des englischen Staatsministeriums abgeschlossenen Konventionen jene Verbindlichkeiten, die er mit der Krone eingegangen, durchaus nicht verändern könnten. Seit das bekannte Ereigniss statt gefunden, in Folge dessen der Marsch seiner Truppen sei eingestellt worden, habe sich seine ganze Stellung verändert. Er wolle nach dem Ruin seines Landes seiner letzten Stütze, der Truppen, sich nicht berauben lassen und zwar um so weniger, als auch jetzt nicht einmal der Marschal angebe, wohin er sie

denn eigentlich verlegen wolle, wozu doch vertragsmässig ein spezielles Uebereinkommen nothwendig sei. Es bleibe ihm daher rücksichtlich aller Vorschläge blos übrig, von nun an im Einklang und mit Zustimmung der Krone England zu handeln.

Der Zorn und Unmuth Richelieu's steigerte sich in Folge dieser Nachrichten zu bedenklicher Höhe und er stiess in Gegenwart des dänischen Ministers Lynar schwere Drohungen aus, die dieser augenblicklich sowohl dem hannöverschen Staatsministerium als dem Landgrafen mittheilte. Sollten die Konventionen gebrochen werden, liess er sich vernehmen, so werde er die hessischen Truppen reklamiren; kämen sie nicht, so werde er das Land mit völliger Devastation und totalem Ruin heimsuchen; das was bisher geschehen, das sei blos Bedrückung und Vexation gewesen. Lynar stellte die nähere Erwägung dieser Drohungen dem Fürsten anheim und bemerkte, dass es allerdings eine beklagenswerthe Lage sei, zwischen zwei Uebeln wählen zu sollen, aber das geringere Uebel werde zuletzt zur Wohlthat und langer Aufschub der Wahl vermehre vielmehr die Rathlosigkeit, statt die Schwierigkeiten zu beseitigen. An demselben Tage, wo der dänische Minister diese Worte schrieb, kam es bereits zu Kassel zu einem ernsthaften Vorgang. Der dort als Gouverneur bestellte General, Herzog von Ayen, und der Armeekommissär Foulon stellten am Abend des 11. November an das hessische Staatsministerium die kategorische Frage, ob der Landgraf die Konventionen vollziehen und seine Truppen zurückrufen wolle oder nicht? Das Ministerium verwies die Fragenden an den Landesherrn, aber jene drangen darauf, dass es sogleich einen Kurier an ihn absende, um den Heimmarsch des Corps zu bewirken. Würde es nicht zurückkommen, so werde man auf gleiche Weise, wie es ehedem in der Rheinpfalz geschehen, das fürstliche Residenzschloss in die Luft sprengen, die Stadt Kassel anzünden, und das Land mit Feuer und Schwert so zu Grunde richten, dass es sich in Jahrhunderten nicht wieder erholen könne. Damit hatte denn Richelieu die lange vorgehaltene Maske weggeworfen und sein bisher verbindliches Wesen hatte sich in ein Drohen verwandelt, das alles Schreckliche befürchten liess. Als die obige Eröffnung des Landgrafen dem Marschal zu Händen gekommen war, wurden zunächst die Gelderpressungen mit verstärkter Gewalt betrieben. Um den masslosen Forderungen zu genügen,

wurden vom Staatsministerium Gelder im Auslande aufgenommen und gleichzeitig die Landstände nach Kassel zusammen berufen, um die grösstmöglichste Summe im Lande selbst aufzutreiben. Viele angesehene Personen wurden in ihren Wohnungen mit Arrest belegt; der hochbejahrte in Pension lebende Feldmarschal von Riedesel, sämmtliche Minister, der Vizekanzler und sämmtliche Räthe der Ministerien und der Regierung mussten dem Herzoge von Ayen Reverse ausstellen, die Stadt nicht zu verlassen, und die Gemalin des Geheimraths von Hardenberg, der sich bei seinem Fürsten befand und dem die Weigerung in Bezug auf die Truppen namentlich zugeschrieben wurde, bekam eine Wache in das Haus, und musste geloben, sich nicht zu entfernen, keine Effekten ihres Mannes fortschaffen zu lassen und dessen sämmtliche Besitzungen und deren Lage zur Anzeige zu bringen. Das war die viel gerühmte Ritterlichkeit des Herzogs in einer anderen Gestalt.

Den hannöverschen Landen erging es indessen nicht besser, sondern wo möglich noch schlimmer. Kaum hatte Graf Lynar dem Marschal eröffnet, dass das kurfürstliche Ministerium nicht ermächtigt sei, auf eigene Faust die Bedingungen der Konventionen zu vollstrecken, so erfolgte auch hierauf eine drohende Antwort. Da das Missverständniss wegen einzelner Worte derselben, so meinte er, nunmehr gehoben sei, so wäre kein Grund mehr vorhanden, um selbe nicht vollständig zum Vollzuge zu bringen. Er dringe darauf. Geschehe es nicht, so werde er ohne weitern Aufschub mit seinen Operationen beginnen. Er werde den Ministern die Schuld beimessen, und sie zunächst es entgelten lassen; er werde damit anfangen, ihre Häuser zu Hannover zu zerstören, zu verbrennen und dem Erdboden gleich zu machen, und wenn er nachgehends vernehmen müsse, dass der Bruch der Konventionen auch zu London sei genehmigt worden, so werde er mit den Pallästen des Königs auf gleiche Weise verfahren und zwar deshalb, weil wenn in militärischen Angelegenheiten ein Theil vom andern hintergangen werde, dergleichen harte Rache, so sehr sie auch seiner Natur zuwider sei, dennoch statt haben könne und statt haben müsse. Graf Lynar setzte am 17. November den kurfürstlichen Kammerpräsidenten von Münchhausen von diesem Drohbriefe in Kenntniss, damit das Ministerium sich nicht durch Gewaltthaten überraschen lasse.

Kaum war das französische Heer in den Kurstaat eingerückt gewesen, so schrieben dessen Häupter nicht blos grosse Kontributionen aus, sondern sie ordneten für sich aus einer Unzahl mitgebrachter französischer Beamten gleichsam eine eigene Regierung an und behandelten die einzelnen Provinzen als eroberte Länder und als wenn sie nicht im Sinne hätten, selbe zu restituiren. In den Armeepatenten wurden sie blos die eroberten Lande ihrer sehr christlichen Majestät genannt, und man ging selbst so weit, von der Bevölkerung der Stadt Hameln den Huldigungseid für den König von Frankreich zu fordern. Die Einkünfte des Landes wurden aber, als man bei der direkten Einhebung zu viele Schwierigkeiten fand, sogleich nach französischer Manier verwaltet, das heisst, man schickte von Paris einen Finanzpächter, der mit Assistenz der bewaffneten Macht alle Steuern und Reichnisse für seine eigene Rechnung eintrieb und sich dagegen verbindlich machte, eine gewisse Zahl Millionen der französischen Regierung einzuliefern Der Auserwählte war der pariser Bürger Johann Saidy. Bereits in der Mitte Oktobers war er zu Kassel erschienen und auf Grund eines vom königlichen Staatsrath zu Paris ergangenen Dekrets durch Jakob Pineau, Baron von Lucé, nunmehrigen Justiz-, Polizei- und Finanzintendanten sowohl im Elsass als bei der königlichen Armee, feierlich installirt worden. Das Dekret besagte, dass obiger pariser Bürger auf Rechnung des Königs in allen dem König und Kurfürsten bereits entrissenen Ländern, so wie in jenen, die noch erobert würden, sämmtliche Einkünfte, Steuern und Gefälle, welcher Art sie immer seien, zu erheben das Recht haben solle. Mit welcher Härte nun verfahren wurde, bedarf keiner Erwähnung.

Die Verwirrung und Spannung, bevor der wirkliche Ausbruch der Feindseligkeiten erfolgte, hatten noch nicht ihre höchste Stufe erreicht; sie sollten durch die Massregeln des Herzogs Karl von Braunschweig erst auf die Spitze getrieben werden. Es wurde bereits oben des Separatsvertrags kurz erwähnt, welcher der herzoglich braunschweigische geheime Legationsrath Bernhard Paul von Moll, als nach der sevener Konvention die Aussichten für den Herzog und dessen Land sehr düster wurden, am 20. September zu Wien abgeschlossen hatte. Milde und Härte flossen in diesem Vertrage zusammen. Sobald der herzogliche

Geschäftsträger zu erkennen gegeben hatte, dass sein Gebieter vom englischen Bündnisse zurück zu treten und mit Frankreich und Oesterreich sich auszusöhnen geneigt sei, hatten der französische Gesandte zu Wien, Graf von Stainville und der Staatskanzler Graf Kaunitz auch sogleich ihre Partie ergriffen. Nicht geneigt, sich mit dem Herzoge in längere Verhandlungen einzulassen, hatten sie eine Konvention in vier Artikel entworfen, den herzoglichen Geschäftsträger zu einer Konferenz eingeladen und ihm selbe zur Unterzeichnung vorgelegt. Als letzterer die dringendsten Vorstellungen und Gesuche machte, um die Aenderung und Milderung einiger Bestimmungen zu erwirken (non obstant mes pressantes remontrances et sollicitations de changer et mitiger l'une et l'autre conditions etc.) wurde ihm die Antwort zu Theil, das Instrument sei ein Ultimatum. Es wurde am 20. September unterzeichnet. Die Artikel lauteten: „der König von Frankreich bleibt auf die Dauer des Kriegs im Besitze der Städte Braunschweig und Wolfenbüttel und wird die in den dortigen Arsenalen befindlichen Geschütze, Waffen und Munition für seinen Dienst benützen; der Herzog wird sein von der hannöverschen Armee heimkehrendes Truppencorps auflösen, und deren Waffen in obigen Zeughäusern niederlegen lassen. Die Generale und Offiziere schwören, auf die Dauer des Kriegs weder gegen Frankreich noch dessen Bundesgenossen zu dienen, jedoch sei dem Herzoge gestattet, eine Garde von einem Batallion und zwei Eskadronen beizubehalten; die mit dem Marschal Richelieu und dem Armeeintendanten bereits abgeschlossenen Uebereinkünfte behalten ihre Geltung; der Herzog stellt der Reichsverfassung gemäss sein Kontingent in Geld und Truppen zur Reichsarmee und hat seinem Gesandten zu Regensburg aufzutragen, im Sinne der bereits vom Kaiser genehmigten und bestätigten Reichstagsbeschlüsse zu stimmen.“ Auf diese Bedingungen hin, sehe sich Frankreich mit dem Herzoge ausgesöhnt. Man werde weder die Landesrevenüen noch die herzoglichen Kassen antasten und sich eben so wenig in die Verwaltung der geistlichen, Civil- und Rechtsangelegenheiten mischen und auch keine Kontributionen, sondern nur Winterquartiere fordern.

Herzog Karl in der Hoffnung, den Leiden seines Landes und seinen eigenen ein Ziel zu setzen, hatte die Konvention ratifizirt und dem Generalleutnant von Imhof, Befehlshaber seines

Truppencorps, bei welchem sich auch sein Erbprinz befand, den Befehl zum Rückmarsch ertheilt, letztern aber beauftragt, sich von der Armee zu entfernen und über Hamburg eine Reise nach Holland anzutreten. Indessen war aber sein Bruder, Herzog Ferdinand von Braunschweig, bereits nach der Mitte des Novembers bei der Armee erschienen und hatte deren Oberbefehl als englischer General bald darauf übernommen. Als General von Imhof auf den Abmarsch drang, säumte der Herzog nicht, ihm das Kommando zu nehmen und ihn so wie den Generalmajor von Behr mit Arrest zu belegen, den Befehl über das herzogliche Truppencorps aber dem Oberst von Zastrow zu übertragen. Als Herzog Karl diesen Vorgang erfuhr, sandte er seinen Legationsrath von Stüwen mit einem Schreiben an das hannöversche Staatsministerium in das Hauptquartier nach Stade, wohin sich dasselbe in Folge der französischen Drohungen zurückgezogen hatte, und mit einem gemessenen Befehle an Oberst Zastrow des Inhalts: „er habe auf dem ungehinderten Rückmarsch zu bestehen und an gar keinen Unternehmungen gegen die französische Armee, es seien offensive oder defensive, Theil zu nehmen, sondern das Aeusserste abzuwarten.“ Das herzogliche Schreiben an das Staatsministerium vom 21. Nov. enthielt viele bittere Vorwürfe. Nicht er, sondern der Herzog von Cumberland habe jenes Abkommen getroffen, die Minister hätten ihm früher die abgeschlossenen Konventionen als verbindlich erklärt, jetzt aber, wo es darauf ankomme, sie zu vollziehen, seien selbe ihrer Behauptung nach unverbindlich, und sie, die ihr Wort brächen, wollten ihn zwingen, mit ihnen zugleich sein Wort zu brechen. Er habe die Konventionen zu Paris und zu Wien auf die feierlichste Weise angenommen und keine Macht auf Erden werde ihn nun zum Bruche bewegen. Wenn das, was sie gethan, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs, ihres Herrn, geschehen sei, so werde er eine eclatante Genugthuung gegen sie nachsuchen. Er fordere hiermit die Freiheit seiner Generale und die stipulirte Rückkehr seiner Truppen. Der Kummer des Fürsten Karl Wilhelm sollte sich auch nach einer anderen Seite hin steigern. Der Erbprinz war in Folge der Befehle seines Vaters von Stade nach Hamburg wirklich abgereist, aber Herzog Ferdinand, vielleicht etwas spät die Wichtigkeit seiner Anwesenheit bei dem braunschweigischen Corps erwägend, war ihm nachgeeilt. Er bewog

den Neffen, ihn in das Hauptquartier unter dem Vorwande zurückzubegleiten, um vor der Abreise nach Holland vom Generallieutnant von Imhof und dem Offiziercorps freundlichen Abschied zu nehmen. Als der Prinz zu Stade angekommen war, gebrauchte der Oheim seine väterliche Autorität über den Neffen und von der holländischen Reise war keine Rede mehr. Obgleich Herzog Karl seine Befehle an Zastrow wiederholte und seinem Bruder die dringendsten Vorstellungen machte, so waren alle seine Bemühungen doch umsonst. Letzterer schrieb von Stade am 24. November dem Herzog, er könne seinen Schmerz über seine Anordnungen nicht stark genug ausdrücken. Er möge die Lage, worin er als nunmehriger Oberbefehlshaber sich befinde, doch bedenken. Er habe die Interessen zweier Könige, sowie die Sache des Vaterlandes und selbst die seines Bruders zu vertreten. Er bitte ihn bei ihrem gemeinschaftlichen Blute und bei allem, was ihm theuer sei, die gemeinsame Sache, welcher er schon so viele Opfer gebracht habe, nicht zu verlassen. Er ersuche ihn dringend, seine Befehle zurückzunehmen, wo nicht, so müsse er erklären, dass er in Anbetracht des Heils des Vaterlands fest entschlossen sei, was auch immer geschehen möge, den Rückmarsch der Truppen nicht zu gestatten und mit Gewalt sie daran zu hindern, im Falle sie einen Versuch wagen sollten. Alle diese Bitten und Vorstellungen übten auf das mannhafte und pflichtgetreue Gemüth des Herzogs Karl nicht die mindeste Macht; die falsche Politik anderer hatte ihn genöthigt, die von ihnen selbst verlassene Bahn aufzugeben, für sich selbst einen neuen Weg zu suchen und, als er ihn gefunden, sein Wort zu verpfänden; das wollte er halten. Er antwortete seinem Bruder aus Blankenburg am 27. November, dass sein Verhalten so wie die Zurückbehaltung seines Sohnes gegen das Völkerrecht und gegen die Reichssatzungen geschehe. Wenn er es nicht anders wolle, so müsse er im Angesicht Deutschlands und ganz Europa's sich über sein Benehmen beschweren. Statt seine Befehle zurückzunehmen, wiederhole er sie; was er versprochen wolle er halten, denn so forderten es die Gesetze der Ehre.[55]

55. Anders sah Friedrich das Benehmen des braunschweiger Herzogs an. Er schrieb im Dezember an seinen Bruder Heinrich in Geheimzeichen: „Tout le manoeuvre du duc regnant de Brunswic n'est, au moins à ce qu'il me paroit, qu'une grimace et comédie, qu'il joue

Umsonst versuchte auch das preussische Staatsministerium, welches sich um diese Zeit innerhalb der Wälle Magdeburgs befand, durch eine Zuschrift vom 29. November den Herzog auf andere Gedanken zu bringen. Er antwortete, dass er sein Fürstenwort erfüllen müsse. Als am obigen Tage auch ein Bericht des Obersten von Zastrow einlief, wiederholte er die früheren Weisungen, dass er bei Vermeidung höchster Ungnade aufzubrechen habe. Das war aber durchaus unmöglich, denn Herzog Ferdinand setzte selben am 2. Dezember in Kenntniss, dass wenn er nunmehr seine nutzlosen Versuche, dem Völkerrechte zuwider die Truppen vom Wege des Gehorsams abzubringen, nicht aufgebe, er, der Herzog, zum Aeussersten zu schreiten gezwungen sei. Der Oberst hafte mit seiner eigenen Person den Kriegsgesetzen. Der König von England, in dessen Sold das Corps stehe, habe sobald es nicht mehr seine Pflicht erfülle, das Recht, es zu entwaffnen und unterzustecken, wie dieses von Seiten Frankreichs mit den savoyer Truppen geschehen sei. Füge man sich nicht, so werde er zu diesem letzten Mittel greifen und hinwieder alle Verantwortung gegenüber dem Herzog auf sich nehmen. Damit hatten die Verhandlungen über eine bedeutungsvolle Episode ein Ende, und als es zum Handeln kam, waren die wackeren Braunschweiger eben so von kriegerischem Geiste erfüllt, wie ihre anderen tapfern Feldgenossen. Herzog Karl aber theilte seine ganze Korrespondenz sowohl dem Marschal Richelieu als dem Staatskanzler von Kaunitz mit und letzterer brachte sie durch die kaiserliche Prinzipalkommission zu Regensburg zur Kenntniss der Gesandten sämmtlicher Reichsstände.

So oft auch die Kriegsverhältnisse einen Umschwung nehmen zu wollen schienen, so traten doch, wie wir gesehen, immer wieder neue Ereignisse dazwischen, welche beide Parteien auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortzugehen zwangen. Um dieselbe Zeit, als die hannöverschen, hessischen und braunschweigischen Wirren im besten Zuge waren, verbreitete sich das Gerücht von einem zwischen Frankreich und Preussen abzuschliessenden Waffenstillstande und von einer bevorstehenden Friedensunterhandlung zwischen beiden Mächten. Erstere Angabe war nicht ohne Grund. König Friedrich hatte durch den

---

pour ne pas irriter les François, afin que son pays n'en soit maltraité, s'il alloit tête levée et à jeu ouvert.

Herzog Ferdinand von Braunschweig den Marschällen von Soubise und Richelieu in Bezug auf die Fürstenthümer Halberstadt und Magdeburg einen Waffenstillstand von einer Dauer bis zum 15. April des kommenden Jahres vorschlagen und einen Entwurf über selben zusenden lassen. Das französische Kabinet fasste seinen Entschluss sehr rasch, denn der Gesandte Choiseul de Stainville stellte schon am 22. November dem kaiserlichen Staatskanzler eine Note zu, dass der König den Waffenstillstand verworfen habe. Würde er auch von Nutzen für die französische Armee sein, so wäre er doch der gemeinsamen Sache schädlich und könnte den Verdacht einer Separatübereinkunft zwischen Frankreich und Preussen erregen. Der König werde dem Bündnisse getreu bleiben. Auf Befehl seines Hofes setzte auch der französische Gesandte zu Regensburg, Baron Makau, sämmtliche Minister am Reichstag von dem Vorgange unter der Betheurung in Kenntniss, dass der König ohne Vorwissen der Kaiserin-Königin sich niemals in Traktate einlassen werde. Statt seine Thätigkeit und seinen Einfluss zu beschränken, gedachte Frankreich vielmehr daran, seine Streitkräfte zu mehren, denn der französische Resident zu Hamburg, Champeaux, wurde am 18. November zu Schwerin erwartet, um mit Mecklenburg einen Subsidientraktat abzuschliessen.

Die vereinigte hannöversche Armee hatte sich indessen in marschfertigen Stand gesetzt und der letzte Akt des interimistischen Oberbefehlshabers, des Generalleutnant Zastrow, war gewesen, am 21. November dem Marschal Richelieu die Mittheilung zu machen, dass die Sicherheit und die Subsistenz seines Heeres fordere, bald seine Stellung zu verändern. Er habe das hessische Corps bereits nach Bremervörde beordert; es werde keine Feindseligkeiten gegen die dortige schwache Garnison ausüben; beide Theile könnten füglich dort in Ruhe neben einander bestehen. Gleichwohl habe der dortige französische Befehlshaber es abgeschlagen, die Thore zu öffnen, um eine Abtheilung leichter Truppen durchziehen zu lassen. Diese hätten sich hierauf selbst die Pforten geöffnet; Unglück habe übrigens dabei keines statt gefunden. Diese jedenfalls naive Mittheilung versetzte den Marschal in grossen Unmuth, aber seine Mässigung und Fassung war doch noch grösser. In seiner Antwort vom 23. November aus Uelzen stellte er die Frage, mit welchem Rechte denn die

Hannoveraner seine Truppen aus Bremervörde verjagt (chasser) hätten, da doch dieser Distrikt vermöge der Konventionen zu ihrem Bereiche nicht gehöre? Er begehre nunmehr Gewissheit, ob man selbe halten wolle oder nicht. Dieser blos angeblichen Ungewissheit machte Herzog Ferdinand am 28. November dadurch ein Ende, dass er ihm aus seinem Hauptquartier Stade die offizielle Nachricht mittheilte, der König von England habe ihm den Oberbefehl über seine und die verbündete Armee mit der Weisung übertragen, aktiv zu verfahren. Er halte es daher für überflüssig, nach den bereits statt gehabten und hinlänglich bekannten Vorgängen die veranlassenden Gründe hier noch einmal zu entwickeln.

Als die früher in das dänische Gebiet verlegten hannöverschen Truppen wieder auf das linke Elbufer zurückzogen, war der um Stade der Armee angewiesene Raum viel zu beengt geworden, um sie unter Dach zu bringen, und der grössere Theil war genöthigt gewesen, in der Novemberkälte im Freien zu kampiren. War das erste Unternehmen gegen Bremervörde gerichtet, so galt das zweite dem Schlosse und der Stadt Harburg gegenüber von Hamburg. Als General Zastrow mit neun Regimentern Fussvolk, zwei Reiterregimentern u. achtzehn Kanonen vorzurücken begann, liess Richelieu das obige Schloss vollständig mit Mundvorrath versehen, übertrug dem General Pereuse den Befehl und liess die übrigen Truppen in südwestlicher Richtung gegen die Aller abziehen. Herzog Ferdinand übertrug dem Generalmajor von Hardenberg die Belagerung und setzte sich mit der Armee, welche durch zwei englische Schiffe bei Stade mit allem Nöthigen war versehen worden, in Bewegung, um dem Feinde zu folgen. In den letzten Tagen des Novembers begann Hardenberg die Beschiessung des Schlosses. Da er jedoch von der Stadtseite nichts gegen dasselbe unternehmen wollte, um letztere zu schonen, so zog sich die Belagerung in die Länge, bis endlich die französische Besatzung nach einer sehr guten Vertheidigung am 27. Dezember zu kapituliren sich genöthigt sah. Am letzten Tage des so höchst verhängnissvollen Jahres zog die Garnison mit Zurücklassung sämmtlicher Geschütze nach Frankreich ab; sie hatte sich verbindlich gemacht, in diesem Kriege nicht mehr gegen England und seine Alliirten zu dienen.

Marschal Richelieu brach nach geschehener Zusammenziehung der vielfach im Lande zerstreuten Besatzungen mit der Armee gegen die Aller auf, die in fast paralleler Richtung mit der Elbe in die Weser ausmündet, und besetzte mit bedeutender Macht die Stadt Zelle. Als am 13. Dezember das hannöversche Heer andrang, liess Richelieu an alle Schiffe auf dem Flusse Feuer legen, um sich gegen Landung und Ueberfall am linken Ufer zu sichern, und steckte die Vorstädte in Brand. Alle Häuser und Waarenlager brannten nieder, ein Schade ohne die Schiffe von mehr als einer Million Thaler. Das Kläglichste war jedoch der Brand des Waisenhauses; die Kleinen verbrannten oder stürzten sich zu Tode aus den Fenstern. Als die französischen Generale wieder ihre Besinnung gewannen, wiesen sie die Mordbrennerei von sich ab und schoben den Brand auf unvorhergesehene Zufälle; durch Zufall seien die Schiffe in Brand gerathen, durch Zufall und Windesgewalt seien die Vorstädte abgebrannt. Das grosse Unglück bot wenigstens das Tröstliche, dass keiner von ihnen den Ruhm eines Melac und Düras für sich in Anspruch zu nehmen wagte. Hätte Richelieu früher nicht so furchtbare Drohungen in Bezug auf die Verheerung des Landes ausgestossen, so könnte man auch den blossen Zufall hier gelten lassen. Vom 13. bis 24. Dezember blieb die hannöversche Armee ihren Gegnern gegenüber bei Zelle im freien Felde stehen, nach einer Gelegenheit spähend, die Aller zu übersetzen, aber da das Treibeis sich nicht stellte und Krankheiten bei den schutzlos preisgegebenen Truppen einzureissen drohten, brach Herzog Ferdinand in der Nacht vom 24ten auf den 25ten Dezember mit dem Heere auf und führte es nach Uelzen zwischen der Aller und der Elbe zurück, um Winterquartiere zu suchen. Die Städte Hannover und Kassel blieben sonach noch von den Franzosen besetzt.

Die zweite französische Armee unter Marschal Fürst Soubise hatte es indessen auch rathsam befunden ihre bisherige Stellung an der thüringischen Gränze aufzugeben. Mit 31 Batallionen und 22 Eskadronen nahm sie durch das Hessische ihre Richtung in das Stift Fulda und in die Grafschaft Hanau. Wo die Truppen hinkamen, wurden grosse Geldsummen ausgeschrieben, und konnten selbe in den Hauptorten nicht sogleich aufgebracht werden, so erhielten die Mitglieder der Regierungen und selbst

der Hofgerichte sogleich Exekutionstruppen in das Haus. Kaum acht Tage hatte die Armee die Standquartiere im Hanauischen bezogen, so brach sie wieder auf und zwar nordwärts gegen Kassel, um alle Besatzungen in Hessen abzulösen, die als Theile der ersten Armee selbe zu verstärken hatten. Als Fürst Soubise am 13. Dezember zu Kassel ankam, nahm zur Freude der Bewohner die Gouverneursherrschaft des Herzogs von Ayen ein Ende und der Herzog von Broglie trat an dessen Stelle, aber wie die Ereignisse im nächsten Jahre bewiesen, war durch den Tausch nichts gewonnen und die harte Bedrückung noch nicht zu Ende.

So hatte denn, als das blutbefleckte Jahr zu Grabe ging, die höchst eigenthümliche Politik des Königs von England seine Erbstaaten in eine sehr betrübte und klägliche Lage versetzt. Sein lang genährter Glaube, seine physisch und moralisch untheilbare Persönlichkeit in politischer Beziehung spalten und als König mit der Rechten tapfer auf den Gegner losschlagen, als Kurfürst aber ihm freundlich die Linke zu einem Waffenstillstande und durch ihn zu einem Friedensvertrage darbieten zu können, hatte sich als höchst unpraktisch und verderblich erwiesen. Des Königs eigene Erblande, so wie jene seiner Bundesgenossen waren in Folge jener Illusionen vom Feinde ausgeplündert und ausgesogen und der kriegerische Geist der Armee gedemüthigt und abgestumpft worden. Dass König Georg vermittelst jener Konventionen zu einem friedfertigen Uebereinkommen mit Frankreich zu gelangen hoffte, dieses findet sich in der englisch-hannöverschen Staatsschrift, welche die ergriffenen politischen Massregeln rechtfertigen sollte, klar ausgesprochen. Der Waffenstillstand, sagt sie, sollte blos die Zeit verschaffen, um das Ende der vom König als Kurfürst eingeleiteten Friedensverhandlung Behufs der Gegenerklärungen abzuwarten; deshalb sei auch über die Dauer desselben nichts bestimmt worden.

Eine eigenthümliche diplomatische Erscheinung dieser Zeit war es, dass alle Kabinette überhaupt das Bedürfniss und die Nothwendigkeit erkannten, gegenüber den geistig erwachenden Völkern nicht blos bei dem sogenannten Kriegsrecht oder der nackten Waffengewalt stehen zu bleiben, sondern auch ihr Verfahren in jeder Beziehung theils auf Grund des bestehenden Völkerrechts theils der Verfassungsnormen des deutschen Reichs durch in Druck gelegte Denkschriften zu rechtfertigen.

Bezüglich der Nichthaltung der Konventionen, die Frankreich durch die versuchte Einschiebung seiner Mentalreservate ohnehin zuerst verletzte, beruft sich die hannöverische Staatsschrift namentlich auf Hugo Grotius und Pufendorf und beweist aus ihnen, dass jene Uebereinkünfte an und für sich zu Recht nicht bestehen konnten, da sie die königliche Sanktion nicht erhielten, Heerführer aber ohne die umfassendste Ermächtigung ihres Suveräns blos Waffenstillstände von kurzer und somit bestimmter Dauer abzuschliessen befugt seien. Der Nachweis, dass eine Friedensverhandlung die wahre Absicht und der Hauptzweck gewesen, liefert die Staatsschrift auch dadurch, dass sie Auszüge aus den Korrespondenzen des Herzogs von Cumberland und des Ministers von Steinberg an den Grafen von Lynar, so wie des Ministers von Schwicheldt an den dänischen Staatsminister von Bernstorf beibringt. Unwidersprechlich war auch die Alternative, welche man dem französischen Kabinette entgegenstellte. Die sevener Uebereinkunft sei entweder ein blosser Waffenstillstand, dessen Dauer an den Ausgang der angetragenen partikularen Friedenshandlung gebunden war und der somit aufgekündigt werden konnte, als der Friedensantrag selbst sowohl von Frankreich als Oesterreich war verworfen worden, — oder: sie sei ein vom Herzog von Cumberland auf eigene Faust abgeschlossener Traktat, vermöge dessen die königlichen Länder bis zu einem noch entfernten allgemeinen Frieden in französischen Händen zu verbleiben hätten, dann war selbe ohnehin sogleich nichtig, wie die königliche Ratifikation versagt wurde.

Auch das Kriegsrecht Frankreichs überhaupt wurde von den hannöverschen Staatsmännern näher beleuchtet. Wenn, sagten sie, von irgend einer Seite behauptet werde, dass die im Reichsverbande stehenden Länder so oft feindlich angefallen werden könnten, als deren Besitzer in ihrer andern Eigenschaft als Suveräne in einen Krieg mit einer fremden Macht verwickelt würden, so wäre der gemeinsame und wechselseitige Schutz des Reichsverbandes dadurch faktisch aufgehoben. Frankreich mit England im Kriege begriffen hatte nicht das mindeste Recht, letzteres als Reichsglied auch in seinem Reichsgebiete anzugreifen, und ein Bündniss mit Oesterreich konnte keinen Rechtsgrund an die Hand geben. Jetzt schob es sein Garantierecht auf

Grund des westfälischen Friedens vor, obgleich von Seiten Hannovers weder Eingriffe in die garantirten religiösen noch politischen Verhältnisse irgend eines deutschen Reichsstandes statt gefunden hatten. Frankreich war es aber blos darum zu thun, ein bequemes Schlachtfeld für seine kanadischen Interessen in Deutschland zu finden, da es dem Gegner weder zur See noch in Amerika einen vernichtenden Schlag beibringen konnte. Dass König Georg diese Absicht aber nicht frühzeitig durchdrang, das war das grosse Uebersehen, welches seinen ihm so innig ergebenen deutschen Landen grosses Trübsal bereitet hat. Die Hoffnung des französischen Kabinets, Dänemark, welches als Garant die Konventionen mit unterzeichnet hatte, nunmehr auch zum Losbruche gegen Hannover zu bestimmen, schlug übrigens gänzlich fehl; König Friedrich enthielt sich weislich, die Kriegsflammen auch über seine deutschen Lande und über Dänemark zu verbreiten.[56]

---

56. Am Jahresschlusse ist ein Rückblick am Platze. Kein ausschlaggebendes Jahr war 1757 doch eines der merkwürdigsten in der Kriegsgeschichte. In aller Heftigkeit war der Krieg entbrannt und im grössten Umfange: was 1756 sich begeben, war nur Vorläufiges, Vorbereitendes. Die dunklen Wolken, die am deutschen Himmel heraufgezogen, hatten sich zu einem schweren Gewitter verdichtet, das nun mit heftigen Donnerschlägen tobte. In acht blutigen Schlachten waren die Streitenden wider einander angelaufen; nur drei hatte Friedrich gewonnen, von diesen dreien waren indess zwei entscheidender Art und sein Feldherrntalent beutete die erfochtenen Siege aus, was seine Gegner bei weitem nicht so gut verstanden, wenn sie gesiegt hatten, als er.

Unter Aussichten, die für Friedrich sich günstig anliessen, hatte er mit raschen Schlägen den Feldzug im Mai eröffnet und einen grossen Theil von Böhmen erobert. Er hatte damals noch keinen Beistand von Verbündeten, nur geringe Hoffnungen, durch Bundesgenossen in Niederdeutschland unterstützt zu werden, und in richtiger Würdigung seiner Lage verliess er sich keineswegs auf fremde Hülfe. Er suchte allein mit seiner eignen Kraft die Gefahren zu beschwören, aber er war der Mann, der nicht blos wünschte und dachte, sondern der kräftig und rasch handelte. Wir sahen, in welchen jähen Schreck seine Feinde nach der prager Schlacht geriethen, wie da die Lauerer zögerten gegen ihn zu rüsten, ihn anzutasten, sich in die Kriegswirren zu stürzen. Sein Anhang war oben auf. Ein Sieg noch — und im Reiche wenigstens hat er keinen erklärten Feind ausser dem besiegten Oesterreich. Frankreich wird ihn nicht grade schwächen wollen, sondern nur vertheidigungsweise, Ehrenhalber kriegen. Russland und Schweden werden dann zusehen.

Im Abenddunkel des kolliner Tages verblassten alle diese Hoffnungen. Daun stösst ihn zurück, nur sich behauptend in seiner Stellung! Jetzt muss Friedrich das Lager vor Prag, muss auch Böhmen räumen und auf die eigne Vertheidigung Bedacht nehmen, jetzt brechen alle Feindseligen wider ihn los; ein Reichsheer kommt zusammen, die Franzosen und die Russen wenden sich zum Angriff, selbst die Schweden fallen in sein Land. Das Heer, welches sein Bruder führt, geht halb zu Grunde, ein Theil der Lausitz wird ihm entrissen, die Franzosen besetzen seine westlichen Lande und dringen auf Halberstadt los, die Russen nehmen einen Theil von Ostpreussen ein, die Schweden rücken durch Pommern in die Ukermark, seine Verbündeten aber legen zu Kloster Seven das Schwert aus der Hand und die zum Angriff übergehenden Oesterreicher bemächtigen sich schon eines grossen Theiles von Schlesien, der Festung Schweidnitz und der Hauptstadt Breslau. In Berlin selbst sah man, wenn auch nur einen Tag, österreichische Fahnen! Alle Welt hielt Friedrich für verloren; nicht blos der seichte Haufe, sondern selbst scharfblickende Denker. Noch am 6. Dezember schrieb Voltaire an d'Alembert: „er wird seine Staaten sammt seinen Eroberungen verlieren." Friedrichs Schwester schrieb aus Baireuth tiefbekümmert klägliche Briefe an Voltaire; Friedrichs Bruder Heinrich rieth ihm, den Frieden durch Abtretungen zu erkaufen, er selber dachte an Selbstmord. Als ein ächter König wollte er handeln und fallen.

Bereits verhandelten seine Feinde über die Beute. Jener elende Graf Brühl meinte, auf den Trümmern der hohenzollernschen Macht das kursächsische Fürstenhaus zu einer nordischen Grossmacht zu erheben. Er beanspruchte ein Stück von Schlesien, welches die Verbindung zwischen der Lausitz und Polen hergestellt haben würde, und für einen sächsischen Prinzen obenein noch Ostpreussen. Erreichte er beides, so sass vermuthlich das sächsische Kurhaus auf dem polnischen Throne fest und sicher. Der Russe Apraxin hatte gleich bei seinem Einfall in Ostpreussen den Unterthänigkeitseid von den Einwohnern erpresst: dies zeigte, dass Russland längs der Ostsee sich weiter auszubreiten beabsichtigte und also Willens war, seine Eroberung nicht wieder herauszugeben. Der russische Gesandte in Wien brachte auch bereits die Entschädigungsfrage zur Verhandlung. Die österreichischen und französischen Minister fanden es indess (in den ersten Novembertagen) noch vorzeitig, schon Beschlüsse über die Entschädigungen zu fassen, da man noch gar nicht wisse, wie viel von dem Landbesitze des Königs von Preussen zur Theilung kommen werde (Stuhr I, 295 ff., 300, 302). Wie leicht konnte man sich darüber, falls in die Verhandlung eingegangen wurde, vorzeitig veruneinigen.

Der Rückzug der Russen von Tilsit nach Memel am 27. September, der Bruch des sevener Vertrages und zwei in den letzten Herbstmonaten rasch auf einander folgende Schlachten, in denen Friedrich drei Heere zerstäubte, wendeten das Unterliegen Preussens ab. Am Ende des Jahres 1757, als endlich die Winterkälte Stillstand der Waffen gebot, hatten die Oesterreicher nur noch Schweidnitz in Schlesien inne, die Russen nur noch Memel, die Franzosen nur die abgetrennten Lande im westlichen

Deutschland; auch den zittau-löbauer Strich in der Oberlausitz scheinen die Oesterreicher um diese Zeit verlassen zu haben; nur in einigen Grenzorten des Erzgebirges waren noch einige österreichische Vortruppen befindlich. Die Preussen aber hielten ganz Sachsen und schwedisch Pommern besetzt. Lehwald hatte die Schweden bis unter die Kanonen von Stralsund und nach Rügen getrieben und hatte schon einen Theil von Meklenburg eingenommen, Werner war in Troppau eingefallen und streifte in Mähren. „Das Glück ist wieder zu mir gekommen — schrieb Friedrich im Dezember an seinen Bruder Heinrich — aber schicken Sie mir die allerbeste Schere, dass ich ihm die Flügel beschneide.“ Zum zweitenmale hatte er Schlesien erobert.

Bei dieser vortheilhaften Wendung seiner Lage hoffte Friedrich Geneigtheit zum Frieden bei seinen Feinden anzutreffen. Französischen Staatsmännern versicherte er, wie er die französischen Truppen lediglich als Bundesgenossen der Königin von Ungarn ansehe und nicht glaube, dass übrigens zwischen ihm und Frankreich ein Streit bestehe (Schöning I, 109). Nach Wien entliess er den gefangenen Fürsten Lobkowitz, damit dieser der Kaiserin seinen aufrichtigen Wunsch nach einer Aussöhnung vorstelle ([Retzow], Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen von einem Zeitgenossen, Berlin 1802 I, 258) und richtete selber an sie ein dahin zielendes Schreiben (vgl. oben S. 245.) Briefe an seinen Bruder Heinrich, in welchen stand: er wolle Sachsen nicht länger schonen, sondern den Kriegsdruck in seiner ganzen Schwere auf dies Land, auf den sächsischen Hof und das sächsische Fürstenhaus fallen lassen, liess er mit Absicht dem Feinde bekannt werden, auf dass ihr Inhalt den König von Polen zur Verträglichkeit stimme (Schöning I, 103, 104). Schweden, hoffte er (Schöning I, 120—122) würde das erste Beispiel im Rücktritt vom Kriege geben, und diesem andere nachfolgen.

Auch seine auswärtigen Freunde waren thätig für ihn. Der üble Gang der Kriegsunternehmungen seit der kolliner Schlacht hatte sie bestürzt und ihre wachsende Besorgniss ward zum Antrieb für sie zu allerhand mittelbaren Anstrengungen, durch die sie womöglich ihn vom Untergange zu retten wünschten. Der bedeutendste Mann Frankreichs, Voltaire, der von Friedrich so oft geschmeichelte, so oft bitter verletzte Mann, gehörte zu diesen. In seiner Zurückgezogenheit auf einem Landhause bei Genf verfolgte Voltaire mit Spannung die öffentlichen Nachrichten. Ueber den Scherz und spielenden Leichtsinn, in welchem Voltaire nach dem Zeit- und Volksgeschmacke seine Aeusserungen zu halten liebte, hat man den tiefen Ernst verkannt, der seinem ganzen Leben und Wirken zu Grunde lag. Anfänglich glaubte er, dass „dieser Teufel von Salomon des Nordens,“ der „sich über alle Welt lustig macht,“ Recht behalten werde, und that seinerseits völlig gleichgiltig, als aber das Unglück über Friedrich schwer und wuchtend hereinbrach, schrieb er nicht nur tröstende Briefe an ihn, um ihn aufzurichten, um ihn zu ermahnen, auch im schlimmsten Falle weiter zu leben, sondern

sann auch nach, wie er, der Privatmann, dem Könige zu helfen vermöge. Im August wendete er sich brieflich an den ihm befreundeten Herzog von Richelieu, der das französische Heer gegen Friedrich führte, zu Friedrichs Gunsten, auf Frieden hinweisend. Sodann nahm er den Kardinal von Tencin, den früheren Minister, welcher auf Ludwig XV. grossen Einfluss besass, in Anspruch, um auch diesen gewichtigen Mann für einen Einzelfrieden zwischen Frankreich und Preussen zu stimmen. Da er selber mit dem Kardinale in keinem guten Vernehmen stand, so suchte er Mittelspersonen und fand sie in seinem Freunde Tronchin zu Lyon. Nebenbei besang er selbst des Kardinals Nichte, Frau von Montferrat. „Voltaire verfolgte (schreibt Dr. Lunkenbein in Kühne's Europa 1855 N. 49, S. 580 nach den von Gaullier in der Revue suisse mitgetheilten Briefen) seinen Plan mit grossem Eifer, mit einer wirklich vom Herzen kommenden Hitze und einem zugleich beachtenswerthen guten diplomatischen Takte, der vielleicht beweist, dass er unter andern Verhältnissen auch ein grosser Minister geworden wäre. Der Ton der auf diese Negociation mit Tronchin bezüglichen Briefe ist ernsthaft, würdig, überzeugend und zeigt ihn in den grossen Angelegenheiten unterrichtet. Fein genug ist die Insinuation an Tronchin, dem Kardinal mit der Aussicht zu schmeicheln, dass er, falls der Plan gelinge, Frankreich zum Schiedsrichter der Mächte zu machen, an die Spitze des Kongresses treten könne, welcher die Schicksale Europas zu regeln hätte." In der That gelang der erste Schritt. Der Kardinal wurde zu dem Anerbieten bewogen: einen Brief der Schwester Friedrichs in Baireuth dem Könige von Frankreich einzuhändigen und zu befürworten. Sie schrieb nun an den Kardinal und dieser beeilte sich, ihren Brief dem Minister Bernis mitzutheilen, von dem er zuerst eine abweisende Erwiderung erhielt, welche neben einem Seitenhiebe auf Voltaire die Ursachen des Krieges gegen Friedrich nach der bisherigen Auffassung darlegt. (Einige neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges, Leipzig 1841 S. 80—83). Wie entschieden auch Bernis die ersten Eröffnungen zurückwies, so wurde dennoch nach und nach auf ihn Einfluss geübt. Einige Monate später sehen wir ihn schwanken, und zum Frieden geneigt! Nebenbei sei bemerkt, dass aus Voltaire's Bemühungen erhellt, wie übel Schulthess in seiner Schrift „Friedrich und Voltaire in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnisse, Nordhausen 1850" berichtet ist. Ueberhaupt gehört Voltaire zu den bestgeschmäheten Männern und grade an ihm versündigte sich die Rohheit des damaligen Soldatentones schwer. In den Streiten zwischen Friedrich und Voltaire lag durchaus nicht das ganze Recht auf der Seite Friedrichs.

Die verschiedenen Friedensbemühungen erregten in London sogar den Verdacht, Friedrich betreibe einen Einzelfrieden für sich ohne Rücksichtname auf England (Walpole I, 263). Nichtsdestominder sendete das englische Ministerium nach Petersburg Keith, nach Stockholm Goderich, um der feindlichen Partei entgegenzuwirken. Dem letzteren wurde jedoch das Betreten Schwedens durch den Reichsrath untersagt. Er verblieb in Dänemark.

Alle Aussichten auf Herstellung des Ruhestandes täuschten indess, denn die Erbitterung gegen Friedrich von Preussen war heftiger denn je. Nachdem man ihn bereits erdrückt zu haben gewähnt, hatte er sich plötzlich entwunden und mit Schimpf und Schanden seine Angreifer heimgejagt. Schon am 7. Januar 1758 wusste der König, dass Oesterreich um jeden Preis den Kampf fortführen wollte. Maria Theresia hatte den Fürsten Lobkowitz mit auffallendem Stolze abgewiesen. Ende Februar hielt Friedrich auch dafür: „qu'il n'y a rien à faire en France pour la paix" (Brief bei Schöning I, 139).

Immittelst erfolgte, ohne dass Friedrich es ahnte, in den massgebenden Kreisen Frankreichs der vorbereitete Umschlag. Minister Graf Bernis war es, der nun auf Frieden drang. Im Ministerrathe wie gegenüber dem Könige und der Pompadour vertrat er eifrig und beharrlich die neugewonnene Ansicht, indem er namentlich hervorhob, dass der Mangel an Geld und an geschickten Befehlshabern die Fortführung des Krieges misslich erscheinen lasse. In der That setzte er, wiewohl nur durch grosse Anstrengungen, es durch, dass sein König ihn zu Verhandlungen in diesem Sinne mit dem wiener Hofe bevollmächtigte. (E. A. Schmidt, Geschichte von Frankreich, Hamburg 1848 IV, 750.) Kaunitz stutzte. Schon am 28. Februar 1758 richtete er eine Anfrage an Bernis. In seiner Beantwortung am 17. März fand Bernis, den üblen Gang des bisherigen Kampfes musternd, die zu seiner Fortführung nöthigen Anstrengungen Frankreichs in einem solchen Missverhältnisse zu den zu erwartenden Erfolgen des nächsten Feldzuges, dass er zu einem Austrage des ganzen Streites ermahnen zu müssen glaubte. Bei dem Ausbruche des Krieges habe man die Hoffnung hegen können, ihn höchstens mit zwei Feldzügen zu Ende zu bringen — äusserte er sich — daran sei nunmehr nicht weiter zu denken. So sei denn das räthlichste, dass die Kaiserin Frieden schliesse. Für die Zukunft werde der Fortbestand der Bundnisse und der Eindruck der empfangenen ernsten Lehren den ehrgeizigen Preussenkönig von Einbrüchen in seine Nachbarländer wohl abhalten, indessen werde der Friede gestatten, dass die verbündeten Mächte neue Kräfte ansammelten, mit denen sich später ein Plan, der nur durch Unglück und Fehler in dem verwichenen Jahre gescheitert sei, besser ausführen lasse. Weitere Erfolge im gegenwärtigen Kriege möchten den König von Preussen in den Stand setzen, seinerseits Bedingungen vorzuschreiben. Leicht möglich sei es, dass jetzt die Kaiserin dem Hauptstosse seiner ganzen Macht ausgesetzt sei. Frankreich befinde sich in wachsender Geldverlegenheit und werde auf die Länge die deutschen und schwedischen Hulfstruppen nicht bezahlen können. Man werde sich durch Fortsetzung des Kampfes zu Grunde richten, vielleicht zuletzt einen schimpflichen Frieden eingehen müssen. Ihm erscheine daher als das empfehlenswerthe, dass Frankreich und Schweden als Vermittler auftreten und dass während eines Waffenstillstandes ein Kongress stattfinde. Bestehe jedoch (musste er hinzusetzen) die Kaiserin auf der Fortführung dieses Krieges, so wolle sein König allerdings im Bündniss mit ihr beharren. So Bernis.

Kaunitz jedoch, wohl wissend, dass Oesterreich trotz der erlittenen Niederlage Massen und Mittel noch in Fülle besass, blieb unerschüttert dabei stehen, dass die Macht des Königs von Preussen mit der Ruhe und Sicherheit Europas und dem Einflusse der beiderseitigen Höfe unverträglich bleibe, und dass seine Schwächung erwirkt werden müsse. Die gegenwärtige Gefahr (schrieb er zurück) sei keinesfalls so gross, um eine Gelegenheit, die vielleicht niemals wiederkehre, aufzugeben und in einen Frieden auf den alten Fuss einzuwilligen, nach dessen Abschluss das Kriegsfeuer sich muthmasslich in einiger Zeit doch wieder entzünden werde. Kaunitz gewann ohngeachtet seiner Schmeicheleien den Minister Bernis nicht mehr für seine Ansicht. Dieser stellte sich vielmehr nun die Aufgabe den König Ludwig weiter zu bearbeiten, um ihn zum einseitigen Frieden mit Preussen, zum Rücktritt vom österreichischen Bunde zu bewegen. Wie er scheiterte und darüber stürzte, wird später zu erzählen sein.

In den Wintermonaten rüstete Friedrich so sehr er nur konnte, für den bevorstehenden Kampf. In gehobener Stimmung freuete er sich seiner letzten Siege, weil durch sie nach Niederlagen die Kriegsehre wieder hergestellt worden (Brief an Prinz Heinrich vom 19. Dezember 1757), betrachtete aber seinen eignen Antheil an den vollführten Grossthaten mit einer seltenen Bescheidenheit und lobte mit vollem Munde seine Genossen (Mémoires du comte de Hordt II, 2. 3; Mitchell bei Raumer II, 449, Briefe an Prinz Heinrich und an D'Argens u. a.) „Dinge, die in der Ferne sehr glänzen, sind oft in der Nähe sehr klein," schrieb er an einen Freund. Er labte sich wieder in Breslau an Studien und am Umgang mit geistreichen Freunden. In welchem Grade sein feines Gefühl die Grausamkeit und der Jammer der Kriegszeit anwiderten, verrieth sich in vielen Aeusserungen. Wir heben nur eine von diesen aus einem Schreiben an seinen Bruder vom 25. Januar 1758 hervor: wenn das neue Jahr eben so blutig sein solle, wie das zu Ende gegangene, so wünsche er, dass es sein letztes Lebensjahr sein möge. Indess er musste dem Drange der Umstände nachleben, dem Gebote der Noth gehorchen. Er musste seine Aufmerksamkeit und Hauptthätigkeit der Verstärkung seines Heeres zugewendet erhalten. Denn man veranschlagte den Abgang an Soldaten, welchen es seit Anbruch dieses Krieges erlitten, auf anderthalbhunderttausend Mann! Er warb also an und hob aus, wo es nur irgend anging, um sein zusammengeschmolzenes Heer so zu vergrössern, dass er zu Ende März mit 96,000 Mann in's Feld rücken könnte. In Gotha, Weimar, Baireuth, Ansbach u. a. liess er nach jungen Edelleuten fragen, um sie in seinen Dienst als Pagen und Offiziere zu ziehen; den aus Schweden geflüchteten Grafen Hordt (vgl. oben Seite 262) rief er zu sich und gab ihm ein Regiment. Durch die Aufname kriegsgefangener Oesterreicher, Würtemberger, Schweden und Franzosen bekam sein Heer einen starken Zuwachs. Allerdings glichen die jungen Krieger nicht seinen bewährten Mannen. Vielleicht gehört in diese Zeit ein Zug, den Eylert (Karakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preussen Friedrich Wilhelm III.

Berlin 1842 I, 233 f.) aus dem Munde eines der damaligen Theilnehmer bekannt gemacht hat. Die Bewohner der von den Franzosen eingenommenen Grafschaft Mark hatten von den Schlachten gehört, die ihrem Könige so viele Soldaten gekostet. Ungeheissen schickten einige hundert Bürger und Bauern ihre Söhne in sein Heerlager. Den Eichenstock in der Hand traten diese vor ihn. „Wo kommt ihr her? was wollt ihr?" fragte sie Friedrich. „„Unserm Könige helfen!"" „Ich habe euch nicht gerufen; wer hat euch denn rekrutirt?" „„Keiner!"" „Es muss euch doch einer geschickt haben." „„Ja, unsere Väter."" „Wo ist der Offizier, der euch geführt hat?" „„Wir haben keinen."" „Wer hat euch denn kommandirt?" „„Wir selbst."" So unerhört war dies damals, dass der König es schwer begriff und noch weiter fragte, wie viele von ihnen unterweges desertirt seien!

Um seine eignen armen Unterthanen nach Möglichkeit zu schonen, suchte er vorzugsweise die Nachbarlande auszubeuten und aus ihnen frische Mannschaft, Lebensmittel und Geld zu ziehen, aus den anhaltinischen Herzogthümern, aus schwedisch Pommern, Hildesheim und Meklenburg-Schwerin (in beide Lande rückten Preussen um diese Zeit ein) und am meisten von Kursachsen, welches fortan systematisch ausgesogen wurde. Er liess nicht nur den bekannten Meyer mit seiner Freischar auf den Gütern des Grafen Brühl barbarisch hausen, sondern legte auch den Städten und der Ritterschaft Sachsens übertriebene Leistungen auf. Ausser Mannschaft (1758 über 10,000 Soldaten und noch halb so viel als Ersatz für Ausreisser), Lieferungen und sogenannten Ritterpferden musste das geplagte Sachsen im Jahre 1758 4,088,600 Thaler baren Geldes erlegen (nach Gretschel's Geschichte des sächsischen Volkes und Staates, Leipzig 1853 III, 108).

An Geld vornämlich gebrach es dem Könige. „Wir haben vielleicht einigen Ruhm, schrieb er an seinen Bruder, aber wir sind nichts desto minder Bettelhelden" (nous n'en sommes pas moins de gueux de Héros). Einige Monate später, am 19. April dankt er diesem für eine Sendung von 60,000 Thaler mit dem Beisatz: „si la guerre dure, mon cher frère, je serai obligé de voler au grand chemin pour payer mes troupes." Die vier Millionen Thaler jährlichen Zuschusses, welche Pitt vom englischen Parlamente für ihn auswirkte, liess er umprägen und leichter schlagen, als die Angabe der Stücke besagte. Aus jenen 4 Millionen machten seine Münzer vorgebliche zehn! Bereits im Juli 1757 war am Reichstage Beschwerde über die preussische, durch den Hofjuwelir Ephraim vollzogene Münzverschlechterung geführt worden; am 1. Dezember bestritt dies noch Plotho in einem Promemoria, allein 1758 war die Ausgabe allzu leichten Geldes kaum noch in Abrede zu stellen. Was hierbei besonders tadelnswerth war, lag darin, dass Friedrich sein leichtes Geld unter polnischem und kursächsischem Wappen und Bildniss prägen liess. Seit dem Oktober 1756 stand die sächsische Münzstätte unter dem preussischen Münzmeister Billert. Die leipziger Münze in der Pleissenburg verpachtete Friedrich 1758 an den berliner Juden Ephraim Itzig, welcher nachher sogar leichte Drittelthaler mit der Jahrzahl 1753 (die

sogenannten Ephraimiten) schlagen liess. Von 14 Thalern stieg die feine Mark im Jahre 1758 auf 19 bis 24 Thalern; 1759 wurde noch geringhaltigeres Geld geprägt.

So stärkte er sich nach Möglichkeit zum neuen Kampfe, während sein Herz sich nach Frieden und Ruhe sehnte. Oesterreich, meinte er, werde ihn nicht vor dem Ende des Februars beunruhigen, werde indess abermals seine ganze Wucht auf Schlesien werfen. Frankreich werde schwerlich mehr als 40,000 neue Streiter wider ihn ausschicken können, mit denen es seine vorjährigen Unternehmungen zu wiederholen, Hannover zu einem neuen Vertrage zu zwingen und entweder gegen Magdeburg oder über Bremen in die Nähe der Schweden zu gelangen gedenke. Er meinte, die Franzosen Soubise's würden wieder an den Rhein getrieben werden und damit der Anschlag, mit den Reichstruppen, den Ungarn, den Sachsen die Lausitz und die Mark zu beunruhigen, zu Schanden werden. Von Russland fürchtete er dagegen, und wie die Folge erwies mit Recht, eine nachdrücklichere und geschicktere Kriegführung.

Erst am 11. März 1758 entwickelte er seinen eigenen Plan gegen seinen Bruder Heinrich. Vor allem, so bald die Jahreszeit es möglich macht (er hoffte: schon am 2. April), soll Schweidnitz genommen werden, dann will er, angreifend wie immer, während 15,000 Mann zur Deckung in Schlesien verbleiben, mit dem Hauptheere gradenweges auf Olmütz losgehen, den sich davor werfenden Feind aus dem Felde schlagen und Olmütz belagern. Zwei Marschtage gedenkt er in voraus zu gewinnen und eher als Daun vor den Thoren von Olmütz anzugelangen. Er berechnet, dass vor Ende des Juni kein russisches Heer zu den Oesterreichern stossen könne, (dies also befürchtete er) und will darum vorher, so lange er noch seine gesammten Streitkräfte beisammen haben kann, einen grossen Schlag gegen die Oesterreicher führen. Dann, hoffte er, werden sie alle verfügbare Mannschaft zur Deckung Wiens verwenden und ausser Stand gerathen, Olmütz zu halten, dann soll Prinz Heinrich nach Zurücktreibung der Franzosen und des Reichsheeres aus Sachsen in Böhmen einfallen und Prag einnehmen, er aber kann dann ohne Sorge vor den zurückgeworfenen Oesterreichern gegen die Russen oder wen sonst, Truppen abschicken und Oesterreich wird sich nach Prags Verlust zum Frieden neigen. Sollten jedoch wider Erwarten die Franzosen im Westen übermächtig werden, so soll Heinrich sich in der Richtung von Leipzig wenden und vor allem bedacht sein, im Besitze des Elbstromes zu bleiben. Im übrigen wünscht Friedrich, dass die Oesterreicher glauben möchten, er werde den Plan des verwichenen Jahres wieder aufnehmen und im laufenden Jahre auszuführen suchen. Er erwartet sicher Olmütz zu nehmen.

Die Vertheilung seiner Streitkräfte war folgende. Im Norden sollte Graf Dohna mit 22 Fahnen Fussvolk und 35 Geschwadern Reiter den Russen und Schweden begegnen, im Westen waren dem hannöverschen Heere 15 Reiterabtheilungen beigegeben, in Sachsen gegen das Reichsheer und Soubise's Franzosen hatte Prinz Heinrich 31 Fahnen und 20 Reitergeschwader zur Verwendung, ausser dem war Pirna, Dresden, Torgau

und Leipzig besetzt. In Schlesien stand die Hauptmacht: 210 Fahnen Fussvolk und 146 Geschwader Reiter. Davon war die Besetzung Breslaus und der schlesischen Festungen zu bestreiten, an das Heer des Prinzen Heinrich noch eine Verstärkung abzugeben, bei Landshut, Reichenbach und Glaz die Grenze gegen Oesterreich zu decken: die übrige Mannschaft verfügbar zu dem beschlossenen Unternehmen.

Prinz Heinrich war mit des Königs Plane einverstanden. Die den König umgebenden Kriegsverständigen tadelten ihn hingegen als allzu gefahrvoll; er sei an sich verwegen und entferne den König von seinen jetzt zu vertheidigenden Erblanden. Gegenvorstellungen geschahen. Der König erwiderte, seine vornehmste Aufgabe sei, den Feind in dessen eigenen Lande zu beschäftigen. Etwas möge immer ein Heerführer auf Zufall und Glück setzen. Er hätte hinzufügen können, dass Mähren noch nicht vom Kriege heimgesucht worden, dass, bei dem Fall eines russischen Einbruches in Schlesien, er in Mähren sich nicht weiter ab von Schlesien entferne, als in Böhmen, und endlich, dass wenn ein vollständiger Sieg in Böhmen ihn zum Herren dieses Landes mache, ein eben solcher Sieg, in Mähren erfochten, ihm Mähren mit Böhmen zugleich preis gebe und die Bestürzung im näher bedrohten Wien vergrössere.

Jahr 1758.

1.

Politische Verhandlungen am Reichstage. — Französische Note vom 25. Januar. — Schwedische Denkschrift gegen Preussen. — Dänemarks vermittelnde Stellung. Mecklenburg-Schwerin gegen Preussen wegen Landfriedenbruchs: kaiserl. Erkenntniss vom 21. August und Uebertragung eines Protektoriums an Dänemark. — Reichshofräthliche Mandate vom 12. Juni und 21. August gegen Kur-Braunschweig, Sachsen-Gotha, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel und Schaumburg-Lippe unter Bedrohung der Reichsacht. — Kur-Braunschweigische Entgegnung vom 18. November. — Kursächsische Denkschriften wegen der Okkupation des Landes vom 31. Januar und 3. April; die von Preussen geforderte Landeshuldigung. — Preussische Denkschriften vom 28. Juni und 29. August. — Wiederaufname des Achtprozesses gegen König Friedrich als Kurfürsten. — Oeffentliche Schriften über selben. — Erklärung der Prinzessin von Oranien und Fürstin von Nassau-Dietz. — Beschluss des Corpus Evangelicorum am 29. November. — Ein Visionär und sein Anschlag gegen König Friedrich. — Politische Schriften über eine Regeneration des deutschen Reichs, die Säkularisation der geistlichen Länder und die Subjektion der kleineren Reichsstände.

Deutschland im Kriege befangen bot andern Mächten gegenüber einen eigenthümlichen Anblick, nämlich ein doppeltes Schlachtfeld dar, wo mit Geschützen und blanken Waffen wie mit Rechtsprinzipien und Doktrinen gefóchten wurde. Gedieh es zwischen andern Staaten zum Kriege, so nahmen die Gesandten entweder ihre Pässe oder man fertigte sie ihnen zu, sie reisten ab und alle Relationen waren abgebrochen. Das war ganz anders im deutschen Reiche, seit ein perpetueller Reichstag zu Regensburg existirte, bei welchem sämmtliche Reichsstände ihre Gesandten beglaubigt hatten und an dessen Spitze ein kaiserlicher Prinzipalkommissär stand. War auch ein Reichsstand gegen seine Reichsmitstände und somit nach Umständen gegen Kaiser und Reich im Kriege begriffen, so verblieb doch nicht blos sein Gesandter nach wie vor in der neutralen Stadt, seines vollen Gastrechts sich erfreuend, sondern auch wirkliches

Mitglied jenes Kollegiums oder Raths, in welchem er eine Stimme zu führen hatte, in so lange, als nicht die Reichsacht gesetzlich erkannt und verhängt worden war. Die wechselseitigen diplomatischen und politischen Verhandlungen fanden sich somit im blosen Kriegszustande niemals abgeschnitten, und da auch die auswärtigen Grossmächte in kritischen Zeiten ihre Gesandten bei dem Reichstage beglaubigten, so kamen alle in die Lage, bei so vielfachen Klagen, Beschwerden und gegenseitigen Beschuldigungen, Aufklärungen geben und das Verfahren ihrer Höfe vertheidigen zu müssen. Zu welchen bittern Kämpfen und Erklärungen es seit dem Ausbruche des Krieges bereits kam, haben wir in den Vorjahren gesehen, aber der Stoff des Zerwürfnisses war so reich und üppig treibend, dass es immer eine neue Erndte gab. Da somit die am Reichstag gepflogenen politischen Verhandlungen wesentlich zur Geschichte dieses denkwürdigen Krieges selbst gehören, so wenden wir unsere Blicke den Grossmächten und den deutschen Staaten zu, welche namentlich die Reichsversammlung in Athem und Bewegung erhielten.

Viele feindselige und sinistre Gerüchte hatten sich über die Politik des versailler Kabinets bezüglich der religiösen Verhältnisse in den von der französischen Armee besetzten Ländern verbreitet. Dieses veranlasste den Gesandten, Baron Makau, aus Auftrag seines Hofes in einer Note vom 25. Januar dem Reichstag zu erklären, dass der König missliebig vernommen habe, wie von der Gegenmacht ausgestreut werde, die französischen Truppen hätten in protestantischen Kirchen unleidliche Exzesse begangen und der König selbst beabsichtige die Unterdrückung der protestantischen Religion. In Betreff des ersten Punkts seien die gemessenste Befehle an die Obergenerale ergangen, die Sache näher zu untersuchen; in Bezug auf die andere Beschuldigung, so sei selbe völlig falsch. Allerdings sei es wahr, dass in Westfalen und Sachsen sich grosse Besorgnisse der Gemüther bemächtigt hätten, denn dem Vernehmen nach fingen die protestantischen Land- und Stadtbewohner an, sich heimlich mit Waffen zu versehen, aber der König erkläre, dass er sammt Schweden als Garant des westfälischen Friedens die protestantische Religion schützen und aufrecht erhalten wolle. Derselbe habe sich übrigens entschlossen, im Frühjahr ein Heer von bedeutender Stärke anrücken zu lassen, damit Behufs der

Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens kräftig zu Werke geschritten werden könne.

Schweden lag seit dem Einrücken seines Heeres in Pommern auch im Federkampfe mit Preussen. Dieses hatte auf die bei jener Gelegenheit ergangenen Manifeste und namentlich auf eine an alle schwedischen Gesandtschaften ergangene Zirkularnote wegen der Ausweisung des Legationssekretärs Baron Nolken geantwortet und das schwedische Kabinet glaubte nun die ergangene Antwort mit ihren Bemerkungen begleiten und die zu Stockholm gedruckte Gegenschrift[57] zur Kenntniss des gesammten Reichstags bringen zu müssen. Selten erfreute sich eine Denkschrift eines solchen Beifalls des letztern und zwar sowohl durch ihre Fassung und Mässigung als durch die Schärfe des Urtheils und ihre Konsequenz. Preussen hatte erklärt, Schweden sei weniger ein Garant als ein Verletzer des westfälischen Friedens, weil es sich einer bisher unerhörten Liga gegen den König beigesellt habe, einer Liga, die durch obigen Frieden selbst verpönt sei, während anderer Seits Schweden als protestantische Macht durch keine Verträge an die Höfe von Wien und Dresden geknüpft werde. Die Antwort war, die bestehende Verbindung sei blos zum wechselseitigen Schutze geschlossen worden und somit dem Natur- und Völkerrechte völlig gemäss, aber sie werde zudem auch durch den westfälischen Frieden bekräftigt, denn da heisse es: „Alle Mittheilnehmer sind verpflichtet, die gesammten wie die einzelnen Satzungen dieses Friedens gegen jeden Widersacher ohne allen Unterschied der Religion zu schützen und zu schirmen.“ Hier sei denn doch offenbar der Fall vorgesehen, dass Protestanten und Katholiken gemeinsame Sache mit einander machen könnten, um Reichsverfassung und Reichsgesetze gegen einen Dritten zu vertheidigen. Was ferner die spezielle Forderung einer Garantie von Seiten Preussens betreffe, dass folglich Schweden vielmehr auf dessen Seite sich hätte schlagen sollen, da frage sich doch zunächst, ob dieser Krieg denn ein Religionskrieg sei und ob die politischen Tendenzen des berliner Kabinets wirklich mit der protestantischen Religion verknüpft wären. Die Krone Schweden habe sich

57. Unter dem Titel: Remarques sur un écrit intitulée: Mémoire pour servir à Réponse à celui que la Cour de Suéde a fait publier pour justifier l'invasion dans les États de S. Me le Roi de Prusse. Stockholm 1758. Fol.

grössere Verdienste um letztere in Deutschland als irgend eine andere Macht gesammelt, aber so weit habe sie ihre Ansprüche niemals ausgedehnt. Wenn Preussen vorbringe, dass nicht das in obigem Frieden vorgeschriebene Verfahren gegen dasselbe sei eingehalten, so sei im 17ten Artikel wirklich zu lesen, dass ein Reichsstand, der von einem andern Verletzungen erlitten, während des Verlaufs von drei Jahren entweder sich des freundlichen Austrags oder des Rechtsweges bedienen solle, bevor die andern Reichsstände sich des Beschädigten mit den Waffen anzunehmen hätten. Aber es habe sich beim Beginne des Kriegs um etwas ganz anderes gehandelt; der Artikel rede keineswegs von einer Landesinvasion, sondern von einem Zwiste, von einer entstandenen Irrung. Wenn jedes billige Gesetz den leidenden und gekränkten Theil gegenüber dem Angreifer begünstige, so würde bei solcher Auslegung gerade das Gegentheil statt finden, denn letzterer sehe sich dann während drei langer Jahre in dem Besitze usurpirter Länder geschützt. Die Unterlegung eines solchen Sinnes gehe schon gegen alle natürliche Billigkeit und wenn ja jene Stelle des Friedensschlusses eine Dunkelheit darböte, so müsste doch eine möglichst vernünftige Interpretation an die allgemein anerkannten Rechtssätze sich anknüpfen. Uebrigens glaube das schwedische Kabinet, dass es rühmlich sei, weder für den schwächsten noch für den stärksten Theil die Waffen zu ergreifen, sondern für jene Sache, welche sich als die gerechteste zeige. Wenn Gustav Adolf einst seine Waffen gegen Oesterreich gewendet habe, so sei das geschehen, weil Ferdinand II. seine Macht dazu missbraucht habe, um die deutschen Reichsstände zu unterdrücken, und wenn der jetzige König sich gezwungen sehe, gegen Preussen zu kämpfen, so unterlägen diesem Kriege dieselben Motive und man befolge blos dieselben Grundsätze. Die Staatsschrift überging übrigens offenbar mit Absicht eine Stelle des obigen Artikels, durch welche der Angriff eines Reichsstandes durch den andern mit den Waffen in der Hand, als Landfriedensbruch bezeichnet und verpönt war. Dass aber Preussen in seiner Doppelstellung als europäische Macht, in einer unabweisbaren Politik und in einer für den Moment eisernen Nothwendigkeit seine Entschuldigungsgründe zu schöpfen suchte, darauf ist schon mehrfach hingewiesen worden.

Dänemark hatte bisher mit Anerkennung des Reichs und der verbündeten Mächte eine vermittelnde Stellung in Anspruch genommen, um beabsichtigte Ausgleichungen zu erleichtern, aber, dieses geschah, wie die Reichsstände bald inne wurden, auf Kosten jener Pflichten, welche genannte Krone als deutscher Reichsstand zu erfüllen hatte. Als Anfang Junis zu Regensburg ein kaiserliches Kommissionsdekret erschien, welches neue Geldsubsidien und zwar zwanzig neue Römermonate zur Dotation der Reichsoperationskasse forderte, reiste der dänisch-holsteinische Gesandte, Baron Moltke, zur Verwunderung seiner Kollegen nach Sachsen ab. Er wich der ganzen Beredung und Beschlussname über die zur Fortführung des Kriegs zu bewilligenden Gelder aus und kam erst nach der Beendigung des Geschäfts zurück. Man machte jetzt dem Gesandten bemerklich, dass Dänemark bisher weder sein Reichskontingent gestellt noch auch das mindeste zur Reichsoperationskasse beigetragen habe. Jener suchte diese Thatsache damit zu rechtfertigen, dass sein König beschlossen habe, während dieses Kriegs nicht blos als König sondern auch als deutscher Reichsstand die pünktlichste Neutralität zu beobachten, damit in Europa wenigstens eine Macht vorhanden sei, welche zur Herstellung der Ruhe und des Friedens das Amt des Vermittlers übernehmen könne. Dieses Vorschützen, dass ein Vermittler gar nichts bezahlen dürfe, wollte aber bei den Reichsständen durchaus keinen Beifall finden, und wäre dieses verstattet worden, so wären sicher alle kleineren Staaten miteinander lieber Vermittler als Theilnehmer am Kriege gewesen. Man bemerkte daher dem Gesandten, sein Gebieter könne als Suverän wohl neutral bleiben, aber den Reichsstand verbänden die Reichsgesetze zur Pflichterfüllung. Die andern reichsständigen Bevollmächtigten drückten daher ihren Höfen die Besorgniss aus, dass diese prätendirte holsteinische Neutralität der Konsequenz wegen schlimme Folgen haben möchte, da andere Reichsmitglieder sich darauf beziehen und Gleiches fordern könnten. Obgleich Meklenburg sich gegenwärtig in einer trostlosen Lage befinde, so sei es dennoch angewiesen worden, seinen Reichsverbindlichkeiten Genüge zu leisten. Dänemark habe man zwar von Seite des Kaisers bisher unbehelligt gelassen, aber es dürfte darauf zu dringen sein, dass es als Besitzer

eines deutschen Landes auch seinen deutschen Pflichten genüge.

König Friedrich hatte bevor noch das verwichene Jahr sich zu Ende neigte, eine Diversion gegen Meklenburg angeordnet, welche offenbar blos den Zweck hatte, die grösstentheils in Pommern kantonirende Armee des Marschal Lehwald auf die wohlfeilste Weise mit allen Bedürfnissen zu versorgen. Unter dem Vorgeben, Herzog Friedrich von Meklenburg-Schwerin habe die Schweden unterstützt, hatte er in der Mitte Dezembers, wie später bei der preussischen und schwedischen Armee näher erwähnt werden wird, dessen Lande durch verschiedene Truppenkolonnen besetzen lassen und ihn selbst zur Flucht nach Lübeck gezwungen. Von hier aus hatte der Herzog am 18. Februar seine Klage gegen Preussen wegen Landfriedenbruchs an Kaiser und Reich mit der Bitte um schleunigste Hülfe gelangen lassen. Diese war offenbar um so nöthiger, als die preussischen Befehlshaber ohne Verzug eine Kriegskontribution von 2½ Millionen Thaler, ungewöhnliche Lieferungen an Getreide und Feldfrüchten und die Stellung von 3000 Rekruten ausgeschrieben hatten. Aber es fehlte wie immer an der Schnelligkeit. Erst unter dem 28. August erging von Wien ein kaiserliches Hofdekret an die Reichsversammlung, wodurch diese in Kenntniss gesetzt wurde, dass in Folge der angebrachten Beschwerde am 21. August eine oberstrichterliche Entschliessung an Seine königliche Majestät in Preussen als Kurfürsten von Brandenburg ergangen sei und zwar unter Bedrohung der Reichsacht, damit die herzoglichen Lande sogleich geräumt, die Gefangenen auf freien Fuss gestellt, alles Abgenommene zurückgegeben und alle Schäden und Kosten ersetzt würden. Ferner gab erwähntes Dekret den Reichsständen zu ihrer nicht geringen Verwunderung die Kunde, dass durch kaiserliche Entschliessung an demselben Tage der König von Dänemark als Herzog von Holstein beauftragt worden sei, die preussisch-brandenburgischen Kriegsvölker aus Meklenburg zu vertreiben, ihnen alles Erzwungene wieder abzunehmen, selbes dem Herzoge zurückzustellen und ihn gegen weitere Landfriedensbrüche zu schützen und im Besitze von Land und Leuten zu erhalten. Sowie dem Kurfürsten von Brandenburg aufgegeben worden sei, binnen zwei Monaten den Vollzug anzuzeigen, so habe der Herzog von

Holstein die Weisung empfangen, binnen derselben Zeit beizubringen, dass er dem ihm aufgetragenen Protektorium genügt habe. Diese Fristen verstrichen fruchtlos. König Friedrich fand es seinen Interessen nicht gemäss, die nutzbringenden Lande zu räumen, und der König von Dänemark eben so wenig, seine neutrale Stellung aufzugeben, um Preussen zu bekriegen. Dadurch war somit wieder Gelegenheit zu einem gereizten Schriftwechsel gegeben.

Am 19. Oktober übergab Erich Christoph von Plotho am Reichstag eine Deklaration des Inhalts: der Reichshofrath sei beschäftigt, ein Mandat über das andere gegen Preussen zu erlassen, ohne die gesetzliche Instruktion zu beobachten. Da diese nur durch Zeitungsblätter oder an das gesammte Reich, nicht speziell an die Krone ergehe, so sei Preussen natürlich auch der Mühe enthoben, davon irgend eine Notiz zu nehmen, im Falle es diese nicht in seinem Interesse finde. Alles werde nach bloser Willkür gegen Preussen entschieden, mit der Exekution immer der Anfang gemacht, jedem Reichsgutachten vorgegriffen und die Stimmfreiheit der Stände indirekt vernichtet. Meklenburg-Schwerin habe sich mit Frankreich gegen den König in Verbindung eingelassen, den Friedensbruch der Schweden dadurch herbeigeführt und die in Schwedisch-Pommern eingefallene schwedische Armee mit allem Nothdürftigen unterstützt. Der König habe daher den angreifenden Theil aus Pommern und der Ukermark vertrieben, dass er aber in Folge dieses Heerzugs die meklenburgischen Lande der Subsistenz wegen nicht habe verschonen können, sei an sich klar. — Die vom Herzog angeführten Beschädigungen seien wenigstens der Hälfte nach übertrieben, zu der Rekrutenstellung habe aber der König niemals Befehl gegeben. Würden übrigens die von den Gegnern okkupirten Länder eben so gesperrt, wie die meklenburgischen von Preussen, so würden nicht so viele Provinzen gänzlich ausgesogen und verheert sein.

Der Thatbestand des unverhofften Ueberfalls eines Nachbar- und Bundeslandes, die Vertreibung seines Fürsten und die Beschlagname aller finanziellen Hülfsquellen behufs deren eigenmächtigen Verwendung zum eigenen Nutzen, stellte die Staatsschrift somit gar nicht in Abrede und vermochte im Grunde zur Entschuldigung abermals nichts anzuführen, als dass eine

unabweisliche Politik es so gefordert habe. Hätten aber solche Principien dem Völker- und Reichsstaatsrechte zum Trotze sich allgemeine Billigung verschaffen können, so wäre Deutschland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in die Zeiten des Faustrechts zurückversetzt worden. Die Hoffnung, dass Dänemark mitwirken werde, dem Nachbarstaate eine hülfreiche Hand zu bieten, war gänzlich verschwunden, denn man wusste bereits am Reichstage, dass der König als Herzog von Holstein das ihm übertragene Protektorium ablehne, weil dieses die beschlossene Neutralität unmöglich mache. Aber, meinten die Gesandten zu Regensburg, wenn jene Macht hoffte, sich durch eine solche Neutralität den Weg zum Vermittlungsamte bei einem künftigen Frieden zu bahnen, so werde sie sich sehr irren, denn Mächte wie Oesterreich, Russland, Frankreich und Schweden würden kaum eines Vermittlers bedürfen, welcher sich seiner Reichspflichten entschlage und der von ihm übernommenen Garantie der sevener Konvention auch nicht den mindesten Nachdruck zu geben gewusst habe.

Bereits am 4. November wurde Meklenburg's Entgegnung unter dem Titel einer „beglaubigten Antwort“ auf die preussische Denkschrift zu Regensburg bekannt gemacht. Sie lehnte das vorgeworfene Verständniss mit Schweden völlig ab und behauptete vielmehr, dass man dieser Macht den Bezug des Proviants aus dem Herzogthum gleichfalls abgeschlagen habe, weil das Verbot wegen des Nothstandes des Landes ein allgemeines gewesen. Die Regierung habe sich keineswegs mit den Gegnern Preussens verbunden, sondern mit der Mehrheit dahin gestimmt, dass alle reichsverfassungsmässigen Mittel anzuwenden seien, um im deutschen Reiche die Ruhe wieder herzustellen. Was aber die feindliche Verbindung mit Frankreich betreffe, so stehe mit diesem Meklenburg nur in soweit in gutem Vernehmen, als ersteres mit dem Kaiser in solchem stehe. — Erich Christoph von Plotho liess sich das letzte Wort nicht nehmen und machte unmittelbar darauf ein Memorial über die Nichtigkeit der Einwendungen durch den Druck bekannt. Er beharrte darauf, dass Meklenburg ohne Ursache offen gegen Preussen Partei ergriffen habe, und dass diese Thatsache als ein Bruch der früheren Hausverträge zwischen beiden Staaten angesehen werden könne. Welle Meklenburg selbe gänzlich

aufheben, so wäre es wieder in dieselbe Lage gerathen, in der es vor dem Successionsvertrage vom Jahre 1442 gewesen. Es sei land- und reichskundig, dass ungeachtet des allgemeinen Ausfuhrverbotes der Krone Schweden unter der Hand aller mögliche Vorschub geleistet worden sei, ohne welchen sie nicht bis in die Kurmark hätte vordringen können. Nie habe Preussen die Stimmfreiheit am Reichstage beeinträchtigt, wohl aber sei dieses von der entgegengesetzten Seite geschehen. Habe jene Freiheit in den Reichskonstitutionen ihre Begründung, so sei in selben auch die Vertheidigung gegen Angriff und die Verfolgung der Feinde und ihrer Helfer enthalten. Dass schliesslich die angegebenen Verhältnisse zu Frankreich nicht so unschuldiger Natur seien, darüber könne Preussen, wenn es wolle, Beweise beibringen und die nun beständige Anwesenheit eines französischen Gesandten am herzoglichen Hoflager weise darauf hin. — Damit schloss vor der Hand dieser belangreiche aber trübselige Zwist zwischen zwei Nachbarstaaten.

Auch Kurbraunschweig trat als Beschwerdeführer auf und zwar wegen Verletzung gesandtschaftlicher Rechte. Der hannöversche Gesandte am Reichstag, L. E. v. Gemmingen hatte im Dezember des verwichenen Jahres einen Beamten mit Depeschen über Leipzig und Hamburg nach Stade abgeschickt, derselbe war aber zu Rochlitz durch eine Abtheilung Husaren angehalten, seiner Depeschen beraubt, zurückgeführt und auf der bambergischen Festung Kronach in Haft gehalten worden. Erst nach zwölf Tagen erlangte er zwar seine Freiheit, aber nicht seine sämmtlichen Briefschaften wieder, und man gab ihm blos den Trost, dass der fehlende Theil bereits dem Postamt zu Langensalza zur weitern Beförderung an das hannöversche Staatsministerium sei übergeben worden. Der Gesandte erklärte am Reichstage in einer Denkschrift vom 14. Februar dieses Verfahren als ein rechtswidriges und deshalb als ein völlig unnützes, weil ja sämmtliche Bevollmächtigte ohnehin ihre Beschwerden und Klagen nicht verhehlten, sondern zu offner Kunde brächten, es somit keiner Depescheneröffnung bedürfe. Da er nun nicht zweifle, dass der Kaiser den Gesandten die reichsgesetzliche Sicherheit bezüglich ihrer Sendboten und Briefschaften verschaffen werde, so bitte er um ein Reichsgutachten an den Kaiser. Noch vor Ablauf des Monats hatte dieser auf Grund

seiner Wahlkapitulation obiges Verfahren streng missbilligt und für die Zukunft untersagt. Nunmehr wurden aber auch umgekehrt Klagen gegen Hannover, sowie gegen Preussen und Braunschweig wegen Verletzung des Postrechts kund. Kurmainz und Salzburg stellten desshalb Klage und der Reichstag beschloss, weil die betreffenden Gesandten blos ausweichend antworteten, selbe gleichfalls an den Kaiser zu bringen, um ein Kommissionsdekret zu veranlassen.

Der Reichsprozess gegen Kurbraunschweig und dessen Verbündete, den Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha, den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, den Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel und den Grafen Friedrich Wilhelm Ernst zu Lippe-Bückeburg hatte indessen seinen Fortgang genommen. Der Reichshofrath hatte sie durch Erkenntnisse vom 12. Juni und 21. August 1758 zum Gehorsam gegen Kaiser und Reich unter Strafe der Reichsacht aufgefordert und der Kaiser diese Sentenzen durch ein Hofdekret vom 28. August zur Kenntniss des gesammten Reichs gebracht. Wie immer standen auch hier die Formalien der höchst ernsten Mandate mit dem Inhalte nicht in gehörigem Einklange. Das unbeschränkte Mandat an den König von England als Kurfürsten begann: „Durchlauchtigster, Grossmächtigster Fürst, besonders lieber Freund, Oheim und Bruder. Unsern freund-, oheim- und brüderlichen Willen, Lieb und alles Gutes!" — Der Auftrag aber lautete: „So gebieten Wir Euer Majestät als Kurfürsten zu Braunschweig und Lüneburg Liebden von kaiserlichen oberstrichterlichen Amts und Gewalts wegen alles Ernstes, dass Sie unter der Strafe Unserer und des Reichs Acht von aller Theilnehmung, Behelfung und Unterstützung der kurbrandenburgischen Empörung etc. abstehen sollen." Das Mandat fasste alles, was sich vermeintlich Kurbraunschweig bis auf die neuesten Kriegsereignisse habe zu Schulden kommen lassen, zusammen. Bereits am 12. September und 9. November 1756 habe Er, der Kaiser, die von ihm gegen die kurbrandenburgische Empörung erlassenen oberstrichterlichen Erkenntnisse Seiner königlichen Majestät als Kurfürsten zu wissen gethan. Selbe seien jedoch gänzlich ausser Acht gelassen worden, sowie auch die Erklärung erfolgt sei, den allgemeinen Reichsschluss vom 17. Januar 1757 nicht anzuerkennen, sondern vielmehr neutral bleiben zu

wollen. Der Kurfürst habe hierauf seine Truppen mit jenen des Königs von Preussen vereinigt, jene anderer Reichsfürsten in Sold genommen, weitere Bündnisse geschlossen, das eigene Kriegsvolk dem Oberbefehle eines preussischen Generals untergeben, sofort die Lande Hildesheim, Paderborn, Osnabrück, Münster, die Herzogthümer Jülich und Berg, Kurköln, Lüttich, Geldern und Brabant feindlich überfallen, mehrere feste Plätze belagert, eingenommen und besetzt, sich aller Kassen bemächtigt, die Landeseinkünfte an sich genommen und die Länder mit Kontributionen belegt. Schliesslich befahl der Kaiser seiner königlichen Majestät als Kurfürsten, binnen zwei Monaten an dem Orte, wo sein Hoflager sich gerade befinden würde, persönlich zu erscheinen, um nachzuweisen, dass er dem ergangenen Mandat genügt habe. — An die hannöversche Armee erging gleichzeitig der Befehl des Reichsoberhaupts, ihren Landesherrn zu verlassen. Dass die an die obengenannten Fürsten ergangenen Mandate nach Verhältniss der Umstände ähnlichen Inhalts waren, bedarf hier keiner nähern Erwähnung, wohl aber der Umstand, dass auch Herzog Karl von Braunschweig, der es sich so ernst hatte angelegen sein lassen, den zu Wien abgeschlossenen Vertrag zum Vollzug zu bringen und offnes Familienzerwürfniss nicht gescheut, um sein gegebenes Wort halten zu können, gleichwohl der Zahl der eventuellen Reichsächter beigesellt wurde. Das Erkenntniss begründete dieses Verfahren damit, weil der Herzog die beim hannöverschen Heere zurückbehaltenen Truppen wieder vollzählig gemacht und mit allem Feldgeräthe von neuem versehen habe, so dass er desshalb nothwendiger Weise als Beistand in der brandenburgischen Empörung angesehen werden müsse.

Diese Schritte, die übrigens den Reichssatzungen und dem Reichsherkommen völlig konform waren, veranlassten von Seiten des kurbraunschweigischen Ministeriums eine sehr heftige Entgegnung am 18. November, die dessen ungeachtet zu Regensburg selbst durch Kurmainz als Druckschrift zur Kenntniss aller Reichsstände vorschriftsmässig gebracht wurde. Das Ministerium hatte seinem Unmuthe alle Schleussen geöffnet und liess ihn frei ausströmen, die Reichsdiktatur fand aber keinen Grund, das freie Wort zu beschränken. Vor allem erklärte die Antwort, dass die Reichsgeschichte kein Beispiel von einem

solchen Hofdekret kenne. König Georg II. regiere nun schon ein und dreissig Jahre und habe während dieser Zeit wegen seines Benehmens gegen alle Reichsstände ohne Rücksicht auf deren Religion von ihnen insgesammt die sprechendsten Beweise von Achtung und Vertrauen erhalten. Die Zeiten Karls VI. hätten dem kaiserlichen Hause unvergesslich bleiben sollen, wo Frankreich dessen erbittertster Gegner gewesen. Er, der König und Kurfürst, sei für Oesterreich persönlich aufgetreten und habe den Oberbefehl über ein von ihm zu Gunsten Maria Theresia's gesammeltes Heer in eigener Person übernommen. In der Schlacht bei Dettingen habe er für selbe gekämpft, und sein Sohn, der Herzog von Cumberland, trage die Narben von den damals empfangenen Wunden noch an seinem Leibe. Als das Jahr 1745 gekommen, habe er zur Wahl des jetzigen Kaisers nach Kräften beigetragen und die durch den achner Frieden erreichte Sicherung des kaiserlichen Hauses mit dem Gut und Blut seiner Unterthanen erkauft. Was nun zunächst die Abfassung des Hofdekrets, sowie der Mandate betreffe, so sei es verletzend „eine solche Schreibart in denen desswegen herausgelassenen Aufsätzen gebrauchen zu lassen, als man sich etwa gegen einen toskanischen oder österreichischen Landsassen bedienen möchte." — Mit Frankreich habe der kaiserliche Hof im März 1757 eine Konvention unterzeichnet, während des Königs Truppen noch ruhig in seinen Landen standen, vermöge welcher die Franzosen am 10. Juni über die Weser gehen sollten. Der Angriff auf ihn sei also frühzeitig verabredet worden. Die Kaiserin habe kein Recht, die Lande des Königs anzugreifen und einen Theil der von den Franzosen erhobenen Einkünfte in Anspruch zu nehmen. Bei Hastenbeck habe der Herzog von Cumberland auch gegen ein österreichisches Hülfskorps kämpfen müssen. Alle Friedensanträge von seiner Seite habe man früher zurückgewiesen, jetzt aber, wo die königlichen Waffen siegreich seien und man ein abermaliges Eindringen der Franzosen in das Land zu verhindern strebe, komme man mit Androhung der Acht und dem Befehle, die hannöversche Armee aufzulösen, ja mit der Aufforderung an die Truppen, meineidig zu werden und die Fahnen ihres Landesherrn zu verlassen. Wenn der König bezüglich der Reichsbeschlüsse vom 17. Januar und 9. Mai 1757 anderer Ansicht sei, so beruhe selbe auf Art. V.

§. 52 des westfälischen Friedens, da vermöge desselben ein Beschluss durch Stimmenmehrheit bezüglich der Geldbeiträge der Reichsstände gar keine Geltung habe. Diese Materie sei im Friedensinstrumente einer weitern Uebereinkunft der Reichsstände vorbehalten worden, und folglich sei, weil bisher keine zu Stande gekommen, jener Beschluss ein ungesetzlicher. Was des Königs Bündniss mit Preussen betreffe, so habe Hannover von dem Augenblicke an, wo Oesterreich und Frankreich die Abrede zu einem Einfalle für den Monat Juli getroffen, sich im Stande der Nothwehr befunden. Die Invasion habe auch wirklich stattgefunden und der dem Lande zugefügte Schade, ganz abgesehen von den Leistungen der Landstände und der königlichen Domänen, belaufe sich vermöge angebogener Spezifikation nach den einzelnen Städten und Aemtern der Fürstenthümer Kalenberg, Grubenhagen und Lüneburg und der Grafschaften Hoya und Diepholz auf die Summe von 4,934,325 Thaler. An diesem Einfalle hätten auch Reichstruppen Theil genommen, nicht blos österreichische, sondern auch pfälzische und würtembergische. Höchst seltsam klinge es nun, wenn man Hannover in seiner Nothwehr verbieten wolle, mit Hülfe der Truppen seiner unmittelbaren Nachbarn, die gleiches Interesse mit ihm hätten, sich zu vertheidigen. Die Besetzung der Stadt Emden durch Engländer habe er in seiner Eigenschaft als König befohlen. Durch die Reichsgesetze selbst sei es den Reichsständen gestattet, in ihrer Nothwehr auch fremde Truppen zu verwenden, dagegen sei es aber durch selbe ausdrücklich untersagt, fremde Armeen in das deutsche Reich zu führen, um sie, wie es geschehen sei, auf die Stände des Reichs loszulassen. Herzog Ferdinand von Braunschweig führe übrigens das hannöversche Heer keineswegs als preussischer General, sondern er vertheidige blos seine und seiner Agnaten Stammlande gegen gewaltthätigen Uebergriff. Das Urtheil der Welt über das jenseitige Verfahren, so schloss die Denkschrift, werde keineswegs ausbleiben und die Geschichte werde solche mit ungeschminkten aber unauslöschlichen Farben der Nachwelt überliefern.

Wir wenden uns in der Umschau nunmehr zu Sachsen. Die bisherige Behandlung dieses unglücklichen Landes durch König Friedrich bildete für ihn einen Gegenstand eben so heftiger Vorwürfe als Anfeindungen. Wenn die öffentlichen Stimmen

dieser Zeit wahr berichteten, so sah das der König zur Genüge ein und glaubte wenigstens versuchen zu müssen, den Frieden zunächst mit Sachsen herzustellen. Gelang das, so war der grösste Stein des Anstosses aus dem Wege geräumt und den Gegnern seines bisherigen Verfahrens der Hauptstachel genommen. Oeffentliche Blätter meldeten von Friedensvorschlägen, welche Friedrich dem König und Kurfürsten nach Warschau überschickt habe. Da letztere wirklich Eingang gefunden, seien Verhandlungen darüber eröffnet worden. Kaum habe jedoch der französische Hof davon Wind bekommen, so habe er seinen Minister in Warschau, den Grafen von Broglie beauftragt, nachdrückliche Vorstellungen gegen solches Beginnen zu machen, da bei der engen und festen Verbindung der verbündeten Mächte Sachsen keinen Grund habe, für sich allein den Frieden zu wünschen. Viel vortheilhafter sei es für den König und Kurfürsten, seine Stammlande durch Waffengewalt als durch einen nachtheiligen Frieden wieder zu gewinnen. Auf diese Eröffnungen Frankreichs seien die Unterhandlungen mit Preussen abgebrochen worden.

Die Zahl der Klageschriften, welche der Gesandte von Ponikau beim Reichstage einreichte, vermehrte sich fortwährend. Am 31. Januar brachte er in einer umfassenden Druckschrift die ausserordentlichen Belastungen zur Sprache, welchen die Kurlande zu erliegen drohten. Abgesehen von den gewaltsamen Aushebungen, in Folge deren der Betrieb des Landbaues und der Gewerbe zu stocken begann, und von den Fuhren und Naturallieferungen, wurden durch das preussische Feldkriegsdirektorium so grosse Geldsummen beigetrieben, dass aller Verkehr überhaupt gelähmt wurde. Leipzig hatte bis zum November des verwichenen Jahres bereits 1,069,983 Thaler erlegt, und wurde ungeachtet erhaltener Zusicherung der Schonung durch General von Lentulus Namens des Königs in gedachtem Monat zur weitern Erlegung von 600,000 Thalern aufgefordert. Dresden hatte zu jener Zeit ausser sonstigen schweren Leistungen bereits 120,000 Thaler; das Stift Merseburg 70,000, das Stift Naumburg 60,000, die Stadt Chemnitz 12,000 und Bautzen 8000 Thaler etc. erlegt, während die sächsische Ritterschaft als sogenanntes freiwilliges Geschenk 500,000 Thaler hatte liefern müssen. Zu allem diesem kam dann noch das Unglück für das Land, dass die

seit der Okkupation mit sächsischen Stempeln zu Dresden geprägten Münzen durchaus zu geringhaltig waren, da sich die Prägeanstalt in den Händen des hebräischen Pächters Ephraim befand. Diesen grossen Nothstand haben bereits preussische Geschichtschreiber schonungslos gerügt, weil auf eine bisher unerhörte Art jenes Mittel, Geld zu gewinnen, sei ausgedehnt worden, so dass man in Holland satyrische Schaumünzen zur künftigen Erinnerung deshalb geschlagen habe.

Die sächsische Beschwerde vom 31. Januar war am Reichstage noch im frischesten Andenken, als am 3. April bereits eine neue einlief. Das Feldkriegsdirektorium hatte zur Füllung der Militärmagazine die Summe von 286,875 Thaler überhaupt ausgeschrieben. Leipzig sollte aber von neuem 800,000 Thaler erlegen, und da der Stadtrath die Summe nicht aufzubringen wusste, so kam er auf dem eigenen Rathhause in enge Haft. Die in der Stadt befindlichen italienischen Krämer mussten als sogenannte Douceurgelder für das erste Leibgardebatallion 14,000 Thaler besonders liefern. Dresden, dem bereits seit Beginn des Kriegs blos für bestrittene Armeebedürfnisse eine Ausgabe von 2,000,000 Thalern zur Last fiel und das 50,000 Thaler bar bezahlt hatte, empfing den Befehl, nunmehr eine Kontribution von 500,000 Thalern zu erlegen. Da jedoch die Gelderhebung in kleinern Posten dem Kriegsdirektorium vielleicht zu mühsam schien, so traf es seine Anstalten zu einer reichern Erndte in einem Zuge. Es berief aus eigener Autorität die sächsischen Landstände nach Leipzig und stellte an sie die Forderung, die Beitreibung und Verwaltung sämmtlicher Einkünfte aus den Kurlanden zu übernehmen, dagegen aber eine fixe Rente von jährlichen vier Millionen zu bezahlen. Als die Stände nach gepflogener Berathschlagung erklärten, dass sie nur dann diese Bürde übernehmen könnten, wenn alle bisherigen Naturallieferungen so wie alle Kontributionen eingestellt würden, so lehnte das Direktorium dieses billige Anerbieten ab. Es wollte nicht blos jene Geldsumme bar, sondern noch eben so viele Millionen durch Lieferungen erpressen. Unter dem Datum Leipzig am 16. Februar schrieb es sofort die Entrichtung der vier Millionen selbst aus. War es für die Bevölkerung des Landes betrübend, den von den Vätern und durch eigenen Fleiss begründeten Wohlstand durch masslose Forderungen allmälig

zusammenschwinden zu sehen, so musste es sie auf die schmerzlichste Weise berühren, als man sie selbst nicht einmal in ihrer stillen Anhänglichkeit an den vertriebenen Landesherrn verharren liess, sondern ihren Unterthaneneid antastete. Die Kriegsbehörde erliess an die Magistrate der Städte Wittenberg, Dresden, Leipzig, Zwickau, Freiberg, Chemnitz, Meissen und Pirna die Weisung, dem Könige von Preussen den Eid der Treue zu schwören. Dem Ansinnen auf die Länge zu widerstehen, war keine Möglichkeit; die bereits mürbe gewordenen Gemeinden schwuren. Dieses war ein offenbarer Bruch des Völkerrechts, welches jedes durch Waffengewalt okkupirte Land so lange als rechtmässiges Eigenthum des bisherigen Landesherrn und seines Gesammthauses anerkennt, bis es durch feierlichen Staatsvertrag abgetreten wird. Glücklicher Weise war jedoch dieser alle internationalen Verhältnisse umstürzende Gedanke keineswegs dem Geiste des Königs entstammt, der im Besitze eines so reichen Wissens war, sondern gleichsam nur durch Noth gezwungen hatte er das im Wege der Retorsion gegen Sachsen gethan, was die Russen gegen die Städte des Königreichs Preussen und die Franzosen gegen die Bevölkerung der Festung Hameln bereits in Anwendung gebracht hatten. Wenn die Kaiserin von Russland so mit dem an ihr Reich anstossenden Nachbarstaate verfuhr, so lag darin das offne Bekenntniss, sie wolle ihn, weil er ihr gar so gut gelegen sei, eben behalten; was aber der König von Frankreich mit einer Festung an der Weser beginnen wollte, während die Vorlande Preussen, Kurköln und Kurpfalz gehörten und zum Theil mehrere selbständige Reichsbisthümer und Grafschaften umfassten, das war ein unauflösliches Räthsel. Um Frankreich einen festen Fuss an der Weser zu verschaffen, hätte es zuvor zu einer bisher unerhörten Besitzentsetzung und Säkularisation kommen müssen. Mit Recht glaubte der sächsische Gesandte obiges Verfahren rügen und angreifen zu müssen, aber er that es unglücklicher Weise nicht vom völkerrechtlichen, sondern vom partikulären Standpunkte der verschiedenen Verhältnisse der okkupirten Länder. Weil, folgerte er höchst seltsam, das Königreich Preussen kein Reichsland sei, so habe Russland im Grunde nicht unrecht, da aber Sachsen ein integrirender Theil des deutschen Reiches sei, so sei jenes Verfahren gegen selbes eine Gewaltthat. Bei solchen Distinktionen,

wo alles Völkerrecht ignorirt wird, ist freilich auf keinen grünen Zweig zu kommen. Alles, was das internationale Recht absichtlich und wissentlich verletzt, ist schon durch sich selbst gerichtet, und würden zu irgend einer Zeit häufigere Fälle solcher absichtlichen Verletzungen eintreten, so würden sie nur die Morgenröthe einer neuen Barbarei sein.

Preussen, einmal im Kriegszustande gegen eine bedeutende Mehrzahl begriffen, liess keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen, um im Falle der Diskussion bald angriffs- bald vertheidigungsweise gegen die Gegner aufzutreten. Die an sich sehr billige und natürliche Forderung des Kaisers vom 5. Juni, die Reichsstände möchten die Erlegung von abermaligen zwanzig Römermonaten für die Reichsoperationskasse bewilligen, wurde vom Gesandten von Plotho sofort benützt, um durch eine Rekapitulation von Beschwerdepunkten den Reichsständen alles Frühere wieder in das Gedächtniss zu rufen. In einer Denkschrift vom 28. Juni, die er selbst in Druck legen und vertheilen liess, erinnerte er zuvörderst, dass der ganze Krieg, der zum grössten Schaden und zur Verwüstung der Reichslande entbrannte, aus der blossen Begierde, Schlesien wieder zu erlangen, entsprungen sei, nunmehr aber wegen Wiedereroberung dieses Landes und zur Unterdrückung der mächtigsten protestantischen Stände geführt werde, um nämlich deutsche Freiheit und Religion zu vernichten. Durch die Herbeirufung fremder Armeen wie durch die enormsten Lieferungen habe man die Unterthanen entkräftet; mit Verletzung der kaiserlichen Wahlkapitulation einen neuen Reichsfeldmarschal ohne Vorwissen des Reichs ernannt; die im westfälischen und niedersächsischen Kreise wegen unterbliebener Aufstellung der Kontingente erhobenen Gelder zur kaiserlichen Kasse eingezogen; viele Tonnen Goldes nutzlos an die Reichsgeneralität verschwendet, dem Reich aber keine Rechnung abgelegt; ferner die sogenannte Reichsarmee als Hülfstruppen der österreichischen Armee zugetheilt und die mindermächtigen Reichsstände durch Versprechungen und Drohungen zur Theilname am Kriege gezwungen. Fruchtlos habe man sich preussischer Seits aus patriotischer Gesinnung erboten, gegen gehörige Sicherstellung die kursächsischen Lande zu räumen. Deshalb sehe sich der König veranlasst, den Reichsständen den Rath zu ertheilen, weder durch Geldbewilligungen noch

Truppenstellungen dem Kaiser fernern Beistand zu leisten, wenn sie nicht im gegentheiligen Falle von ihm als Feinde betrachtet sein wollten.

Diese Druckschrift brachte unter den Gesandten eine heftige Bewegung hervor und mehrere meinten: „dass ein dergleichen Exempel weder bei der allgemeinen Reichsversammlung, noch weniger aber in einer Historie möge vorfindig sein.“ Aber von Plotho war noch nicht zu Ende; er bereitete dem hohen Kollegium noch grössere Ueberraschungen. Als am 28. August der Reichsfürstenrath bezüglich der obigen Römermonate Sitzung hielt, drang der königliche Gesandte, der hier die magdeburgische Stimme vertrat, von Braunschweig und Hessen-Kassel unterstützt, sehr ernstlich darauf, dass obige Druckschrift dem Sitzungsprotokoll einverleibt werde. Mit allem Nachdruck stemmte sich der das Direktorium im Fürstenrathe führende salzburgische Gesandte entgegen und verweigerte mit Beistimmung seiner übrigen Kollegen die Aufname, da die Druckschrift an sich nicht diktaturfähig sei. Diese Weigerung machte aber den Herrn von Plotho nicht irre; ohne weiteres erklärte er das Sessionsprotokoll als ein falsum und als eine blosse Scharteke. Damit liess er jedoch die Sache nicht beruhen, sondern er richtete am 29. August in Form eines Zirkulare eine Druckschrift an alle protestantischen Mitgesandte, in welcher er ausführte, wie die durch die Reichsgesetze und den westfälischen Frieden so fest begründete Freiheit der Abstimmung durch das salzburgische Direktorium sei verletzt worden. Würden ferner Beeinträchtigungen Platz greifen dürfen, so seien alle Mittel und Wege zur Vertheidigung und Beschwerde damit abgeschnitten. Die unvermeidliche Folge werde die Unterdrückung der evangelischen Stände sein. Jene, die da wähnten, mit dieser Zirkularnote sei nun die ganze Angelegenheit endlich erledigt, kannten den Gesandten nicht. Als das Reichsfürstenrathsprotokoll vom 28. August, wie üblich, im Druck erschienen war, ersah man, dass die magdeburgische Abstimmung darin fehlte und fand statt dessen die Verwahrung des Direktoriums, welche die Weglassung wegen unglimpflichen Stils motivirte. Rasch entschlossen schaltete von Plotho das ausgelassene Votum ein, liess das ganze Protokoll auf seine Kosten von neuem drucken und an sämmtliche Reichstagsgesandte als verbesserte Auflage

vertheilen. Wie sehr die diplomatische Thätigkeit dieser Zeit von der heutigen verschieden war, mag aus den frühern Ereignissen wie aus diesem Vorgange entnommen werden. Die Anforderungen der Kabinette an ihre Vertreter und folglich auch deren Wirkungskreis waren weit ausgedehnter. Aussergewöhnliche Ereignisse und unvorgesehene Zwischenfälle machten rasche Entschlüsse und entschlossenes Handeln ohne weitere Anfrage durchaus nöthig. Ungeachtet seiner Extravaganzen blieb deshalb von Plotho bei seinem königlichen Gebieter in hohen Ehren, denn dieser wusste wohl am besten, dass er in so aussergewöhnlichen Zeiten auch aussergewöhnlicher Menschen bedurfte.

Von höchstem Belange in politischer wie rechtlicher Beziehung für sämmtliche Stände des Reichs so wie für die europäischen Suveräne, welche wie Dänemark, Schweden und England Reichsländer besassen, war die Wiederaufname des Achtprozesses gegen König Friedrich als Kurfürsten des Reichs. Wenn man denken sollte, der Eindruck, welchen diese Angelegenheit machte, habe sich blos auf obige Kreise beschränkt, so würde man sehr irren und die grosse Empfänglichkeit der Bevölkerungen dieser Zeit für gesetzliche und politische Fragen gänzlich verkennen. Die Doktrin wartete keineswegs mit ihrer Beurtheilung der Angelegenheit bis etwa der Spruch gefällt sei, sondern schon im Voraus beleuchtete sie den Stand der Dinge, ehe man sich noch zum Urtheile rüstete. Einiger dieser Schriften in der Kürze zu gedenken, ist daher nothwendig. Eine derselben, welche den Titel führte: „Gründlicher und aus den Reichsgesetzen gezogener Beweis, dass die Achtserklärung wider den König von Preussen unmöglich sei." griff vor allem die Thatsache an, wegen welcher die Acht erfolgen sollte. Der Thatbestand, nämlich der Beginn des Kriegs in Beziehung auf den Rechtsgrund, sei ein höchst streitiger. Der König behaupte, in die Nothwendigkeit ihn zu beginnen versetzt worden zu sein, weil man sich mit auswärtigen Mächten gegen ihn verbündet habe; anderer Seits werde dieses aber in Abrede gestellt. Wahrer Gegenstand des Krieges sei nicht Sachsen, welches der König nicht verlange, sondern Schlesien, welches er nicht verlieren wolle, da er es einmal erworben. Der Kampf walte daher ursprünglich zwischen der Kaiserin-Königin und Friedrich vor, nicht aber zwischen dem letztern und dem Kaiser, der blos der

erstern Gemahl sei, in Deutschland aber nichts besitze. Schreite nun derselbe, wie durch Aufbietung der Streitmacht des Reichs geschehen sei, gegen Preussen vor, so trete er nicht als Reichsoberhaupt und oberster Richter, sondern als ein im Interesse seiner Gemahlin mitstreitender Theil auf. Wer solle nun das Urtheil fällen? Der Reichshofrath, zur Instruktion berechtigt, sei verfassungsmässig zum Spruche inkompetent; eben so der Kaiser als oberster Richter, da er ohnehin nur in eigener Sache sprechen würde; die Mitglieder des Kurkollegiums und des Reichsfürstenraths seien aber theils Hauptheilnehmer am Kriege, theils unter sich völlig gespalten. — Eine andere Druckschrift: „Rechtliche Ausführung von erlaubten und unerlaubten Kriegen der deutschen Reichsstände unter sich" betrachtete zunächst den traurigen Zustand der Reichsjustiz in Streitigkeiten der Fürsten unter sich. Wären sie genöthigt, Rechtsansprüche gegen einander auf dem Rechtswege bei den Reichs- und kaiserlichen Gerichten auszuführen, so halte nicht die Justiz sondern die Politik die Wage. Nunmehr sei es dahin gekommen, dass wenn die Reichshofräthe ein Gutachten verabfasst hätten, sie es den kaiserlichen Geheimräthen zur Durchsicht übergeben müssten, und diese seien gehalten, es hinwieder den Gewissensräthen zur Vorlage zu bringen, um endlich den Bescheid zu erholen, ob das Gutachten so recht sei. Viele Rechtsgelehrte äusserten daher offen und unverholen: „die Reichsjustiz sei der Striegel, womit man die Reichsstände sauber mache." Weil aber die Publizisten dem alten Unfuge durch ihre Schriften und Lehrsätze entgegen zu arbeiten suchten, so mache man ihnen den ungerechten Vorwurf, die Trennung des deutschen Staatskörpers zu bezwecken und stelle sie den Freidenkern gleich, welche das Christenthum zu untergraben suchten. Unwidersprechbar sei aber, dass wenn das Faustrecht den innern gesetzlichen Zustand der Länder vernichte, eine von der Politik geleitete Justiz die ganze deutsche Staatsverfassung allmälig über den Haufen werfen müsse. Ohne die Gerechtigkeit zu verläugnen und ohne die durch die Reichsverfassung sanktionirte deutsche Freiheit den grössten Gefahren Preis zu geben, könne in vielen Fällen die Nothwehr eines Reichsstandes keineswegs als Landfriedensbruch angesehen und bestraft werden, und zwar um so weniger, bevor noch rechtsgültig erhoben sei, ob jener, der zuerst

losbrach, es zur eigenen Vertheidigung oder zur Unterdrückung eines andern gethan.

Fällten diese öffentlichen Stimmen durch die Beleuchtung des allgemeinen Standes der Dinge kein beistimmendes Urtheil zu Gunsten der Achtserklärung, so liess sich unverhofft aus dem Kreise der Reichsstände selbst eine andere vernehmen, welche die Reichsacht in formeller Beziehung, d. h. in der Art und Weise als ungesetzlich angriff, wie sie ausgesprochen und verhängt werden sollte. Eine hochedle Frau, eine grosssinnige deutsche Fürstin war es, die zum Schilde griff, um ihn über des Königs Haupt zu halten. Der hessen-kasselsche Gesandte, Freiherr von Wülknitz war am Reichstage auch mit der Stimme des minderjährigen Prinzen Wilhelm V. von Oranien, Fürsten von Nassau-Dietz, beauftragt. Dessen Mutter Anna, eine Tochter Königs Georg II. von England führte als Wittwe ihres verstorbenen Gemahls Wilhelm und als Statthalterin der sieben vereinigten Provinzen die Vormundschaft über den Sohn. Sie erliess an den Gesandten ein merkwürdiges Reskript mit dem Befehle der Publikation. „Von verschiedenen Seiten her habe sie vernommen, dass die Achtserklärung des Königs von Preussen nunmehr am Reichstage zur Entscheidung gebracht und nach Majorität der Stimmen erledigt werden solle. Als deutscher Reichsstand halte sie sich daher für verpflichtet, gegen ein solches den Reichsgesetzen gerade zuwider laufendes Verfahren hiemit zu protestiren. Gemäss der eigenen Wahlkapitulation des regierenden Kaisers sei zur Erledigung einer Achtssache vor allen Dingen die Niedersetzung einer speziellen Reichsdeputation nöthig, welche aus einer gleichen Anzahl katholischer und protestantischer Reichsstände aus allen drei Kollegien zu bestehen habe. Dieselbe Wahlkapitulation erkläre ferner jeden Achtsbeschluss als null und nichtig, bei welchem nicht nach der vorgeschriebenen Art und Weise verfahren worden sei. Diese Norm sei eines der wichtigsten Reichsgesetze und an sich selbst so klar und zugleich so bekannt, dass keinem Reichsstande, er sei wer er immer wolle, der geringste Zweifel darüber aufstossen könne. Jeder werde wohl die Ueberzeugung gewinnen, dass er sich bestreben müsse, eine solche Richtschnur unverändert und dem Buchstaben nach in Kraft zu erhalten. Da sie, die Vormünderin, sowie auch ihr Mitvormund,

Herzog Ludwig von Braunschweig, sich niemals der einem Reichsstande obliegenden Pflichten entschlagen würden, so ergehe an den Gesandten der Auftrag, obige Erklärung für sich als Richtschnur zu betrachten, jedesmal gehörigen Orts sie darzulegen und bei allen Reichstagsgesandten ohne Unterschied der Religion die Wichtigkeit jener Sätze geltend zu machen und sie dahin zu bringen, selbe in reife Ueberlegung zu nehmen."

Im April war das fürstliche Reskript bereits allenthalben durch Wülknitz verbreitet, und viele Gesandten zürnten viel weniger der geistreichen und gesetzeskundigen Fürstin als ihrem treubeflissenen Gewaltträger. — Die Wahlkapitulation des Kaisers bezüglich jener Punkte beruhte übrigens auf dem Reichsbeschlusse vom Jahre 1711, in welchem ferner ausdrücklich bestimmt war, dass das Gutachten der oben erwähnten Reichsdeputation zunächst an das gesammte Reich zu bringen sei, worauf dieses das Urtheil zu fällen, der Kaiser es zu verkünden und sodann nach der Kreisverfassung zu vollziehen habe. Wenn die Rathgeber des Kaisers das bestehende Reichsgesetz über das zu beobachtende Verfahren zu ändern, d. i. das letztere abzukürzen suchten, so lag dieser Absicht ohne Zweifel die Besorgniss zum Grunde, dass man bei der doppelten Verhandlung und Erörterung zunächst im Ausschusse und dann im Plenum mit der Acht nicht durchdringen würde. Eine wiederholte und längere Berathung schien daher gefährlich und rathsamer dagegen, den Reichsständen gleichsam im Fluge ein Urtheil zu entreissen.

Die Umgehung des Reichsgesetzes war schon durch obiges Reskript ganz unthunlich geworden, aber nach Verlauf längerer Zeit trat ein anderes Ereigniss hinzu, wodurch selbe nicht blos völlig unmöglich gemacht, sondern die ganze Achtserklärung überhaupt sehr in Frage gestellt wurde. Es erhoben sich nämlich sämmtliche protestantische Reichsstände, Kurfürsten und Fürsten, wie Grafen und Städte und traten als sogenanntes Corpus Evangelicorum oder als Verein der evangelischen Stände zur Berathung zusammen, weil die politische Frage hart an die religiöse zu streifen schien. Am 29. November versammelten sich zu Regensburg die Gesandten nachfolgender protestantischer Reichsstände, als: Kursachsen, Kurbrandenburg, Kurbraunschweig, Sachsen-Gotha, Sachsen-Altenburg,

Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Baireuth, Würtemberg, Braunschweig-Wolfenbüttel, Baden-Durlach und Hochberg, Meklenburg-Schwerin und Strelitz, Hessen-Kassel und Darmstadt, Nassau-Dietz, Schwarzburg, Schweden wegen Vorpommern, ferner die wetterau'schen, fränkischen und westfälischen Grafen und die Reichstädte. — Holstein-Glückstadt war, ohne Zweifel wegen der dänischen Neutralität, nicht repräsentirt und eben so wenig das anhaltsche Gesammthaus; Schwerin, Darmstadt, Schwarzburg, Würtemberg und Schweden enthielten sich der Abstimmung wegen Mangels an Instruktion.. Den Vorsitz in der Versammlung führte wie üblich Kursachsen. Beim Abgange jener Stimmen erklärte Kursachsen, keinen Antheil nehmen zu wollen; man möge somit die Beschlussname verschieben. Die Versammlung beschloss jedoch, da sie legal constituirt sei, vorzuschreiten, und forderte Kurbrandenburg auf, bei ferneren Diffikultäten den Vorsitz zu übernehmen. Damit hörte Kursachsens Widerstand auf. — Das war in jeder Beziehung ein merkwürdiger Anblick, dass eine so grosse Zahl deutscher Fürstenhäuser, deren Truppen im Felde gegen König Friedrich stritten und deren Länder zum Theil durch seine Heere verwüstet wurden, durch religiöse Bande mit ihm und seinen Unterthanen verknüpft, ihn den Gegner dadurch schützen mussten, dass sie die unverbrüchliche Aufrechthaltung der bestehenden Gesetze forderten. — Der Beschluss der Versammlung bestand in einer Protestation gegen die Absicht, die Achtserklärung durch Mehrheit der Stimmen am Reichstage beschliessen zu lassen, weil die Reichgesetze und namentlich auch der Artikel XX. der kaiserlichen Wahlkapitulation dadurch gebrochen würden. Alles und jedes Verfahren gegen diese Gesetze wurde als illegal erklärt. Der kursächsische Gesandte gab in Vollmacht seines Landesherrn ein grosses Beispiel von Selbstüberwindung; er brachte den Beschluss, der ganz gegen dessen Interesse ging, weil es aber das Recht so forderte, zur Vorlage bei der Reichsdiktatur d. i. bei dem mainzischen Erbkanzleramte zur offiziellen Verkündigung am Reichstage. Dieser Schritt wurde ein entscheidender. Der Reichshofrath erkannte, dass die alte, man könnte sagen barbarische Satzung, der Reichsacht, in Folge deren ein Reichsfürst seiner Stammländer verlustig und ausserhalb des Schutzes der

Gesetze erklärt, aus seinem Erbe verjagt und der Huldigungseid seiner Unterthanen als aufgehoben verkündet wurde zu dieser Zeit keine praktische Geltung mehr haben könne, sondern sich bereits überlebt habe. Sie setzte zudem voraus, dass man den also Verurtheilten auch wirklich durch Waffengewalt bezwingen könne; vermochte das aber ein Reichsoberhaupt nicht, so stand es in Gefahr, der Gehässigkeit der Massregel auch noch die Verachtung unvollziehbarer Gesetze beizufügen. Von nun war weder von der Acht des Königs Friedrich noch von jener des Königs Georg II. und seiner Bundesgenossen die Rede mehr und der deutschen Nation wurde dadurch viel Schmerz so wie viele Schmach erspart.

Als natürliche Folgen der zahlreichen Kriege des achtzehnten Jahrhunderts kamen jetzt tiefe Schäden zu Tage, welche der Verwüstung und Aussaugung der Länder, dem Verfalle des Handels und der Gewerbe und dem Dahinschwinden von Treu und Glauben ihren Ursprung verdankten und in Sittenlosigkeit, Verrath und Meineid bestanden. Die Geschichte dieses Kriegs bietet leider mehrere Fälle dar, welche dieses zur Genüge beweisen; hier haben wir eines ungewöhnlichen Ereignisses kurz zu gedenken, nämlich des Mordanschlags eines Fanatikers auf das Leben Friedrich's*. Von Bamberg aus erhielt Fürstbischof Friedrich Adam von Würzburg in der Mitte des März von einem Fremdlinge, einem herabgekommenen Gewerbtreibenden, dessen Name vollständig angegeben war, ein Schreiben, in welchem er ihm von einer gehabten Vision Nachricht gab. Er habe nämlich alle Häupter und Monarchen Europas in einem Saale versammelt gesehen, jedoch mit Ausname des Königs von Preussen. Ein Engel sei auf ihn zugeschritten und habe ihn zum Fürstbischof geführt. Dieser sei in der Reihe der Fürsten gestanden und habe vier Rollen Gold, jede mit 500 Karolin in den Händen gehalten und sie ihm stillschweigend übergeben, der Engel dagegen habe ausgerufen: „des Preussen Leben und Tod ist in euere Hände gegeben; nehmt dafür diesen Preis;

* Vgl. die Mittheilung des Legationsrathes Dr. Scharold im Archiv des historischen Vereins von Unterfranken. VIII. Heft 2. 3. S. 125—132. Auch zwei Neapolitaner und ein Mailänder machten im Winter 1758 einen Anschlag auf das Leben Friedrichs, von welchem Kaunitz ihn benachrichtigte. (Oeuvres historiques de Frédéric. III. 208.)

geht jetzt hin und verrichtet die That!“ Der Bösewicht erbot sich nun gegen jene zur Hälfte sogleich zahlbare Summe die That im Vereine mit seinen drei Brüdern zu verüben. In Entrüstung und Schrecken gesetzt theilte der Fürstbischof den Vorgang sogleich dem Staatskanzler Grafen von Kaunitz mit. Er nannte das Unternehmen einen gegen Vernunft, Religion und redliche Denkweise gehenden, verabscheuungswürdigen Anschlag und sprach anderer Seits seinen Verdacht aus, jener Mensch sei vielleicht nur von Uebelgesinnten gedungen, um seine Denkart auf die Probe zu stellen. Da der Visionär kein Geld durch die Post erhielt, so wandte er sich abermals von Bamberg aus an den Beichtvater des Fürstbischofs. Leider wurde er nicht zur Haft gebracht und die Möglichkeit, die Theilnehmer der verruchten Arglist kennen zu lernen, war somit verschwunden. Wenn man an der Wirklichkeit des Anschlags zu zweifeln Gründe haben sollte, so ist nicht zu vergessen, dass erst ein Jahr zuvor Robert Franz Damiens aus Arras den König Ludwig XV., als er sich von Versailles nach Trianon begeben wollte, zu ermorden suchte, ihm jedoch wegen seines zu breiten Messers glücklicher Weise nur eine Fleischwunde beibringen konnte.

Unverkennbar hatte sich ein grosses Missbehagen und grosse Unzufriedenheit durch Deutschland verbreitet. Man fühlte sich in dem altgothischen Prachtbau des deutschen Reiches nicht mehr recht heimisch, weil man ihn gehörig zu unterhalten und die alten Mängel allmälig und rechtzeitig zu verbessern, theils absichtlich theils sorgloser Weise versäumt hatte. Da fehlte es dann an Vorschlägen aller Art keineswegs. Die Einen wünschten die Ungleichheit der Kurwürden bezüglich der Zahl zwischen den beiden Religionsbekenntnissen zu beseitigen; andere schlugen bereits die Säkularisation sämmtlicher geistlichen Bisthümer und Abteien vor sowie die Subjektion von Reichsstädten und wieder Andere forderten ein perpetuirliches Dotalgut für den jeweiligen Kaiser, damit sein Hausinteresse das Reichsinteresse nicht ewig durchkreuze und man nicht genöthigt sei, bei Einem Fürstenthume zu verbleiben. Eine Druckschrift betitelt: „Ohnmassgeblicher Vorschlag zur Einigkeit des heiligen Römischen Reiches“ schlug die Errichtung einer neuen oder zehnten Kurstimme vor und zwar zu Gunsten der

sächsisch-ernestinischen Linie, da der verstorbene Kurfürst und König von Polen, Friedrich August, sowie sein Nachfolger zur katholischen Religion übergetreten seien. Durch Schaffung einer neuen protestantischen Kurwürde würde man sich der wünschenswerthen Parität der Stimmen wenigstens nähern. Dass sich an selbe nun auch ein neues Erzamt knüpfen müsse, verstehe sich gleichsam von selbst. Fruchtlos habe man früher zwar vorgeschlagen, der neunten Kurwürde, d. i. Kurbraunschweig, das Amt eines Erzfalkners oder eines Erzadmirals beizulegen, aber für die zehnte Kurwürde könne, in Anbetracht dass in den mittelalterlichen Dokumenten die Landgrafen von Thüringen häufig als Sachwalter des heiligen Reichs erschienen, der Titel eines Reichserzprokurators sehr passend sein. Ein an den Prinzen Karl von Lothringen gerichtetes Schreiben eines Rechtsgelehrten zu Halle schnitt die Karte Deutschlands nach eigenem klugen Ermessen zu. Er hielt dafür, dass es besser sei, wenn Oesterreich freiwillig auch den Rest von Schlesien, den es noch besass, an Preussen abtrete, wogegen sich letzteres wohl mit Oesterreich verbinden dürfte, um das Herzogthum Lothringen samt Bar wieder zu erobern. An Prinz Karl, den König Friedrich als Staatmann und Feldherrn hoch achte und den er nur den wackern Prinzen Karl nenne, sei es, diese Allianz zu vermitteln und dem Kriege ein Ende zu machen. Dessen Ausgang sei höchst zweifelaft, falle er aber zum Nachtheile des Königs aus, so trete das ein, was er öffentlichen Nachrichten zu Folge an einen englischen Staatsmann in Bezug auf die grosse ihm gegenüberstehende Uebermacht geschrieben: „Ich weiss nicht, ob es für mich schimpflich sein würde, zu unterliegen, aber das weiss ich, dass es wenig Glorie sein wird, mich überwunden zu haben." Die Leiden Sachsens, meinte jener ferner, liessen sich dadurch wieder vergessen machen, wenn man zu einer Säkularisation schreite und es durch mehrere Bisthümer und Abteien entschädige. Auf gleiche Weise lasse sich auch für den jeweiligen Kaiser ein Patrimonialgut, ein patrimonium Caesaris herstellen, damit seine hohe Macht auf selbständigem Fundamente und nicht auf blossem Familien- oder Stammgute beruhe. Eine andere Schrift: „Kurze Erläuterung der Staatsrevolutionen vom Jahre 1748—1756" in welcher Wahres und Falsches, wirkliche Ereignisse und wunderbare Phantasien

wild unter einander geworfen werden, bildete der Gedanke einer Säkularisation und Subjektion abermals den Hauptkern. — Die Säkularisirung sei kein neuer Vorschlag, sondern schon während der Regierung Kaisers Karl VII. (Jahre 1740—1745), weil die Nothwendigkeit sich schon damals gezeigt habe, von gewisser Seite in Vorschlag gebracht worden. Wenn selbe damals nicht zur Ausführung gekommen sei, so sei der Grund die grosse Schwierigkeit hinsichtlich der Vertheilung der Länder gewesen, indem die leer ausgehenden Reichsstände nach zeitlicher Entdeckung der Sache die Ausführung hintertrieben hätten. Frankreich, mit besorgtem Auge die damalige Allianz Oesterreich's mit England überwachend, habe den ihm mitgetheilten Plan gebilligt und die Uebername der Garantie versprochen. Preussen sei später mit mehreren altfürstlichen Häusern, sowie mit Schweden und Dänemark als deutschen Reichsständen in Verbindung getreten, um zu bewirken, dass vor allem der westfälische Friede zu einer vollen Wahrheit werde, da, obgleich fünf Kaiser seit dem Abschlusse das Zeitliche gesegnet hätten, dennoch gar viele Punkte nicht zum Vollzuge gekommen seien, so dass es über hundert spezielle Beschwerden gebe. Als grösstes Kleinod der Deutschen sei die freie Kaiserwahl zu bewahren, es sei darum die Krone nicht länger bei einem Hause zu lassen, denn da im westfälischen Frieden eigentlich drei Religionsbekenntnisse mit gleichen Rechten festgesetzt seien, so würde es nur billig sein, wenn eine Alternative eintrete, und somit abwechselnd ein katholischer und protestantischer Reichsstand gewählt werde. Als Mittel zum Zwecke diene aber die Säkularisation und Subjektion. Alle heimfälligen Reichslehen seien zuvörderst als Reichsdomänen und Tafelgüter des jeweiligen Kaisers zu erklären; alle Reichslehen in reichsständischen Händen, wo keine Rechtstitel vorhanden seien, wie bei manchen Reichsstädten, seien zurückzufordern; die kleinern und unmächtigen weltlichen Reichsmitglieder seien der Landesherrlichkeit der grössern zu untergeben; sämmtliche Hochstifte in Deutschland ohne alle Ausname zu säkularisiren und selbe theils als Reichsdomänen und Tafelgüter zu erklären, theils an die benachbarten Reichsstände zu überweisen. Kurmainz und Trier hätten ihr Dasein gänzlich zu beschliessen und blos Kurköln solle als weltliches Kurfürstenthum im Stamme

des damaligen Besitzers fortbestehen. — Wenn der Gedanke, dass das deutsche Reich einer umfassenden Regeneration bedürfe, sich auf solche Weise aussprach, so blieb letztere offenbar nicht das, was sie sein sollte, sondern schlug unter der Hand in die vollständigste Umwälzung um. Ein wirkliches Bedürfniss einer legalen und zweckmässigen Umgestaltung lässt sich in Anbetracht der vielfachen Wirren, Klagen und Beschwerden nicht verkennen, und eben so wenig das tiefe Missvergnügen und die grosse Herabstimmung der Gemüther, die da bedachten, was ihr gemeinsames Vaterland einst gewesen und was es durch Schwäche und Ungesetzlichkeit im Innern und durch die Eingriffe fremder Mächte auf der ganzen Linie des Westens und im Nordosten allmälig geworden war. Obige Stimmen, die sich so frühzeitig bereits zu vernehmen gaben und denen man damals wohl wenig Berechtigung und wenig Glauben beimass, waren wirklich die unglücklichen Vorboten dessen, was da kommen sollte. Noch nicht ein halbes Jahrhundert war seit dieser Zeit verflossen, so wurden anfangs statt eines mehrere Kurfürstenthümer geschaffen und es gab keine Reichsbisthümer, Grafschaften und fast keine Reichsstädte mehr, und dann (denn das Patrimonialgut des jeweiligen Kaisers war übergangen worden) stürzte der gothische Wunderbau, der ein Jahrtausend lang die Paläste der europäischen Suveräne überragt hatte, gleich einem morschen Breterhause von selbst in sich zusammen. Wetterstürme und Wetterschlag wuschen dessen Fundamente so aus, dass als die neueste Zeit nach ihnen behufs eines Neubaues forschte, keine mehr aufgefunden werden konnten. Wie die Natur ewig sich erneuert, das Ueberlebte vertilgt und Neues schafft, so tilgt auch die Zeit ganze Nationen und Reiche aus dem Buche des Lebens, wenn ihre Mission erfüllt ist. —

2.

Preussische und österreichische Armee. — Hinblick auf die Lage beider Mächte. Der Operationsplan. — Prinz Karl von Lothringen legt im Februar den Oberbefehl nieder und Marschal Daun erhält denselben. — Gefechte an der schlesischen Gränze; Schweidnitz geht durch Kapitulation vom 17. April an das preussische Heer über. — Ausdehnung des österreichischen Heeres von Königgrätz bis an die Lausitz und Beschränkung auf die Defensive. — Die preussischen Corps der Generale Ziethen und Fouqué der österreichischen Hauptarmee gegenüber; hinter ihnen weg fallen die Corps des Königs und Keith's am 3. Mai in Mähren ein. — Belagerung von Olmütz. — Daun mit der Armee zu Leutomischel, zu Gewitz und zu Cobewitz unweit von Olmütz am 18. Juni. — Der grosse Lebensmittel- und Munitionstransport für das preussische Heer wird am 30. Juni genommen. — Daun geht mit der Armee über die March und rückt am 1. Juli auf dem linken Ufer vor Olmütz. — Der König hebt die Belagerung auf. — Zeitgenössische Ansichten über die Operationen. — Rückzug der preussichen Armee über Königgrätz nach Friedland; Gefechte. — Böhmen am 10. August geräumt. —

Die Lage der beiden Hauptmächte, Oesterreich's und Preussens, war beim Eintritte in das dritte Kriegsjahr keine sehr trostreiche. Die Waffen hatten bisher im Grunde gar nichts entschieden, und so schien der Theil den meisten Anspruch auf den künftigen Sieg zu haben, der die Leiden des Kriegs am längsten aushalten werde. Preussen genoss den grossen Vortheil, dass abgesehen von der Festung Schweidnitz, die sich noch in den Händen der kaiserlichen Truppen befand, sowie von den östlichsten Gränzorten des Königreichs, wo russische Schaaren hausten, alle andern Provinzen sich unter der schützenden Obhut des Königs befanden. Forderten die ununterbrochenen Rüstungen der Armee auch grosse Opfer vom Volke, indem es seine Kinder, sein Geld und die Erzeugnisse seines Bodens und seiner Industrie zur Deckung der grossen Kriegskosten seinem König gab, so wurden seine Lasten in ungemeinem Masse dadurch erleichtert, dass die durch die preussischen Waffen niedergehaltenen Länder Sachsen, Schwedisch-Pommern und Meklenburg daran wider Willen einen übermässigen Antheil zu tragen gezwungen wurden. Oesterreich dagegen genoss keinen dieser Vortheile, sondern es musste seine Heere auf Kosten des Staatsschatzes waffnen, kleiden und nähren und

sein ungeheures Kriegsmaterial zum Theil aus weit entlegenen Ländern herbeischaffen, während eines seiner schönsten Länder, das frucht- und gewerbreiche Böhmen, durch die feindlichen Einfälle verwüstet worden war. Seit König Georg von England auch als Kurfürst sich mit Friedrich verbündet hatte, ging Preussen ein neuer grosser Vortheil, nämlich ein bedeutender Geldbeitrag zu. Die vom Parlament bewilligten Subsidien betrugen nach preussischen Angaben jährlich 670,000 Pfund Sterling, obgleich andere von einer Million und von anderthalb Millionen sprechen. Mehrere Ueberlieferungen melden, dass der König anfangs diese Hülfsgelder in der Absicht, sich in keine zu speziellen Verpflichtungen gegen England einzulassen abgelehnt, dann aber unter dem Vorbehalte der vollsten Freiheit in seinen eigenen Angelegenheiten, sowie bei dem Anerbieten annehmbarer und ehrenvoller Friedensbedingungen dem eigenen Interesse gemäss handeln zu dürfen, angenommen habe. Der Kaiserin-Königin flossen dagegen von keiner Seite Geldsummen zu, im Gegentheile, um die russische Armee gehörig bewaffnet und ausgerüstet auf den Beinen zu erhalten, musste sie ihrer kaiserlichen Schwester Elisabeth mit grossen Geldsummen beistehen.

Zu diesen Vortheilen für Preussen kamen aber noch manche andere, die schwer wogen und in der Organisation der finanziellen Hülfsquellen und namentlich in jener der Armee lagen. Die heller blickenden Zeitgenossen sahen dieses klar ein und verkündeten in ihren Schriften laut, dass man sehr irre, wenn man auf Erschöpfung Preussens rechne und glaube, dem Könige werde in kurzem das Universalmittel für alle Unternehmungen fehlen. Die Kunst zu sparen sei aber eine jener Eigenschaften, die ihn furchtbar mache; ohne diese Kunst würde sein Kriegführen längst zu Ende sein. Ein beachtenswerther Punkt sei es, dass seiner Armee nicht noch eine Armee von Intendanten, Inspektoren, Controleurs, Magaziniers und von Schreibern aller Art folge. Was einen Louisdor Werth habe, komme ihm desshalb auch nicht höher zu stehen, während die andern Mächte mehr als das Doppelte, ja die französische Regierung das Sechsfache dafür ausgegeben habe. Ein Hauptaugenmerk Friedrichs sei, alle Betrügereien zu hindern; sein alle Hülfsmittel zusammen haltendes Bestreben bewirke aber, dass seine

Freigebigkeit überhaupt der Sparsamkeit näher als der wirklichen Freigebigkeit stehe. Oesterreich befand sich auch in dieser Beziehung vermöge seines Länderbestandes der verschiedensten Zungen in einer viel ungünstigern Lage, da sie alle ihre eigenthümlichen Finanzverwaltungen hatten und nach dem Dafürhalten der Zeitgenossen selbst häufig zu ganz verzweifelten oder wenigstens zu unpassenden Mitteln geschritten wurde, um Gelder flüssig zu machen. Diese Verlegenheiten seien im Verlaufe des neuen Feldzuges zu Tage gekommen[58], da die kaiserliche Armee weder so zahlreich noch so gut ausgerüstet wie früher im Felde erschienen sei. Frankreich vermöge leicht ein Heer von 200,000 Mann aufzustellen, aber es finde grosse Schwierigkeiten, sie regelmässig zu bezahlen; mit der russischen und schwedischen Armee sehe es noch schlimmer aus, denn wegen Mangels der nöthigen Mittel, um die vielfachen und oft nicht vorausgesehenen Bedürfnisse zu bestreiten, seien selbe nicht im Stande, lange das Feld zu halten. Der alte Spruch, dass der Krieg den Krieg nähre, war nur bei Preussen bisher wenigstens theilweise zur Wahrheit geworden, indem es die okkupirten Nachbarländer zwang, ihre Hülfsquellen zu seiner Verfügung zu stellen.

Als das neue Jahr angebrochen war, erhob sich auf beiden Seiten die überaus wichtige Frage rücksichtlich des Operationsplans. Ein unendlicher Vortheil für den die preussische Armee in eigener Person führenden König war es, dass er denselben aus dem Schachte des eigenen Geistes heraufholen, überdenken, bessern und ändern konnte, ohne durch sogenannten guten Rath oder durch Zweifel und Bedenken seiner Bundesgenossen beirrt zu werden, oder demselben durch zu frühe Mittheilung verrathen und unwirksam gemacht zu sehen. Was er beabsichtigte,

---

58. Am 26. Januar 1756 wird von Pergen aus Frankfurt geschrieben: „que je ne sçaurois garantir l'exactitude dans le payement des Troupes, puisque la Confusion, que le Militaire et l'Intendance font naitre dans la Regie des révénus du Païs et Domaines rendent les opérations de l'Administration infructueuses et occasionnent un manque d'argent dans toutes les caisses du Souverain. Les deux Cours en sont informées, mais leur indecision n'est qu'une suite de tant d'autres affaires importantes, qui doivent être débattues préalablement. (Aus dem Briefwechsel Cobenzl's).

wurde auch in diesem Feldzuge erst durch die wirkliche Ausführung kund. Anders war es dagegen bei dem kaiserlichen Heere. Der Oberfeldherr war nicht derjenige, der den Operationsplan entwarf, sondern ihn blos auszuführen und bei unvorhergesehenen Ereignissen oder zu liefernden Schlachten von neuem bei dem Hofkriegsrathe anzufragen hatte. Am 14. Januar setzte der Staatskanzler Graf Kaunitz mehrere Reichsfürsten in Kenntniss, dass man nun wirklich im Begriffe stehe, den Operationsplan mit allseitigem Einverständnisse der alliirten Höfe fest zu stellen.[59] Um der bessern Deckung von Mitteldeutschland

59. Im Feldzuge des Jahres 1757 hatte von den verbündeten Mächten jedwede ihr Heer seinen besonderen Weg geschickt und ihre Unternehmungen waren sonach ohne Zusammenhang geblieben. Die österreichischen Feldherrn hatten nach der Befreiung Böhmens die Elblinie verlassen und nach Schlesien sich abgewendet. Dieses Verfahren wurde von den französischen Staatsmännern mit vollem Rechte getadelt. Vor und nach der leuthener Schlacht drang der französische Gesandte in Wien, Graf Stainville, nachdrücklich darauf, dass die Einname Sachsens als erster Zweck festgehalten werde, dass sodann von der Lausitz aus Brandenburg angegriffen, der Krieg aber einstweilen noch nicht nach Schlesien getragen werde; in Berlin müsse Schlesien erobert werden. Es sollte in diesem Falle ein französisches Heer in Böhmen zu dem österreichischen stossen, das Reichsheer in der Richtung von Halle und Torgau vorrücken, und Richelieu mit einem zweiten französischen Heere nach Vernichtung des feindlichen hannöverschen Heeres den Schweden die Hand reichen und in Gemeinschaft mit diesen gegen die Spree rücken. 50,000 Russen könnten über die Weichsel vordringen, um sich gleichfalls mit den Schweden zu vereinigen. Alle beweglichen Streitkräfte sollten hiernach auf ein und das nämliche Ziel losgehen.

Niedergeschlagen durch das Ende des schlesischen Feldzuges zeigte sich Kaunitz diesen Vorstellungen endlich zugänglich, aber — in solchem Masse war Oesterreich augenblicklich geschwächt — er begehrte nicht nur ein französisches Hülfsheer nach Böhmen sondern auch noch einen russischen Zuzug von 30,000 Mann nach Mähren. Russland ging auf diesen Wunsch unter der Bedingung ein, dass seine Truppen abgesondert von den österreichischen handelten. Die Oesterreicher waren dermassen entmuthigt, dass sie erst nach dem Eintreffen der verheissenen Hülfe zum Angriffe übergehen wollten; sie erwarteten als Wiedereröffnung der Feindseligkeiten einen neuen Einfall des Preussenkönigs in Böhmen. Im Dezember hielten die Preussen die Hauptplätze des Erzgebirges, österreichischerseits aber hatte Feldzeugmeister Baron Marschall sein Hauptquartier in Welwarn, einige Meilen nördlich von Prag, Campitelli stand in Welmschloss, Loudon in Brüx, Haddik in Kommotau und hatte seine Vorposten bis Bretnitz und bis Marienberg in

willen, werde man die Hauptmacht, statt wie bisher zu zersplittern, vielmehr zusammen halten. Dadurch könne man sowohl von Seiten der kaiserlichen Armee als der Bundesgenossen eine solche Diversion machen, dass der Gegner völlig abgehalten werde, die weiter zurückgelegenen Provinzen des Reichs zu beunruhigen. Im bevorstehenden Feldzuge werde man kaiserlicher Seits mit einer Armee von wenigstens 100,000 Mann eigener Truppen und zwar sehr frühzeitig im Felde erscheinen. Von Seiten Russlands erwarte man baldigst einen befriedigenden Beschluss wegen wirksamer Hülfsleistung; Frankreich habe bereits die Zusage gemacht, ein Hülfscorps von 24,000 Streitern

---

Sachsen vorgeschoben. Die flüchtigen Reste des ehemaligen schlesischen Heeres sammelte Daun. Im nordöstlichen Theile Böhmens zog er die übriggebliebenen Kräfte zusammen, um hier einstweilen zu widerstehen. Die nach Böhmen aus Schlesien führenden Strassen liess er durch hinter einander angelegte Verhaue und Verschanzungen noch beschwerlicher machen, als sie an sich waren; sein Kernvolk vereinigte er in gedeckten Postirungen, die leichten Truppen zogen längs der Grenze eine Kette. Alle Vorsicht wendete Daun an, sich vor einem Ueberfalle zu schützen. Denn sein Heer war kläglich bestellt. „Nach den damals bekannt gewordenen namentlichen Listen der Regimenter, berichtet Cogniazo (III, 4), war unsre Armee freilich noch redoutable genug, um der feindlichen Macht die Spitze zu bieten, aber nur Schade, dass in diesen Listen nicht auch der Abgang, die Menge der Kranken, der noch unbeträchtliche Zuwachs der neuen in Waffen völlig ungeübten Mannschaft nebst so manchen wesentlichen Mängeln anderer Arrangements mit vermerkt worden sind und dass es damit in rerum natura ganz anders als auf dem Papiere ausgesehen hatte." Daun zog so viel Truppen an sich, als möglich war, aus Italien, Belgien u. a., und war fest entschlossen, seine Mannschaft zu schonen und für's erste jede Schlacht zu vermeiden, indem er nicht thun wollte, was, wie er annahm, in des kampflustigen Königs Wünschen liege. Nachdem die Bundesgenossen herangekommen, sei zum Schlagen die Zeit erschienen. Auch in Mähren begannen die Oesterreicher ein Heer aufzustellen, obgleich sie hier grade keinen preussischen Angriff erwarteten (Stuhr II, 9). Die sächsische Reiterei, welche in Mähren stand, wurde sogar durch Polen zum russischen Heere entsendet. Im übrigen hoffte man, dass der Bruch des sevener Abkommens Dänemark vermögen werde, sich gegen Hannover zu erklären. Man ersieht aus dem Mitgetheilten, dass Stenzel wiederum irrt, wenn er die Geschichte der Feldzüge im Jahre 1758 damit beginnt (V, 145), dass er als verabredeten Feldzugsplan einen Hauptangriff auf Schlesien u. s. w. hinstellt. Er vermengt verschiedene Zeiten und missversteht ein Schreiben des Herzogs von Choiseul.

nach Böhmen marschiren zu lassen, und eben deshalb habe man auch die vertragsmässige Absendung der bisher bei der Reichsarmee befindlichen ungarischen Husarenregimenter zur französischen Armee verzögert. Wenn der Staatskanzler oben von eigenen Truppen sprach, so meinte er wahrscheinlich damit blos deutsche und böhmische und die Kontingente, welche Oberitalien, Toskana, Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien stellten, kamen sonach dabei nicht in Rechnung. In Bezug auf eine nähere Mitwirkung der Russen waren schon bei Beendigung des vorjährigen Feldzuges Unterhandlungen zu Petersburg eröffnet worden, um das Kabinet zu bestimmen, noch während des Winters ein Armeecorps von 30,000 Mann nach Mähren zu senden und im Verein mit der österreichischen Armee agiren zu lassen. Dieser Gedanke war jedenfalls ein glücklicher, und wer ihn zuerst fasste, scheint den Blick eines Sehers gehabt und das schon voraus geistig geschauet zu haben, was mehrere Monate später dort vorging. Aber der gute Gedanke blieb eben nur Gedanke. Der petersburger Hof erklärte sich zwar bereit, das gewünschte Corps nach Mähren zu senden, liess aber die Ansicht durchblicken, dass die russische Armee um so kräftiger auftreten könne, wenn sie selbst durch jenes Corps verstärkt würde. Unglücklicher Weise ging man in Wien von der Absicht, Mähren kräftig zu decken, ab und gab dem Gegenvorschlage seinen Beifall. Mit der französischen Hülfsleistung ging es um nichts besser. Es kam der Mai und der Juni heran und noch immer war das Hülfscorps unsichtbar, und als endlich die Nachricht einlief, dass es sich nunmehr in Bewegung setzen werde, fand der kaiserliche Hof in Anbetracht des langen Marsches aus Frankreich bis auf den Kriegsschauplatz und der vorgerückten Jahreszeit es für besser, dass es zur französischen Armee stosse und helfe, die westlichen Länder der deutschen Reichsstände zu decken. Stand somit das kaiserliche Heer auch in diesem Feldzuge wieder allein auf dem Hauptkriegsschauplatze dem König gegenüber, so hatte es, fremder Hülfe entbehrend, auch mit keinem andern dort die Ehre des Kampfes zu theilen. Der greise Feldmarschal von Seckendorf, Gouverneur der Reichsfestung Philippsburg, war der Ansicht, man müsse diesem verderblichen Kriege, der jetzt bereits mehr Blut gekostet habe, als der eilfjährige spanische Successionskrieg, dadurch ein Ende

zu machen suchen, dass die Armeen der verbündeten Mächte besser zusammen wirkten, als dieses bisher geschehen sei. Von allen Seiten und zu gleicher Zeit müssten die Operationen beginnen. Wolle man nicht vereint zu Werke gehen, so werde man blos eine neue Auflage des vorjährigen Feldzugs erleben, wo man dem alles berechnenden König Zeit gelassen habe, mit unglaublicher Geschwindigkeit verborgene und ungeahnte Märsche zu bewerkstelligen und ein Corps nach dem andern zu werfen. Das Schwierigste selbst bei weisen Rathschlägen ist, ihnen Eingang und Beachtung zu verschaffen, und wäre auch diese vorhanden gewesen, so blieb es eine riesenhafte Aufgabe, so viele Feldherrn, die auf einer Bogenlinie von vielen hundert Stunden getrennt operirten, in Einklang zu bringen.

Wie in den frühern Feldzügen hielten während des Winters die beiderseitigen Armeen die Grenzen von Plauen an bis nach Mähren hinauf durch schwache Kordons besetzt, während die Hauptmacht rückwärts in den Winterquartieren lag. Marschal Graf Daun wurde Ende Januars nach Wien beschieden, um sich wegen der Operationen zu besprechen, und Feldzeugmeister Graf Harsch übernahm indessen das Kommando der Armee und des Hauptcorps bei Königgrätz, welches letztere zu Ende März 69,000 Mann betrug. Während Daun's Anwesenheit fand ein den kaiserlichen Hof schmerzlich berührendes Ereigniss statt, indem Prinz Karl von Lothringen das bisher mit höchster Ehre geführte Oberkommando der Armee niederlegte. Staatskanzler Graf Kaunitz setzte davon die Reichsfürsten durch Zuschriften vom 12. Februar in Kenntniss. Der Prinz erklärte dem Kaiser und der Kaiserin, wie die bisher ohne sein Verschulden entstandenen Unfälle die Sorge in ihm rege gemacht, dass sein eigenes widriges Schicksal hierbei im Spiele sein könne und in der Folge vielleicht neue Nachtheile herbeiführen möchte. Diese Betrachtung veranlasse ihn zu dem Vorschlage, einem vom Glücke mehr begünstigten Generale den Oberbefehl anzuvertrauen. Nur mit Widerstreben nahmen die Majestäten die Entsagung an und übertrugen an Daun das Oberkommando. Es fehlte dem Prinzen nicht an warmen Freunden, die sich in diesen für ihn so betrübenden Tagen offen und kräftig zu seinen Gunsten aussprachen. Sie bemerkten, dass man den Prinzen wegen der von ihm ergriffenen Massregel, nach der Schlacht von Leuthen eine so

beträchtliche Besatzung in die Stadt Breslau geworfen zu haben, verantwortlich gemacht. Er habe aber seinen Tadlern bewiesen, dass er zu jener Massregel genöthigt gewesen sei, um die preussische Armee dadurch vor Breslau aufzuhalten und sie zu verhindern, dem geschlagenen österreichischen Heere mit ganzer Macht auf dem Fusse zu folgen und es in partiellen Gefechten aufzureiben. Seine Vertheidiger bemerkten ferner, dem Prinzen sei übrigens nichts Aussergewöhnliches widerfahren; er habe ungeachtet seiner hohen Geburt nur das Schicksal aller Feldherrn getheilt. Nicht ihre Sorgen und Bemühungen würden belohnt, sondern blos ihr Glück. Nach der Schlacht von Leuthen habe man die vom Prinzen getroffenen Massregeln hoch gerühmt, jetzt aber, wo sie nicht das geleistet, was man sich davon versprochen, werde er schwer getadelt. Die kühnste und unbesonnenste Unternehmung erwerbe sich Beifall, wenn sie gelinge, dagegen würden die klügsten und vorsichtigsten Massregeln, wenn sie misslingen, als Verschuldungen gestempelt. Gleichwohl wagte keine Stimme, dem Prinzen sein Anrecht auf den Theresienorden streitig zu machen. Er und Marschal Daun empfingen am 7. März vor dem gesammten Hofe die Grosskreuze des Ordens.

Die Eröffnung der Feindseligkeiten wurde lange durch ungünstige Witterung verzögert. Zwar fand schon in der ersten Hälfte des Januars ein ziemlich ernsthaftes Gefecht, zwischen einem mit zehn Geschützen versehenen preussischen Corps von 4000 Mann und dem General de Ville statt, welcher zu Grätz im österreichischen Schlesien unweit von Troppau stand. Letzterer wies jedoch den feindlichen Angriff kräftig zurück. Die schlesischen Grenzgebirge hatten sich indessen in Schneewälle verwandelt und nördlich von Königgrätz bei Jaromirs und Pless arbeiteten viele tausend Mann, um die Strassen auszuschaufeln und die Kommunikationswege über die Elbe und Iser herzustellen. Als um die Mitte des April das Hauptquartier endlich aufbrach, vermochte es blos acht Stunden weit bis nach Skaliz zu kommen. General Loudon, der die Vorhut befehligte, führte indessen aller Hindernisse ungeachtet mit seinen abgehärteten Scharen bereits den kleinen Krieg. Er griff am 20. April die feindlichen Vorposten bei Liebau an, warf sie und nahm einige Geschütze; Liebau und mehrere nordwärts von Friedland

gelegene schlesische Orte wurden besetzt. Es schien die Absicht vorzuwalten, der Besatzung von Schweidnitz Hülfe zu bringen, aber es war schon zu spät. Die Besatzung, ursprünglich aus 3000 Mann bestehend, war in Folge von Gefechten, Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Zwei Stürme hatte General Graf Thürheim bereits abgeschlagen, aber der dritte, welcher in der Nacht vom 15. auf den 16. April statt fand, hatte den Fall der Festung zur Folge. Ein Theil der Mauern war in Bresche gelegt worden und das preussische Freibatallion Le Noble hatte sich eines dominirenden Forts bemächtigt. Am 17. April kam die Kapitulation zu Stande, nachdem Generalleutnant von Treskow der Besatzung dieselben Punkte bewilligt hatte, welche im verwichenen Herbste General Nadasdy dem General Sers zugestand; die Besatzung war kriegsgefangen. Wie viele von den tausend Baiern und Würtembergern, die einen Theil derselben bildeten, noch am Leben waren, wird nicht gemeldet, aber wahrscheinlich kaum die Hälfte. Von dem schönen würtembergischen Corps von 6000 Mann, waren übrigens abgesehen von dem obigen Reste nur noch 500 Mann um diese Zeit vorhanden, welche zu Saatz standen und die Bestimmung erhielten, sich zur französischen Armee zu begeben.[60]

60. Die österreichische Besatzung von Schweidnitz bestand im Dezember 1757 aus 8000 Mann unter dem Generalfeldmarschalleutnant Graf Thürhaimb (oder Thierheim) und dem Generalmajor Baron von Krottendorf. Zu den in der Festung früher befindlichen Kanonen hatten die Oesterreicher noch 52 Geschütze hinzugefügt. Bereits seit der Mitte des Dezembers hielt sie Fouqué eingeschlossen; am 19. März begann Generalleutnant von Treskow die förmliche Belagerung. Er hatte zu gebieten über 20 Fahnen Fussvolk, 35 Geschwader Reiter und ein paar tausend Arbeiter, über 40 gewöhnlichen Kanonen, worunter 10 vier und zwanzig Pfünder, 20 Haubitzen und 22 Mörser; die Regimenter waren jedoch bei weitem nicht vollzählig und die Zahl seiner dienstfähigen Mannschaft belief sich nur auf 9700, auch konnten die zu den Arbeiten erforderlichen Gegenstände nur mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten herbeigeschafft werden. Die rauhe Witterung brachte eine grosse Verzögerung mit sich. Seine Belagerung wurde nach beiden Seiten geschützt, im Glazischen durch Fouqué mit 16 Fahnen und 10 Geschwadern, und um Landshut und Friedland durch den König, der dort mit der Hauptmacht, mit 43 Fahnen und 53 Geschwadern stand. Mittlerweile hatte der Befehlshaber der Festung viele zu ihrer Vertheidigung dienliche Vorkehrungen getroffen, Verhaue und Gräben und

einen bastionirten Wall gemacht, alle Bäume ringsum gefällt, auch verschiedene Gebäude des evangelischen Kirchenkollegiums niedergerissen. Harter Druck fiel auf die Einwohner, die ihre Waffen aushändigen, von ihren Vorräthen abliefern, sich im täglichen Verbrauche beschränken und zu Arbeiten unentgeltlich hergeben mussten. Auf der Strasse durften nicht mehrere beisammen stehen bleiben. Ueberhaupt erlitten sie eine unwürdige Behandlung. Viele mussten Stockschläge hinnehmen. Besonders auffällig war es, dass der Rath ein Verzeichniss derjenigen, die schon unter Karl VI. Bürgerrecht gehabt hatten, und derer, die es erst in der preussischen Zeit erlangt, aufnehmen musste. Der Preis der Lebensmittel stieg hoch (der Scheffel Weizen bis auf 8½ Thlr., ein Huhn 1⅓ Thlr., ein Ei 10 Silbergroschen) und verheerend wütheten Krankheiten unter Soldaten wie Bürgern.

Das preussische Hauptquartier war in Würben. Sobald die Witterung es zuliess, vom 1. zum 2. April wurde die Laufgräbenarbeit von Sabischdorf aus durch den Obersten Balby begonnen und am 8ten die Beschiessung eröffnet. Anfänglich war das Feuer der Belagerten überlegen, doch schon am 11ten waren viele Stücke der Festung zum Schweigen gebracht und Balby gedachte an Sturm, um Schweidnitz schneller zum Falle zu bringen. Die Generale der Belagerung waren mit diesem Vorhaben nicht einverstanden; der König aber genehmigte es und am 16. April, 2 Uhr Morgens, erstürmte Diercke mit seinen Grenadiren das Galgenfort, wobei er nur einen Verlust von zehn Todten und 48 Verwundeten erlitt. Während der ganzen Belagerung hatten die Preussen (diesen Sturm mit inbegriffen) 102 Gefallene und 261 Verwundete eingebüsst. Von zwei abgeschlagenen Stürmen und bereits gebrochener Mauerlücke, wie der den österreichischen Berichten folgende Huschberg erzählt, weiss weder das preussische Belagerungstagebuch (in: Tielke's Beyträgen zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763. Freyberg 1781. 4. IV: die Drey Belagerungen der Festung Schweidnitz S. 43—76) noch die Ueberlieferung der schweidnitzer Bürger Fritsche und Hoffmann, deren Nachrichten Friedrich Julius Schmidt in seiner Geschichte der Stadt Schweidnitz 1848, II, 263—269 benutzt hat. Ebenso falsch sind die österreichischen Angaben in Bezug auf die Stärke der Besatzung, denn es wurden in Schweidnitz 4924 Oesterreicher gefangen genommen, worunter freilich 1150 Kranke. Wenn das Berliner Journal vom 22. April 1758 nur 3450 Mann als kriegsgefangen angibt, so waren vermuthlich die krank darniederliegenden nicht mitgezählt worden. Unter den Bedingungen, welche Thürhaimb vor der Ergebung stellen wollte, waren drei auffällige: 1) dass 10 verdeckte Wagen, die unter keinem Vorwande durchsucht werden sollten, fortgenommen werden dürften, 2) dass der ganze Stadtrath und alle übrigen kaiserlichen Bedienten in ihrem emploi verbleiben könnten, 3) dass die Stadt bei allen ihren Privilegien belassen würde und die katholische Religion ihr freies Exercitium behalte. Sie wurden natürlich abgeschlagen. Oberst Zastrow behielt die Festung mit 4 Fahnen besetzt. Die Beamten wurden auf's neue für Friedrich in

Um die Vorhut Loudon's zu verstärken, setzte sich am 18. April das Reservecorps unter dem Herzog von Ahremberg in Bewegung und rückte in die Umgegend von Friedland und Braunau vor. Abermals war auch in diesem Feldzuge bei dessen Eröffnung blos von der Defensive die Rede, und es gab sich die Absicht kund, blos die böhmische und mährische Grenze, welche letztere vom General Marquis de Ville gehütet wurde, zu decken. Diese Abneigung des Kriegsraths wie Daun's, die Offensive zu ergreifen, hatte ohne Zweifel in dem Gefühle der Ueberlegenheit der Feldherrngaben des Königs ihren Grund. Die beste Gelegenheit dazu wäre der Zug nach Schweidnitz gewesen, aber man wusste, dass für diesen Fall alle nöthigen Empfangsanstalten bereits vom Könige getroffen waren. Deshalb erklärte ein hochgestellter Mann[61] einem Reichsfürsten, man habe schon lange auf den Entsatz von Schweidnitz verzichtet, weil man sich in die schon vorbereitete Falle nicht wolle verlocken lassen. Preussischer Seits standen den beiden österreichischen Corps jene der Generale von Ziethen und von Fouqué gegenüber und zwar deckte der erstere die Linie von Landshut bis Braunau und der letztere die Grenze der Grafschaft Glaz. Ihre Haltung verrieth, dass sie ebenfalls keinen Einbruch beabsichtigten. Als aber der Mai anbrach, da wurde es klar, was der König beabsichtige. Er zog im Rücken jener obigen Corps mit einem dritten von Neisse her gegen Troppau und Marschal Keith führte ein viertes über Jägerndorf an die mährische Grenze. Beide Kolonnen

---

Eid genommen, nur der Rathsherr Neugebauer seines Amtes entsetzt, weil er der Aeusserung überführt wurde: er habe 16 Jahre wider Willen ein preussisches Herz im Leibe getragen, mehrere Personen endlich (unter diesen der Kapuzinerguardian und 6 Mönche) wurden eingesperrt.

Nach der Einname von Schweidnitz schickte der König 2 Fahnen Fussvolk und 20 Reitergeschwader zum Heere des Prinzen Heinrich ab: 27 Fahnen Fussvolk lagen in Breslau und den Festungen Glogau, Brieg, Neisse, Kosel und Glaz; 16 Fahnen und 15 Geschwader standen als Wacht bei Reichenbach und Glaz; 12 Fahnen und 10 Geschwader bei Landshut; sie schützten die Gebirgspässe gegen die feindlichen Streifereien, gaben die Möglichkeit, über Glaz nach Böhmen oder über Neustadt und Troppau nach Mähren vorzudringen, und verdeckten die vorbereitenden Bewegungen. In Grüssau befand sich der König. Um das Geheimniss seines Vorhabens zu bewahren, hatte er auf das schärfste verboten, binnen sechs Wochen das geringste vom Heere zu schreiben.

61. Reichshofrath von Borié, Wien 24. April 1758.

rückten über Gibau und Sternberg am 3. Mai in die Ebene von Olmütz an der March. An demselben Tage war Marschal Daun aus dem Lager bei Skalitz aufgebrochen und hatte am 5. Mai die Armee bei Leutomischel an der böhmisch-mährischen Grenze Stellung nehmen lassen, während Feldzeugmeister Graf Harsch mit einem ansehnlichen Corps zur Deckung des verlassenen Landstriches gegen Ziethen und Fouqué zurückblieb. Des letztern Mission war aber, nachdem der König defilirt war, zu Ende; er brach mit seinem Corps nach Neisse auf, nahm hier eine grosse Zahl schweres Geschütz in Empfang und führte es der Armee nach. Wie das Heer vorrückte, wich General de Ville mit seinem Corps südwärts zurück; bereits am 2. Mai hatte er erfahren, dass der König mit 40,000 Mann und mehrern tausend mit Mundvorrath beladenen Wagen im Anmarsche sei. Er hatte für die aus 16 schwachen Batallionen, worunter einige baierische, bestehende Besatzung, etwa 7000 Mann, die nöthige Obsorge getroffen, sie mit Lebensmitteln auf zwei Monate versehen und am 3. Mai noch mit 2000 Mann Fussvolk und einigen 50 baierischen Kanoniren verstärkt. Feldmarschalleutnant von Marschall, ein durch Tapferkeit und Erfahrung ausgezeichneter Offizier, vertheidigte die Stadt. Während die preussische Armee im engern und weitern Umkreise Olmütz umgab und Neustadt, Litta und Namiest durch Prinz Moriz von Dessau und General von Wedel besetzt wurden, der König selbst aber zwischen Olschau und Prosnitz, auf dessen Höhen de Ville stand, Posto fasste, leitete Marschal Keith die Berennung und Einschliessung der Stadt. Zehn Tage verstrichen jedoch, ehe das Belagerungsgeschütz anlangte, aber dann war der Erfolg auch nicht gross, da die ersten Batterien in zu grosser Entfernung angelegt worden waren. Die kaiserliche Regierung säumte indessen nicht, alle Mittel anzuwenden, um den Widerstand in Mähren zu verstärken und Wien, in Anbetracht dass es nur acht und zwanzig und eine halbe Meile von Olmütz entfernt ist, gehörig zu decken. Daun's beobachtende Stellung zu Leutomischel hielt zwar vor der Hand das preussische Heer in Schach und hinderte es, an eine Unternehmung nach Brünn zu denken, gleichwohl machte man sich aber zu Wien auf mögliche Wechselfälle gefasst und zog daselbst und bei Enzersdorf eiligst ein Armeecorps von 25,000 Mann zusammen, nämlich 10,000 Sachsen, 3000 Toskaner

und 12,000 Ungarn. Die Kaiserin, sich an die Liebe und Treue ihrer mährischen Unterthanen wendend, erliess ein Landaufgebot und namentlich an die von Olmütz südlich gelegenen Kreise Prerau und Hradisch, um die dort wohnenden Hannaken und Partatschen zur Ergreifung der Waffen aufzufordern. Sogleich fand sich für sie auch ein Anführer aus eigener Mitte. Hannibal Boylico, früher ein Parteiführer und damals Finanzbeamter zu Lundenburg, erbot sich zum Kommando über den Landsturm. — General de Ville's Nähe zu Prosnitz schien jedoch den König zu belästigen und er liess ihn von den Anhöhen vertreiben, worauf sich derselbe gegen Brünn zurückzog. Dieses veranlasste aber Marschal Daun, nun näher an Olmütz vorzurücken; er nahm am 27. Mai sein Hauptquartier zu Gewitsch, einige Tagemärsche westlich von Olmütz, nachdem er sich durch das Harschische Corps um 20,000 Mann verstärkt hatte; die Hauptarmee bestand jetzt aus 70,000 Mann. Das Lager war der Festung bereits so nahe, dass der Wiederhall der Kanonen in den Bergen vernommen wurde, aber der Erfolg der Beschiessung war noch immer wegen zu grosser Entfernung sehr gering. Dazu versäumte General Marschall keine Gelegenheit, dem Feinde zu schaden. Am 5. Juni unternahm er einen erfolgreichen Ausfall, in welchem er neun grosse Geschütze vernagelte. Abermals veränderte Marschal Daun, um näher an Olmütz heranzurücken, seine Stellung, da die böhmisch-mährische Gränze durch den bereits bekannten kühnen Parteiführer General Jahnus, so wie durch Loudon gedeckt wurde, und General Kalnocky mit einem Corps in Schlesien selbst bei Landshut stand. Sie schlugen alle gegen sie unternommenen Angriffe mit Glück und Erfolg ab. Eine für die preussischen Kommunikationen gefährliche Stellung nahm zur Zeit, als Daun mit der Armee aufbrach, der Parteiführer Oberst von Lanius ein; unterstützt von den Gebirgsbauern, die mit den Kroaten im besten Einklange standen, hatte er sich in den Bergen oberhalb Sternberg bei Hof, somit im Rücken der königlichen Armee postirt. Unbesorgt wegen Böhmen brach Marschal Daun am 16. Juni in drei Kolonnen aus dem Lager bei Gewitsch auf und setzte, an der Spitze der Avantgarde sich einfindend, durch walddichte Gegenden den Marsch bis zum Dorfe Wurabo fort, in dessen Nähe ohne Feuer und Zelte das Heer die Nacht im Felde zubrachte. Am folgenden Tage um zwei Uhr nach Mitter-

nacht brach es wieder auf und zog durch Waldgebirge bis zum Sonnenuntergang. Als der Abend anbrach, trat es endlich aus den Bergen heraus und schlug Lager bei dem Dorfe Cohowiz, in welchem sich das Hauptquartier niederliess. In einer Entfernung von drei Stunden lag Olmütz nördlich vor dem Heere. Es stellte sich in vier Treffen auf, welche die von der Festung nach Brünn führende Kaiserstrasse durchschnitten. Nicht ohne Kampf fand die Beziehung des Lagers statt, denn die österreichische Vorhut unter General Saint Ignon stiess auf ein Corps preussischer Reiterei und gerieth mit ihr in ernstlichen Kampf, in welchem das preussische Kürassirregiment Bayreuth seine silbernen Heerpauken verlor. Daun hatte seine Stellung an der Gränze aufgegeben, um den Fall von Olmütz zu hindern und den König zu nöthigen, die Belagerung aufzuheben. Gleichzeitige Nachrichten von Wien, früher besorgt lautend, athmeten nun wieder Zuversicht und betrachteten die jenseitigen Unternehmungen als ein fruchtloses Scharwerk. Am 19. Juni rekognoszirte der König in Begleitung von 16,000 Mann den österreichischen rechten Flügel und veranlasste dadurch eine sehr lebhafte Kanonade und eine Verstärkung der äussersten Linie. Daun ermangelte jedoch nicht, am folgenden Tage diesen Besuch zu erwiedern und benützte eine in Folge der Allarmirung entstandene Gelegenheit, tausend frische Streiter unter Führung des durch seine tapfere Vertheidigung von Liegnitz bekannten Generals von Bilau in die Festung zu werfen. Mehrere Tage lang erfreuten sich die Armeen beiderseits der Ruhe, doch liess Daun, während der Kanonendonner der Belagerer herüberhallte, die noch weniger geübten Mannschaften im Feuer exerziren. Die feindlichen Batterien waren am 24. Juni noch 250 Schritte vom Glacis entfernt und die Sappirung ging nur äusserst langsam vor sich. Daun rückte nun noch näher an Olmütz heran und zog am 27. Juni in vier Kolonnen unter klingendem Spiele in die Ebene von Prosnitz, so dass dieser Ort zwischen der preussischen und österreichischen Armee zu liegen kam, letztere aber in drei Treffen gegliedert zwischen den Dörfern Klenowitz und Dobromielitz sich ausbreitete. Es schien als biete der Marschal dem König eine Schlacht an, weil die Gefahr für Olmütz wuchs, denn am folgenden Tage nach jener Bewegung drang die Sappe bereits bis zum Fusse des Glacis vor und die dritte Parallele wurde begonnen, und zwar

namentlich zwischen dem Theresien- und Katharinenthor. Erfreute sich die Besatzung eben nicht eines Ueberflusses an Lebensmitteln, so hatte sie doch die gehörige Munition, aber an beiden begann es bei der preussischen Armee zu mangeln und auf Anordnung des Königs hatte sich ein ungeheuerer Zug von dreitausend Wagen, beladen mit Lebensvorrath, Munition und Geld, sammt einer Heerde von dritthalb tausend Stücken polnischen Hornviehs, unter Bedeckung von 10,000 Mann, welche nach österreichischen Berichten vom General von Puttkammer und nach preussischen vom Oberst Mosel befehligt wurden, von Neisse her über Troppau in Bewegung gesetzt. Als die Generale Loudon, Ziskowitz und Jahnus davon Nachricht erhielten, säumten sie nicht, zahlreiche Streifscharen abzuordnen, um ihr Glück zu versuchen. Bei einem Zuge von mehr als zwei Meilen Länge, zwischen Bergen und Wäldern, über enge Brücken und Stege, auf oft bodenlosen Strassen in Thälern und Dörfern war es kein Wunder, wenn der Zug oft stockte und der Zusammenhang und damit auch die gehörige Deckung und Uebersicht aufhörte. Bevor noch der Zug die schlesische Gränze überschritt, war er bereits mehrmals von den Kroaten und dem Landsturm angefallen und bedeutend beschädigt und verringert worden. Bei Domstädtel, bereits auf mährischem Grund und Boden, vollführten sie am 30. Juni den Hauptschlag. Förmliche Gefechte, in welchen beiderseits von den Geschützen Gebrauch gemacht wurde, fanden mit abwechselndem Glücke statt, bis endlich die Bedeckung theils überwältigt und getödtet, theils zersprengt und gefangen wurde. Kaum ein Drittheil der Wagen entrann dem Verderben und erreichte das preussische Lager; die übrigen lagen mit zerschossenen oder zerschlagenen Rädern am Boden, nachdem das schlesische Landvolk die Stränge der Zugpferde abgeschnitten und nordwärts nach Troppau sich gerettet hatte, oder fielen mit ihrer Bespannung in die Hände der Sieger. Mehrere Geldwagen wurden ihnen zur Beute. Angeblich lieferten Loudon's Scharen beinahe eine Million Thaler ein, jene des Generals Ziskowitz aber gar nichts, „massen, wie ein gleichzeitiger Bericht treuherzig meldet, das Geld allzu fruhzeitig unter die Soldaten gekommen.“ Dreizehn feindliche Geschütze und bei 3000 Pferde wurden erbeutet und 42 Offiziere mit 16,000 Mann geriethen in Gefangenschaft, aber auch

der Verlust der Sieger war nicht gering, denn sie verloren bei 2000 Mann, welch' grosser Verlust dadurch erklärt wird, dass die Loudon'schen Scharen allein vierzehnmal angriffen; zugleich ein Beweis, wie tapfer und mannhaft die Bedeckung gefochten hat.

An demselben Tage, wo dem Belagerungsheere die nöthigen Vorräthe für ein längeres Verbleiben vor Olmütz abgeschnitten wurden, beschloss Marschal Daun vom rechten Ufer der March, wo die Hauptmacht der Preussen stand, auf das linke Ufer hinüber zu gehen, um dem dort gelegenen kleinern Stadttheile, welchen die Belagerer blos mit einigen tausend Mann zernirt hielten, Hülfe zu bringen. Er liess im Laufe des Tages vor der bisherigen Lagerlinie eine neue abstecken, um den Gegner irre zu führen, aber sobald der Retrâteschuss erfolgt war und das Abenddunkel hereinbrach, zog die ganze Armee in grösster Stille aus dem Lager ab. Die ganze Nacht hindurch ging der Marsch flussabwärts bis in die Höhe des auf der linken Marchseite landeinwärts gelegenen Prerau; dann überschritt die Armee mittelst mehreren Pontonsbrücken den Fluss und zog nach zweistündiger Rast wieder aufwärts. Bevor noch die Sonne des 1. Juli unterging, stand sie an und auf dem sogenannten Heiligenberg hinter Olmütz. Im königlichen Lager erfuhr man von dem Ziele jener nächtlichen Bewegung eher nichts, als bis am Nachmittage des obigen Tages die österreichische Vorhut aus Grenadiren und Karabiniren bestehend dort eintraf. Ein Corps von 5000 Mann zog gegen sie heran und stellte sich in Schlachtordnung, als aber neue zur Vorhut gehörige Scharen anrückten, brach selbes unverweilt wieder auf, während ein heftiges Feuer vom Belagerungscorps auf die Stadt eröffnet wurde. Glücklicher Weise war es die letzte Beschiessung, welche die beklagenswerthen Bürger zu erdulden hatten, denn die Kommunikation zwischen der Stadt und dem Heere wurde noch an demselben Abend eröffnet und damit gingen alle auf die Eroberung verwandten Mühen und Kosten verloren. Um Mitternacht waren mit Ausname von fünf schweren Mörsern und einer sogenannten halben Kartaune, welche zurückblieben, alle Batterien geräumt und der König brach um zwei Uhr mit dem Heere in drei Kolonnen unter Führung des Fürsten von Dessau, Fouqué's und Keith's auf, nahm aber den Rückmarsch nicht nach Schlesien, sondern über

Zwittau und Mirau nach der böhmischen Gränze, da, an deren Ueberschreitung ihn zu hindern, kein hinlänglich starkes Corps vorhanden war. — Olmütz, die Vormauer der österreichischen Südländer, war somit gerettet. Wie sehr das feindliche Feuer gewüthet, mag daraus erhellen, dass 53 Festungsgeschütze unbrauchbar und 57 Lafetten zerschossen wurden. Die Kaiserin ernannte den tapferen Vertheidiger Feldzeugmeister von Marschall zum Feldmarschal und der Kaiser übertrug ihm die Würde eines Gouverneurs von Luxemburg. Die Gesandten aller verbündeten Höfe überreichten Glückwunschschreiben und selbst der türkische Botschafter zu Wien blieb damit nicht zurück. Die Wegname des grossen Transports aber wurde durch einen regensburger Bürger poetisch verherrlicht; er besang die That in sechsfüssigen Jamben durch vier Druckseiten in Quart. Da der Verfasser sich nicht genannt hatte, so berichtete ein Gesandter an seinen Hof, ein protestantischer Bürger habe das Gedicht inkognito gemacht.

Ehe wir die weitere Entwicklung der Ereignisse verfolgen, haben wir einen Rückblick auf die statt gehabten Operationen überhaupt zu werfen. Die Eröffnung des Feldzuges hielt ganz Deutschland in Spannung und die verschiedenartigsten Urtheile über den Einbruch in Mähren wurden in öffentlichen Blättern wie in Flugschriften laut, die Absichten und Plane des Königs bald gutheissend bald tadelnd. Selbst preussische Geschichtschreiber nennen den Zug die unerklärbarste Handlung Friedrichs, weil eine Behauptung der eroberten Festung unmöglich und somit der Verlust der darin gelassenen Besatzung ganz unvermeidlich gewesen sei. Diese beiden Punkte mögen sehr wahr sein, aber sie sind nicht wichtig genug, um über die strategische Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit der Massregel zu entscheiden. Des Ganzen wegen muss oft ein Theil gleichsam Preis gegeben und der eigenen Tapferkeit überlassen werden. Das Hauptbemühen des Königs ging offenbar schon drei Jahre lang dahin, den Kriegsschauplatz vom Herzen seines eigenen Landes, welches die Natur ohnehin nicht zu reichlich mit ihren Gaben bedachte, so weit wie möglich entfernt zu halten; er musste darauf sinnen, Brandenburg, Sachsen und die Niederlausitz zu decken, um im eigenen, wie im eroberten Lande Herr und Nutzniesser zu bleiben und den

fremden Heeren solange nur möglich auf fremdem Boden Schlachten zu liefern. Desshalb ging er ohne Zweifel die ersten zwei Jahre nach Böhmen und das dritte nach Mähren. Um Herr seiner Bewegungen zu bleiben, durfte er nicht auf den Angriff warten, sondern musste offensiv verfahren und dem Gegner den Krieg samt allem seinem Unheil und Verderben in das Land tragen. Tadelten die Zeitgenossen die Expedition nach Mähren und verwiesen sie dabei auf Böhmen, so vergassen sie, dass der König von dem Augenblicke an, wo er ein Heer in Oberschlesien zusammenzog, die Alternative, das eine oder das andere Land zu überziehen, ohnehin in's Auge gefasst hatte und dadurch Oesterreich in eine sehr schwierige Lage versetzte. In beiden Ländern blos zum Schutze der Gränzen zwei grosse schlagfertige Heere aufzustellen, dazu reichten offenbar die Mittel nicht, und es blieb somit nichts übrig, als sich für die Wahl des einen oder des andern zu entscheiden. Wenn gleichzeitigen Ueberlieferungen aus der ersten Hälfte des Mai voller Glauben beizumessen wäre, so hätte der König gehofft, Daun würde entweder mit der Hauptarmee Stellung in Mähren nehmen, oder bei der Nachricht, dass die preussische Armee die Richtung dahin einschlage, ihr den Vorsprung abzugewinnen suchen. Dann würde er in Böhmen eingebrochen sein, um die neu angelegten grossen Magazine und Vorrathshäuser aufzuheben, zu welchem Behufe dem königlichen Heere ein grosser Tross leerer Wagen gefolgt sei, Prag zu besetzen und Stadt und Land einen nahmhaften Beitrag zu den Kriegskosten erlegen zu lassen. Das Gegentheil davon erfolgte jedoch. Der Marschal blieb, als der König den Weg südwärts einschlug, anfangs bei Königgrätz und dann bei Leutomischel längere Zeit fest stehen, den Verlauf der Dinge blos beobachtend. Deshalb wurde er zu genannter Zeit selbst vielfach gerühmt; man lobte seine Umsicht und Ueberlegung und war der Ueberzeugung, dass der Einfall nicht zum gewünschten Ziele führen werde, ja man zweifelte selbst, ob der König Olmütz belagern werde. Unternehme derselbe die Belagerung, so werde er, da besonders die Grafschaft Glaz völlig erschöpft sei, bald an Allem Noth leiden. Bezwinge er aber auch die Stadt und ebenso auch das befestigte Brünn, was bleibe ihm dann übrig an Truppen gegenüber der österreichischen Armee, um einen kühnen Zug nach

Wien unternehmen und Haddik's Besuch in Berlin erwidern zu können[61].

---

61 Die zeitgenössischen Urtheile gingen irre. Dass der König weder die Absicht hatte, statt auf Olmütz nach Böhmen zu ziehen, noch die, nach erfolgter Einname von Olmütz Wien selbst zum Angriffspunkte zu wählen, ist aus seinem, oben S. 425. mitgetheilten Kriegsplane ersichtlich.

Daun selber war anfänglich der Meinung, Böhmen sei des Königs Ziel, der Zug nach Mähren blosse Maske ihn fortzulocken, damit der preussische Einfall in Böhmen ungehindert vor sich gehe. (Brief aus Regensburg vom 7. Mai.) Darum lagerte er so lange abwartend in Leutomischel.

Am 27. April brach der König Friedrich mit den Vortruppen auf. Sein Heer, an 50 Fahnen Fussvolk und über 100 Geschwader Reiter zählend, war gleichwohl nicht über 38,000 Mann stark. In Troppau blieben 2 Fahnen preussischer Soldaten stehen, um den Verbindungsweg zu decken. Da Olmütz an der Hauptstrasse gelegen, so musste er es einnehmen, wenn er weiter vordringen wollte ohne die Verbindung mit Schlesien zu gefährden. Er hoffte spätestens in der Mitte des Juni Meister des Platzes zu werden. Allein er täuschte sich hinsichtlich dessen Beschaffenheit; das war nicht mehr dasselbe Olmütz, welches er vor sechzehn Jahren eingenommen; es war jetzt eine Festung in vortrefflichem Stande, mit ungefähr 9000 Soldaten besetzt und von einem tapfern Befehlshaber geschickt vertheidigt. Schon bei der Belagerung von Schweidnitz wollte Graf Hordt bemerken, dass die Preussen in der Belagerungskunst noch viel von den Franzosen zu lernen hätten: jetzt, vor Olmütz wurden offenbar Fehler begangen, wie auch G. F. von Tempelhoff, welcher damals bei diesem Heere war, (in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland zwischen dem Könige von Preussen und der Kaiserin-Königin mit ihren Alliirten. Berlin 1785. II. 21—94. 137—191. vgl. S. 80, 59 ff.) bezeugt. Man stritt sich im Lager uber Fragen der Geschützeswissenschaft. Oberst Balby wollte aus einer Entfernung von 15—1800 Schritten mittelst verstärkter Pulverladungen das Feuer der Festung zum Schweigen bringen. Der König wollte in seinem Aerger über den schlechten Fortgang, dass Keith, welcher die Oberleitung der Belagerungsarbeiten hatte, den Ingenieuren sage: er werde ihnen statt einer Bürgerkrone eine Eselsmütze machen lassen. Es zog der Erfolg sich hin, gleichwohl rechnete Friedrich auf einen glücklichen Ausgang und war überhaupt so hochgestimmt, dass er seinem Bruder auftrug, in Sachsen zu verbreiten: er werde keinen andern Frieden annehmen, als einen solchen, der ihm eine gehörige Genugthuung gebe; müsste er auch noch vier Jahre kriegen! (Briefe. bei Schöning I, 219, 194, 201.) Die Einschliessung war bei der Schwäche des Belagerungsheeres keine vollständige. Die Hauptstellung, welche die Preussen nahmen, war bei Littau — gegen Böhmen hin — und bei Prosnitz, von wo der Haupt-

angriff auf den Theil von Olmütz, welcher zwischen dem Theresien- und dem Katharinenthor liegt, erfolgte — gegen Oesterreich hin — mithin, vom preussischen Standpunkte aus mehr im Rücken von Olmütz. Zur Beschiessung dienten 80 Geschütze, mit diesen wurden auch 53 Festungsstücke zum Schweigen gebracht. Der Verlust der Besatzung betrug 671 Mann, ausser 23 andern Einwohnern.

Daun wollte es durchaus nicht zu einer Schlacht kommen lassen, weil deren Verlust von den verhängnissvollsten Folgen begleitet gewesen wäre, am wenigsten wollte er angreifen. Wenn Graf Pergen dem Minister Cobenzl berichtet: Daun habe vor dem Aufbruch aus Gewitsch an Soubise geschrieben: je sors pour battre le roi de Prusse et je le battrai, s'il y tient, so muss diess auf einem Missverständniss beruhen, und wenn gar österreichische Geschichtschreiber, Mailath und andere erzählen: Daun habe bei Olmütz dem Könige eine Schlacht angeboten, dieser sie jedoch nicht angenommen, so widerspricht diese Behauptung gradezu den Absichten und Vorgängen. Denn umgekehrt war es grade der König, welcher eine Schlacht herbeiwünschte und sein Unternehmen scheiterte hauptsächlich daran, dass er es zu einer solchen unter annehmbaren Verhältnissen nicht bringen konnte. Als die Lage von Olmütz bedrängter wurde, rückte Daun mit grösster Vorsicht mittelst einer östlichen Schwenkung über Prerau heran und brachte darauf sein Heer durch einen gelungenen Marsch an die Festung. Friedrich war der Meinung, Daun habe sich nach Brünn gewendet: allzuspät gewahrten die Preussen seine Nähe. Auch jetzt war Daun durchaus nicht gewillt anzugreifen, erwartete vielmehr den sicheren Erfolg vom kleinen Spiel seiner leichten Truppen und rechnete richtig.

Vierzig bis fünfzig Wegstunden liegt Olmütz von Neisse, dreissig bis vierzig Wegstunden von Kosel, den beiden preussischen Stützpunkten. So weit mussten Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse herbeigeschafft werden! Die preussischen Verpflegungseinrichtungen waren damals so beschaffen, dass täglich auf den Mann 2 Pfund Brod oder der fünfzigste Theil eines berliner Scheffels Mehl und auf das Pferd 3 Metzen Hafer gerechnet wurden. Jede Kompanie und jedes Geschwader hatte einen Wagen, welcher ihren Brodbedarf auf 6 Tage hielt. Demnächst trug jeder Mann dreitägige Lebensmittel bei sich. Das Heer war demnach bei seinem Aufbruche für 9 Tage versorgt. Vom zehnten Tage an aber musste Nachfuhr aus den Vorrathsorten den Unterhalt liefern, soweit solcher nicht aus dem besetzten Lande zu nehmen war. Nun trug ein vierspänniger Proviantwagen in der Regel 18 Scheffel, d. h. den Tagesbedarf für 900 Mäuler, und legte mit dieser Last durchschnittlich sechs Stunden zurück. Ein Tag ging mit Auf- und Abladen verloren. Kam der Mehlwagen an, so musste die Feldbäckerei arbeiten. Jeder eiserne Backofen derselben beschaffte täglich Brod für 2250 Mann, es wurden aber auch Backofen in den besetzten Städten zur Aushülfe in Anspruch genommen. Das Heer von Olmütz nährte sich nun aus den Aufspeicherungen zu Kosel und Neisse und hatte Bäckereien in Sternberg und Littau. In Mähren fand Friedrich keine angesammelten

Vorräthe; in Leutomischel, Königgrätz waren die nächsten, da wo Daun hielt. Die tschechische Bevölkerung zeigte sich ausserordentlich feindselig. „Die Nation ist hier ganz abscheulich und hartnäckig. Es ist hier nichts zu haben, wir kaufen gutes Wasser" schreibt ein preussischer Anführer am 25. Mai aus dem olmützer Lager. ([Gosohorsky] Briefe über die Begebenheiten des jetzigen Krieges von Augenzeugen desselben geschrieben. Frankfurt und Leipzig 1758. S. 102.) Bringt man ferner in Anschlag den täglichen Bedarf an Pulver, Eisen, Schanzzeug und andern Erfordernissen der Belagerung, erwägt man, dass das scharf anhaltende Feuer eines einzigen Tages die Pulverlast von mehr als 20 vierspännigen Wagen und die Kugeln von weit über hundert Wagen für achtzig Geschütze erfordern konnte, so ist ungefähr zu berechnen, wie gross die beständige Zufuhr sein musste, die das preussische Heer bedurfte, um gegen Olmütz in Thätigkeit zu bleiben. Sechstausend Wagen sollen bei dem preussischen Heere gewesen sein, als es nach Mähren kam, aber an der ungestörten Verbindung mit Schlesien hing der Erfolg.

Diesesmal gaben die leichten Truppen, die Kroatenschwärme, Warasdiner und solches Volk dem österreichischen Heere das Uebergewicht und entschieden den Feldzug. Loudon war dem Ziethen überlegen. Diese Haufen, die zwischen ehrlichen Kriegsmännern und räuberischem Gesindel mitten inne standen, waren ganz geeignet, nicht nur das regelmässige Heer Dauns zu umgeben, so dass dieses wie hinter einem Vorhange sich bewegen mochte, sondern auch an den Seiten des Feindes einzubrechen und auf alle Weise die preussische Verbindungslinie zu stören. Durch unwegsames Land sich hindurchschleichend, über Hecken und Büsche, Höhen und Waldungen, erschienen sie, wo sie nicht erwartet wurden. Bei ihrer raschen Beweglichkeit waren nur Reiter ihnen gefährlich, aber Reiter konnten ihnen wieder auf dem Boden nicht beikommen, den sie liebten. Oefters nahmen sie die Wagen weg, die zum preussischen Heere gingen und nirgends war ihnen ein Schlag beizubringen.

Das Geschick des Belagerungsheeres hing an der grossen Zufuhr, welche am 21. Juni mit starker Bedeckung von Neisse abgegangen war.

Sechs Geldwagen mit angeblich 3 Millionen Thalern, 2483 polnische Ochsen, 3—4000 mit Mehl und Hülsenfrüchten beladene Wagen, andere Wagen mit Schiessbedarf nahmen eine Strecke von mehr als 6 Stunden auf schlechten Gebirgswegen ein. Ueberlegene österreichische Massen warfen sich wiederholt auf die Bedeckung und die Wagen; auch die Bauern des Umlandes stürzten herbei um zu plündern. Es war kein regelmässiges Gefecht, aber ein sich oft erneuerndes, doch hier und da erfolgreiches Angreifen. Die erschrockenen Fuhrknechte zerschnitten die Stränge und jagten davon. Der in Unordnung gerathene Zug ging endlich trotz tapferer Gegenwehr am 30. Juni bei Domstädtel verloren. (Den Plan dieses Gefechts enthält: Chr. Fr. v. der Heyden, das durch innerliche Kriege bedrängte Teutschland. Augsburg 1759. I. n. 79.)

Sowie Friedrich diese Kunde erhielt, war er auf der Stelle entschlossen und verlor keinen kostbaren Augenblick mit Schwanken. „Der Mangel an Schiessbedarf um die Belagerung von Olmütz zu enden, (meldete er am 4. Juni seinem Bruder Heinrich) hat mich gezwungen sie aufzuheben". Am 1. Juli wird die Belagerung aufgegeben, 2 Uhr nach Mitternacht die Laufgräben geräumt. Die Raschheit und Umsicht des Königs rettete beinahe das gesammte Belagerungsgeschütz sowie den Wagentross und erhielt das Heer in seiner Stärke und seinem Muth. Der Offizier, welcher sage: es sei jetzt Alles verloren, oder sich niedergeschlagen zeige, sollte auf die Festung kommen (Befehl vom 1. Juli bei Schöning I 220.) Wohin sich wenden? Der Rückzug nach Schlesien ist beinahe verlegt; in den Gegenden, durch welche die Preussen mussten, stehen schon feindliche Heerhaufen, ist der erwartete Zuzug zu Grunde gegangen. Kühn führte er sein Heer nach dem offenen Böhmen, in der Hoffnung in Leutomischel und Königgrätz volle Speicherungen zu gewinnen. Sein Rückzug wird zum Einfall in Feindesland.

Daun hütet sich ihn eilig zu verfolgen. Denn er will ja sein Heer keiner Schlacht aussetzen. Durch seine Ruhe und seine meisterhaften Bewegungen hatte er schon Olmütz entsetzt und einen gewichtigen Sieg errungen, indem er Friedrichs Anschläge vereitelte. In seinem Heere pries man sein jetziges Verhalten als ein Meisterstück. Maria Theresia rief (so wurde an Cobenzl berichtet), als sie den Rückzug des Preussenkönigs von Olmütz erfuhr „unsere Sache ist gewonnen, wenn wir in der Demuth bleiben." Damit es aber der Freude an Prunk nicht gebreche, wurde in Wien zu Ehren Daun's auf den Entsatz von Olmütz eine Schaumünze geprägt, welche sagte: Cunctando vicisti, Cunctando vincere perge! Daun zog langsam auf Königgrätz dem Könige nach. Friedrichs vortrefflicher Rückzug hatte die üblen Folgen des Missgeschickes theilweise abgewandt und gern hätte Friedrich jetzt in Böhmen es zur Schlacht mit Daun gebracht (Tempelhoff II 174.), Daun aber hütete sich wohlweislich und machte sein Lager zu einer Art von Festung. Sein weiteres Ziel war, des Königs Bewegung nach Zittau zuvorzukommen. An diese Richtung dachte jedoch der König nicht. Daun's fernere Absicht war, durch Einname der Lausitz die nächste Verbindung zwischen dem Elb- und dem Oderlande abzuschneiden und Streifscharen gen Krossen und Frankfurt den Russen entgegenzuschicken.

Die Russen standen schon in der Neumark. Der König, der gegen Daun nichts ausrichtete, musste gegen sie. Ende Juli zog er sich auf Landshut zurück, ohne Verlust, vielmehr an tausend Gefangene mit sich führend. Richtig hatte er erkannt, dass Daun nicht nach Schlesien sondern nach der Lausitz rucken wolle. Während Prinz Heinrich die Elblinie schützen sollte, gedachte er seine Waffen mit denen der Russen oder Oesterreicher zu messen: mit Dem, der ihm zuerst in den Weg und zum Schlagen komme. Er war in die Vertheidigung zurückgeworfen, aber er war entschlossen auch diese angriffsweise zu führen.

Wenn die Zeitgenossen so weit greifende Absichten und Plane dem Könige unterlegten, so waren selbe offenbar nicht seine eigenen. Dass er Sachsen und Brandenburg als das Zentrum seiner Lebenskräfte und seines Wirkens ansah und bisher nur auf der Periferie dieses Kreises sich herumbewegte, belegte der Verlauf der beiden Feldzüge mit wirksamen Beweisen, und wenn er als Feldherr sich die obenerwähnte Alternative setzte, um nach Befund der Umstände das eine oder das andere zu thun, so erreichte er auch beim Misslingen dennoch wieder seinen Zweck; er hatte das österreichische Heer, welches sein furchtbarster Gegner war, nach Süden hinabgezogen, den Kriegsschauplatz abermals in dessen Heimath verlegt und die Hälfte des Feldzugjahres bereits wieder hinter sich.

Der kaiserliche sowie der königliche Hof, waren sie auch noch so sehr getrennt, hatten sich während der Belagerung wechselseitig einige Aufmerksamkeiten bewiesen, die hier nicht mit Stillschweigen zu übergehen sind. Die Kaiserin-Königin entliess den wackern Prinzen von Braunschweig-Bevern der Kriegsgefangenschaft und schenkte ihm die Freiheit, der König setzte in Erwiderung den Feldmarschalleutnant Grafen von Starhemberg auf freien Fuss, den sofort die Kaiserin zum Feldzeugmeister beförderte. Die schlimmen Gesundheitsumstände des Bezwingers von Schweidnitz, des Generals von Treskow, veranlassten den König zu einem weitern Schritte. Da die Aerzte ihm die Wasser von Karlsbad verordnet hatten, so wandte sich der König in eigener Zuschrift an Maria Theresia und bat sie, seinem Generale den Aufenthalt an besagter Heilquelle zu gestatten. Willfährig entsprach die hohe Frau dem Ansuchen ihres königlichen Gegners. So milde sich die Kaiserin sonst immer erwies, einer Bitte ihres hochverdienten Feldmarschals versagte sie dennoch das Gehör, obgleich sie im Interesse ihrer eigenen Armee gestellt wurde. Daun hatte im Mai die Bitte an sie gerichtet, ihm einen guten General, den Grafen Nadasdy, beizuordnen, um ihm bei dem grossen Bereich seines Kommandos einige Erleichterung zu verschaffen. Er bat umsonst. Allerdings war der General wieder zu einem Kommando berufen worden, aber weit weg vom Kriegsschauplatze; er hatte in Kroatien und Slavonien die Hülfstruppen für die Armee zu organisiren. Schliesslich haben wir auch noch eines

andern Kämpfers zu gedenken, dem sein nicht verschuldetes Unglück bei Breslau gleichwohl den Weg zu weitern Ehren abgeschnitten; es starb zu Aussig in Böhmen an finsterm Gram[62] der tapfere Feldzeugmeister von Sprecher, bevor noch der Jahrestag des Falles der Festung wiederkehrte.

Die leichten Truppen der Generale Loudon, Ziskowitz und Jahnus, sowie die Abtheilungen der Generale Buccow und Saint-Ignon ermangelten nicht, der königlichen Armee das Geleit zu geben und sie auf allen Seiten zu beunruhigen. Daun beeilte sich keineswegs, mit der Hauptarmee dem König nachzurücken; er zog die österreichischen Truppen aus Olmütz an sich und verstärkte die baierischen Batallione durch eine Abtheilung Toskaner. Erst am 4. Juli brach die Armee auf und befand sich drei Tage später zu Namiest in westlicher Richtung gegen Böhmen, wo sie starkes Geschütz- und Musketenfeuer aus dem Gebirge vernahm. Die preussische Nachhut war bei dem Dorfe Kronau von der österreichischen Vorhut angegriffen worden. General Lascy hatte ihr durch den General Tillier, welcher ihr auf Seitenwegen vorausgeeilt war, den Pass verlegen lassen. Dieser hatte sich auf und an dem Kirchhof festgesetzt und seine linke Seite durch die slavonischen Husaren unter Oberst Graf Brunian und einige Carabiniers-Eskadronen gedeckt. Fruchtlos versuchte die Nachhut die Stellung zu nehmen. Beim Anbruch des Abends zog sie um den Ort herum und dem Heere nach. Die Absicht, sie abzuschneiden, misslang, weil das Grenadircorps zu spät eintraf. Der König war zu dieser Zeit mit seiner Kolonne bereits über Zwittau zu Leutomischel in Böhmen eingetroffen. Wenn sich das preussische Heer während der Belagerung von Olmütz durch möglichste Schonung der Feldfrüchte nach dem Urtheile seiner Gegner auszeichnete, so war dieses keineswegs bei dem Rückzuge der Fall. Grosse Verheerung der Fluren und Dörfer bezeichneten den Weg, den es genommen; alle Thüren und Thore der Häuser wurden, wo die Truppen lagerten, verbrannt. Da Daun vorausgesehen, dass die Hauptarmee über Kronau ziehen würde, hatte er den Befehl an die Tribauer Herrschaft gegeben, die Wege des Heegstatter Waldes durch Verhaue zu sperren, um den Marsch derselben aufzuhalten und ihr Eintreffen zu Leutomischel möglichst zu

62 Sprecher starb in Folge eines Umsturzes seines Wagens.

verspäten. Es handelte sich nämlich um die Abführung und Rettung der dortigen Magazine. Allein da man mit dem Verhau kaum erst begonnen hatte, so wurde das preussische Heer nicht lange aufgehalten, und damit der noch nicht geflüchtete Rest der Vorrathshäuser nicht in seine Hände fiel, wurde er verbrannt. Die Folge war, dass die Stadt und Herrschaft Leutomischel vom Feinde nun vorzugsweise zu leiden hatte; erstere wurde geplündert und, was nicht fortzubringen war, vernichtet. Der General der Reiterei von Buccow war indessen mit 15,000 Mann dem König vorausgeeilt, um Königgrätz, das muthmassliche nächste Ziel seines Rückzuges zu decken, während Loudon den Park des Belagerungsgeschützes verfolgte, der unter starker Bedeckung über Muglitz den nächsten Weg in die Grafschaft Glaz eingeschlagen hatte. Am 9. Juli, wo die kaiserliche Armee den böhmischen Boden bei Politschka betrat, besetzte das königliche Heer die nordwestlich von Leutomischel gelegene Stadt Hohenmauth, welche, obgleich sie die geforderte Brandschatzung sogleich erlegte, gänzlich bis auf die Kirche ausgeplündert wurde. Dasselbe Schicksal erfuhren alle im Umkreise gelegenen Dörfer. Am folgenden Tage, als das Heer die Herrschaft Pardubitz und das Städtchen Hollitz betrat, ging es noch ärger zu; es fand zweimal eine allgemeine Plünderung statt. Eine weitere Angabe über die Verwüstungen bei dem Rückzuge wäre hier unnütz, weil selbe bis zur Gränze der Grafschaft Glaz überhaupt fortdauerten. Da die preussische Armee wirklichen Mangel zu leiden begann, indem blos die Orte, welche sie durchzog, ihre einzige Hülfsquelle bildeten und jede Seitenzufuhr durch die sie umschwärmende Truppen abgeschnitten war, so glaubte sie nicht mit Unrecht, der Hauptarmee die Verfolgung auf alle Weise erschweren zu müssen. Hierbei Mass und Ziel zu halten, wäre allerdings eine löbliche Kriegstugend gewesen; ein nur einiger Massen glimpfliches Verfahren hätte sicher die kaiserliche Regierung verhindert, die stattgehabten Vorfälle zur Kenntniss des Reichstags zu bringen.

Am 12. Juli kam es abermals zu einem nicht unerheblichen Gefechte mit der dritten preussischen Kolonne unter Keith auf ihrem Rückmarsche von Hollitz nach Königgrätz. Sie war von den Generalen Loudon, Ziskowitz und Saint-Ignon umschwärmt. Letzterer suchte einen Theil derselben bei dem Dorfe Woszetin

mit 1500 Karabiniers und Grenadiren zu Pferde und einigen Eskadronen Freiwilliger aus verschiedenen Regimentern abzuschneiden, während vier Geschütze den Zug beschossen. Die Kolonne machte sofort Halt, bildete auf einer zur Seite liegenden Höhe eine Wagenburg und steckte das Dorf in Brand, um dem König ein Zeichen zu geben, während die beiden Reiterregimenter Breda und Kiaw sich dem Angriffe der österreichischen Reiterei entgegenstellten. Beide wurden nach scharfem aber kurzem Kampfe geworfen und verloren drei Standarten und die sie unterstützenden Feldgeschütze. Mit diesem Vortheile sich jedoch nicht begnügend, obgleich Loudon's Schaaren nicht zur Hand waren, glaubte Saint-Ignon einen noch glänzendern Erfolg erkämpfen zu können und griff abermals an. Aber ein Theil der bereits vorausgegangenen Geschütze war umgekehrt und hatte schon Position genommen; er wurde in der Front und in den Flanken wirksam beschossen und zurückgeworfen und die preussische Reiterei erstritt wieder zwei Standarten und alle Geschütze, so dass dem anfänglichen Sieger blos eine Reiterfahne und mehre Pulverwagen verblieben. Nach einem beiderseitigen Verluste von angeblich 1300 Mann an Todten und Verwundeten setzte die Kolonne sich wieder in Bewegung. Am folgenden Tage war die preussische Armee in vollem Anmarsche auf Königgrätz. General von Buccow fand, da das ganze königliche Heer diese Richtung genommen, nicht für geeignet, seinen Standpunkt dort zu behaupten, sondern nachdem er die Besatzung an sich gezogen, räumte er die Stadt und nahm zu Chlumetz Stellung. Als am 14. Juli Morgens vier Uhr die feindliche Vorhut erschien, fand sie alle Zugänge offen.

Das kaiserliche Heer war indessen von Leutomischel über Dobranitz, Hohenmauth und Hrochow-Teinitz der Elbe unterhalb Königgrätz zugezogen und schlug am 17. Juli am linken Ufer bei Pardubitz Lager, während an demselben Tage die preussische Armee sich bei obiger Stadt in zwei Linien gelagert hatte. Am folgenden Morgen überschritt das kaiserliche Heer an mehreren Punkten die Elbe und ging somit auf das rechte Ufer über, um in einer Entfernung von dritthalb Stunden von Königgrätz zu Dobranitz Lager zu schlagen. General von Buccow stiess hier mit seinem Corps zu ihm. Dieser Bewegung Daun's lag offenbar die Absicht zum Grunde, das Ueberschreiten der Elbe durch den

Gegner zu hindern und die anstossenden Landstriche gegen Verheerung zu schützen. In das Innere Böhmens einzudringen, konnte der König mit einem ermatteten, geschwächten und durch Nichterfolg moralisch niedergedrückten Heere um so weniger denken, als General Graf Serbelloni im Innern von Böhmen, in der Umgegend von Saatz, ein Heer von etlichen zwanzigtausend Mann zu dieser Zeit bereits versammelt hatte und die Reichsarmee in vollem Anmarsche war. Dass übrigens der König einen grossartigen Streifzug beabsichtigt haben mag und nur durch Daun's Erscheinen daran gehindert wurde, dürfte aus seinen Anstalten, auf das rechte Elbufer überzugehen, genugsam erhellen; er hatte nämlich über den schmalen Fluss dreizehn Kommunikationsbrücken geworfen. Der Marschal rückte am 22. Juli noch näher heran, nahm sein Hauptquartier zu Lipschau und stellte die Armee zwischen Urbanitz und Chlum auf, so dass die beiderseitigen Heere blos durch die Elbe geschieden einander im Auge hatten. Jetzt fasste der König den Entschluss, auf dem nächsten Wege in die Grafschaft Glaz die Armee zurückzuführen. In Erinnerung der stattgehabten Gefechte und der unaufhörlichen Scharmützel auf der Strecke von Olmütz bis Königgrätz, traf er eine weise Anordnung, um bei dem bevorstehenden Marsche alle Angriffe möglichst abweisen zu können. Er liess vier Corps nach einander sich in Bewegung setzen und das erste bis Schweldorf im Glazischen, das zweite bis Reinerz ebendaselbst, das dritte bis zum sogenannten Hummelschloss und das vierte bis Luwin ziehen und hier Stellung nehmen; sie waren somit von Königgrätz bis zur Gränze echelonirt und bestimmt, den Rest der Armee auf dem Rückzuge zu decken und, wie die Reihe sie traf, als Nachhut sich anzuschliessen. Der König besorgte die Aufstellung in eigener Person und kam erst am 24. Juli in sein Lager zurück. Am 25. Juli wurden schon die Anstalten zum Aufbruche sichtbar; man begann nämlich im preussischen Lager die Backöfen einzureissen. In der folgenden Nacht um zwei Uhr setzte sich die Armee in Marsch und verliess die Stadt und Umgebung. Ohne Zweifel durch Zufall wurde die rechtzeitige Abberufung der Besatzung einer an den Vorstädten errichteten Schanze vergessen. Kaum hatten die wachsamen Lykaner dieses bemerkt, so stürmten sie unter ihrem Oberst Vehla mit dem Säbel in der Faust die Schanze,

welche ungeachtet der tapfersten Gegenwehr mit drei Geschützen in ihre Hände fiel. Bei diesem Ereigniss fiel der preussische General-Major Wilhelm v. Saldern. Die Feldmarschal-Leutnants Lascy und Kalnocky folgten sofort dem feindlichen Heere mit deutscher und ungarischer Reiterei, und General-Major von Jahnus mit seinen Kroaten, während Loudon sich bereits seitwärts der preussischen Rückzugslinie befand.

Alle diese vielgewandten Führer erspähten jedoch fast keine Gelegenheit zu irgend einem vortheilhaften Angriff. Als Loudon am 4. August bei Skalitz, wo die Armee Lager schlug, die auf Anhöhen aufgestellten Vorposten abzuschneiden versuchte, entspann sich ein lebhaftes Gefecht, indem die Höhen mehrmals genommen und wiedergenommen wurden; das Resultat war, dass Loudon mit Verlust von seinem Unternehmen abstand. Wie der König sich mit dem Heere, welchem Daun beständig folgte, der glazischen Grenze näherte, gab er den ursprünglichen Plan, sie zu überschreiten, auf, da er die feindliche Armee nach sich gezogen hätte. Er fand es für sein Land besser, auf böhmischem Boden solange wie möglich zu verbleiben und hier seinen Marsch fortzusetzen. Von Nachod brach er deshalb am 5. August nordwärts nach Politz auf und liess somit die beiden Kolonnen zu Reinerz und Schweldorf unter General Fouqué stehen. Zwei Tage später befand sich die Vorhut bereits zu Friedland in der äussersten Spitze Böhmens zwischen der Lausitz und Schlesien. Am 10. August war endlich Böhmen völlig geräumt; auf schlesischem Boden blieb aber ein preussisches Beobachtungscorps, welchem General Fouqué, über Braunau heranziehend, sich angeschlossen hatte. Die österreichische Armee hatte schon einige Tage vorher die Verfolgung aufgegeben; sie zog über Horzinowes nach Gitschin; denn ihr Ziel war nicht Schlesien sondern zunächst die Lausitz geworden.

Ueber die Motive dieses Beschlusses geben sowohl direkte Mittheilungen des Staatskanzlers Kaunitz an die deutschen Fürsten als andere Ueberlieferungen Aufklärung. Als die Belagerung von Olmütz fehlgeschlagen war und das preussische Heer sich durch Böhmen zurückzog, wurde kaiserlicher Seits beschlossen, dass nach erfolgter Räumung Böhmens die Armee keinesfalls sich nach Schlesien, sondern in die Lausitz wenden solle, was immer für eine Richtung auch das königliche Heer nehme.

Dieser Entschluss entsprang aus der Absicht, die kaiserliche Armee in nähere Verbindung mit den russischen und schwedischen Heeren zu bringen und irgend eine gemeinsame Kooperation zu ermöglichen, um den Gegner im Mittelpunkte seiner Stellung anzugreifen. Es erfolgten deshalb die nöthigen Eröffnungen an die Heerführer der verbündeten Mächte. Marschal Daun trat daher, wie wir sehen werden, nach Zurücklassung eines Corps zur Deckung der Erblande mit der Hauptarmee den Marsch in die Lausitz an, als er aber dort war, wurde wegen eingetretener Verhältnisse bei der russischen Armee der kaum entworfene Plan wieder aufgegeben.

3.

Eindringen des kaiserlichen Generals de Ville in Oberschlesien. — Stellungen der Generale Fouqué und Harsch. — Die kaiserliche Armee bei Zittau und Witgendorf. — Der Operationsplan; der König den Russen entgegen. — Loudon dringt über Muskau und Kotbus und nimmt den befestigten Ort Peitz am 25. August. — Der Markgraf von Baden-Durlach mit einem Corps zu Schönberg gegen Marschal Keith bei Lauban. — Daun am 26. August mit der Armee nach Bautzen und von da am 30. August nach Radeberg und Stolpen in Sachsen. — Beabsichtigte Kooperation der bei Dresden angekommenen Reichsarmee. — Mehrere preussische Armeecorps sammt dem Könige treffen nach der Schlacht von Zorndorf gegen die Russen bei Dresden ein. — Neue Dispositionen Daun's nach Vereitlung des Plans. das preussische Heer unter dem Prinzen Heinrich anzugreifen. — Der König ergreift am 14. September wieder die Offensive; Angriffe am 16., 26. und 28. September auf Loudon's Stellung südlich bei Radeberg; Bischofswerda vom König besetzt. — Die kaiserliche Armee bricht am 6. Oktober nach Butskau und Kunnewalde auf. — Die Lage der Dinge in Schlesien. — Daun am 7. Oktober mit der Armee nach Kettliz bei Hochkirchen. — Das preussische Heer erscheint über Bautzen. — Stellung der beiden Armeen. — Schlacht bei Hochkirchen am 14. Oktober.

Nach erfolgtem Rückzuge der königlichen Armee war die nächste Obsorge gewesen, Mähren gegen die Streifzüge preussischer Scharen von Oberschlesien aus zu decken. Feldmarschal-

leutnant de Ville beschränkte sich aber natürlicher Weise nicht auf blosse Defension, sondern rückte mit einem Corps von 10,000 Mann in das feindliche Gebiet ein und zwang die Besatzung von Troppau, am 11. Juli die Stadt zu räumen. Sie zog theils nach Kosel an der oberen Oder, theils nach Neisse. Im folgenden Monat stand de Ville in der Nähe letzterer Festung; er befehligte jetzt als General der Kavalerie einen Heerhaufen von etlichen zwanzigtausend Mann. General Fouqué dagegen suchte die schlesische Armee bei Schlesisch-Friedland, Grüssau und Landshut gegen Streifzüge mit einem nur schwachen Corps zu schützen; ihm gegenüber stand bei Königgrätz um die Mitte des August Feldzeugmeister von Harsch mit 18,000 Mann. Wenige Tage nach diesem Zeitpunkt, als sich letzterer in Bewegung gesetzt, verliess Fouqué seine bisherige Stellung, und trat auf zwei Strassen den Marsch nach Schweidnitz an, worauf die Oesterreicher Friedland besetzten.

Das kaiserliche Hauptheer war indessen über Reichenberg an der Südwestseite des Riesengebirgs der Lausitz zugezogen. Am 17. August schlug es Lager bei Zittau, während seine Vorhut, bestehend aus dem Reservecorps samt allen Grenadiren und Karabiniers, an diesem Tage wieder dieselbe Stellung einnahm, welche ein Jahr vorher am 16. August die ganze Armee inne gehabt hatte. Durch eigenthümlichen Zufall stand die Vorhut im vorjährigen Lager wieder am linken Ufer der Neisse und hatte abermals das Dorf Witgendorf vor seiner Fronte. Ein blutiges Jahr war wie ein böser Traum vorübergegangen; viele Tausende waren todt, viele Dörfer verbrannt, viele Städte beschossen, erobert und wiedergenommen und mehrere gewaltige Schlachten waren geschlagen worden und doch war alles rein umsonst gewesen, denn man stand wieder auf demselben Flecke, wo man ein Jahr vorher auch schon gelagert hatte. Ohne die politischen Fragen auch nur einen Zoll breit der Entscheidung näher zu bringen, hatte man in einem fehlerhaften Zirkel herumgekämpft und grade das freiwillig gethan, was der Gegner selbst blos wünschen aber nicht veranlassen konnte. Damals wie jetzt wiederum stand der Weg nach Sachsen wie nach Schlesien offen und man wählte zu jener Zeit den letztern, jetzt aber fasste man den Vorsatz, wo möglich Sachsen zu befreien, ernstlich in's Auge. Dass diese Aufgabe eine höchst schwierige war und König

Friedrich alle Kräfte aufbieten werde, sich in seiner Eroberung zu behaupten und den Kriegsschauplatz nicht in die Mark Brandenburg verlegen zu lassen, das war wohl an und für sich klar.

Der bei Eröffnung des Feldzugs entworfene und mit dem russischen Hofe verabredete Operationsplan bezüglich einer Mitwirkung der russischen Armee hatte zu dieser Zeit bereits eine bedeutende Aenderung erlitten, obgleich Marschal Daun, als er nach Zittau rückte, es noch nicht wusste. — Das russische Heer war der getroffenen Abrede gemäss gegen Frankfurt an der Oder im Anmarsch und gedachte, von dort aus sowie in südwestlicher Richtung über Posen dem anrückenden kaiserlichen Heere die Hand zu reichen. Aber mehrere Umstände, die wir bei den Operationen des Feldmarschals Fermor näher berühren werden, sowie namentlich die bedeutende Verstärkung des dohna'schen Corps, welches bei Frankfurt Stellung genommen hatte und dem der König in eigener Person zuzog, hatten die Nothwendigkeit herbeigeführt, der russischen Armee eine andere und zwar nördlichere Richtung zu geben. Der König Friedrich hatte, als er auf dem Rückzuge aus Böhmen vom gefährlichen Stande der Dinge bei Frankfurt Nachricht erhalten, sogleich ein Corps von 16,000 Mann aus der Armee genommen und war mit demselben in Eilmärschen bereits am 12. August zu Liegnitz eingetroffen. — Den Rest der Armee hatte er theils nach Schweidnitz entsandt, theils unter Marschal Keith auf der rechten Seite der Neisse zwischen Lauban und Löwenberg als ein Beobachtungcorps der in die Lausitz vorrückenden Oesterreicher Posto fassen lassen.

Als Marschal Daun am 20. August mit der Armee ein Lager bei Görlitz bezog, traf auch das Corps des nunmehrigen Feldmarschalleutnants Loudon, welches bisher auf dem rechten Ufer der Neisse bei Seidenberg gestanden und durch jenes des General Vehla war ersetzt worden, daselbst ein. Gleichzeitig sandte Daun den General von Tillier nach Wien ab, um neue Instruktionen für die Bewegung der Hauptarmee zu erholen. Am folgenden Tage sah diese das neugebildete Corps Loudons zu einer geheimen Expedition vorüberziehen; es war aus vier Nationen zusammengesetzt, dem deutschen Dragonerregimente Löwenstein, mehreren Husarenregimentern, dem ungarischen Fussvolkregiment Haller, sämtlichen kroatischen Grenadiren und

dem leichten Volke der Likaner, Karlstädter und Warasdiner. Die Richtung ging nordwärts nach Muskau. Ein zweiter schwächerer nur aus 500 Esterhazyhusaren bestehender Zug unter Oberstleutnant Palasty nahm den Weg nach Frankfurt an der Oder. Der angebliche, im Lager bekannte Zweck war blos die Eintreibung von Kriegskontributionen und Brandsteuern, um das Verhalten des königlichen Heeres bei seinem Rückzuge aus Böhmen nicht unerwidert zu lassen, in der Wirklichkeit lagen aber namentlich dem Zuge Loudon's, wie sich bald ergab, ganz andere Motive zum Grunde. Als die Depeschen des Marschals Daun nach Wien gelangten, wurde augenblicklich Berathung gepflogen. Der Staatskanzler Graf Kaunitz sprach sich darüber in seinen Mittheilungen an die Reichsfürsten offen aus: es habe sich hauptsächlich um die Frage gehandelt, ob die Armee von Görlitz aus nunmehr sich nach Schlesien oder Sachsen wenden solle, und ein schneller Entschluss sei hier nöthig geworden. Obgleich manche Gründe für den Marsch nach Schlesien vorhanden gewesen, so habe doch die Berücksichtigung des allgemeinen Besten ein Anderes gefordert. Die allerhöchste Entschliessung sei dahin ausgefallen, dass Marschal Daun die Abwesenheit des Königs benützen solle, um mit dem grössten Theile seiner Macht geraden Weges auf Sachsen loszugehen und unter Mitwirkung der Reichsarmee den Prinzen Heinrich von Preussen aus dem Lande zu verdrängen, Dresden zu befreien und die Sicherheit des Reichs von dieser Seite zu erwirken. Am 22. August sei diese geschwind gefasste kaiserliche Entschliessung dem Feldmarschal zugefertigt worden. — Aus einer Denkschrift eines andern hohen, jedoch unbenannten Staatsmannes erhellt aber der interessante Umstand, dass ausser den beiden Fragen, ob nach Schlesien, ob nach Sachsen, sich noch eine dritte darbot, die wahrscheinlich Daun selbst gestellt hatte, und diese war, ob er nicht mit der Armee die Richtung auf Berlin nehmen solle. Diesen Weg hatte, wie wir sehen werden, bereits Loudon's Corps eingeschlagen und hätte jener Gedanke Eingang gefunden, so wurde aus dem isolirten Corps sofort die Vorhut der ganzen Armee. — Die höchste entscheidende Stelle habe jedoch nicht geglaubt, auf diesen Gedanken eingehen zu können, denn man habe einen solchen Zug als einen nichts entscheidenden und als einen blossen Handstreich betrachtet. Die abermalige Versetzung des

Kriegsschauplatzes nach Schlesien aber sei nicht für geeignet gehalten worden, zu wesentlichen Resultaten zu führen, weil das königliche Heer sich voraussichtlich an eine der vielen Festungen anlehnen und die Operationen sich somit in das Weite hinausziehen würden. Sowohl der kaiserliche Hof als Daun (doch wohl nur nachträglich) hätten den Marsch nach Sachsen für das Erspriesslichste gehalten, weil der König die gegen Oesterreich verfügbare Macht theilen müsse, um selbe theils gegen das kaiserliche Heer und die Reichsarmee in Sachsen, theils gegen Schlesien zu verwenden, wo die Generale Harsch und de Ville mit beträchtlichen Streitkräften auftraten.

Am 25. August vor dem Aufbruche aus dem Lager bei Görlitz schied Marschal Daun ein neues Corps von 15,000 Mann aus der Armee und überwies den Oberbefehl an den Feldzeugmeister, Markgraf Christof von Baden-Durlach. Es erhielt die Bestimmung, die Uebergangspunkte über die Neisse und das zwischen Lauban und Löwenberg stehende preussische Corps zu beobachten. Es überschritt daher besagten Fluss und nahm Stellung bei Schönberg, den linken Flügel an diesen Ort anlehnend, den rechten durch Feldverschanzungen deckend. Marschal Keith stand mit 12,000 Mann gegenüber. — Loudon's Scharen waren indessen auf der berliner Strasse über Muskau, Forsta und Kotbus vorgerückt, wo sie am 24. August eintrafen, während ihre Vorhut an diesem Tage schon vor Peitz, einer kleinen mit Bastionen und Wassergräben versehenen Stadt angelangt war. Da die Besatzung nur aus 400 Mann bestand, so versuchten die verwegenen Kroaten und Slavonier ohne Aufschub, sie mit der blanken Waffe zu nehmen, aber der Versuch misslang, sie wurden von den Wällen abgetrieben. Der Befehlshaber der kleinen Festung, Oberst von Presike, in Anbetracht, dass der Ort nicht mit den gehörigen Lebensbedürfnissen war versehen worden und auch ein baldiger Entsatz nicht zu hoffen war, nahm am 25. August die ihm vorgeschlagene Kapitulation in sieben Punkten an. Die Garnison erhielt nach Streckung des Gewehrs freien Abzug nach Berlin; das Geschütz in sechs und dreissig eisernen Stücken samt ziemlich vieler Munition bestehend, die Kassen und Archive wurden überliefert, und da das Regiment muthmasslich ein Garnisonsregiment war, so wurde den mit Grund und Boden ansässigen Soldaten derselbe Schutz wie den Bürgern von

Loudon verheissen. Palasty war während dieser Vorgänge mit seinen Husaren bis an die Thore Frankfurts an der Oder vorgerückt, hatte aber, da die Stadt von der Landmiliz und einigen Grenadirbatallionen besetzt war, unverrichteter Dinge den Rückweg genommen und bei Peitz sich dem loudon'schen Corps wieder angeschlossen.

Marschal Daun, nachdem er im Lager bei Görlitz die neuen Instruktionen bezüglich seiner weiteren Unternehmungen erhalten, brach am 26. August mit der Armee über Reichenbach nach Bautzen auf, wo er nach drei Märschen anlangte, setzte in westlicher Richtung am 30. August den Marsch über Mariastern fort, wich dann aber südwärts gegen Radeberg ab, wohin der Oberbefehlshaber der Reichsarmee, Pfalzgraf Friedrich, Herzog von Zweibrücken, bereits das Palatinalhusarenregiment unter Oberst Torräck entsandt hatte. Die Verbindung zwischen beiden Armeen, welche Dresden nunmehr von zwei Seiten bedrohten, war wenigstens nothdürftig hergestellt, um aber selbe besser unterhalten zu können, durchschnitt Daun die Strasse von Dresden nach Bautzen und nahm südlich derselben seine Stellung bei Stolpen. Wenn nun gleich in östlicher Richtung die kaiserliche Armee und von Süden und Westen her die Reichsarmee, welche aus Böhmen durch die Pässe des Erzgebirgs und über Aussig herangezogen war, Dresden bedrohte, so war die Lage des preussischen auf der Nordseite bei Dresden lagernden Armeecorps unter dem Prinzen Heinrich doch keineswegs ernstlich gefährdet, da es von letzterer Seite völlig freie Hand behielt und somit in ununterbrochener Verbindung mit dem Könige stand. Diesem hatte in seinen Nöthen das Glück einmal wieder seine volle Gunst bewiesen, denn er hatte durch die Schlacht von Zorndorf am 25. August die Fortschritte der russischen Armee gänzlich gehemmt und dadurch Gelegenheit erhalten, sein Heer in Sachsen mit neuen Streitkräften zu verstärken und sich wieder persönlich auf diesem Kampfplatze einzufinden. Das königliche Corps zwischen Lauban und Löwenberg war bereits vor Ende des Augusts unverhofft aufgebrochen und hatte sich in Eilmärschen den Bober abwärts nach Sprottau gewendet, um durch einen Umweg durch das Brandenburgische nach Sachsen zu gelangen. Umsonst war der Markgraf von Baden-Durlach ihm eine weite Strecke nachgezogen. Ein anderes Corps von 12,000

Mann nach Angabe gleichzeitiger öffentlicher Blätter unter dem Markgrafen Karl von Brandenburg - Schwed war über Guben nach Muskau vorgerückt, um Loudon zu beobachten, der seine kleine Eroberung wieder hatte fahren lassen. Ein drittes führte der tapfere Ziethen weiter westlich von letzterem über Lübben, Luckau und Senftenberg. Diese Bewegungen veranlassten den Marschal, das baden-durlach'sche Corps im Rücken der Armee zu Löbau südöstlich von Bautzen aufzustellen, den General Vehla bei Görlitz zu postiren und Loudon über Hoyerswerda und Ottendorf nach Radeberg ziehen zu lassen, wo er den rechten Flügel der Hauptarmee deckte, die ihre Stellung bei Stolpen durch Feldverschanzungen verstärkte. Daun's eigentliche Absicht war, wie berichtet wird, ursprünglich keineswegs gewesen, sich dort festzusetzen, sondern vielmehr in der Nähe von Meissen auf das linke Ufer der Elbe überzugehen und von der Nordseite her Dresden anzugreifen, während dasselbe auf der Südseite durch die Reichsarmee geschehen wäre. Die erhaltenen Nachrichten aber über den Anmarsch obiger Corps, sowie der Umstand, dass die unweit von Pirna gelegene und von der Reichsarmee belagerte Festung Sonnenstein am 4. September sich noch vertheidigte, hatten ihn zur Aufgebung jenes Plans bewogen. Am 9. September fand sich Pfalzgraf Friedrich im Lager des Marschals ein, um die kaiserliche Armee in Augenschein zu nehmen und sich wegen gemeinschaftlicher Operationen zu besprechen. Daun brachte das kühne Unternehmen in Vorschlag, der Prinz möge am nächsten Tage, somit am 10. September das preussische Heer angreifen; er selbst wolle schon in der nächstfolgenden Nacht an die Elbe vorrücken, zwischen der Stadt und dem feindlichen Lager über den Fluss Brücken werfen und somit die Preussen von Dresden völlig abschneiden. Pfalzgraf Friedrich ging auf den Vorschlag ein, hielt es aber für unmöglich, den Angriff an besagtem Tage zu unternehmen, da weder irgend eine Disposition dazu getroffen sei, noch auch die detaschirten Posten so schnell eingezogen werden könnten. Daun liess mit Widerstreben sich den Aufschub gefallen, und es wurde daher verabredet, dass erst in der Nacht vom 10. auf den 11. September die kaiserliche Armee sich der Elbe nähern und Brücken schlagen, die Reichsarmee aber mit Anbruch des Tages den Angriff beginnen solle.

Das Schicksal jedoch trat dazwischen und vereitelte den Plan. Noch am 10. September erhielt der Marschal die Nachricht, dass der König über Elsterwerda herangerückt sei und bereits in der Nähe von Dresden sich befinde, und dass das Corps des Markgrafen Karl sich demselben angeschlossen habe. Jenes des Königs bestand aus 20 Batallionen Fussvolk und 30 Eskadronen Reiterei. Am folgenden Tage zog es bereits in das Lager bei Dresden ein, der König aber kam mit kleinem Gefolge zu Pferde dort an und stieg bei dem Prinzen Heinrich im Hoym'schen Hause ab. Wäre nun auch derselbe nicht rechtzeitig, sondern einige Tage später eingetroffen und wäre es somit auch den verbündeten Feldherrn gelungen, den Prinzen Heinrich aus Dresden und aus dem verschanzten Lager zu verdrängen, so würde die Behauptung Dresdens, welches allen Anstalten nach, die dessen Befehlshaber General von Schmettau getroffen, blos als ein grosser Schutthaufen in ihre Hände gekommen wäre, wegen Mangels an Lebensmitteln und Kriegsvorräthen dennoch unmöglich geworden sein. Blieb somit das Hauptziel auch unerreicht, so hatte man doch den König gehindert, seine Feldherrntalente gegen die Russen und Schweden geltend zu machen und selbe ganz zu Grunde zu richten, sowie ihn genöthigt, den grössten Theil der in Schlesien zurückgelassenen Truppen an sich zu ziehen, und dessen Vertheidigungskräfte somit zu schwächen. Des Königs Sieg bei Zorndorf wurde ihm übrigens vom Feldmarschal Fermor aus dem Grunde streitig gemacht, weil die russische Armee einen bedeutenden Theil des Schlachtfeldes behauptet und auf ihm die folgende Nacht zugebracht habe. Fermor sandte nach allen Richtungen Siegesboten aus. Am 12. September rückte daher, wie das königliche Heer schon früher gethan, auch die österreichische Armee zu einem feierlichen Dankfest aus und stimmte unter dem Donner der Geschütze den ambrosianischen Lobgesang an; der Himmel hatte somit diessmal beiden Theilen geholfen, dem einen durch Sieg, dem andern durch Uebernachtung auf der Wahlstatt.

Am 14. September ergriff das preussische Heer wieder die Offensive, indem es auf das rechte Elbufer überging, während sich gleichzeitig die Nachricht verbreitete, dass auch Prinz Moriz von Anhalt-Dessau mit einem Corps im Anzuge sei. Vom folgenden Tage an wurde längere Zeit hindurch die Stellung Loudon's

auf dem rechten Flügel der Armee das Ziel der feindlichen Angriffe, um die Verbindungslinie Dresdens über Bischofswerda mit Bautzen wiederherzustellen. Am 15. September hatten sich Ziethen's Heerhaufen jenen Loudon's in dem Masse genähert, dass die Vorposten ganz nahe sich gegenüber standen, wesshalb Daun denselben durch die Zusendung von fünf Regimentern, theils Fussvolk, theils Reiter, unter den Generalen von Wiese und Bülow verstärkte. Erst am folgenden Tage erfolgte der Angriff auf den rechten und linken Flügel Loudon's zu gleicher Zeit, während eine Infanteriekolonne den seitwärts mit den Kroaten in den Waldungen stehenden General Brentano zu vertreiben suchte. Alle Angriffe misslangen, aber Loudon zog nach dreistündigem Gefechte und mit einem Verluste von 300 Mann auf rückwärts liegende Dörfer. Am 26. September begann ein abermaliger Angriff auf dessen Stellung und es schien des Königs ernstliche Absicht zu sein, selbe gänzlich über den Haufen zu werfen, um freie Passage zu erzwingen. Da der rechte österreichische Flügel nur noch eine Stunde davon entfernt stand, so zogen abermals mehrere Regimenter Loudon zu Hülfe. Beim Anbruch des folgenden Tages stürmten die preussischen Freibatallione ein auf einer Anhöhe gelegenes und von mehreren Tausend Kroaten besetztes Dorf; dreimal wurde der Sturm versucht und dreimal abgeschlagen. Neuen Kampf brachte der 28. September. Kaum graute der Morgen so wurde Loudon von zwei Seiten in der Front angegriffen, während eine dritte Kolonne sich in der Richtung seines rechten Flügels fortbewegte, um diesen zu umgehen und ihn im Rücken zu fassen. Daun hatte aber diese Absicht bereits durch Aufstellung einer Heeresabtheilung unter Feldmarschalleutnant Marquis d'Aynse vereitelt. Loudon zog sich auf denselben zurück, während dieser selbst sich vorwärts bewegte. Durch diese rückgängige Bewegung Loudon's wurde es jedoch dem preussischen Heere ermöglicht, sowohl den Flecken Geissmannsdorf als das Städtchen Bischofswerda zu besetzen und sich somit die Strasse nach Bautzen zu eröffnen. Die Sicherheit des erkämpften Verbindungsweges war jedoch sehr gefährdet, denn als das preussische Heer in der Nacht vom 29. September einen Wagenzug entsandte, wurde derselbe vom Generale Grafen Emmerich Esterhazy genommen. Wahrscheinlich gehörte derselbe jenem Corps von 6000 Mann Fussvolk und

15 Eskadronen Reiterei an, welches der König am folgenden Tage nach Bautzen beorderte.[62]

---

63. Während der König aus Schlesien gegen die Russen zieht, bewegte sich das österreichische Hauptheer aus Böhmen in die Lausitz, um sich dann unter Mitwirkung des Reichsheeres in Besitz der Plätze an der Elbe zu setzen. Kaunitz benachrichtigte durch Eilboten von dieser Wendung den russischen Feldherrn, damit dieser die Oder überschreitend sich dem österreichischen Heere nähere. Gleichzeitig sollte das Reichsheer an der Elbe gegen Pirna, das österreichische von der görlitzer Gegend aus auf Torgau marschiren. Festgehalten ward indess dieser Plan im Verfolge der Zeit so wenig, wie mancher andere.

Prinz Heinrich, welcher für den König von Preussen den Oberbefehl in Sachsen führte, nahm wider das anrückende Reichsheer in der letzten Hälfte des Juli seine Aufstellung in Zwickau, Kemnitz, Freiberg, auf der lungwitzer Höhe in der Nähe von Pirna und in Dippoldiswalde; er selbst stand bei Tschopau, Vortruppen waren in Annaberg und Marienberg. Am 5. August befahl er Zwickau zu räumen, er selbst zog am 6ten von Tschopau, indess die Vortruppen in seine bisherige Stellung zurückgingen, über Kemnitz und Freiberg nach Dippoldiswalde, wo er am 11. August lagerte und nun durch eine Kette von Posten den Strich von Freiberg bis über Pirna zu decken suchte. So vertheidigte er einen engeren Umkreis als bisher und stand hier näher, um einem etwaigen Andrange Daun's auf Dresden zu begegnen. Bei der Schwäche seines Heeres, welches ohnehin durch den Heranzug Dombasle's längs der Saale fast im Rücken bedroht wurde, konnte Prinz Heinrich nicht wagen, ein Treffen zu bestehen. Unter Benutzung der nicht ungünstigen Bodenverhältnisse Dresden gegen zwei stärkere Heere zu decken und zugleich nöthigenfalls einer Schlacht auszuweichen, war das Ziel seiner Anstrengungen. Seine Lage wurde aber natürlich auf die Dauer immer schwieriger und musste eines Tages unhaltbar werden. Bis zur Ankunft seines Bruders sich vor Dresden zu behaupten, war seine Aufgabe.

So lange König Friedrich im Felde gegen die Russen lag, hatte Daun freie Gelegenheit zum Gebrauche seiner Uebermacht. Vorauszusehen war, dass wenn die Russen den König nicht besiegten, dieser gegen ihn sich wiederum kehren werde. Da niemand mit Bestimmtheit vorherwissen konnte, ob die Russen siegreich sein würden, da dies vielmehr in Betracht der grossen Ueberlegenheit der preussischen Führung zweifelhaft erscheinen musste, so galt es auf Seiten der Verbündeten, diese gute Zwischenzeit wohl wahrzunehmen und ohne Säumen einen entscheidenden Erfolg herbeizuführen. Aber während Friedrich rasch die Russen schlug, blieb der langsame Daun beinahe unthätig. Mit Planen, mit Hoffnungen trug er sich, mit Unternehmungen, die weit her eingeleitet werden mussten. Die Festung Königstein war neutral erklärt, jedoch vom kursächsischen Hofe war alles zu gewärtigen. Durch einen Eilboten wird der Kurfürst zu Warschau um den

Befehl angegangen, dass der Befehlshaber des Königsteins das schwere Geschütz zu der beabsichtigten Belagerung von Dresden und Torgau ausliefere. In Warschau sann man auf Verrath, um solches der Ueberkunft zuwider scheinheilig vor der Welt zu bewerkstelligen. Daun sollte durch einen scheinbaren Ueberfall sich zum Herrn der Festung machen, das heisst, es sollten mit Wissen des Festungsbefehligers in einigen Wagen, die angeblich Zufuhr enthielten, österreichische Grenadire versteckt hereingelassen werden und sich des Eingangs bemächtigen. (Schreiben Choiseul's aus Wien vom 5. September 1758, an welchem Tage der Sonnenstein in die Gewalt der Reichstruppen überging). So war dies eingefädelt, doch noch nicht ausgeführt.

Um dieselbe Zeit beabsichtigte Daun endlich ernsthaft die Elbe zu überschreiten und in Gemeinschaft mit dem Reichsheere den Prinzen Heinrich anzugreifen oder aber ihn von Dresden abschneiden oder zum freiwilligen Rückzug und Aufgeben Dresdens zu drängen. Von Torgau (wo General Hauss mit 3 Fahnen stand) war der Prinz bereits abgeschnitten. Noch behauptete dieser sich, aber am letzten August meldet er schon seinem Bruder, dass seine Lage allzu gewagt sei (trop extrême) und nicht lange aushalten könne. In der Nacht zum 1. September zog Heinrich sich noch weiter zurück auf die Höhen von Gamich hinter der Müglitz, um ja nicht durch die Oesterreicher von Dresden abgetrennt zu werden. In der Nacht vom 2ten zum 3. September (oder am 4. September) wollte Daun bei Meissen über die Elbe herüber, um das vom Reichsheere angefallene Preussenheer im Rücken zu fassen. Am 5. September erwarteten die wiener Staatsmänner einen entscheidenden Schlag.

Da kam der König Friedrich. Es musste ihm genügen, die Russen durch eine blutige Schlacht zum Stillstand gezwungen zu haben, Dohna mochte mit einem Heerhaufen vor und hinter ihnen bleiben, er aber war mit der Hauptkraft auf dem andern Hauptschauplatze des Krieges nöthig. In Sachsen musste er erscheinen und Hülfe bringen. Am 3. September brach er von Küstrin auf in schnellem Marsch nach Grossenhain zu. Alle irgend verwendbaren Truppen richtet er eben dahin. Das bei Löwenberg stehende schlesische Heer führt am 28. August Prinz Karl über Bunzlau, Pribus und Spremberg ihm zu. Schlachtlustig zieht König Friedrich mit dieser vereinigten Macht von mehr als 52,000 Streitern nach Reichenberg unweit Dresden. Am 8. September schon schreibt er in Elsterwerde an Heinrich: „er sei im Stande zu schlagen und gut zu schlagen, wenn die dicke Excellenz von Kollin den Hals bieten wolle," und am 10ten aus Grossdobritz bei Grossenhain: „es werde sein Heil sein, wenn Daun Befehl habe etwas zu wagen und den Strom überschreite." Am 10. September war das preussische Hauptheer dicht an Dresden.

Des Königs Anzug hatte schon Loudon genöthigt von Kotbus nach Bautzen zu weichen. Durch ihn erhielt Daun die Nachricht von des Königs Marsch. Anstatt nun rascher zu handeln, zog er sich selber nach Stolpen, um in einem befestigten Lager a b z u w a r t e n, was wohl

der feindliche König unternehmen werde (Stuhr II, 23). Sich zu verstärken, rief er die zwei Heerhaufen des Prinzen von Baden-Durlach und Loudon's, die zusammen 25,000 Mann zählten, aus der Lausitz an sich. Dass Daun von jetzt ab wirklich noch einen Uebergang über die Elbe im Sinne habe, glaubte ihm der in seinem Lager befindliche französische Feldherr Montazet nicht (Stuhr II, 26). Daun beharrte ruhig in seiner Stellung, doch stets gerüstet und zum Aufbruch bereit: und seine Stellung war in der That so fest, dass Friedrich sich nicht getraute, „an ihr die Nase zu zerstossen“ (Brief Friedrichs vom 13. September). Eine Schlacht mit Daun hoffte Friedrich noch dadurch herbeizuführen, dass er Loudon in Kampf verwickele. Da auch dies misslang, so richtete sich sein Absehn nun dahin, seine Unterhaltsmittel zu bedrohen, um ihn dadurch zum Rückzug in die böhmischen Winterquartiere zu vermögen. Der Hunger sollte gegen Maximus, wie er den Cunctator scherzhaft benannte, erwirken, was das Schwert nicht ausrichtete.

Wohl konnte Daun seit der Veränderung des Kampfspieles an der Elbe, ohne sich einem gerechten Tadel auszusetzen, in Unthätigkeit verweilen. Zwar war der Plan seines Feldzugs gescheitert, aber während er nunmehr den Feind vor sich hielt, gewannen die in Schlesien eingebrochenen Oesterreicher unter der Führung von Harsch und de Ville Zeit, eine schlesische Festung einzunehmen, die als Stützpunkt zur Wiedereroberung Schlesiens dienen sollte. Anfänglich waren diese Heerhaufen bestimmt, dem russischen Hülfsheere entgegenzurücken; als dieser Plan sich vereitelt erwies, sollten sie wo möglich Neisse einnehmen und Winterquartiere in Schlesien bereiten. Marquis de Ville war am Anfang des Augusts, nachdem er 6000 Mann baierische Truppen und einen Theil der olmützer Besatzung an sich gezogen, von Troppau her in preussisch Schlesien eingefallen und bedrohte Neisse. Oesterreichische Uhlanen und Kroaten schwärmten bei Kosel. In der ersten Hälfte des Septembers zog auch Feldzeugmeister Baron Harsch die vereinzelten Abtheilungen, die in und bei Zittau standen, zusammen und rückte nach Schlesien zur Unterstützung de Ville's gegen Landshut, wo Fouqué mit 11 Fahnen Fusssoldaten und 10 Geschwadern Reiter in einem festen Lager zum Schutze Schlesiens vom Ende des Augusts bis zum 4. November stand. Harsch zog über Silberberg auf Neisse. Die Gesammtstärke der Oesterreicher in Schlesien belief sich auf 30,000 Mann, doch bestanden sie hauptsächlich aus Grenzern und Reitern. Angeblich war die österreichische Absicht, dorthin des Königs Aufmerksamkeit und Kraft abzulenken, ihn zum Abzug nach Schlesien bewegen, damit Daun ungehindert Sachsen einnehme. Diese Wirkung übte jenes Unternehmen wirklich. Nach den Erfahrungen des Jahres 57 baute nämlich der König nicht mehr auf seine Festungsvertheidiger, und als er Nachrichten aus Schlesien erhalten hatte, wonach die Belagerung von Neisse ernsthaft betrieben wurde, beschloss er aus der dresdner Gegend sich nach Görlitz zu wenden, um Schlesien näher zu stehen und nöthigenfalls zu Hülfe zu eilen. Daun aber hatte die grade Strasse nach Schlesien inne.

Nachdem die kaiserliche Armee am 2. Oktober im Lager abermals ein Dankfest, nämlich wegen des von den Franzosen bei St. Malo an der Küste der Bretagne errungenen Sieges über die Engländer, abgehalten, brach das sämmtliche Gepäck nach Böhmen auf als ein gewisses Vorzeichen, dass Daun nicht länger in seiner Stellung verharren werde. Um aber die Späher irre zu führen, stellte er gleichwohl ein längeres Bleiben in Aussicht, indem er von Stolpen aus die Heeresabtheilung des Markgrafen von Baden bei Löbau durch die von den Generalen von Berlichingen und Gaisrükh geführten Regimenter verstärken liess und der Armee selbst am 4. Oktober die Weisung gab, behufs wirksamern Schutzes gegen Nässe und Kälte mit dem Bau von Erdhütten zu beginnen, somit sich in dem Erdboden einzugraben. Noch an demselben Tage begannen die Regimenter diese Arbeit, aber bereits am folgenden Morgen erging an den ganzen

---

Der König rückt deshalb nach Bischofswerda schon am 13. September vor, allwo er auf den Anhöhen lagert, erst bei Schönfeld, dann (26. September) bei Rammenau und liess durch seinen General Retzow Bautzen am 28. September und weiter hin noch Weissenberg besetzen, wodurch er die Strasse nach Schlesien gewann und sowohl Daun's Heer, welches von Stolpen nach Bischofswerda hin lagerte, an seiner rechten Seite überflügelte und bedrohte, als auch zu gleicher Zeit dessen angesammelte Hauptvorräthe in Zittau gefährdete. Von weiter greifenden Bewegungen wurde Friedrich mehrere Tage abgehalten, weil er die Heranbringung hinlänglicher Mehlvorräthe aus Dresden abwarten musste. Um zweimalige Zufuhr von Dresden nach Bautzen zu schaffen, verbrauchten die Proviantwagen 11 Tage. Hier aber musste er noch sich auf einige Wochen versorgen, weil die Verbindung mit Dresden unsicherer werden konnte, so wie er sich noch weiter von dieser Stadt entfernt hatte. Uebrigens war er, nachdem Daun so lange zu keiner Schlacht zu bewegen gewesen war, der Ueberzeugung, dass dieser jetzt einen Zusammenstoss überhaupt vermeiden wolle.

Er täuschte sich. Am wiener Hofe fand man zwar, dass die Lage der Dinge in Sachsen eine sehr günstige sei, ward jedoch ungeduldig, dass nicht mehr geschehe. Man äussere sich sehr bitter, schreibt Borié aus Wien am 26. September. Am 29. September theilt Daun dem General Montazet mit, dass er Befehl von Wien erhalten habe, den König von Preussen anzugreifen, es koste auch, was es wolle! Jetzt also war es Daun, der nach Weisung aus Wien den Kampf suchen musste. Zudem sah er sich durch die feindliche Besetzung Bautzens bedroht. Am 4. Oktober hält er Kriegsrath und am 5ten verlässt er sein festes Lager bei Stolpen, um in der löbauer Gegend die Strasse nach Schlesien wie den Zugang zu seinem Vorrathsplatze zu sichern.

linken Flügel des Heeres der Befehl, sich bis zur Mittagszeit zum Aufbruche zu rüsten, während der dem Feinde näher stehende rechte Flügel den Auftrag erhielt, erst am Abend bei dem Retraite- oder sogenanntem Sperrschusse sich in Marsch zu setzen. Dieser ging ostwärts in der Richtung auf Löbau. Die ganze Nacht vom 5. auf den 6. Oktober, welche sehr dunkel und regnerisch war, blieb die Armee in Bewegung; die Strasse war durch grosse Feuer in längern oder kürzern Zwischenräumen bezeichnet, aber gleichwohl zeigte sich beim Anbruche des Morgenlichts, dass in Folge der Umwege und der unvermeidlichen Verlängerung bei jedem nächtlichen Zuge die Nachhut nur drei Wegstunden zurückgelegt hatte, sie befand sich bei Butzkau oder Butzke auf der rechten Seite der Spree. Als die Spitze derselben im Begriffe war, den Ort zu betreten, erschollen rückwärts Geschützsalven. Der König war Loudon's Nachhut, welche aus sechs Regimentern unter Führung des Herzogs von Ahremberg bestand, mit zahlreicher leichter Reiterei und allen Freibataillonen gefolgt. Es entspann sich rasch ein lebhafter Kampf, in welchem namentlich das Wallonenregiment Graf Arberg befehligt vom Obersten Grafen von Merode durch Tapferkeit und Entschlossenheit sich auszeichnete. Mehrfache Angriffe prallten nicht blos an der Nachhut ab, sondern sie fügte während des Kampfes von sieben bis eilf Uhr dem Gegner selbst grossen Schaden zu; sie nahm 500 Mann gefangen und eroberte drei Geschütze. An demselben Tage noch rückte die Armee weiter über Wilten und schlug am Abend Lager zwischen Weichsdorf und Kunnewalde.

Die von Seiten des Königs hartnäckig fortgesetzten Angriffe auf das loudon'sche Corps, sowie Daun's Rückzug wurden von zeitgenössischen Berichten in engen Zusammenhang mit einem unvorhergesehenen und für letztern jedenfalls unangenehmen Ereigniss gebracht. Der Marschal hatte von Stolpen aus einen Armeekurier nach Wien abgeschickt, der über die festgesetzte Zeit ausblieb. Als er nähere Erkundigungen einzog, kam das höchst missfällige Resultat zu Tage, dass jener zum Feinde übergegangen sei. Aus diesem Verrathe, schloss man, habe der König nähere Kenntniss über die Stellungen der österreichischen Armee geschöpft, deshalb auch Loudon fortwährend angegriffen und Daun veranlasst, seine Position aufzugeben. Die Schlachtstellung einer Armee in freiem Felde ist aber ein öffentliches

Geheimniss, welches der Gegner durch topographische Behelfe und durch Rekognoszirung schnell durchdringt, und es ist hier nicht der Fall wie bei einer Festung, deren theilweise Schwäche sich durch Aussenwerke maskiren und nicht so schnell errathen lässt. Des Königs Angriffe waren an sich nothwendig, um die nächste Verbindungslinie mit Bautzen, und durch selbe mit Schlesien wieder zu eröffnen, wo eingetretene Verhältnisse eine Vermehrung der Streitkräfte, wo nicht seine persönliche Anwesenheit wünschenswerth machten. Daun's längeres Verharren vor Dresden im Angesichte des königlichen Heeres konnte aber vor der Hand jene Resultate, die er auf wohlfeilere, nicht aber auf die gewagteste und theuerste Weise zu erreichen wünschte, nicht herbeiführen und er brach blos auf, um eine bessere Gelegenheit abzuwarten, die sich ihm bald darauf auch wirklich darbot. — Die österreichische Streitmacht in Schlesien war während obiger Vorgänge bedeutend angewachsen. General de Ville hatte die Belagerung der Festung Kosel dem kursächsischen Generale Grafen Renard überlassen und mit dem Reste der Truppen, zu welchen ein baierisches Corps von 6000 Mann gestossen war, sich in der Nähe von Neisse aufgestellt, wo er sich am 22. September mit dem Armeecorps des Feldzeugmeisters v. Harsch vereinigte. Letzteres zählte jetzt 28,000 Mann, und erhielt die Bestimmung, Neisse zu belagern. Bei Eröffnung des Feldzuges war beiden Generalen, wie der Staatskanzler Graf Kaunitz selbst angab, eine ganz andere Funktion zugedacht. Sie waren dazu bestimmt gewesen, der russischen Armee entgegen zu rücken, wenn diese Nieder-Schlesien betreten würde, um in Gemeinschaft mit ihr zu operiren. Als aber Marschal Graf Fermor sich von der Oder wieder entfernte, und der beabsichtigte Schlag in Sachsen misslungen war, hatte die Kaiserin-Königin beschlossen, Neisse belagern zu lassen. Fiel die Stadt, so waren, abgesehen von dem grossen Schaden, der dem Gegner widerfuhr, die Winterquartiere der Armee in Schlesien gesichert. — Sollte aber, meinte der Staatskanzler, der König sich veranlasst sehen, der bedrängten Festung persönlich zu Hülfe zu ziehen, so sei erst der wahre und eigentlich beabsichtigte Zweck erreicht, denn durch seine Entfernung aus Sachsen werde dem Marschal Daun noch einmal die Gelegenheit dargeboten werden, sein Glück in Sachsen und vor Dresden zu versuchen. So geschah es auch wirklich.

Am 7. Oktober brach die österreichische Armee aus dem Lager bei Kunnewalda frühzeitig auf, machte ihren letzten und entscheidenden Marsch über Löbau hinaus bis Kettlitz und bezog das Lager, welches das bereits aufgebrochene baden-durlach'sche Corps am Morgen verlassen hatte. Der Marschal stellte seine Streitmacht in drei Treffen mit dem Angesicht gegen Bautzen und Kleinbautzen auf, von wo das königliche Heer erscheinen musste. Den rechten Flügel dehnte er gegen Weissenberg aus, in dessen Nähe der Markgraf von Baden Stellung genommen, und den linken über die Anhöhe von Grossdiessen und den Ort Steindörfel, welcher von Loudon's Heerhaufen besetzt wurde, gegen einen langen mit Waldung bedeckten und in der Richtung nach Bautzen streichenden Bergrücken. Vor der Linie lag Hochkirchen und im Rücken derselben Kettlitz, wo der Marschal sein Hauptquartier aufschlug. Ruhig verstrich der folgende Tag; es schien, als wenn Daun längere Zeit in diesem Lager verbleiben wolle, denn am 9. Oktober zog er alles früher zurückgeschickte Heergepäck wieder an sich, gab aber die Weisung, dass es beim ersten Signale über Löbau nach Herrnhut zurückzugehen habe. In der nächsten Nacht erfolgte endlich eine Bewegung des preussischen Heeres; eine Truppenabtheilung unter Führung eines Prinzen von Würtemberg, welche früher General von Retzow befehligt hatte, näherte sich dem Flecken Weissenberg und schlug dem rechten Flügel gegenüber Lager. Am 10. Oktober gewahrte man vom österreichischen Lager aus das königliche Heer in mehreren Kolonnen von Bautzen her in Anmarsch; der Zug ging hauptsächlich gegen den rechten Flügel und die österreichischen Vorposten wurden zum Theil mit Verlust zu weichen gezwungen. Der König schlug Lager im Angesicht seines Gegners, dehnte die Mitte und den rechten Flügel über Kretitz und Hochkirchen gegen Steindörfel und den linken über Rodewitz gegen Weissenberg. Loudon war der erste, welcher am 11. Oktober mit dem Feinde anband. Bei regnerischem und trübem Himmel zog er von der Seite von Steindörfel vor und allarmirte die ganze Stellung. Es fehlte weder an Geschütz- noch Musketensalven, aber Resultate wurden beiderseits nicht errungen. Der Marschal traf seine letzten Dispositionen am 13. Oktober, indem er das Grenadircorps mit mehreren Regimentern der Reserve vom rechten auf den linken Flügel ziehen und diesen sich dem loudon'schen

Corps mehr nähern liess. Um diese Bewegung zu verdecken, mussten alle Zelte stehen bleiben und die Wachtfeuer unterhalten werden.

Was nun der Marschal eigentlich bezweckte und ausgeführt wünschte, findet sich in dessen allen Befehlshabern bereits am 12. Oktober mitgetheilter Generaldisposition klar ausgesprochen. „Der rechte Flügel des Feindes könne allein mit Vortheil angegriffen und seitwärts umgangen werden. — Dessen Fronte sei durch die Tiefe eines Ravins, sowie durch das Dorf Läussig gänzlich gedeckt. Deshalb habe ein Corps Infanterie und Kavallerie sich ihr blos gegenüber zu stellen, um des Feindes Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Erst wenn der rechte Flügel geworfen sei und man sich des Dorfes Hochkirchen bemächtigt habe, solle genanntes Corps das Defilee überschreiten und angreifen. — Der zweite Angriff werde dem preussischen linken Flügel gelten, welchem General Herzog von Ahremberg und der General der Reiterei von Buccow gegenüber stehen. Derselbe solle nicht mit Heftigkeit sondern mit Mässigung erfolgen, denn sein Zweck sei blos, den Feind zu hindern, seinem rechten Flügel zu Hülfe zu kommen. Sobald man aber wahrnehmen könne, dass die Anhöhe von Hochkirchen genommen sei, habe man mit aller Heftigkeit anzugreifen. Bezüglich des Anfalls von Hochkirchen selbst, so habe er durch die Vorhut und in drei Kolonnen zu geschehen und es sei zu beachten, nach der Erstürmung der Schanzen und des Dorfes sich links seitwärts auszubreiten, um mit dem Corps des Generals Loudon in Verbindung zu bleiben, welcher den Angriff auf die Höhen über dem feindlichen Lager zu machen habe. Geschehe die Attaque mit der gehörigen Heftigkeit, so werde man mit Gottes Hülfe die Anhöhen von Hochkirchen nehmen und die Ehre des Tages erkämpfen. Selbe sei als Sturm zu nehmen und werde somit auch nicht durch Artillerie unterstützt werden; die Vortruppen hätten daher nach einmaliger Decharge mit aufgepflanztem Bajonette und dem Säbel in der Faust anzugreifen. — Die zur Vorhut gehörigen Regimenter lassen ihre Kanonen bei der Reserveartillerie zurück; an selbe schliessen sich die Grenadire an und ihnen folgen die Geschütze. Selbe haben sich auf den Anhöhen rückwärts aufzustellen, um nach geschehenem ersten Angriffe durch ein allgemeines Feuer den Feind gänzlich in Verwirrung zu bringen. Es

sei zu hoffen, dass in Folge des ersten Angriffs sämmtliche Batterien des feindlichen rechten Flügels genommen würden. Dann habe man sich mit diesem Geschütze nicht weiter zu befassen, um es etwa gegen den Feind zu brauchen, sondern es sei durch die Kroaten sogleich zurückzuführen. — Wie die Erstürmung von Hochkirchen erfolge, habe der Prinz von Baden-Durlach das auf der äussersten Spitze des linken preussischen Flügels stehende retzow'sche Corps gleichfalls anzugreifen, damit es nicht dem rechten österreichischen Flügel in den Rücken zu dringen suche. Weiche der Gegner zurück, so sollen die Corps ihn nicht in Unordnung verfolgen; für diesen Zweck seien eigene Anordnungen getroffen. Sollte jedoch der Angriff misslingen, so seien zur Unterstützung des Rückzugs und zur Beziehung des alten Lagers drei Batallione der Reserve als Anlehnungspunkte aufzustellen und Feldmarschalleutnant Graf Colloredo habe in diesem Falle den Herzog von Ahremberg zu unterstützen. Der Marsch der Kolonnen werde am 13. Oktober Abends in aller Stille angetreten, so dass während der Nacht noch sie jene Stellen einnehmen, von welchen aus der Angriff eine halbe Stunde vor Tagesanbruch zu geschehen habe. Zur rechten und linken Seite der Schlachtstellung haben die Kroaten einen Kordon zu ziehen, die Lagerzelte bleiben bis zu Tagesanbruch stehen und sind sodann auf den Anhöhen hinter Herrnhut aufzuschlagen. Der Feldmarschal weilt auf dem linken angreifenden Flügel. Die Regimenter haben sich nicht damit aufzuhalten, Gefangene zu machen." So lautete Daun's eben so treffliche als klare und gemessene Anordnung.

Schliesslich galt es, den beabsichtigten Ueberfall dem vielerfahrnen Gegner gänzlich zu verbergen. Der Marschal stellte sich, als wolle er sich defensiv verhalten und als wenn er einen Angriff erwarte. Er liess vor der Fronte der Schlachtlinie Reduten aufwerfen und den linken Flügel theilweise durch einen Verhau decken. Die nöthigen Geschütze über den obenerwähnten gegen Bautzen sich erstreckenden Höhenrücken unbemerkt vom Feinde hinauf und dann, da er sich über das preussische Lager hinausdehnte, auch wieder hinab zu bringen, schien eine höchst schwierige Aufgabe, aber die kriegerischen Volksstämme von der Drau und Save, von Jugend auf an Ueberfälle und Kämpfe mit ihren Nachbarn gewöhnt, wussten hier Rath zu

schaffen. Sie deckten das blos liegende Gestein mit Baumzweigen, umwickelten die Räder der Kanonen mit Moos und fällten bis in die Nacht hinein unter grossem Gelärme am Bergrücken Holz, damit das Knarren und Knirschen der Räder den Zug nicht verrathe.

Der Tag der Schlacht bei Hochkirchen, der 14. Oktober, kam heran. Nach vier Uhr Morgens zogen bereits die Bergkolonnen durch die Waldungen die Höhen hinab und näherten sich in möglichster Stille den feindlichen Vorposten. In ihrer Nähe nach fünf Uhr angekommen, erfolgte der Angriff auf das Dorf Hochkirchen, so wie von Seiten Loudon's auf das Lager bei dem Orte Steindörfel. Die an der Berghöhe zurückgeworfenen Vorposten und der Schlachtruf ihrer Verfolger brachten die erste Kunde vom Anmarsche der Oesterreicher; tapfer und mannhaft war der Widerstand der Preussen, aber nach einem kurzen und äusserst blutigen Kampfe wurden ihnen mit Säbel und Bajonet die Verschanzungen entrissen. Jetzt handelte es sich um Hochkirchen selbst. Mit Heftigkeit stürmten die Oesterreicher heran, aber der König führte ihnen mehrmals frische Kolonnen entgegen, unter welchen das Dragonerregiment Normann und die Gensd'armen mit Auszeichnung stritten. Nach einem dreimaligen Angriff befand sich der geworfene preussische Flügel wirklich wieder im Besitze von einem Theile des Dorfes. Jetzt eröffneten die im Tagesbefehl erwähnten Batterien ein heftiges und verderbliches Feuer, und es bildeten sich einige Sturmkolonnen aus sieben Regimentern Fussvolk (Clerici, Bathiani, Stahremberg, Alt-Colloredo, Arberg, Puebla und Los Rios), welchen die Carabiniers und Grenadire zu Pferde folgten. Dieser Andrang entschied. Das preussische Heer trat auf seinem rechten Flügel unter beständigem Feuern seiner Geschütze, die sich wechselseitig ablösten, den Rückzug an. In Folge eines Kampfes der Kroaten mit den Freibatallions, welche die Flanken des Ortes Hochkirchen zu decken suchten, loderte es indessen an allen Enden brennend in Feuer auf. Mit Verlust von mehr als 40 Geschützen waren die Gegner gewichen; auch das Lager des rechten Flügels, so wie die Reduten bei Kretiz waren erstürmt worden. Den königlichen Truppen kam aber beim Rückzuge das mit Buschwerk besetzte Terrain sehr zu statten, denn die Angriffe der österreichischen Reiterei wurden zwar nicht völlig

gehindert, aber weniger wirksam gemacht, während von einer Anhöhe aus wohl bediente Geschütze die Reiterei beschossen.

So wie das Geschütz zum erstenmal am linken österreichischen Flügel erdrönte, begann auch die Mitte ihren Angriff. Die vier Regimenter Lothringen, Sachsen-Gotha, Roth-Würzburg und Gaisrukh unter Führung des Feldmarschalleutnant Herzogs von Ursel und der Generale Kinsky und Vogelsang stürmten die Schanzen bei Rodewitz, wo der König sein Hauptquartier gehabt hatte. Es gelang ihrer Ausdauer, sich der Reduten ungeachtet des starken Feuers zu bemächtigen und die Gegner über ihr verlassenes Lager und den Flecken Rodewitz hinaus, der in Flammen aufging, in beständigem Kampfe zu treiben. Sechs und dreissig Kanonen und Mörser fielen in zwei Reduten in ihre Hände.

Als auf dem rechten österreichischen Flügel der erste Angriff nach der Disposition mit Mässigung erfolgte, sah sich derselbe schnell in Nachtheil versetzt, da der Feind denselben sogleich mit aller Kraft erwiderte. Ein kaiserliches Reiterregiment wurde geworfen, das Fussvolk in Unordnung gebracht und mehrere hundert Mann zu Gefangenen gemacht. Der General der Reiterei Graf Odonell stellte jedoch rasch die Linie wieder her und als General Lascy mit den berittenen Grenadiren und Carabiniers der Reiterregimenter Zweibrücken, Odonell, Serbelloni und Buccow auf das preussische Fussvolk vorbrach, sah es sich zum Rückzuge genöthigt. Obgleich selbst bedrängt, sollte dieser feindliche Flügel jenem bei Hochkirchen in diesem Momente Hülfe senden, aber General von Buccow warf mit der Reiterei einen Theil derselben über den Haufen und hinderte den Rest am Zuzuge. Der Markgraf von Baden hatte gleichzeitig das würtembergische oder Retzow'sche Corps angegriffen und es genöthigt, seine Stellung bei Weissenberg zu räumen. Um zehn Uhr Morgens befand sich die königliche Armee in vollem Rückzuge. Der König, den alterprobten Gleichmuth bewahrend, besetzte eine Anhöhe seitwärts des Fleckens Drehsa, sammelte hier die zerstreuten Heerhaufen und zog von da in möglichster Ordnung in die Ebene zwischen Borschitz (Purschwitz) und Kleinbautzen, wo er jenseits der Spree auf Anhöhen die Armee in zwei Treffen lagern liess. Das loudon'sche Corps folgte ihr zunächst und setzte sich ihr gegenüber auf einer Anhöhe fest;

mehrere Regimenter leichter und schwerer Reiterei wurden zu gleicher Zeit beordert, sich an der Strasse gegen Bautzen hin aufzustellen.[64]

---

64. Der „Ueberfall" bei Hochkirch wird gemeinlich eine „Nachtschlacht" genannt. Obige Darstellung beweist in Verbindung mit dem S. 462 Mitgetheilten, dass Daun eine Schlacht beabsichtigte (wollte er doch schon am 13. Oktober den Kampf suchen) und dass diese Schlacht am Frühmorgen sich erst entspann.

Mehrere Geschichtsschreiber haben versichert, auch der König habe einen Zusammenstoss gesucht, Daun sei ihm nur zuvorgekommen, doch irrten sie darin wahrscheinlich; er wollte jetzt nach Schlesien und Daun's Heer nach Böhmen zurückdrängen: nur wenn dieser sich nach Görlitz warf, galt es eine Schlacht. Schmettau hatte nach den Berichten seiner Kundschafter am 11. Oktober aus Dresden dem Könige angezeigt, dass die Oesterreicher einen Angriff auf sein Lager beschlossen hätten. Friedrich glaubte es nicht und antwortete ihm mit einem sehr harten Briefe (Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. S. 392). In der Meinung, welche er gefasst hatte, bestärkte ihn das verwüstende Treiben der Oesterreicher, aus dem er schloss, dass sie in der Lausitz nicht zu verweilen gedächten (Schöning I, 277), in Verbindung mit den Berichten, welche er aus dem österreichischen Lager erhielt. Aber er wurde getäuscht; diesesmal schlug seine Kundschafterei gegen ihn aus. Ein österreichischer Major Schollner war nämlich von ihm erkauft worden, Nachrichten zu schicken. In einem Korbe mit Eiern wurden dessen Briefe überbracht. Zufällig begegnet Daun selbst (den 10. Oktober oder etwas früher) dem Träger und befiehlt, den Korb in seine Küche zu bringen. Dort wird der Verrath entdeckt und Daun schenkt dem Schurken das Leben unter der Bedingung, dass er sich weitere Berichte an den König in die Feder diktiren liess, die vom bevorstehenden Rückmarsch der Oesterreicher erzählten. Es glaubte daher der König auch den Nachrichten über die Bewegungen des Feindes nicht, welche ihm Retzow aus Weissenberg mittheilte (Fischer, Geschichte Friedrichs II, 37. Retzow, Charakteristik I, 347. 348).

In dieser falschen Sicherheit hatte König Friedrich sein Lager keck fast unter den feindlichen Kanonen aufgeschlagen. Die Stellung war dermassen ausgesetzt, dass der Quartiermeisterleutnant Marwitz sich weigerte, das Lager abzustecken und lieber in Haft sich schicken liess. Ein bewaldeter Bergrücken verdeckte auf dem linken Flügel der Oesterreicher deren Bewegungen. In solcher bergigen und waldigen Gegend wuchs die Gefahr durch das Uebergewicht des Feindes an leichtem Volke. In den Büschen trieben sich die Kroaten herum und machten, indem sie unaufhörlich beunruhigten, die Preussen auf die Länge sicherer. In der Nacht vom 14. zum 15. Oktober gedachte der König, der nur noch auf Zufuhr wartete, aufzubrechen nach Weissenberg. Hochberg an der bautzen-löbauer Strasse war die vorgeschobene Mitte des preus-

sischen Lagers, sehr nahe liegt Steindörfel zur rechten etwas zurück; ein wenig weiter ab Rodewitz zur linken, gleichfalls zurück. Sein Heer war ungefähr 28,000 Mann stark, das österreichische 50,000 Mann.

Die Kirchthurmuhr von Hochkirch schlug grade die fünfte Morgenstunde, als bei den äussersten Vorposten des preussischen linken Flügels, der in Gebüschen stand, Schüsse fielen. Eine gute halbe Stunde währte das Geknatter und der bei der Feldwacht mit zwei leichten Kanonen stehende Unteroffizier Tempelhoff (der nachherige berühmte Kriegsschriftsteller) liess sie abfeuern, ohne dass eine Erwiderung erfolgte. Bald darauf aber gewahrt er, dass feindliche Massen nahe sind, und schiesst nun so geschwind, als seine Kanonen nur geladen werden können, auch die preussische Grenadirabtheilung Plothow daselbst feuert, aber kaum hat Tempelhoff etwa 15 Schüsse gethan, so sind schon von hinten die österreichischen Grenadire in die Schanze gestiegen, Tempelhoff stürzt von einem Kolbenschlag getroffen und in einem fürchterlichen Gedränge, in welchem das Schiessen aufhört, wird mit Kolben und Bajonetten gemordet. Das ist das Werk weniger Minuten. Daun selbst führt den linken Flügel. Mit acht Fahnen Grenadire gewann er die Anhöhe von Hochkirch, während Loudon Steindörfel überfallen hatte und erstürmte. Hier erfahren die Preussen den Angriff erst, als schon ihre Vorposten in Hast zurückstürzen, hart auf dem Fusse von den Kroaten unter furchtbarem Geschrei verfolgt. Hier war für die Preussen kein Halten, aber um Hochkirch beginnt der Kampf zu wüthen. Die Mannschaft, welche im Dorfe lag, erhebt sich, als das Geschütz zu donnern anfing, wird von den Anführern rasch geordnet und dem Feinde entgegengeführt, und um Hülfe geschickt. Es gilt die vor dem Dorfe aufgepflanzte Kanonenreihe, 10 Zwölfpfünder (nach andern: 26 Kanonen) zu bewahren. Zwei Fahnen nur sind es, die sich hier mühen, den feindlichen Hauptstoss abzuhalten. Das vermochte die tapferste Gegenwehr nicht, sie sind umringt und werden endlich in die enge Dorfgasse zurückgeworfen, das schwere Geschütz ist nun blosgegeben. Zwar sprengt jetzt Ziethen mit Reitern herbei, haut ein auf den hinter dem Dorfe aus den nahen Walde hervorbrechenden Feind und wirft sich auf das siegende feindliche Fussvolk vor dem Dorfe; in der Dorfgasse selbst dringen die zurückgetriebenen preussischen Grenadire von neuem vorwärts nach dem Ausgang zu. Das war der Ausschlag gebende Kampf. In dem entsetzlichen Drängen und Würgen ward wenig geschossen. Bei der Dunkelheit focht der Soldat blind und wüthend um sich herum, sich seiner Haut, so gut er konnte, zu wehren. Die Oesterreicher tasteten nach den Blechkappen der Preussen, um den Gegner zu erkennen, die Preussen griffen nach den Bärmützen der Oesterreicher. Hin und wieder warfen die Mordschlünde einen Lichtblitz über das grause Gemenge der Weissröcke und Blauröcke. Aber das preussische Vordringen geräth in's Stocken, die Oesterreicher sogar wälzen sich ein wenig vorwärts. Inzwischen hatten sie der Kanonen sich bemächtigt, sie umgewendet, vor den Eingang des Dorfes gebracht und nun werfen sie ihre Lagen in die Dorfgasse hinein auf den Menschenklumpen. Reihen-

weise fallen die Vertheidiger. Das Dorf ist verloren, nur den ummauerten Kirchhof hält Major Lange mit seinem Fähnlein.

Den König weckte in Rodewitz, wo er übernachtet, der Geschützesdonner. Als er zu Pferde steigt, begrüssen ihn schon die Kugeln seiner eigenen Kanonen. Jetzt wird die Aufgabe der Preussen, Hochkirch wieder zu erstürmen. Den ersten Angriff mit dem Regimente Itzenblitz befehligt Feldmarschal Keith, aber bevor es zwei Drittel der Dorfgasse zurückgelegt, in weniger als zehn Minuten, ist es durch die am Eingang aufgepflanzten Kanonen niedergeschmettert; ein zweites Regiment, Prinz von Preussen, theilt das Geschick des ersten, Keith selber fällt. Auch die ankommenden Regimenter Kannaker und Forcade können Hochkirch nicht wieder nehmen, Prinz Franz von Braunschweig wird dabei erschossen, Prinz Moriz von Dessau schwer verwundet. Unterdessen tagte es wohl, allein ein dichter Nebel verschleierte alles, nur die lodernden Flammen des brennenden Hochkirchs zeigten den preussischen Truppen ihre Richtung. Bis dahin hatten die Oesterreicher nur den Dorfeingang inne. Oberst Stetten berichtet, dass an der hartnäckigen Gegenwehr der Preussen alle Anstrengungen, den Ort zu bewältigen, vergeblich geblieben seien, bis an allen Seiten Flammen aufschlugen und das Dorf in einen Feuerkrater verwandelten. Dann zog mehr Fussvolk, mehr Kanonen heran. Von Steindörfel her umzog Loudon's Volk den Wahlplatz; seine Reiter fassten die angerückten Grenadire von der Seite und im Rücken. Nun macht der König den letzten Versuch. In eigner Person führt er die frischen Regimenter Wedel, Retzow, Bernstadt und eine Fahne Garden zum Angriff; auch dieser scheitert, auch sie werden von den österreichischen Reitern zum Weichen gebracht.

Klaren Blickes gab nun der König die Schlacht auf. Bei Kollin hatte er Behutsamkeit gelernt. Er setzte nicht, wie Herzog Karl bei Leuthen, hartnäckig alles auf's Spiel. Es war die höchste Zeit, denn schon drängte der österreichische rechte Flügel auf Rodewitz, schon erreicht feindliches Fussvolk Waditz, von wo aus sein Rückzug durch die waldige Gegend von Drehsa gefährdet werden konnte. Der Nebel verdeckte dem feindlichen Blicke den Abzug des preussichen Heeres.

Auf den Kirchhof von Hochkirch hielt sich aber noch gegen die grösste Uebermacht Major Lange bis fast 2 Uhr Nachmittag mit wahrem Heldenmuth. Als er kein Pulver mehr besass, mochte er sich doch nicht ergeben, sondern versuchte sich durchzuschlagen. Er und seine Tapfern wurden niedergehauen. Der preussische Verlust betrug (nach Schöning) 10,092 Gefallene, Verwundete und Gefangene und 101 Geschütz, der österreichische betrug 5628 Mann. (Der von Sack herausgegebene Bericht des nachmaligen Konsistorialrath K. D. Küster, „Bruchstück aus dem Campagne-Leben eines preussischen Feldpredigers in den zehn Wochen vor der nächtlichen Schlacht bei Hochkirch den 14ten Oktober 1758 bis Weynachten desselben Jahres,“ Berlin 1790, gestattet manche Einzelnheit in Tempelhoff's und anderer Dar-

Gegen eilf Uhr hin erstarb der Wiederhall der Geschütze gänzlich und es trat Grabesstille ein. Das preussische Heer verlor angeblich an Todten, Verwundeten und Gefangenen an

stellung zu berichtigen). Auffällig ist es indess, dass Küster wiederholt (S. 19. 20. 32. 64) den Beginn der Schlacht auf drei Uhr Morgens angibt; dieser Irrthum ist wohl daher zu erklären, dass ihm in der langen Finsterniss die angstvollen Stunden verlängert schienen und er erst 1781 (vgl. S. 104) die letzte Niederschrift machte. Auch das „Journal des Füselierregiments von Jung-Braunschweig vom Juni 1756 bis März 1763" setzt irrig den Beginn der Schlacht auf drei Uhr und das „Tagebuch eines preussischen Offiziers über die Feldzüge von 1756 bis 1763": „um vier Uhr." Ueber Lange vgl. „Geschichte des Königl. Generallieutnants, Herzog Friedrich von Braunschweig Durchl. Infanterieregiments seit der Stiftung vom Jahr 1762 bis 1763," in: [Naumann's] Sammlung ungedruckter Nachrichten, so die Geschichte der Feldzüge der Preussen von 1740 bis 1779 erläutern IV, 560). Wie Tempelhoff ward auch Cogniazo bei Hochkirch verwundet. Die Gefangennehmung des Prinzen Moriz erzählt Küster (S. 53—57) näher und glaubwürdig, da er sich mit dem österreichischen Rittmeister in Bautzen unterhalten musste, wobei er den Auftrag hatte, zu verhindern, dass dieser etwas von den Umständen des preussischen Heeres erfahre. Wenn Franzosen wissen wollten (Stuhr II, 33), der bei dieser Gelegenheit entflohene Reiter sei der König selbst gewesen, und es habe der ihm nachjagende Oberstleutnant Ledrun des Königs Pferd durch einen Schuss verletzt, der König sich aber auf dem Pferde eines Begleiters noch gerettet — so gehört solche Erzählung wohl in das Bereich der unglaubwürdigen Sagen und entstand vermuthlich aus der richtigen Mittheilung, dass dem König ein Ross unter dem Leibe verwundet worden sei. Dies geschah jedoch bei dem Angriff des Königs auf Hochkirch (Küster S. 34). Er führte bei dem Rückzuge das Fussvolk, war folglich einem Angriffe wie dem geschilderten nicht ausgesetzt.

Eine starke Wegstunde vom Schlachtfeld kann Friedrich sich setzen und eine neue Aufstellung seinem Heere geben. An der grossen Tapferkeit der Preussen hatten sich die Oesterreicher erschöpft. Der Sieger ordnete seine verwirrten Scharen und ruhte. Den Feind seinerseits anzugreifen, dachte Friedrich sogar in den ersten Stunden nach der Schlacht, aber dazu mangelte ihm Geschütz und Schiessvorrath (Brief vom 14. Oktober bei Schöning I, 280). Glücklicherweise erhielt sein Heer bald darauf eine Zufuhr von Dresden, die doch das nöthigste Feldgeräth brachte. Geschlagen war das preussische Heer, aber die weisen Entschlüsse und Anordnungen seines grossen Führers kamen den Folgen einer Niederlage zuvor. Leicht hätte die Schlacht bei Hochkirch über den Besitz von Sachsen und Schlesien entscheiden können, indess die wuchtende Nachwirkung fehlte dem Schlachttage.

Am nämlichen Tage, an dem Friedrich zum zweitenmale auf dem Schlachtfelde unterlag, endete in Baireuth das Leben seiner theuren Lieblingsschwester, der geistreichen Friederike Sophie Wilhelmine.

8000 Mann, ferner 110 Geschütze und 32 Fahnen und Standarten, so wie sämmtliche Zelte und einen Theil des Gepäcks, das österreichische dagegen an 5000 Todte und Verwundete und einige hundert Gefangene, worunter General von Wittelesky. Schmerzlicher als der Verlust des wenn auch noch so bedeutenden Kriegsgeräthes war für den König und die Armee der Tod zweier hoch ausgezeichneter Männer, des greisen Helden Keith und des Herzogs Friedrich Franz von Braunschweig, eines Bruders des Herzogs Ferdinand, des Oberbefehlshabers der hannöverisch-hessischen Armee. Beide hatten im Kampfe auf dem rechten Flügel ein glorreiches Ende gefunden. Als die Oesterreicher den Feldmarschal unter den Todten entdeckten, nahmen sie ihn auf ihre Schultern, trugen ihn in die vom Brand verschont gebliebene Dorfkirche und bereiteten ihm vor dem Hochaltar sein Todten- und letztes Ehrenbett. Das ist des Lebens höchster Lohn und Preis, wenn selbst der Feind durch des Gegners Fall sich schmerzlich berührt fühlt. Marschal Daun sandte die Leiche des Herzogs Friedrich Franz in das preussische Lager, denn er errieth, dass der König die Reste seines lieben Verwandten in der Heimath werde bestatten lassen. So geschah es auch. Am Abend des 15. November strahlte Braunschweig im hellsten Glanze der Lichter, als wolle es ein Siegesfest feiern; in den Strassen standen die Truppen in langen Linien und hinter ihnen die dichten Scharen der Städter und des Landvolks. Als sämmtliche Glocken der Stadt erschallten, wurde die Leiche in die Hauptkirche gebracht, um in der Familiengruft unter dem letzten Grusse der Geschütze von den Wällen ihre Ruhestätte zu finden. Oesterreichischer Seits ist hier des Generals Grafen von Browne, eines Sohn des verstorbenen Feldmarschals kurz zu erwähnen. Er trug so viele und schwere Wunden davon, dass er nicht mehr von ihnen genas, jedoch erst im folgenden Jahre an ihnen verblich. Wenn übrigens die königliche Armee einen tapfern österreichischen General als Gefangenen erhielt, so hob sich dieses durch die Gefangennehmung des ruhmvollen Herzogs Moriz von Anhalt-Dessau, welche unter eigenthümlichen Umständen erfolgte, hinlänglich auf. Der Herzog im Kampfe auf dem linken Flügel schwer verwundet, wurde von den Adjudanten zu Wagen gebracht, und eiligst geflüchtet. Leutnant von Fellner von den slavonischen Husaren, ein geborner Oberpfälzer,

hatte jedoch den Vorgang bemerkt, setzte ihm mit seinen Leuten eiligst nach und erreichte den Wagen. Als er schon in der Nähe sich befand, war einer der Adjudanten abgestiegen und hatte sein besseres Pferd an einen gleichfalls in der Begleitung befindlichen höheren Offizier abgegeben, der sich hierdurch rettete. Der Herzog erklärte beim Erscheinen des Fellner sogleich, dass er der Kaiserin Gefangener sei, forderte ihn aber auf, ihn nach Bautzen in das preussische Hauptquartier behufs der Heilung seiner Wunden zu bringen. Als der Fürst sein Ehrenwort gegeben, dass Fellner keine Unannehmlichkeiten irgend einer Art zu befahren habe, brachte ihn dieser persönlich nach Bautzen. Bei seiner Rückkehr am folgenden Tage in das kaiserliche Lager, stellte ihm der Herzog für seine Husaren 56 Louisdors in Gold und einen Wechsel auf tausend Gulden zu und versah ihn selbst mit einem Schreiben des Königs an Daun, in welchem er den Ueberbringer belobte und ihn der weitern Berücksichtigung der Kaiserin empfahl. Obgleich der Herzog mehrmals todt gesagt wurde, so siegte doch seine gute Natur und die Geschicklichkeit seines Arztes, des Dr. Probst zu Bautzen.*

Bereits am 15. Oktober halb zehn Uhr Nachts kam die erste Nachricht von der Schlacht nach Schönbrunn. Um genannte Zeit ritt nach alter Sitte von blasenden Postillions begleitet, Dauns Adjudant Major von Rotschütz, welchem später General Tillier mit umständlicherem Berichte folgte, in den bereits stillen Ort ein. Noch vor Mitternacht begab sich die kaiserliche Familie zu

* Eines ausgezeichnet tapfern Mannes ist hier noch zu gedenken, nämlich des Teutschherrn von Stetten, des Obersten des fränkischen Regiments Roth-Würzburg. Bei dem Sturme auf die Verschanzungen bei Rodewiz hatte er durch die treffliche Führung seiner Scharen so wie durch persönlichen Muth in solchem Grade sich ausgezeichnet, dass nach der Schlacht die österreichische Generalität zusammentrat und ihn aufforderte, sich um das Ritterkreuz des neugestifteten Maria-Theresien-Ordens zu bewerben. Aber es war ein altes Herkommen im Teutsch-Orden, dass neben seinem Kreuze kein anderes getragen wurde. Da jedoch der Kurfürst von Köln als Hoch- und Teutschmeister erst am 8. August 1758, somit wenige Monate vor der Schlacht, die Verfügung hatte ergehen lassen, dass kein Teutschordens-Ritter, ohne zuvor die Erlaubniss des Hochmeisters und des betreffenden Landkomthurs erholt zu haben, den Militärorden annehmen oder begehren dürfe, so entschloss sich der tapfere Mann zu den nöthigen Schritten. Ob sie einen Erfolg hatten, ist nicht ersichtlich.

Fuss in die Marienkirche zu Hitzing. König Friedrich setzte gleichfalls unverweilt sein Staatsministerium von der Schlacht in Kenntniss. „Daun habe nach Vereinigung seiner gesammten Streitmacht ihn in einem gebirgigen Terrain angegriffen, wo eine gute Hälfte der Armee sich nicht frei habe entwickeln können. Er habe sich blos eine halbe Stunde vom frühern Lager zurückgezogen und Stellung bei Bautzen genommen, wo er sich halten zu können hoffe. Die Schlacht sei weder eine allgemeine noch entscheidende gewesen und wahrscheinlich werde es zu einem zweiten Zusammenstosse kommen, wenn der Gegner in der Absicht verharre, sich in Sachsen halten zu wollen." Das Ministerium fertigte diese Depesche allen königlichen Gesandten zu und von Plotho brachte sie sofort in Regensburg zur öffentlichen Kunde. Bei aller Fassung, die dem König in allen Wechselfällen des vielbewegten Lebens verblieb, vermochte er doch nicht den bittern Unmuth über den ihm versetzten Streich zu verschmerzen. Er war so dauernd und nachhaltig, dass er erst im folgenden Jahre zu Tage kam. Unerwartet wurde ein angeblich vom Papst Clemens XIII. erlassenes Breve bekannt, mit welchem dem Feldmarschal Daun wegen seines Sieges ein geweihter Hut und Degen übersendet wurde. Der päpstliche Erlass war apokryph. König Friedrich hatte, wie einer seiner Biographen berichtet, im Mai 1759 den Text entworfen und sein gelehrter Freund, der Marquis d'Argens, denselben in das Lateinische übersetzt und drucken lassen.[65]

65. Preuss, Friedrich der Grosse als Schriftsteller S. 158 und Johann Pezzl, österreichische Biographien, Wien 1790 II, 100—104 unter Berufung auf zwei Briefe von Marquis d'Argens (Oeuvres posthumes de Frédéric, XIII, 70 und 73). Von Wien aus hatte man der Angabe alsbald widersprochen. Und dennoch war in der Hauptsache Wahrheit' Denn wie der Enkel Daun's in Wien, der letzte Erbe dieses Namens, dem vor einigen Jahren verstorbenen Professor an der Schule in Pforta K. G. Jacob erzählt hat (vergl. die berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1844. 1. Hälfte N. 100 XLIX, S. 799), erhielt dieser wirklich Hut und Degen vom heiligen Vater und kaufte beides Maria Theresia ihm ab. Hiernach hätte also der Papst den siegreichen Feldherrn beschenkt; Friedrich, dem dies sehr lächerlich vorkommen musste, hatte in spöttischer Laune einen geeigneten päpstlichen Erlass dazu gemacht, und die Wirkung dieses Spottes war gewesen, dass man mit dieser Gnade des Papstes gross zu thun sich nicht getraute, sondern den Vorgang im Gegentheile vor den Blicken der leichtfertigen Welt verbarg. Es lässt sich überhaupt nicht voraussetzen, dass Friedrich

in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges dieses päpstlichen Geschenkes gedacht haben würde (wie er es doch that, Oeuvres historiques III, 269), wofern es nur von ihm erdichtet gewesen und nicht wirklich gegeben worden wäre.

4.

Das kaiserliche Heer nimmt dem königlichen gegenüber Stellung; letzteres bricht in der Richtung nach Görlitz auf in der Nacht vom 24. zum 25. Oktober; Gefecht der Reiterei. — Neues Verweilen bei Görlitz und beiderseitiges Entsenden von Streitkräften nach Schlesien; Neisse. — Die preussische Armee bricht am 30. Oktober dahin auf; ihr folgen die Generale Loudon und Vehla; Gefechte. — Ein Corps unter General O'kelly nach Schlesien. — Der Staatskanzler Graf Kaunitz über die Operationen. — Daun bricht am 4. November mit der Armee nach Dresden auf. — Kooperation der Reichsarmee unter dem Pfalzgrafen Friedrich. — Dresden im weitern Umkreise auf drei Seiten umzingelt; Rücksichten für selbes. — Das preussische Armeecorps unter General von Itzenplitz nimmt Stellung bei der Neustadt von Dresden. — Der Gouverneur und seine Vertheidigungsanstalten. — Daun lässt die Reduten am Thiergarten stürmen. — General von Schmettau brennt in der Nacht vom 10. November die Vorstädte nieder; offizielle Berichte und Schriften über den Brand. — Um die völlige Zerstörung Dresdens nicht zu veranlassen, gehen die kaiserliche und die Reichsarmee zurück. — Abzug des erstern nach Böhmen; zuvor der Sonnenstein gesprengt und geschleift. — Der König mit der Armee nach Neisse; die Belagerung aufgehoben und die österreichischen Corps nach Mähren und Böhmen. — Verfahren des Königs zu Dresden; Besetzung der sächsischen Süd- und Westgränze.

Nicht ohne Grund war das Verhalten des Königs und die ihm zu Theil gewordene Gabe, gerade in den schwierigsten Verhältnissen von seinen geistigen Kräften den zweckmässigsten Gebrauch machen zu können, ein Gegenstand der Bewunderung aller Zeitgenossen. Nach Sachsen und Brandenburg ergingen seine Befehle, um den erlittenen Verlust an Kriegsmaterial und Truppen rasch zu ergänzen. Bald langten auch zwei Kürassirregimenter und acht Batallione mit einigem Geschütze von Dresden her im königlichen Lager an; Prinz Heinrich befand sich bereits bei seinem königlichen Bruder. Staatskanzler Graf

Kaunitz sprach über die Kampfbereitschaft der preussischen Armee nach einer verlornen Schlacht und ohne Antretung eines weiteren Rückzuges seine vollste Anerkennung mit den Worten aus: „dass es nicht leicht einer andern Armee als der preussischen möglich sein würde, sich, wie von ihr geschehen sei, in einem vortheilhaften Lager festzusetzen und sich in so kurzer Zeit zu erholen."

Daun liess indessen den Gegner nicht aus dem Auge, sondern rückte vielmehr näher heran und schlug dem Könige gegenüber am 17. Oktober Lager, so dass nur der linke österreichische Flügel bis Weissenberg und der rechte gegen Rische und Binnewitz sich erstreckte. Friedrich hatte jedoch nicht im Sinne, eine Schlacht anzunehmen, im Gegentheile wiesen einige Umstände darauf hin, dass er die Armee bald werde aufbrechen lassen. Es wurde nämlich mit der Wegführung der Verwundeten zu Bautzen begonnen und es erfolgte die Aufhebung der dortigen Feldbäckerei; ein anderes Anzeichen des baldigen Aufbruchs war, dass die königliche Armee Schanzen aufzuwerfen begann, denn um den Gegner zu täuschen wurden gewöhnlich, wenn man nicht länger bleiben wollte, Erdhütten gebauet und Schanzen aufgeworfen. — In der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober setzte die preussische Armee über Klicks und Kleinsaubernitz nach Drehsa und Wiese sich in Bewegung, um die Strasse nach Schlesien zu gewinnen. Erst mit Tagesanbruch bemerkten die österreichischen Vorposten die Räumung des feindlichen Lagers. Sämmtliche berittene Grenadire und Carabiniers und das Reservecorps wurden daher beordert, sich gegen Görlitz zu wenden und den südwestlich in dessen Nähe gelegenen Ort und Berg Landskrone zu besetzen, General von Karawelli vom Loudon'schen Corps erhielt den Befehl, den Rückzug des Feindes zu beunruhigen, und der Generaladjudant von Reitzenstein die Weisung, sich nach Bautzen zu begeben. Dieser fand hier noch eine Abtheilung schwer Verwundeter, worunter der königliche General von Geist, sieben Offiziere und an 80 Soldaten. Als am 26. Oktober die Armee nachrückte, gerieth der Vortrab des nach Landskrone entsandten Corps, welcher unter Führung der Generale d'Ayassas und Esterhazy auf Görlitz vorrückte, in's Handgemenge mit dem gerade eintreffenden preussischen Vortrabe, aus Husaren und Dragonern bestehend. Es kam zu einem

hitzigen Reitergefecht, in welchem die Oesterreicher mit Verlust von einigen hundert Mann gegen Landskrone zurückgetrieben wurden. Am Abend, wo die ganze österreichische Armee hier eintraf, zog die preussische auf der Heerstrasse nach Görlitz und schlug dort Lager, den linken Flügel an die Stadt lehnend und den rechten in der Richtung nach Ebersbach.

Drei Tage lang standen sich die Armeen gegenüber, ohne dass es zu Gefechten gekommen wäre, und beide entsandten während dieser Zeit Verstärkungen nach Schlesien. Als der König am 27. Oktober einige beträchtliche Abtheilungen dahin beordert hatte, sandte Daun am folgenden Tage die Feldmarschalleutnants Grafen von Wied und Guasko mit 9 Batallionen, 10 Grenadirkompanien und 4 Reiterregimentern dem Feldzeugmeister Grafen Harsch zu, um dessen Operationen gegen Neisse zu unterstützen und zu decken. Die bisherige Blokade von Neisse hatte sich nach dem 23. Oktober in Belagerung verwandelt, da am besagten Tage das schwere Geschütz, unter welchem sich auch ein riesenhafter Mörser befand, der eine Bombe von fünf Zentnern oder 500 Pfund schoss, im Lager angelangt war. An demselben Tage, wo Daun die Verstärkung absandte, wurden vor Neisse die Trancheen eröffnet und die Arbeiter nach Mitternacht vor der Festung mit einem starken Kugelregen begrüsst. Die österreichische Macht belief sich mit obiger Verstärkung fast auf 50,000 Mann.

Obgleich der König durch anbefohlene Schanzarbeiten glauben machen wollte, er beabsichtige einen längern Aufenthalt bei Görlitz, so erfuhr Daun es doch alsbald, als er das Heergepäck am Abend des 29. Oktobers nach Bunzlau in Schlesien absandte. Am folgenden Morgen hob der König im Angesicht der kaiserlichen Armee das Lager auf und zog durch Görlitz, welches 30,000 Thaler Kriegssteuer erlegen musste, und über Schönberg unter beständigem Fechten nach Lauban, denn während Loudon fortwährend die Nachhut beunruhigte, fiel General Vehla in Waldungen und Hohlwegen die Marschkolonnen von der Seite an. Sie verloren an 300 Mann; General von Bülow und Oberst Le Noble wurden verwundet. Marschal Daun that, als wenn er dem König mit der Armee folgen wolle, denn er liess Brücken über die Neisse schlagen und das Reservecorps auf das rechte Ufer hinübergehen. Die Preussen hoben dagegen ihr

Lager bei Lauban am 1. November wieder auf und begannen auf das rechte Ufer der Queis überzugehen. Während ihr Nachtrab sich noch in der Stadt befand, hatte sich Loudon derselben bereits genähert. Gegen neun Uhr Morgens besetzte er eine vortheilhaft gelegene Anhöhe, von welcher ein Hohlweg bestrichen werden konnte, durch den, um an die Queis zu gelangen, die Gegner ziehen mussten, mit zehn Geschützen. Um den Durchzug zu erleichtern, erschien schnell jenseits des Flusses auf einer Anhöhe eine preussische Batterie und es eröffnete sich gleichsam ein Wettkampf zwischen den beiderseitigen Geschützen, der jedoch bald damit endete, dass mehrere preussische Kanonen demontirt wurden und nun alle Schüsse auf den Nachtrab fielen, der theils schon im Wasser, theils noch am Uferrande sich befand. Er zählte über hundert Todte und Verwundete.

Das preussische Heer hatte sich indessen getheilt; der König zog mit einer Kolonne über Löwenberg und Prinz Heinrich mit einer andern, an 20,000 Mann stark, über Greifenberg, um am nächsten Tage zu Konradswald sich wieder zu vereinigen. Loudon war der königlichen Kolonne gefolgt. Als er vor Löwenberg anlangte, fand er, dass die Nachhut die Thore hinter sich abgesperrt hatte. Wie er nach ihrer gewaltsamen Eröffnung mit der Reiterei rasch durchritt, wurde er in der Vorstadt zwischen den Häusern, in welchen sich einige hundert Verspätete geworfen hatten, mit Musketenfeuer begrüsst. Der grössere Theil sammt einigen Gepäckwagen wurde gefangen. Unermüdet folgte er der Armee auf der Ferse nach und erreichte sie am Abend abermals zwischen Pilgramsdorf und Goldberg. Dem Anfalle seiner leichten Reiterei vermochte das tapfere Dragonerregiment Normann nicht zu widerstehen; hundert und zwanzig Reiter mit mehrern Offizieren fielen in ihre Hände, während die Kroaten sich den Weg bis zu den Pontons und zum Gepäck bahnten und die Stränge von 400 Zugpferden durchschnitten. Unter beständigem Geplänkel zog die königliche Armee bis Petrowiz.

Daun hatte bisher alles angewandt, um den König glauben zu machen, er werde die Armee nach Schlesien führen. Um die Späher, deren jede Armee zählt, irre zu leiten, machte er am 3. November durch Tagesbefehl kund, dass bei dem bevorstehenden Einrücken in Schlesien die strengste Mannszucht zu

beobachten sei, da man dieses Land wie eigenes zu behandeln habe. Er sandte ferner eine neue Heeresabtheilung unter Feldmarschalleutnant O'kelly nach Lauban unter dem Anscheine, seine Vorhut zu bilden, in der Wirklichkeit aber, um als Anlehnungspunkt für Loudon und Vehla im Nothfalle zu dienen. Da Daun in fortwährender Korrespondenz mit dem Hof- und Staatskanzler stand und über alle seine Unternehmungen berichtete, so gab Kaunitz hinwieder vertrauten Fürsten und den diplomatischen Agenten Nachricht von dem, was geschah. In einer Depesche vom 7. November sprach er sich dahin aus: „Weil Daun vorausgesehen, dass, wenn sich das königliche Heer nach Schlesien wende, es der Festungen und vieler andern Vortheile wegen einen Vorsprung von drei bis vier Märschen vor den nachgesandten Corps gewinnen und somit bedeutend früher bei Neisse eintreffen könne, so sei seine Absicht, um den König wirklich zum weiteren Vorrücken zu bewegen, den Feldzeugmeister Grafen Harsch zu beauftragen, die Belagerung nicht eher aufzuheben und die Artillerie in das Gebirge abzuführen, als bis der König sich auf zwei Tagemärsche genähert habe." Dieser Beschluss habe aber in Wien die Besorgniss rege gemacht, dass der König, wenn er Nachricht von den vorläufigen Anstalten erhalten, den Marsch einstellen und somit die Absichten auf Neisse, so wie auf Sachsen vereiteln möchte. Die neuesten Depeschen Daun's bis zum 2. November versicherten aber, dass die königliche Armee noch in vollem Marsche begriffen sei und dass das kaiserliche Heer sich am 4ten nach Sachsen wenden werde, um am 6ten an der Elbe einzutreffen und das Unternehmen gegen das bei Dresden zurückgebliebene Armeecorps in's Werk zu setzen. Nicht blos dieser Unternehmung wegen sei mit dem Pfalzgrafen Friedrich eine vollständige Abrede getroffen worden, sondern auch für den Fall, wenn der König einen Einfall in Böhmen machen sollte. „Uebrigens, äusserte Kaunitz weiter, möge erfolgen, was da wolle, so können wir uns doch alle Zeit rühmen, dass wir mit allem Nachdruck zu Werk gegangen, den Privatvortheil der gemeinschaftlichen Sache willigst und aus eigner Bewegung aufgeopfert, mithin bei den Bundesgenossen allen Dank verdient haben." Schliesslich sprach der Staatskanzler seine Ueberzeugung aus, dass wenn man kaum habe hoffen dürfen, dem Gegner auf eine andere und empf[illegible]

lichere Weise, als es am 14. Oktober geschehen sei, beizukommen, so sei doch dermal daran fast nicht mehr zu zweifeln. — Diese zuversichtliche Hoffnung stützte sich allerdings auf gute Gründe, aber er übersah den Umstand, dass der trefflichste Entwurf und Plan durch eine einzige vom Feinde rechtzeitig unternommene Bewegung vereitelt werden kann.

Am 4. November vor Tagesanbruch verliess die kaiserliche Armee das Lager bei der Landskrone und zog anstatt nach Görlitz, wie die Truppen selbst geglaubt hatten, westwärts nach Bautzen. Um zu verhindern, dass nicht auf kürzestem Wege die Nachricht von diesem Marsche nach Dresden gelange, hatte der Reichsfeldmarschal Pfalzgraf Friedrich den Oberst Töräk mit dem Husarenregimente der Jazygen und Kumanen wieder auf das rechte Elbufer übergehen lassen, um alle Zugänge der Stadt abzusperren. Am folgenden Tage rückte die Armee über Bischofswerda bis Harte, und den dritten Tag nach Helmsdorf. Von Seite Loudons war während des Marsches die Meldung eingetroffen, dass die königliche Armee über Jauer, Kulms und Striegau fortziehe und deren Vortruppen bereits zu Schweidnitz eingetroffen seien. Am 7. November näherte sich das kaiserliche Heer endlich der Elbe, ging über zwei oberhalb Pirna geschlagenen Pontonsbrücken auf das linke Ufer über und schlug in einer Entfernung von anderthalb Stunden südwärts von Dresden Lager, während seine Vorhut den Feind bis in den sogenannten grossen Garten vor der Stadt zurücktrieb.

Gleichzeitig hatte die Reichsarmee ihre Bewegungen begonnen. Sie stand in zwei Lagern südlich von Dresden bei Pirna und Berggieshübel; ein gesondertes Corps unter General Haddik befand sich westlich bei Freiberg und ein zweites unter General von Kleefeld zur Beobachtung der leipzig-kemnitzer Strasse unweit Hohenstein bei Penig. Pfalzgraf Friedrich gab am 2. November Abends den Befehl zum bevorstehenden Aufbruche, den er dem Feinde verbergen wollte. Bis zum Eintreffen Daun's blieb daher Feldmarschalleutnant von Rosenfeld im Lager bei Pirna, der Feldzeugmeister Landgraf von Fürstenberg aber in jenem bei Berggieshübel stehen, um sodann die Nachhut zu bilden. — Die Armee, welche am 3. November aufbrach, nahm ihre Richtung südwärts über Arzbach und Breitenau nach Lauenstein. Die Absicht der beiden Oberfeldherrn war, von der Süd-, West- und Nord-

seite Dresden in einem weiten Bogen zu umspannen und das preussische Armeecorps samt der Besatzung von Dresden aus ihren Stellungen behufs der Schonung der Residenzstadt gleichsam hinauszudrängen und selbe zu veranlassen, von den drei völlig freien Strassen auf dem rechten Elbufer nach Grossenhain, Königsbrück oder Bischofswerda Gebrauch zu machen. Dieses schonende Verfahren hatte seinen Hauptgrund in dem fortwährenden Ersuchen und Verwenden der königlichen Familie und des Staatsministeriums bei dem kaiserlichen Hofe und dem Staatskanzler, damit von den Armeen keine Massregeln ergriffen werden möchten, wodurch die Wohlfart des vom königlichen Hause wahrhaft geliebten Dresdens wesentlich gefährdet werden könne. Die Stadt war unter der Pflege milder und kunstliebender Fürsten eine der schönsten von Deutschland geworden; sie prangte mit zahlreichen Pallästen, öffentlichen Gebäuden für Wissenschaften und Kunst und stattlichen Häusern des sächsischen und polnischen Adels sowie einer wohlhäbigen Bürgerschaft. Diese an sich so glücklichen aber bezüglich der strategischen Operationen den kaiserlichen Feldherrn höchst hinderlichen Verhältnisse waren hauptsächlich Schuld, dass man nicht schon früher dem Hauptheerde des Kriegs und der Fundgrube, aus welcher er sich nährte, näher getreten war. Allein ohne die Wiedereroberung Sachsens als des Königs Vormauer konnte es zu keinem Frieden kommen. Das sah auch endlich die königliche Familie ein und sie scheint sich blos ein möglichst glimpfliches Verfahren ausbedungen zu haben, welches aber den eigentlichen Zweck, Dresdens und Sachsens Befreiung nicht herbeizuführen vermochte.

Pfalzgraf Friedrich führte am 4. November die Armee über Altenberg und Seida nach Hermsdorf, indem General Fürstenberg ihm nachrückte und das verlassene Lager bezog. Das preussische Armeecorps, dessen Leitung der König dem Generalleutnant von Itzenblitz übergeben hatte und bei welchem sich auch die Generale Finck und Hülsen befanden, schien aller Vorkehrungen ungeachtet gleichwohl Nachricht von den Bewegungen der Reichsarmee erhalten zu haben, denn es wurde an obigem Tage preussischer Seits eine Rekognoszirung des Lagers bei Pirna versucht, jedoch vom General Lusinsky die Plänkler zurückgetrieben und bis Dohna unweit von Dresden verfolgt. Am 5.

November, wo die Reichsarmee nach Frauenstein in der Richtung auf Freiberg zog, fand es Itzenblitz an der Zeit, seine bisherige Stellung bei Maxen und Gamich aufzugeben und geschützt durch einen starken Herbstnebel auf Dresden zurückzugehen. Er hatte, wie Pfalzgraf Friedrich in einer schriftlichen Mittheilung an einen Reichsfürsten selbst angibt, nähere Nachricht von seinem Marsche erhalten. Am folgenden Tage brach er mit dem Corps westwärts gegen Wilsdruf und Kesselsdorf auf, während Oberst Veczey sich zu Tharand aufstellte, der Pfalzgraf auf den Anhöhen hinter Freiberg Lager schlug, Feldmarschalleutnant Haddik dagegen nach Nossen auf der dresden-leipziger Strasse vorrükkend, Streifkommandos nach Kesselsdorf und Meissen absandte und General Kleefeld unweit von Borna auf der leipzig-kemnitzer Strasse Posto fasste, um diese zu überwachen. Zwar erhielt der Pfalzgraf an demselben Tage noch die Nachricht, General von Itzenblitz habe seine Stellung zu Kesselsdorf, weil sie zu bedroht sei, aufgegeben und sich nach Meissen gewendet, aber sie war nur theilweise begründet; er blieb bei Kesselsdorf stehen, sandte aber eine Truppenabtheilung auf der Strasse nach Meissen, weil der Befehlshaber von Dresden, General von Schmettau, es für nöthig erachtete, die Pferde und Equipagen des Prinzen Heinrich abgehen zu lassen, um sie in Sicherheit zu bringen. Es kam wirklich der Moment immer näher, wo das preussiche Corps förmlich umzingelt wurde, denn am 8. November war Haddik von Nossen nach Waldheim aufgebrochen, um nach Meissen zu ziehen, während Veczey zu Miltitz und General von Ried zu Tharand und zu Tanneberg stand. Nachdem Haddiks Vortruppen die preussische Besatzung aus Meissen verdrängt hatten, gewahrte Itzenblitz, dass er nach Ankunft der kaiserlichen Armee unter Daun in grösster Gefahr stehe, mit seinem Corps abgeschnitten zu werden. Ohne Zeitverlust nahm er daher in der Nacht vom 9. auf den 10. November die Richtung auf die Elbe, sandte eine Truppenabtheilung direkt zur Verstärkung nach Dresden, ging mit dem Reste des Corps über zwei Pontonsbrücken auf das rechte Ufer über, und stellte dasselbe bei der Neustadt von Dresden auf. Marschal Daun hatte schon den Tag vorher die Armee in acht Kolonnen an die Stadt vorrücken lassen und dem Feldmarschalleutnant von Anger den von dem Feinde besetzten Thiergarten zu stürmen befohlen. — Dieser so wie mehrere kleine mit



siebenhundert Mann und mehreren Geschützen unter dem Obersten von Itzenblitz besetzten Reduten wurden sofort angegriffen. Gegen Mittag trieben die Oesterreicher die preussischen Husaren zurück und zwangen selbe uud das Freibataillion Montjou den Garten zu verlassen und die Vorstädte mit Zurücklassung mehrerer Geschütze zu gewinnen. Die obigen kleinen Reduten widerstanden tapfer bis auf drei, welche genommen wurden. Jetzt drangen die Stürmenden durch die pirnaschen und ramischen Schlagbäume in die Vorstadt ein und suchten sich namentlich im zinzendorfischen Hause fest zu setzen, wurden jedoch durch Kanonenschüsse vertrieben. Das von den österreichischen Batterien gegen die Vorstädte eröffnete Feuer wurde von der preussischen so kräftig erwidert, dass die Oesterreicher zum Rückzuge sich genöthigt sahen; vor Einbruch der Nacht, in welcher die abgeschickte obige Verstärkung anlangte, aber in die Neustadt hinüberzog, waren sämtliche Reduten wieder in den Händen der Preussen. General von Meyer erhielt die Weisung mit acht Batallionen die Vorstädte zu vertheidigen und im äussersten Falle anzuzünden.

Der Befehlshaber von Dresden, General Graf Schmettau, hatte vom Könige den gemessenen Auftrag, die Stadt nicht in die Hände der Gegner fallen zu lassen, und die Vollmacht, um es zu verhindern, zum Aeussersten schreiten zu dürfen. Schon das erstemal, als Daun im September vor Dresden erschienen war, hatte er seine Massregeln getroffen. Unglücklicher Weise waren die Vorstädte zu nahe an die Stadt und deren Wälle und Gräben gebauet und dazu trat noch der Missstand, dass die zunächst liegenden Häuser wegen ihrer unverhältnissmässigen Höhe, da sie 6 bis 7 Stockwerke zählten, die Stadtwälle selbst überragten. Den Feind in selben sich festsetzen zu lassen hätte nichts anderes bedeutet, als jene selbst aufzugeben. Schon im September, als das daun'sche Heer sich Dresden näherte hatte Graf Schmettau durch den Oberschenken von Bose dem dresdener Hofe erklären lassen, dass, wenn der Feind die Stadt angreife, er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehe, die Vorstädte abzubrennen und zu diesem Zwecke in die näher am Walle gelegenen Häuser Brennmaterialien bringen zu lassen. Alles, was die Kriegsraison behufs seiner Vertheidigung ihm auferlege, müsse er schnell vollziehen. Diese Erklärung erfolgte seiner Seits auch



an den Stadtmagistrat. Der Hof und letzterer machten Gegenvorstellungen, aber sie fanden kein Gehör. Der Staatsminister von Borke besprach sich auf Ansuchen der damals zu Dresden versammelten Landstände mit Schmettau, aber dieser ertheilte die Antwort, dass wenn die kaiserlichen Truppen die Stadt angreifen würden, er in die Lage gesetzt werde, sich vertheidigen zu müssen, und es sonach unmöglich sei, die Vorstädte, deren Häuser die Wälle überragten, zu verschonen. Dass es nun im September zu keinen traurigen Ereignissen kam, war bei Daun's Rückzug aus dem Lager bei Stolpen die natürliche Folge.

Jetzt, wo das österreichische etliche 60,000 Mann starke Heer und die Reichsarmee über 50,000 Mann stark Dresden umlagerte, erreichten jene die Existenz Dresdens bedrohenden Gefahren die höchste Höhe. Was nun geschah, erzählen wir zunächst nach der Beschwerdeschrift, welche der sächsische Gesandte Johann Georg von Ponikau schon am 24. November zur Kenntniss des Reichstages brachte. Generalleutnant von Schmettau habe durch dazu aufgebotene Bürger Stroh herbeiführen und in Bündeln in die Häuser der Vorstädte einlegen lassen und untersagt, dass sich irgend ein Bewohner zur Nachtzeit auf den Strassen blicken lasse. Am 10. November um zwei Uhr nach Mitternacht habe er durch einen Kanonenschuss das Signal zum Brande geben lassen. Artilleristen und Soldaten der Freibataillone zogen durch die Strassen der pirna'schen und will'schen Vorstadt, und zündeten mittelst Pechkränzen das Brennmaterial an. Die Häuser wurden hierauf von den preussischen Batterien mit glühenden Kugeln beschossen und bald bildeten die Strassen ein grosses Feuermeer. Eine Menge Menschen verloren in den Flammen ihr Leben und viele Personen, die sich der ergangenen Befehle ungeachtet auf die Strassen wagten, fielen unter den Bajonetten. Einzelne entmenschte Soldaten verschonten weder Geschlecht noch Alter der Flüchtenden. Zweihundert der schönsten Häuser gingen in Flammen auf. Die Glut wurde so gross, dass selbst auf einigen Kirchhöfen, wohin die trostlosen Einwohner sich mit ihrer Habe geflüchtet, der Hausrath verbrannte und selbst hölzerne Kreuze auf den Gräbern in Kohle und Asche verwandelt wurden. Wir übergehen hier die Aufzählung mehrerer Beispiele von Grausamkeit, welche von einzelnen Soldaten verübt wurden, während nach Versicherung des

Berichts die kaiserlichen Husaren und die Kroaten den Unglücklichen nach Kräften beigestanden hätten. Von Seiten der Oesterreicher seien 300 Zimmerleute unter bewaffneter Bedeckung aufgestellt worden, um den Brand zu bewältigen; der südwestwärts befindliche grosse Garten sei das Hauptasyl der Flüchtenden geworden. Marschal Daun habe, als die Flammen aufloderten, den polnischen und kursächsischen Oberst Zamoisky mit einem Trompeter an Schmettau abgesandt und um Einhaltung dieses unter gesitteten Völkern unerhörten Verfahrens ersuchen lassen, aber vom General Schmettau die Antwort erhalten, er sei Soldat, verfahre nach Kriegsweise ohne weitere Rücksichten und handle nach den Befehlen seines Königs. Schliesslich hob die Denkschrift noch den Umstand hervor, dass Dresden um so mehr von einer solchen Verfahrungsweise hätte verschont bleiben sollen, da es der Wohnsitz der königlichen und kurfürstlichen Familie sei.

Bereits am 27. November erschien des preussischen Gesandten von Plotho Antwort. Schmettau habe bei der Berennung Dresdens sogleich an die in den Vorstädten liegenden Freibattallions den Befehl ergehen lassen, Haus um Haus zu vertheidigen, und jene Strassen, welche nicht vertheidigt werden könnten, in Brand zu stecken. Sobald die königliche Familie dieses erfahren, habe sie den Oberschenk Grafen von Bose an Schmettau mit dem Bemerken abgeschickt, dass man nicht hoffe, dass es in der Residenz zu solchen Auftritten kommen werde, der General habe aber erwidert, Dresden sei eine befestigte Stadt, deren Vertheidigung ihm obliege, wesshalb er im Nothfalle die vom Feinde bedrohte Vorstadt wegbrennen müsse. Wolle jedoch der Hof den Feldmarschal Grafen Daun bewegen, von dieser Seite Dresden nicht anzugreifen, so werde er nicht das mindeste gegen selbe vornehmen, aber der königliche Hof habe diese Vermitthung abgelehnt. Gegen Mitternacht habe man wahrgenommen, dass Daun vier Batterien errichtete, um unter ihrem Schutze die Vorstädte anzugreifen. Nun habe General Schmettau nicht länger säumen dürfen, sämtliche zunächst am Walle gelegene Häuser anzünden zu lassen, damit nicht der Feind sich in ihnen festsetze. Ein Drittheil der Vorstädte sei wirklich verbrannt, zwei Drittheile aber ständen noch. In Bezug auf die Meldung des Obersten Zamoisky, dass ein solches Verfahren

gegen eine Residenz ungebräuchlich sei, habe Schmettau erwidert, er hoffe als ein Kriegskundiger ihm bekannt zu sein. Die Vorstädte fester Plätze könnten nicht verschont werden, er sei zum Aeussersten genöthigt und werde die Wälle sowie auch die eigentliche Stadt selbst von Strasse zu Strasse, von Haus zu Haus vertheidigen. Allerdings beklage der König das grosse Unglück sowie das entsetzliche Blutvergiessen, welches in Folge des Krieges überhaupt statt gefunden habe, aber jene, die letztern herbeigeführt, alle gütlichen Mittel verworfen und blos Feuer und Schwert verlangt hätten, die möchten auch die Folgen verantworten.

Da Dresdens Schicksal eine grosse Bestürzung in ganz Deutschland verbreitete und einen der königlichen Sache nachtheiligen Eindruck bewirkte, so sah sich die berliner Zeitung vom 12. Dezember veranlasst, auf diesen Gegenstand noch einmal zurückzukommen. Sie bemerkte: die Verläumdungen der Tageblätter der Gegenpartei überschritten alles Mass. Nach dem Völkerrechte, wie selbe es nehme, habe Dresden als Residenz von jenem Schicksale verschont bleiben müssen, aber dagegen sei zu erinnern, dass eine befestigte Residenz wie jede andere befestigte Stadt im Kriege eben als Festung gelte, und wenn es die Umstände erforderten, als solche vertheidigt werden müsse. Man müsse sich wundern, dass, nachdem die feindliche Armee Zittau, Schweidnitz und Küstrin und zwar an letzterem Orte 400 Häuser verbrannt habe, der Brand von 280 Häusern in Dresden mit der Zerstörung Jerusalems verglichen werde. — Unstreitig sind die ersten Sätze des obgenannten Blattes richtig, was aber die gezogene Parallele betrifft, so dürfte diese deshalb unglücklieh gewählt sein, weil der Brand von Zittau, wie bereits oben erwähnt, durch des Obersten von Diericke wissentlich falsche Angabe, es stehe die Bürgerschaft nebst 8000 Mann aus dem umliegenden Landvolke unter den Waffen, veranlasst wurde, und was Schweidnitz und Küstrin betrifft, diese wirkliche und starke Festungen waren, Dresden aber nicht. Dass übrigens die Stellung von Dresden vertheidigt werden musste, unterliegt keinem Zweifel, aber nicht deshalb, weil es mehr oder minder wehrfähig war, sondern weil von seiner Behauptung der Besitz von Sachsen damals abhing. Einer vierten anonymen Druckschrift, als angeblich wahrhaften und voll-

ständigen Nachricht über die Abbrennung der Vorstadt von Dresden, ist hier gleichfalls noch zu gedenken, da sie von dem königlichen Gesandten am Reichstage vertheilt wurde. Sie beweist, dass die Einwohner rechtzeitig seien gewarnt worden sowohl durch die Zeugnisse des von Bose als des Magistrats, und erklärt dann ohne weitere Umstände die Angaben, man habe die Vorstadt mit glühenden Kugeln beschossen und es seien österreichische Zimmerleute zum Löschen geschickt worden — als Unwahrheiten. Blos zwei hochbejahrte Individuen seien verbrannt, zwei andere seien erschossen und eben so zwei verwundet worden. Dagegen aber hätten die kaiserlichen Truppen beim Angriffe mehrere bereits wehrlose Soldaten niedergemacht und einen Militärarzt in die Flammen geworfen. In Folge der Absendung des Kapitäns Collas als Parlementärs, um den Urheber dieser Thaten zu erfragen und dem Feldmarschal zu eröffnen, dass wenn er den Rest der Vorstädte retten wolle, er von weiterem Angriffe abstehen möge, habe Daun geantwortet, dass er von jenem Vorfalle bisher keine Kunde gehabt, auch jede Unthat verabscheue. Ueber sein Thun und Lassen bezüglich der Vorstädte habe er übrigens von niemand Vorschriften zu empfangen. Obigen Betheuerungen und Deklarationen steht nun aber der Bericht eines Augenzeugen, des Obersten vom Regimente Rothwürzburg, welchen er aus dem Feldlager von Dresden am 10. November an seinen Landesherrn erstattete, gradezu entgegen. Er meldete, dass General von Schmettau die Vorstädte vom pirna'schen bis zum see- und will'schen Thore mit Bomben und Granaten beschossen habe. Allenthalben wirbelten in kurzem die Flammen auf und verzehrten die Habe der angeblich ungewarnten Einwohner. Sie stürzten scharenweise unter Geschrei und Geheul aus dem Feuerpfuhle heraus und rannten trostlos auf den Feldern vor der kaiserlichen Schlachtlinie umher. Bei dem grossen Mangel an Löschenden seien 2000 Mann aus dem Heere befehligt worden, den Brand nach Kräften zu bemeistern.

Unwillkürlich wird sich wohl jedem, der die damalige Lage der Dinge erwägt, die Ueberzeugung aufdrängen, dass wenn Dresden eine offne Stadt gewesen wäre, ganz Sachsen durch die kaiserliche und Reichsarmee hätte befreit werden können und damals auch befreit worden wäre. Die unendlichen Nachtheile, welche befestigte Haupt- und Residenzstädte für den Gesamt-

staat herbeiführen, kamen bei Dresden recht klar zu Tage. Gleichwohl hat man aber nach dem Beispiele der grossen Seinestadt, wo der leitende Gedanke mehr Bändigung inneren Aufruhrs als Widerstand gegen fremde Heeresmacht war, in neuerer Zeit die Befestigung der Residenzen als eine weise Massregel empfohlen. Wenn letztere ihrer Natur und Bestimmung nach die Zentralpunkte des gesammten höhern Staats- und Volkslebens als Sitze der Wissenschaften und Künste mit allen ihren zahlreichen und kostbaren Attributen nothwendiger Weise sind und den inneren Reichthum auch durch die äussere Pracht der Bauwerke kund geben, dann dürfte es vielmehr unrathsam sein, eine solche Stadt zu befestigen. Ist sie nicht völlig uneinnehmbar — und welche ist dieses in heutigen Tagen? — so wird sie, wenn sie einmal in die Hände eines starken und mächtigen Feindes gefallen ist, ein „Zwing-Uri" von ganz eigener Art für das ganze Land werden, weil der Eigenthümer und seine Bundesgenossen es selbst nicht wagen dürfen, die wenn auch im reichsten Masse ihnen zustehende Gewalt zu ihrer Wiedererringung zu gebrauchen, um nicht alle die Herrlichkeiten in Schutt und Asche zu verwandeln. — Bei aller Aus- und Weiterbildung des Völkerrechts ist übrigens bisher ein die gesamte geistige Bildung und Kultur der Staaten betreffender Punkt gänzlich ausser Acht gelassen worden, nämlich die internationale Anerkennung der völligsten Unverletzlichkeit aller Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen zur Kriegszeit. Weil alle zivilisirten Nationen gleichsam ein geistiges Miteigenthum an selben haben, sollten alle sie auch schützen. Dem deutschen Fürsten, dem es gelingen würde durch Verhandlungen eine positive Norm darüber in das europäische Völkerrecht einzuführen, würde sicher eine unverwelkliche Palme grünen.

Wir wenden uns zu den Armeen zurück. Der 10. November ward für das kaiserliche Heer wie für die Reichsarmee zur unverkennbaren Aufforderung, ihre Operationen gegen die Residenz des Sachsenlandes gänzlich einzustellen, wenn sie nicht deren völlige Vernichtung herbeiführen wollten. Beide Heerführer entschlossen sich dazu aus Besorgniss, statt der Stadt und dem Lande Hülfe zu bringen, deren Verderben nur zu beschleunigen. Ein Zusammenstoss der Armee vor Dresden (denn die königliche Armee war bereits wieder im Anmarsch) liess das Aergste

befürchten. Marschal Daun brach daher am 16. November mit dem Heere auf und nach Böhmen sich wendend schlug er zwischen Pirna und Giesshübel Lager, wo er vom Feinde nicht im mindesten beunruhigt mehrere Tage stehen blieb. Hier befahl er sämtliches Kriegsgeräthe aus der bei Pirna gelegenen Festung Sonnenstein, welche die preussische Besatzung im September an die Reichsarmee übergeben hatte, abzuführen und sämtliche Festungswerke zu sprengen. Wenn daher von einem preussischen Schriftsteller berichtet wird, König Friedrich habe, als er nach dem Entsatze von Neisse wieder nach Sachsen gekommen sei, den Sonnenstein schleifen lassen, so beruht diese Angabe auf offnem Irrthume. In genanntem Lager vollzog Daun auch einen Akt der reinsten Humanität. In tiefem Mitleiden über das Loos der unglücklichen Dresdener forderte er in einem Tagesbefehl die gesammte Armee zu einer Beisteuer für selbe auf, und General Fürst von Löwenstein übernahm das Amt des Einsammlers. Die Offiziere und Soldaten spendeten nach Kräften und aus den meisten Regimentskassen floss ein Beitrag von je zwölf Dukaten. Am 21. November zog die ganze Armee über das sächsisch-böhmische Grenzgebirge, um in den gesegneten Landstrichen Böhmens die Winterquartiere zu beziehen.

Der Feldzug der detaschirten Corps unter Harsch und de Ville in Schlesien neigte sich gleichfalls zu Ende. Am 8. November war die Nachricht bereits in Daun's Hauptquartier angelangt, dass der König mit dem Heere von Schweidnitz nach Neisse aufgebrochen sei. Prinz Heinrich dagegen sei mit seiner Kolonne, bei welcher sich auch Generalleutnant Ziethen befunden, dieser Richtung nicht gefolgt, sondern sei theils über Hirschberg, theils über Kupferberg zur Beobachtung des böhmischen Grenzstriches nach Landshut vorgerückt. Loudon folgte ihm hart auf der Ferse; als der Prinz letztere Stadt nebst Umgegend besetzte, nahm jener die beiden erstern Orte in Besitz. Die kaiserlichen Generale hatten bei der Annäherung des Königs die Belagerung von Neisse aufgehoben und am 5. November den Rückmarsch angetreten. Das Corps des Generals de Ville, aus acht Bataillonen Baiern, 5 Bataillionen Ungarn und drei toskanischen, vier sächsischen und zwei kaiserlichen Reiterregimentern bestehend, schlug die Strasse nach Mähren ein und zog eine Abtheilung von 7000 Kroaten, welche bisher die Festung Kosel berannt

hatten, an sich. Feldzeugmeister Graf Harsch dagegen wandte sich mit 23 Batallionen, 25 Eskadronen und 6700 Kroaten über Freiwalde und Goldenstein nach Königgrätz. An ihrer Stelle nahm Generalleutnant Fouqué mit einem Corps von 10,000 Mann in der Umgegend von Neisse seine Winterquartiere. General Loudon verliess gleichfalls Schlesien.

Der König war mit dem Prinzen Heinrich, als sie den Zweck des schlesischen Zuges erreicht hatten, in aller Eile wieder nach Dresden zurückgekehrt und bereits am 20. November dort angelangt. Er entbot schon am folgenden Tage die sächsischen Staatsminister, die Grafen von Wackerbart, Schönberg und Salmur und den Freiherrn von Wezel zu sich und befahl ihnen, binnen zweimal vier und zwanzig Stunden Dresden zu verlassen und sich nach Warschau zu ihrem König zu begeben. Mit Ausname des hochbetagten Ministers von Schönberg, welchem der fernere Aufenthalt am Hofe zu Dresden verstattet wurde, reisten die übrigen am 24. November ab. —Kaum war dieses geschehen, so erging von Seiten des Armeeintendanten von Borke an die Landschaftsdeputation die trostlose Eröffnung: „Sachsen könne nicht mehr, wie bisher geschehen sei, als ein Land angesehen werden, welches der König in seinen Schutz genommen, sondern er werde selbes fortan als eine eroberte Provinz behandeln." Die Fortsendung der sächsischen Staatsminister stand mit dieser Drohung im engsten Zusammenhange, denn am 2. Dezember wurde der Graf von Finkenstein zum Generalintendanten aller sächsischen Regierungsdepartements ernannt.

Die preussische Armee in Sachsen aus 33 Batallionen und 49 Eskadronen bestehend, begann nun gleichfalls sich zum Aufbruche in die Winterquartiere anzuschicken. Ein Theil besetzte unter den Generalen Itzenblitz, Hülsen und Knoblauch die dresdener Strasse nach Franken zu Freiberg, Kemnitz, Zwickau und Plauen und ein anderer deckte die Westgrenze unter den Generalen von Aschersleben und Meyer zu Naumburg, Merseburg und Weissenfels [65].

---

65. Klar stand es vor Friedrichs Geiste, dass er nach Schlesien eilen müsse, wenn er nicht zusehen wolle, wie ihm dies Land verloren gehe. Das gleichzeitige Auftreten der Oesterreicher in Sachsen und Schlesien beengte ihn mächtig. Hier war Dresden zu decken, dort waren die Festungen zu beschützen, Neisse und Kosel, und für Kosel fürchtete er

noch mehr als für Neisse. Er musste sich entscheiden für das eine oder das andere; nach getroffener Wahl führte er das ergriffene Vorhaben — gemäss seiner Geistesart — sonder Wanken und Säumen so vorsichtig und so rasch wie möglich aus. Im Lager zu Doberschütz durfte er nicht verweilen. Seinem Scharfblicke entgeht es nicht, wie in Folge des erlittenen Schlages viele Regimenter entmuthigt waren. Er darf um so weniger darauf rechnen mit einem kühnen Ansturm Daun's Heer über den Haufen zu werfen, da dieses weit zahlreicher ist als das seinige und der Sieger von Kollin wiederum im wohlverschanzten Lager sich hält. Er also muss aufbrechen und fort. Er rechnet so: wahrscheinlich werde Daun mit seinem Heere ihm nachfolgen, in diesem Fall bleibt Dresden ungefährdet; Dresden vermöge wohl mehrere Wochen behauptet zu werden und es würden die Schweden sowohl wie die Russen sich jetzt zur Winterruhe anschicken; es seien demnach die Heerhaufen, welche er unter Wedell und unter Dohna diesen gegenübergestellt hatte, anderweit verwendbar und könnten von ihrem bisherigen Schauplatz zur Unterstützung Dresdens schleunig herbeigezogen werden.

Vor allem muss er sich des unnützen Trosses und der Verwundeten entledigen, mit denen das Lager und die Stadt Bautzen angefüllt war. Sowie er Wagen von Dresden erhalten hat, werden diejenigen, deren Zustand die Fortschaffung gestattete, in der Richtung nach Dresden am 22. Oktober fortgesendet. Allein inzwischen hatten Feinde Königsbrück in seinem Rücken besetzt, und deshalb muss der Zug sich wenden und statt nach Dresden den Weg über Hoyerswerda nach Glogau einschlagen. Sodann, sich zu verstärken, befiehlt er seinem Bruder ihm 5 bis 6 Fahnen (doch keine schlesische Mannschaft) und 10 Zwölfpfünder zuzuschicken, für welche letztere er aus Magdeburg auf der Elbe Ersatz kommen lassen möge. Prinz Heinrich, wenn auch in hohem Grade tüchtig, besass doch nicht die kühne Entschlossenheit des Königs. Wenn er von seinem schwachen Heere noch Truppen abgeben müsse, so meint er sich in Dresden nicht mehr halten zu können, dann will er von der Stelle fort, wo alles verloren gehen werde. Am 16. Oktober macht er dem Könige Gegenvorstellungen und bittet, wenn der König schlechterdings auf seinem Willen bestehe, seinem Heere sich anschliessen zu dürfen; ein Anderer möge dann in Sachsen befehligen. So geht denn die Führung der 18 Fahnen, die in Sachsen verweilen, an Hülsen und Itzenblitz über, denen der König den jüngeren General Finck bei- und überordnete. Es bricht also Prinz Heinrich mit 6000 Soldaten, 12 schweren Geschützen, mit vielem Schiessbedarf und Mehl für 18 Tage auf und langt am 21ten bei dem grossen Heere an. Mit Weissenberg war durch die hochkircher Schlacht die grade Strasse nach Schlesien verloren gegangen; Daun hatte dem preussischen Könige den Weg verlegt und hielt ihn für sicher abgeschnitten, so dass in Schlesien Harsch freie Hand gegen Neisse behalte, welcher, nachdem schon am 4. August de Ville vor die Festung gezogen war, seit dem 15. Oktober auf sie feuerte, seit dem 26.

Oktober nachdrücklicher sie beschoss und sich ihrer etwa am 8. November zu bemächtigen hoffte, falls ihn kein Entsatz aufstöre. Der König hatte die missliche Aufgabe auf einem Umwege Görlitz eher zu erreichen als Daun, der von Görlitz nur zwei kleine Tagemärsche entfernt stand. Obenein mussten die Preussen im Angesicht des Feindes ihr Lager verlassen. Wenn sich Daun entgegenstellte, war Friedrich entschlossen, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Beide Schwierigkeiten überwand er, am Abend des 24. Oktober aufbrechend, mit einem Nachtmarsche. Am 26ten standen die Preussen glücklich vor Görlitz. „In der Stadt mussten 25,000 Thaler bar und ausserdem Lebensmittel und Leinewand zu Zelten geliefert werden, so dass Friedrichs diessmaliger Besuch gegen 100,000 Thaler kostete.“ (Neumann, Geschichte von Görlitz 1850. S. 493; Oberst Stetten wollte ausserdem wissen, dass die Preussen bei ihrem Abzug eine Vorstadt geplündert hätten.) In der Stadt liess Friedrich Brod backen; als dies geschehen, zog er vorwärts. Weiterhin fand er Aufspeicherungen in Glogau, Breslau und Schweidnitz. In der Nacht zum 6. November wich Harsch von Neisse gänzlich weg; dieser hatte wegen des Herannahens des Königs nach gehaltenem Kriegsrath schon am 1. November sein schweres Geschütz abführen und über die Neisse rückwärts bringen lassen, hielt sich jedoch vor der Festung, um, wenn die Umstände es erlaubten, ihre Belagerung weiter zu betreiben. Er entschloss sich endlich zum Abzug, da das österreichische Hülfsheer unter de Wied nicht eintraf. Am 5ten erlitt er noch einen Verlust durch einen Ausfall aus der Festung. (Treskow's Bericht vom 10. November: Hallische Zeitungen. Mit königlicher Freiheit N. 185 vom 25. November 1758. S. 775 und Cogniazo III 56.) Von Kosel, zu dessen Entsatz Werner abgeschickt wurde, wichen die Oesterreicher erst am 9. November. Der König aber glaubte, da Daun ihm nicht nachgefolgt, dieser werde sich zur Winterrast nach Böhmen zurück begeben, und fürchtete nur noch in Betracht der Lieferungen, welche die Oesterreicher in der Niederlausitz ausschrieben, dass Daun 7—8000 Mann nach der Mark werde absenden wollen, denen Wedell und Dohna begegnen könnten.

Noch loderte aber die Kriegsflamme hell. Denn Daun hatte den preussischen König nur zu täuschen beabsichtigt (vgl. S. 480.) Nachdem der König sich weiter von ihm entfernt hatte, rückte er abermals gegen Dresden los, in der Absicht das dortige preussische Heer von der Stadt abzudrängen, sich zwischen beide einzuschieben und die Stadt zu nehmen. Den Fall, dass Friedrich noch einen Einbruch in Böhmen wage, behielt er bei seinen Veranstaltungen im Auge.

Die preussischen Feldherrn hatten sich indess, das befürchtend, was Daun wirklich im Sinne trug, und westwärts bedroht vom Reichsheere, welches ihre rechte Seite umzog, von Gamich näher an Dresden heran hinter den plauenschen Grund nach Zölmen, Wilsdruf, Unkersdorf, Hühndorf und Kesselsdorf gezogen und auch den grossen Garten besetzt. Als darauf am 7. November Daun bei Pirna und Lockwitz die Elbe überschritt, suchte Finck ihn dadurch von einem beschleu-

nigten Angriffe abzuhalten, dass er selbst den Anschein nahm, als wolle er das preussische Heer von Dresden abschwenkend nach Meissen führen. In Dresden entstand bei dieser Kunde unter den vielen Preussen, die in der Stadt sich aufhielten, die grösste Bestürzung; alle wollten aus der Stadt, es gab ein Flüchten in's Lager. Unerwartet aber setzte sich Finck mit seinen Truppen unter die Kanonen von Dresden, das Schmettau mannhaft vertheidigte.

Erwähnt muss hier werden, dass der sonst so fleissige Gretschel in seiner Geschichte von Sachsen die Begebenheiten des ersten und des zweiten österreichischen Zuges auf Dresden vermengt. Daher wird es wohl auch blosses unbegründetes Gerede gewesen sein, was er (der diplomatischen Geschichte Dresdens 1819 IV 276—179) von Hasche nacherzählt, Schmettau habe beabsichtigt, Pulver in's Schloss zu bringen, dort die Vornehmsten des Hofes und des Adels gewaltsam versammeln lassen und dann in dem Zimmer des Kurprinzen mitten unter der kurfürstlichen Familie die letzten Schritte abwarten wollen. „Schon waren durch einen Major die Eckzimmer des Schlosses mit hinreichender Mannschaft besetzt — da gab Daun seinen Plan auf und die Vorstädte waren, wenn auch nur kurze Zeit, gerettet.“ Dies soll nämlich bei dem ersten Zug Daun's sich zugetragen haben.

Den Befehl, Dresden zu Hülfe zu eilen, empfing Dohna am 27. Oktober, am 31ten brach er mit seinen meisten Truppen von Stargard auf. Wedell hielt in Suckow, eine Meile von Prenzlau, als er am 28. Oktober den gleichen Befehl erhielt. In Berlin vereinigten sich beide und rückten nach dem schwach befestigten und ungenügend besetzten Torgau, welches, als Aufspeicherungsort wichtig, sehr ernstlich bedroht war. Denn Haddik hatte am 9. November Meissen eingenommen und war am 12. November versehen mit schwerem Geschütz bis an Torgau gelangt.

So wie der König in Schlesien von Daun's neuer Unternehmung sichere Kunde erhalten hatte, brach er sogleich am 8. November von Neisse wieder nach Sachsen auf, mehr als um Dresden um Leipzig besorgt, gegen welches in der That das Reichsheer heranzog. Loudon wich vor dem Könige nach Zittau zurück und am 20. November befand dieser sich wieder in Dresden, wo er aber nur kurze Zeit sich aufhielt, um am 14. Dezember wieder in Breslau einzutreffen. Daun war endlich heimgegangen. Den in Oberschlesien abermals einbrechenden de Ville hatte immittelst Fouqué zurückgetrieben. Kein Feind stand mehr in Schlesien und Sachsen.

Ueberall, sehen wir, kamen die Preussen den Oesterreichern zuvor.

5.

Preussische und Reichs-Armee. — Der Herzog von Sachsen-Hildburghausen wünscht die Enthebung vom Oberkommando der Reichsarmee. — Pfalzgraf Friedrich, Herzog von Zweibrücken, übernimmt dasselbe in Folge der Aufforderung des Kaisers und der Kaiserin. — Zustand der Reichsarmee; verstärkt durch kaiserliche Truppen. — Stellung der preussischen Armee in Sachsen gegen Böhmen. — Aufbruch der Reichsarmee nach Böhmen am 15. Mai mit Zurücklassung eines kleinen Corps bei Lichtenfels. — Einfall eines preussischen Corps unter den Generalen Driesen und Meyer in Oberfranken am 24. Mai. — Baireuth am 26. Mai besetzt. — Die beiden Markgrafen. — Das Corps des Generals von Rosenfeld zu Bamberg; wird am 31. Mai angegriffen. — Blutiger Strassenkampf; die Vorstadt geht theilweise in Feuer auf. — Uebereinkommen und Abzug des rosenfeld'schen Corps gegen Würzburg. — Die nachrückende meyersche Truppenabtheilung wieder auf Bamberg zurückgetrieben. — Kontributionen: Rückzug des preussischen Corps am 10. Juni mit Wegführung von Geiseln. — Der Reichstag. — Gefecht bei Adorf am 18. Juni. — Preussisches Lager zu Tschoppau bei Kemnitz. — Fortwährende Gefechte gegen die Reichsarmee an den Pässen des Erzgebirgs vom 1. Juli bis 10. August.

Sowie bei dem Beginne des neuen Feldzugs im kaiserlichen Heere eine Aenderung im Oberkommando statt gefunden hatte, so stand auch eine solche bei der Reichsarmee bevor. Prinz Karl von Lothringen hatte den Feldherrnstab in die Hände des Kaisers und der Kaiserin zurückgegeben, weil er dem Heere einen vom Glücke begünstigteren Führer wünschte, als er selber war, und Herzog Josef von Sachsen war zu demselben Schritte entschlossen, weil seiner Thätigkeit zu nahe Grenzen gesteckt wurden und er von der eigenen Einsicht und Erfahrung nur einen höchst beschränkten Gebrauch machen konnte, da es eine wohl gelehrte aber unpraktische Partei von Geschäftsmännern gab, welche von ihrem Arbeitszimmer aus die im Felde stehenden Heere lenken zu können vermeinten. Aber weder Herzog Josef noch sein Nachfolger waren gemeint, sich blindlings allen hohen Weisungen zu fügen, wenn sie im Dienste des Kaisers und des Reichs den Erfolgen und dem Ruhm des Heeres und den Interessen der Schutzbefohlenen keineswegs entsprachen. Bereits zu Ende des verwichenen Jahres war er in Dissidien mit dem Hofkriegsrath wegen Aufstellung der Reichsarmee während der

Winterszeit gerathen. Dieser wollte, der Herzog solle sich mit dem rechten Flügel an Eger anlehnen, den linken aber in nordwestlicher Richtung gegen den Thüringer Wald und namentlich gegen Kahla, Rudolstadt und Saalfeld ausdehnen, dann aber von da einen Haken auf Meiningen bilden. Diese Kordonsanordnung ging mit der damaligen Lineartaktik, von welcher der Herzog aber nichts wissen wollte, Hand in Hand. Jene mag wohl gegen Vaganten, Landstreicher und Schwärzer sowie gegen Einschleppung von Krankheiten sehr zweckmässig sein, aber feindliche Armeecorps werden damit nicht abgehalten, sondern vielmehr angelockt. Der Herzog that nun gerade das Gegentheil. Er stellte die Reichsarmee zwischen Asch und Koburg auf, besetzte wohlgelegene Punkte wie Hof, Münchberg und Kronach stärker, echelonnirte sie rückwärts in der Oberpfalz und in das Baireuthische und postirte eine besondere Abtheilung bei Meiningen, um im Nothfalle die kleine Festung Königshofen zu unterstützen und von ihr unterstützt zu werden. Nun nahmen die Klagen der Reichsstände am kaiserlichen Hofe kein Ende, denn die einen [66], weil sie keinen Soldaten an ihrer Grenze erblickten, hielten sich für völlig aufgegeben, die andern aber [67] für zu stark beschützt, weil sie deren zuviel nun im Lande hätten. Da verging dem Kaiser Franz endlich die Geduld. Die Absicht des Herzogs, seine Streitmacht möglichst concentrirt zu halten, um mit Nachdruck einem feindlichen Einfalle begegnen zu können, begreifend und billigend befahl er ihm zu eröffnen, nach eigenem besten Wissen und Gewissen ohne weitere Rückanfragen seinen Plan zu vollziehen und die Reichslande vollkommen zu decken; er sei deshalb blos dem Kaiser und Reich verantwortlich. — Damit war der Einfluss jener Partei, welche den Oberfeldherrn blos zur Ausführung ihrer eigenen Gedanken und Plane zu missbrauchen gedachte, gebrochen, aber von dem Augenblicke an, wo der Herzog in entschiedene Opposition getreten war, wandte sie alle Kräfte an, ihm seine Stellung zu verleiden. Jene Reichsstände, die wie oben erwähnt, sich als hintangesetzt oder beschwert erachteten, wurden als Mittel zum Zwecke benutzt. Ein fränkischer Reichshofrath bewies sich

---

66. So der Fürstbischof von Würzburg.
67. So der Kurfürst von Baiern.

besonders thätig [68]. Er forderte mehrere Reichsfürsten auf, dem Reichsvizekanzler zu schreiben, dass eine Aenderung im Armeekommando durchaus nöthig sei; der Prinz habe kein rechtes Vertrauen zur Armee, und diese folglich auch keines mehr zu ihm. Der Vizekanzler möge im geheimen den Kaiser davon in Kenntniss setzen. Sobald dieses geschehe, werde sich die Lage der Dinge ändern. — Dass nun der Reichsvizekanzler diesen Plan selbst ausgesonnen hatte, erhellt klar aus dem Umstande, dass er durch denselben hohen Beamten einen Reichsfürsten ersuchen liess, doch ja in obigem Sinne an ihn zu schreiben oder etwa selbst es dem Kaiser schriftlich vorzutragen. Die gewünschte Aenderung der Lage der Dinge trat nun allerdings ein, aber doch nicht so, wie man es gewünscht hatte. Herzog Josef von Sachsen-Hildburghausen hatte kaum die Schritte seiner Gegner erfahren, so benutzte er die Gelegenheit, sich seiner Bürde zu entledigen. Er stellte sofort an den Kaiser die Bitte, die Niederlegung des Oberkommando's zu genehmigen oder wie es in damaliger Sprache hiess, er sah sich veranlasst, dasselbe abzubitten. —

Die Schwierigkeit, einen in Kriegswesen erfahrenen und beiden Religionstheilen zusagenden Reichsfürsten zu finden, der sich dazu bewegen liess, ein grosses persönliches Opfer durch die Uebername der Reichsfeldherrnstelle zu bringen, war zu dieser Zeit sehr bedeutend. Endlich gelang es dennoch, einen solchen aufzufinden. Am 20. Februar erging zu Regensburg ein kaiserliches Kommissionsdekret, durch welches der Kaiser den Reichsständen eröffnete: „er habe den Pfalzgrafen Friedrich, Herzog von Zweibrücken, in Anbetracht bewiesener Kriegserfahrung und Tapferkeit und in Anerkennung seiner rühmlichen Liebe, Treue und Ergebenheit für das deutsche Vaterland und dessen Kaiser, zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen und Reichsarmee ernannt. Er zweifle nicht, dass die Wahl eines so tapfern und von so hohem und patriotisch gesinnten Hause abstammenden Fürsten von den Kurfürsten, Fürsten und Ständen gern vernommen werde." — Durch einen fernern kaiserlichen Erlass wurde der Prinzipalkommissär am Reichstage angewiesen, die sämtlichen Gesandten der Reichsstände in Kenntniss zu setzen.

68. Von Borié (Briefe an den Fürstbischof von Würzburg), Wien 26. und 28. Dezember 1757.

dass beide kaiserliche Majestäten dem Prinzen Friedrich den Feldmarschalstab überreicht hätten und wünschten, dass er nun auch von Seiten der Reichsstände als Reichsfeldmarschal erwählt werde. —Pfalzgraf Friedrich setzte noch im Februar seine deutschen Mitfürsten von seiner Ernennung durch Zuschriften in Kenntniss. Er sprach in einer derselben aus: „nach erfolgter Aufforderung des Kaisers und der Kaiserin, er möge nach dem rühmlichen Vorgange seiner fürstlichen Voreltern sich im Dienste des werthen deutschen Vaterlandes nützlich verwenden, habe er dem Willen der beiden Majestäten sich unterzogen und werde somit zur Bewährung seiner dem deutschen Vaterlande schuldigen Treue für dessen Wohlfahrt und der Reichsstände Freiheit und Rechte sein Leben willigst einsetzen." — Viele hohe Reichsbeamten legten ihre Freude unverholen an den Tag und einer schrieb aus Wien [69]: „Ich kann die guten Eigenschaften und gute Art und Willen dieses Prinzen nicht genugsam rühmen und deshalb bin ich voll der besten Hoffnung, dass unsere ehrlichen Reichler (Reichsangehörigen) doch auch wieder zu Ehren und das Vaterland zur Sicherheit kommen werden. Noch tröstlicher ist es mir, dass beide kaiserlichen Majestäten ein gleiches vollkommenstes Vertrauen in diesen Prinzen setzen." — Pfalzgraf Friedrich hatte sich von Jugend auf dem Waffendienste gewidmet, an der Seite des Herzogs Karl von Lothringen schon dem schlesischen Kriege beigewohnt und befand sich nunmehr im blühendsten Mannesalter, denn er zählte blos vier und dreissig Jahre.

Das Reichsheer, wie es unter des Pfalzgrafen Oberbefehl kam, hatte sicher an Disziplin, Uebung und kriegerischer Stimmung seit einem Jahre bedeutend gewonnen, aber die Grundmängel, welche der Heerverfassung selbst anklebten, hatte weder der Herzog von Sachsen heben können, noch vermochte Pfalzgraf Friedrich sie zu beseitigen. Ein hellsehender Zeitgenosse sprach sich über den damaligen Zustand in der Druckschrift „Die Sache Theresiens und Friedrichs" unumwunden in nachfolgender Weise aus: die Reichsarmee zählte durch die Art und Weise ihrer Zusammensetzung sehr gute und schlechte Truppen. Alle grösseren Kontingente seien in der Regel gut,

69. Von Borié, bereits am 25. Januar, indem er die beschlossene neue Ernennung mittheilte.

die zu stark kombinirten aber in der Regel schlecht. Für den eigentlichen Felddienst seien letztere von Haus aus nicht abgerichtet, da ihnen keine Gelegenheit daheim geboten werde, ihn theoretisch und durch Uebungen zu lernen. Eben deshalb fehle ihnen auch die nöthige Ordnung und Kriegszucht. Um die kleinen Kontingente aber noch unbrauchbarer zu machen, träten auch noch Spaltungen eigener Art, nämlich religiöse Zerwürfnisse ein. Da die Katholiken mehr zur Sache der Kaiserin-Königin hielten, die Protestanten dagegen mehr sich zum König Friedrich neigten, so entstehe ein wahres Chaos. Letztere sähen die Lage der Dinge so an, als wenn mit Friedrichs Fall ihre Religion zu Grunde gehe. Dieses trübe und drückende Gefühl, welches man auch in den Berathschlagungen des Reichstags wie der Kreistage entdecke, habe sich auf die Armee fortgepflanzt. Dass nun der Oberfeldherr auf jene Truppen, welche lieber für den König als gegen ihn fechten würden, keine grosse Hoffnungen setzen könne, sei an sich klar. Für die Kontingente selbst sei von Seiten ihrer Heimathländer schlecht gesorgt, und bei der Langsamkeit in den Berathschlagungen der Kreisstände, bei deren Misshelligkeiten und in Folge von unzureichenden Reichssatzungen trete der Fall nothwendig ein, dass viele Truppenabtheilungen Mangel litten. Die kommandirenden Generale seien zu beklagen, und Herzog Josef von Sachsen habe wohl nicht Unrecht gehabt bei seinem Rücktritte zu erklären, er wolle lieber einen Streithaufen Kroaten als die Reichsarmee befehligen. Gleichwohl dürfe man aber die Tapferkeit, Kriegserfahrung und den erkämpften Ruhm sehr vieler ausgezeichneter Offiziere und ihrer Truppen nicht verkennen. Die Reichsarmee dagegen als organisches Ganze betrachtet stehe noch keineswegs auf höherer Stufe; selbst ein Eugen würde sich ihrer nicht mit Vortheil bedienen können." —

Unter die gewichtigsten Mängel gehörte übrigens einer, der vom Verfasser jener Schrift völlig übergangen wurde, nämlich die vollständigste Ungleichheit in der Bewaffnung wie im Geschütze. Alle Gewehre wie alle Kanonen waren von ungleichem Kaliber, so dass eine Abtheilung die Munition der andern nicht gebrauchen konnte. Standen sie im Gefechte und ging ihnen letztere aus, oder hatte eine zufällige Verwechslung stattgefunden, so wurden sie plötzlich aus aktiven Theilnehmern

blosse Zuschauer, wenn nicht ein Bajonettangriff beliebt wurde, und in jenem Falle dienten sie dem Feinde zur blossen Zielscheibe. — Zu spät für den neuen nun bald sich eröffnenden Feldzug wurde dieses grosse Gebrechen von Wien aus am 4. Januar in einem kaiserlichen Zirkular an alle bei den deutschen Höfen und den Reichskreisen beglaubigte Minister gerügt und dessen Abstellung gewünscht. Der Vorschlag aber, man solle sämtliche unkalibermässige Kanonen entweder zu Nürnberg oder Augsburg in kürzester Frist zur Benutzung im bevorstehenden Feldzuge umgiessen, war völlig unstatthaft, da man, abgesehen von der Frage, wer die Kosten zu tragen habe, vergass, dass der Umguss, die Bohrung und Laffetirung von nur hundert Geschützen viele Jahre in Anspruch nehmen. — Ein anderes tief eingreifendes Gebrechen war der Mangel an einem nur einigermassen genügenden Personal für den ärztlichen und chirurgischen Dienst. — Diese misslichen Verhältnisse in Verbindung mit vielen andern machten die Stelle eines Oberbefehlshabers zu keiner wünschenswerthen, und Pfalzgraf Friedrich brachte in Wahrheit ein grosses Opfer, als er selbe dem kaiserlichen Hause und seinen Reichsmitständen zu Liebe annahm.

Um die Reichsarmee auf einen höhern Stand zu bringen und den schwächern Theilen einen Rückhalt zu geben, hatte man im ersten Feldzuge derselben ein französisches Armeecorps zugetheilt. Abgesehen von den in der Nationalität gelegenen Hindernissen eines engern Zusammenwirkens trat bei jener Kooperation der gewichtige Misstand hervor, dass die Einheit im Oberkommando fehlte, indem sich zwei selbständige und von einander unabhängige Feldherrn an der Spitze befanden. — Im diesjährigen Feldzuge wurde dieser bedeutende Mangel in solcher Weise verbessert, dass der Reichsarmee mehrere Abtheilungen kaiserlicher Truppen beigesellt und deren Führer dem Reichsfeldmarschal, der zu gleicher Zeit auch kaiserlicher Marschal war, völlig untergeben wurden. Diese Beihülfe bestand in drei Truppencorps: General Maquire führte 6 Batallione, 6 Grenadirkompanien und 12 Eskadronen als Reserve; General Haddik 15 Eskadronen Husaren und 36 Kompanien Gradiskaner Ottochaner, Sluiner, Oguliner und Likaner und General Lusinsky 1 Batallion Fussvolk samt einer Grenadirkompanie, 5 Eskadronen Husaren und 3 Eskadronen rheinpfälzische leichte Reiter. Im

Ganzen hatte die Reichsarmee eine Stärke von 42 Bataillonen, 75 Grenadir- und Kroatenkompanien und 80 Eskadronen Reiter. Bis zum Eintreffen des Pfalzgrafen bei der Armee führte der Reichsfeldzeugmeister Landgraf von Fürstenberg den Oberbefehl. Da er ohne Zweifel über Abgänge im Kriegsmaterial berichtet hatte, so wurden ihm erst im Monat März, wo die Armee schon marschfertig sein sollte, hunderttausend Gulden aus der Reichsoperationskasse angewiesen, um die Artillerie und die Pontons wieder in brauchbaren Zustand setzen zu lassen [70].

70. Zu diesen Mängeln des Reichsheeres gesellten sich noch manche andere, zum Theil bereits angegebene. Es gab keine Verpflegungsbehörde, die für den Bedarf in voraus gesorgt hätte. Jeder Reichsstand versah besonders die eigene Mannschaft mit Lebensmitteln: das veranlasste Preissteigerungen, Ungelegenheiten, Händel. Dem Feldherrn machte es den Ueberblick über Vorräthe nahezu unmöglich. Im Herbste 1758 fehlte es den Soldaten in solchem Masse an Bekleidung, dass sie dadurch fast dienstuntauglich wurden. Die Kreiskonvente liessen es an schleunigen Vorkehrungen fehlen und die kaiserlichen Kassen waren nicht gefüllt genug, zur rechten Zeit Vorschüsse zu machen. Die Feuergewehre waren schlecht und von verschiedenem Kaliber. In einer amtlichen Schrift „Verbesserung derer bey der Reichs-Armée wahrgenommenen Gebrechen und Mängel" 1758, wird gesagt, dass von 100 Flinten kaum 20 Feuer gegeben haben. Brodtornister waren nicht bräuchlich. Die Löhnung war ungleich und wurde von manchen Ständen auf einmal für längere Zeit ausgezahlt. Lässige Anführer konnten nicht mit Strenge zu ihrer Schuldigkeit angehalten werden, weil die Oberbefehlshaber gebunden waren, erst eine Rückfrage bei dem Reichsstande vorzunehmen, der sie geschickt hatte. Ein Hauptgebrechen lag (wie bereits Seite 282 und 283 auseinandergesetzt wurde) in der Buntscheckigkeit. Die Leute eines und desselben Regimentes, sogar einer und derselben Hauptmannschaft waren nicht gleichmässig geschult, nicht zusammen geübt. Ja, was fast unbegreiflich ist, während die einzelnen Abtheilungen aus verschiedenen Gebieten gebildet waren, beliess man häufig nicht einmal die Mannschaft eines Reichsstandes als ein kleineres Ganzes zusammen, sondern zertheilte sie und ordnete die Bruchtheile verschiedenen Regimentern zu. Nürnberg z. B. stellte zu drei fränkischen Regimentern im ganzen acht Hauptmannschaften. Vermuthlich rührte diese Sonderbarkeit von dem gedankenlosen Festhalten veralteter Einrichtungen her, auf Grund von Eintheilungen aus einer Zeit, in welcher die Gebietsgrenzen ganz andere waren, als gegenwärtig. Im fränkischen Regimente Varel hatten z. B. zu einer Hauptmannschaft zu stellen: Schwarzenberg 74 Mann, Windsheim 44, Nürnberg 26, Schönborn 1 Mann, zu einer zweiten: der Deutschorden 93, Reichsstadt Weissenberg 45, die sächsischen Fürstenhäuser 7 Mann. Zu einer Hauptmannschaft des Regimentes Cronegg stellte wiederum

der Deutschorden 94 Mann und die Reichsstadt Schweinfurt die übrigen 51 Mann! Diesen Uebelstand, der im verwichenen Kriegsjahre grell an den Tag getreten war, für die Folge abzustellen, trachtete nun ernsthaft die kaiserliche Regierung. Sie suchte mindestens die kleineren Stände zu vermögen, anstatt der Mannschaftsgestellung Geldentschädigung zu zahlen („ihre Kontingente zu reluiren" vgl. oben) für welches Geld versuchte Kriegsleute in Sold genommen werden könnten. Für jedweden Mann wurden 8 Gulden monatlich berechnet. Einige Reichsstände gingen denn auch im Herbste 1757 auf diesen Vorschlag ein. Nach beendetem Feldzuge 1758 nahm diesen Aenderungsplan die kaiserliche Regierung von neuem auf und es schrieb in diesem Sinne aus Wien der Reichsvizekanzler Graf Colloredo am 27. Januar 1759 an den kaiserlichen Gesandten am fränkischen Kreise Baron Widmann zu Nürnberg. Es liess sich auch der würzburger Fürstbischof (unter'm 3. Februar 1759) um so mehr beifällig über diesen Plan aus, als durch ihn „alle dergleichen übel gesinnte und ohndisciplinirte trouppen überhaupt entfernt und dargegen ein besser gemutheter Soldat in's Feld gebracht werden möge." Er verkannte übrigens nicht wie es „ein in seinem Umfange sehr grosses und nachdenkliches Werk" sei. Die Bedenklickeiten überwogen zuletzt wie gewöhnlich. Die „Reluition" kam wieder nicht zu Stande. Das Reichsheer war und blieb eine Musterkarte.

Wegen der Glaubensspaltung des deutschen Reiches musste neben jedem katholischen Oberbefehlshaber ein protestantischer gleichen Ranges vorhanden sein. Darum beunruhigte die Gemüther am Reichstage die einseitige Erhebung des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken, und wenn man auch nachsah, dass der Herzog einstweilen den Heerbefehl thatsächlich antrat, so liess man doch seine förmliche Ernennung nicht eher zur Verhandlung gelangen, bis der Kaiser auch einen Protestanten zur Würde des Feldmarschals in Vorschlag bringen würde. Im März 1757 bestand die hohe Reichsgeneralität aus: 1) 2 Generalfeldmarschällen, dem Herzog Karl von Lothringen als Katholiken und dem Prinzen von Braunschweig als Protestanten, 2) aus 4 Generalfeldzeugmeistern: dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, dem Landgrafen von Fürstenberg, dem Prinzen von Sachsen-Gotha und dem Prinzen von Baden-Durlach, von denen die beiden ersten katholisch, die letzten beiden evangelisch waren. 3) aus 2 Generalen der Kavallerie, dem Prinzen August von Baden-Baden und dem Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt. 4) aus 3 Generalfeldmarschalleutnants, nämlich dem Prinzen von Ahremberg (Katholiken) und 2 Protestanten: dem Baron Bretlach und Grafen Isenburg. Anfang Juni ernannte ferner der Kaiser auf den Vorschlag der Reichsversammlung den regierenden Fürsten Josef Wilhelm von Hohenzollern-Hechingen und den Fürsten Karl von Stolberg zu Reichsfeldmarschalleutnants und den ersten zur katholischen, den zweitgenannten zur evangelischen Stelle. Es waren sonach lediglich regierende Fürsten und Prinzen, allenfalls noch einige Männer vom höchsten Adel, bei denen sich die Befähigung zur Kriegs-

leitung finden sollte! Sie war auch darnach. — Aus der Reichsoperationskasse ward nur der Feldmarschal besoldet, die übrigen Reichsheerführer sollten von den Kreiskassen Bezahlung empfangen. Zu dienstthuenden Führern der Reichstruppen bestimmte der Kaiser für das Jahr 1758 den Herzog von Pfalz-Zweibrücken, den Landgrafen von Fürstenberg, von Bretlach, den Prinzen von Stolberg und den Grafen von Holnstein, (die beide wohl um diese Zeit zu Reichsgeneralmajoren ernannt wurden) ferner einen Prinzen von Durlach (Bruder des Feldzeugmeisters), Drachsdorf, Kolb und Rosenfeld. Ausserdem finden wir bei dem Reichsheere den Prinzen August von Baden-Baden und eine grosse Anzahl österreichischer Befehlshaber. (Als Feldzeugmeister Althan, Feldmarschalleutnant Trautmansdorf, Esterhazy, Serbelloni und andere.)

Die Ereignisse des Jahres 1757 hatten die preussische Partei im Reiche keinesweges geschwächt: im Gegentheile hatten sie ihr genützt, indem sie für Friedrich eine lebhafte Begeisterung erweckten. Franzosen bemerkten, dass Friedrich einen bedeutenden Vortheil voraus habe, der durch kein Geld zu erkaufen sei: c'est l'intelligence et le parti qui s'est formé pour lui dans toutes les provinces de l'Empire. (Oberst Ryhiner, Nürnberg 22. Februar, bei Stuhr II, 54.) Der Landgraf von Fürstenberg gestand dem französischen Obersten Ryhiner, dass vom Reichsheere zwei Dritttheile zu den Preussen übergehen würden, wenn sie es gefahrlos thun könnten. Allgemein hiess es, der König von Preussen wolle das Reichsheer gar nicht beunruhigen und so werde es am zweckmässigsten sein, wenn dieses gleichfalls unthätig bleibe. Manche Reichsstände verweigerten neue Mannschaft, selbst Frankfurt. (Brief Pergen's vom 21. Mai.) Im Grunde waren ausser den geistlichen Fürsten nur wenige Reichsstände österreichisch gesinnt.

Die Vorgänge der letzten Zeit hatten aber auch eine so starke Abneigung gegen die Franzosen erregt, dass es bedenklich erscheinen musste, zum zweitenmale das Reichsheer mit einem französischen Heere zu verbinden. In Nürnberg wurde dies am Beginne des Jahres von den Kreisbevollmächtigten offen ausgesprochen (Stuhr II, 449, 450. 165—167.) und man sah davon jetzt gänzlich ab. Anfänglich war es des neuen Oberfeldherrn Absicht, mit dem Reichsheere eine beobachtende Vertheidigungsstellung bei Kulmbach und Schweinfurt einzunehmen.

Besorgniss einflössend war die Stellung, welche Kurbaiern einnahm. Es zeigte sich durchaus der Fortsetzung des Krieges abgeneigt. Darin äusserte sich der Einfluss des Feldherrn Rosen, des Baron Schroff und selbst des kurfürstlichen Beichtvaters. Wirklich begehrte der Kurfürst unter'm 12. Juni vom Kaiser sein Kriegsvolk zurück. Nachdem der baierische Hofkriegsrath auf die äusserst traurigen Nachrichten verwiesen, die von seinen in Böhmen eingerückten Truppen anlangten, und erwähnt hatte, dass der kaiserliche Oberstkriegskommissär Graf Wilzek auf die baierischen Lieferungen und Lieferanten Beschlag gelegt habe, damit das Reichsheer sich zur Anname des verdorbenen

In den ersten Tagen des April war Pfalzgraf Friedrich im Hauptquartier zu Bamberg angelangt. Sein längeres Verbleiben am kaiserlichen Hofe hatte man mit dem Umstande in Verbindung gebracht, dass der künftige Operationsplan, den man der französischen Staatsregierung zur Kenntnissname zugeschickt hatte, noch nicht zurückgekommen war. In Sachsen hatten die Truppenbewegungen bereits begonnen und Marschal Keith und Prinz Heinrich entwickelten zu Leipzig und Dresden eine grosse Thätigkeit. Zunächst der Grenze zu Oelsnitz und Plauen standen die vom wohlbekannten General von Meyer geführten Truppen; von Zwickau aus bis Dresden und von hier gegen die böhmische Grenze hatte Prinz Heinrich seine Armee staffelförmig aufgestellt. An der Südseite des Grenzgebirgs stand das zur Reichsarmee gehörige Corps des Generals von Haddik; er selbst befand sich zu Teplitz und die Generale Mitrowsky und Kurfeld zu Kaden und Kommotau, während der General der Kavallerie, Graf Serbelloni, ein neues Corps bei Saaz zusammenzog. Der Aufbruch des Hauptquartiers des Pfalzgrafen von Bamberg über Thurnau nach Baireuth, wo es am 28. April ankam, setzte viele Fürsten des fränkischen Kreises in eine nicht kleine Bestürzung, denn sie schlossen daraus ganz richtig, dass die Reichsarmee bald ihren Zug nach Böhmen richten werde. Unverweilt nahmen sie daher ihre Zuflucht zum Kaiser und baten ihn, Anstalten zu

---

Mehls der böhmischen Magazine bequeme, sprach er die Befürchtung aus, dass im Reichsheere bald Noth, Missvergnügen, Unordnung, Fahnenflüchtigkeit überhand nehmen werde, und Baiern selber in bedrohtem Stande sich befände. Er begehrte seine Mannschaft wieder zur nothwendigen Vertheidigung des eignen Landes. Der baierische Gesandte in Regensburg machte nicht nur den übrigen Gesandten daselbst von dieser Vorstellung Mittheilung, sondern Baiern war auch nahe daran sein Verlangen bei der Reichsversammlung anzubringen. Dies ward indess noch durch einige österreichisch gesinnte Minister verhindert. Preussische Streifscharen äusserten laut, sobald ein preussisches Heer sich Baiern nähere, werde dieses sich neutral erklären. Als sich indess herausstellte, dass die Preussen sich nicht in Baierns Nähe festsetzten, drang der Kurfürst nicht mehr auf Rückmarsch seines Zuzugs, sondern schickte im Gegentheile zu dessen Verstärkung noch 1800 Rekruten nach Mähren. Wofern das Kriegsglück die Waffen Friedrichs mehr begünstiget hätte und er im Angriffe hätte bleiben können, so dürfte höchst wahrscheinlich dieser Abfall Baierns erfolgt sein und Nachfolge bei andern Reichsständen gefunden haben.

ihrem Schutze treffen zu lassen. Bereits am 11. Mai setzte Pfalzgraf Friedrich den Fürstbischof von Würzburg und Bamberg in Kenntniss, dass er in Folge des durch eigenen Kourier ihm zugegangenen Auftrags, dessen beiden Fürstenthümer durch ein leichtes etwa bei Kronach und Königshofen aufzustellendes Corps zu sichern, sogleich zur Aufstellung geschritten wäre, wenn sich nicht indessen die Umstände wieder verändert hätten. Am 25. April, als die Bitte an den Kaiser abging, habe sich der Feind der Grenze genähert gehabt; aber er ziehe sich jetzt bei Zwickau, Kemnitz und Dresden zusammen, so dass es vielmehr auf einen Einfall in Böhmen abgesehen zu sein scheine. Am 10. Mai habe Feldmarschalleutnant Fürst Stolberg mit seiner Abtheilung zu Münchberg, General von Lusinsky aber mit dem Husarenregimente Spleny und 300 Freiwilligen zu Hof gestanden und es sei daher nicht zu glauben, dass der Feind durch blosse Streifparteien von dieser Seite etwas auszurichten vermöge. Durch die Ausscheidung eines eigenen Corps, und betrage es auch nur 3000 bis 4000 Mann Fussvolk sammt einer angemessenen Zahl von Reitern und Geschützen, würde das Hauptheer geschwächt, welches überhaupt an Kavallerie nicht reich sei. Indem er somit vom Fürstbischof selbst einen Vorschlag, wie er ihn beruhigen könne, erwarte, habe er nur noch zu bemerken, dass die Aufstellung eines nicht zahlreichen Corps blos dazu dienen würde, den Feind herbeizulocken, um es wo möglich zu zerstreuen.

Da die Ereignisse jetzt rasch auf einander zu folgen begannen, so sollte die letztere Bemerkung des Pfalzgrafen bald zur Wahrheit werden. Als am 3. Mai die preussische Armee in Mähren eingebrochen war, erging von Seite des Kaisers die Weisung an das Reichsheer, sich in Marsch nach Böhmen zu setzen und dort das Corps des Grafen Serbelloni an sich zu ziehen, zur Deckung des nördlichen Frankens aber blos 3000 Mann und 4 bis 500 Kroaten zurückzulassen. Da nämlich mehrere wallonische Regimenter aus den Niederlanden im Anzuge durch Franken seien, so hätten vier Batallione den Befehl erhalten, zu dem zurückgelassenen Corps zu stossen. Die Reichsfürsten des fränkischen Kreises seien übrigens zu veranlassen, den Rest ihrer etwa noch verfügbaren Truppen gleichfalls damit zu vereinigen. Am 15. Mai brach die Reichsarmee von Baireuth über Weiden-

berg, Wunsiedel und Schirnding nach Eger auf, während Fürst Stolberg nach Asch und General Lusinsky nach Adorf zog. Eine dieser Bewegung entsprechende Wirkung gab sich sofort im preussischen Heere kund; Prinz Heinrich schien einen Einfall in Sachsen zu besorgen. Seine Vorposten, die bei Hof gestanden, gingen anfangs auf Reichenbach und dann auf Zwickau zurück, wo der Prinz ein Corps von 24,000 Mann versammelte. Der Pfalzgraf hatte beim Abmarsch die Kreisregimenter Varell und Ferntheil und mehrere Eskadronen würtembergischer Dragoner und ungarischer Husaren unter dem Befehle des Generalmajors von Rosenfeld mit der Weisung zurückgelassen, bei Lichtenfels Stellung zu nehmen. Er ermangelte nicht, dem Fürstbischofe Adam Friedrich davon Nachricht zu geben, und dieser, nun vollkommen beruhigt, drückte seinen Dank als ächter Kirchenfürst in den Worten aus: „Sein Wunsch gehe zum Herrn der Heerscharen, dass er seinen Geist regieren, seine Anschläge segnen und ihm häufigen Sieg verleihen wolle.“

Kaum hatte Prinz Heinrich ersehen, dass die Reichsarmee keineswegs befehligt war, sich den Pässen des Erzgebirgs zu nähern, sondern sich im vollen Marsche auf Saaz befand, so war auch sein Entschluss gefasst. Am 24. Mai rückte General von Meyer mit einem Batallion Fussvolk und einigen Eskadronen schwarzen Husaren zu Hof ein und ihm folgte Generalleutnant von Driesen mit acht Batallionen und einigen Reiterregimentern. Ihr Zug ging ohne Aufenthalt über Münchberg nach Baireuth, wo sie am 26. Mai eintrafen. Markgraf Friedrich hatte, da die Truppen seines Stammesvetters und Schwagers sich nahten, keineswegs seine Residenz verlassen und der Markgraf Christian Friedrich von Ansbach war, als er kaum die Nachricht vom Einbruche der königlichen Truppen erhalten hatte, nach Baireuth abgereist. Ihr Vertrauen auf ein gemässigtes Verfahren wurde jedoch getäuscht. Die beiden Generale behandelten das Land als feindliches, denn alle Kassen des Staats, der Gemeinden und Stiftungen wurden mit Beschlag belegt, die Reichspostbeamten wurden für den König in Eid und Pflicht genommen und das Land mit einer Kontribution von 300,000 Gulden belegt, von welcher Summe jedoch in Folge einer Unterhandlung General Driesen 50,000 Gulden nachzulassen versprach. Durch ihn erhielt Markgraf Friedrich ein

Schreiben des Prinzen Heinrich zugestellt, der an der Gränze zurückgeblieben war und dem Zuge gegen seine Stammverwandten nicht persönlich beiwohnen wollte. Das Schreiben enthielt das Ansinnen, dass der Markgraf sein Kontingent von der Reichsarmee abberufe. Driesen, der sofort dem Markgrafen Christian Friedrich vorgestellt wurde, eröffnete diesem, dass er eine ähnliche Kommission an ihn habe; er händigte ihm das Schreiben des Prinzen mit dem Bemerken ein, dass er auch nach Ansbach rücken werde. Von beiden Fürsten wurde dem Generale die Antwort, dass sie persönlich diese Angelegenheit mit dem Prinzen Heinrich aus einander setzen würden und sie reisten deshalb über Hof nach Taltitz ab. Prinz Heinrich, der bei ihrem Anblicke peinlich berührt schien und übrigens ausnehmend artig war (il parut mortifié et fut au reste extrêmement poli) entschuldigte sein Verfahren und verhiess, an den König zu schreiben. Die beiden Fürsten hatten ihm bemerkt, dass die Forderung, sie sollten ihre reichsgesetzlich zur Armee gestellten Kontingente abberufen, eine Unmöglichkeit enthalte. So wenig von Seiten Hannovers den Befehlen des Herzogs von Braunschweig genügt worden sei, eben so wenig werde der Kaiser auf ihre Wünsche und Abberufungen Rücksicht nehmen.

General von Rosenfeld war nach erhaltener Nachricht vom Marsche der Preussen auf Baireuth von Lichtenfels nach Bamberg zurückgegangen. Er stellte seine Hauptmacht auf dem Michelsberge auf, der die übrigen Stadttheile beherrscht, die offen waren und weder Gräben noch Mauern hatten. Viele bewaffnete Landleute, Bürger und Gärtner, welch' letzteres Gewerbe schon damals äusserst zahlreich war, schlossen sich an die Truppen an, welche die Hauptplätze und Strassen bis in die östliche Vorstadt hinaus besetzten. Leider war das Corps nicht reich an Geschützen, da ein Theil derselben erst von Nürnberg erwartet wurde. Am 29. Mai waren die Generale Driesen und Meyer von Baireuth aufgebrochen und neue Truppen, unter andern das Kürassirregiment Prinz Heinrich waren dort eingerückt. Am 31. Mai früh acht Uhr erschien die preussische Vorhut vor Bamberg und suchte einzudringen, wurde aber mit starkem Verluste an Todten und Verwundeten zurückgetrieben. Beim zweiten Angriffe warfen zwar die Preussen die Reichstruppen und die Gärtner eine Strecke Weges zurück, aber sie

mussten abermals die Zugänge räumen, und unter beständigem gegenseitigen Feuern war es bereits zwei Uhr Nachmittags geworden. Um diese Zeit führten die Generale frische Truppen heran, aber auch diese vermochten nicht, die Strassen zu erkämpfen und zu behaupten. General von Driesen begann daher gegen fünf Uhr die Vorstadt mit Granaten zu beschiessen. In der Umgegend des Nonnenklosters zum heiligen Grabe schlugen die meisten ein und an drei Orten wirbelten Feuersäulen auf; es brannten etliche dreissig Häuser nieder. Zwar liess Driesen dem fürstlichen Statthalter von Rotenhan und dessen Räthen, den Domherrn von Voit und von Werdenstein durch einen Parlamentär entbieten, sie möchten die nutzlose Vertheidigung der Stadt einstellen; er wolle sodann den Brand löschen lassen, da es weder seine Absicht noch auch der Befehl seines Königs sei, die fürstlichen Unterthanen durch Brand zu verderben. Allein die Gewalthaber erklärten, zu einer Uebereinkunft keine Vollmacht zu besitzen. Das Geschütz- und Musketenfeuer zwischen den kämpfenden Theilen dauerte indessen ununterbrochen fort und zwar zum Nachtheile der königlichen Truppen. Endlich begehrte Generalleutnant Driesen eine persönliche Unterredung mit General Rosenfeld. Er bot ihm freien Abzug mit allen Ehren und Einstellung der Feindseligkeiten auf vier und zwanzig Stunden an, binnen welcher Zeit General Rosenfeld abwarten könne, ob ihm etwa Verstärkung zukomme; ferner gab er die Versicherung, die Stadt gegen Plünderung und Unordnung schützen zu wollen. Da an Succurs auf längere Zeit nicht zu denken war, so nahm von Rosenfeld die Vorschläge seines Gegners an und zog mit seinen Truppen auf der Strasse nach Würzburg ab.

Als das königliche Corps in der Nacht vom 1. Juni durch ein Reiterregiment war verstärkt worden, rückte General von Meyer dem Rosenfeld'schen Corps nach. Im Besitze von Bamberg belegte Driesen die Stadt und Umgegend mit einer Kontribution von 400,000 Gulden, deren Beitreibung aber von der Statthalterschaft verweigert wurde. Fürstbischof Adam Friedrich durch jene unvorhergesehenen Ereignisse überrascht und tief betroffen, hatte in der ersten Bestürzung seinen Stellvertreter zu Bamberg ermächtigt, dem feindlichen Generale als Abfindung für eine vollständige Schonung der bambergischen und würzburgischen

Lande eine Million Gulden anzubieten, aber der kluge und bedachtsame Statthalter hatte dieses zu thun unterlassen, jedoch seinen Gebieter im Glauben gelassen, als wenn es geschehen sei. Als einige weitere Tage verflossen waren, hatte der Fürst sich wieder geistig gesammelt und war andern Sinnes geworden. In Anbetracht, dass der kaiserliche Gesandte beim fränkischen Kreise, von Widmann, sich nach Frankfurt begeben hatte, um den Heraufmarsch eines französischen Corps nach Böhmen zu betreiben, so wie des Umstandes, dass Generalleutnant Driesen keine Antwort gegeben, erklärte er dem Statthalter zu Bamberg, dass er nunmehr von seinem Anerbieten abgehe, und somit in Bezug auf Würzburg auch nicht einen Pfennig, rücksichtlich der bambergischen Lande aber nur eine leidliche Kriegskontribution zu entrichten entschlossen sei. In einer Konferenz erklärte er ferner seinen Räthen und den Abgeordneten des Domkapitels, dass es sein entschiedener Wille sei, Würzburg bei dem Anrücken der Preussen zu vertheidigen. Die dem Befehlshaber gemachten Eröffnungen erweckten endlich in ihm die Ueberzeugung, dass in den fürstlichen Landen keine reiche Ernte zu holen sei und zwar um so weniger, als General von Meyer bei seinem Vordringen gegen Schweinfurt grosse Hindernisse gefunden hatte, da die Husaren vom Regimente Széchenyi und bewaffnete Bauernscharen ihn von allen Seiten umschwärmten und zum Rückzuge nach Bamberg nöthigten. Die von Taltitz und Baireuth aus angeordneten Streifzüge in die Oberpfalz hatten zwar gute Früchte getragen, denn die ausgesandten leichten Truppen erhoben in den Klöstern Waldsassen, Speinshard und Michelfelden, so wie in der Stadt Kemnat beträchtliche Brandschatzungen, aber Driesens Absicht, deren auch zu Würzburg, Ansbach und Nürnberg, welch' letzteres den Befehl erhalten hatte, seine Kanonen und Pontons von der Reichsarmee zurückzufordern, mit Waffengewalt zu holen, wurde durch den Zuzug neuer Truppen gänzlich vereitelt. Am untern Main zogen in den ersten Tagen des Juni bereits die wallonischen Regimenter unter Feldmarschalleutnant Baron Dombasle herauf, von welchen vier Batallione von den Regimentern Arberg, Los Rios, Ligne und Sachsen-Gotha den Befehl hatten, zum Rosenfeld'schen Corps zu stossen, welches bei Kitzingen am Main sich aufgestellt hatte. Ferner war ein kurpfälzisches Dragonerregi-

ment, geführt vom Obersten Grafen von Winkelhausen schleunigst von Wimpfen am Neckar aufgebrochen, um zu Rosenfeld zu stossen. Diese Umstände veranlassten den Generalleutnant Driesen an den Rückmarsch zu denken, obgleich er die geforderten Geldsummen nicht erhalten hatte. Um sich die nachträgliche Erlegung derselben zu sichern, erklärte er den fürstlichen Statthalter von Rotenhan, den Oberstallmeister von Redwitz und mehrere andere angesehene Männer als Geiseln und nahm sie bei dem Aufbruche am 10. Juni mit sich fort, so wie etliche zwanzig Wagen mit Verwundeten. Die ungarischen Husaren folgten dem Zuge schon um acht Uhr durch die Stadt.[71]

---

71. In Sachsen befehligte, wie wir wissen, Prinz Heinrich, dessen erste Unternehmungen gegen die Franzosen später berichtet werden. Für den möglichen Fall, dass König Friedrichs Person ein Unglück zustiess, war es Prinz Heinrich, der an die Spitze der preussischen Kriegsmacht zu treten hatte. Es war demnach passend, dass ihm der König einen Heerbefehl neben sich anvertraute. Zwar ging sein Auftrag nur dahin, Sachsen zu schützen, aber des Königs wohl durchdachte Vorschrift vom 11. März 1758 für ihn war, sich stets im Angriffe zu halten und wenn er glaube, dass ihn der Feind zum Treffen zwingen könne, niemals sich von ihm angreifen zu lassen, sondern ihm mit einem Angriff zuvorzukommen. Alles Kriegsrathhalten verbot er ihm ausdrücklich ganz und gar; allein sollte er entscheiden und frei nach den Umständen handeln, schlagen oder nicht schlagen nach seinem Ermessen. Weiter schärfte er ihm ein die Aufrechthaltung der Mannszucht (surtout la subordination avec toute la rigueur imaginable) selbst durch Hinrichtungen, die Bestrafung derjenigen Anführer, welche das Plündern gestatteten, ferner: sich der armen Verwundeten mit besonderer Sorge anzunehmen, alles dem Heere etwa noch fehlende jetzt bei Zeiten anzuzeigen und den Anschein eines zahlreichen Heeres zu gewinnen suchen, endlich soll er keine Ausgaben für gute Kundschafter scheuen und die feindlichen Vorrathslager in's Auge fassen. Friedrich nahm an, dass Heinrich Franzosen und Reichsvölker, zuerst aber blos letztere sich gegenüber haben werde. Bei Dresden sollte Heinrich sein Heer zusammenhalten, für welches die Vorräthe in Dresden und Torgau, zwei Städten an der Elbe, lagen, sollte einstweilen Sachsen halten und nach erfolgter Einname von Olmütz auf Prag rücken. Heinrich wünschte einen Zug nach Franken gegen das Reichsheer zu unternehmen. Der König billigte dies am 13. April, bemerkte aber, dass, weil das Reichsheer nur 12,000 Mann zähle, 8000 Preussen hierzu genügten; und dass, weil ein siegreicher Zug in die Länder der Reichsstände doch zu keiner Beendigung des Krieges hinführe, die Unternehmung gegen Prag Hauptsache bleiben müsse.

Die Einfälle in's südwestliche Deutschland sollten die Reichsstände

Dieser Einbruch in Oberfranken hatte indessen einen unendlichen Allarm in den mittlern Landestheilen, wie an der Donau verbreitet. Als der Markgraf von Baireuth durch Stafette die Kreisversammlung zu Nürnberg von dem Ereignisse in Kennt-

---

nur schrecken, aber sie nicht zu erbitterten Feinden umwandeln. Wir erinnern uns wie unwillig im Lager vor Prag Friedrich einen Geldantrag der Nürnberger abgewiesen hatte (vgl. S. 271). Jetzt zwang ihn die steigende Bedrängniss auf Gelderpressungen zu sinnen. Nachdem bereits im April der kühne Oberst Meyer Einfälle nach Hof und nach Suhla gemacht hatte, befiehlt Friedrich am 4. und 17. Mai, dass Heinrich 10—12,000 Mann in der Gegend von Dresden aufstelle, die übrige Heereskraft gradenweges auf Bamberg richte, was da an Reichstruppen stehe zersprenge, Rekruten für sich überall zu erlangen suche, den Bischof und die Uebelgesinnten nicht schone, sondern auf ihn seine Hand schwer fallen lasse, um ihn zum Frieden, zur Neutralität, zur Rückberufung seiner Mannschaft zu nöthigen, und dass er auch eine starke Kriegssteuer von Bamberg und den andern Uebelgesinnten beitreibe. Von Baireuth, dem Lande seiner Schwester, die ihm fortwährend Nachrichten zukommen liess, sollte der Krieg abgelenkt bleiben.

Oesterreichischer Seits fand man die Kühnheit der Preussen unbegreiflich. Der Widerstand in Bamberg war doch viel stärker, als die Preussen erwartet hatten (Brief des Prinzen Heinrich, Hof 7. Juni). indess wurden einige Vorräthe und auch ein paar Kanonen weggenommen; freilich an Geld nur 90,000 Thaler erpresst. Der Fürstbischof liess unter der Hand dem Prinzen wissen, dass, wiewohl er gern die Neutralität annehmen würde, er doch nicht mehr freier Herr seiner Handlungen sei, er habe sich zu tief mit dem wiener Hofe eingelassen und in dem befestigten Würzburg stünden österreichische Truppen. Der Fürstbischof rechnete auf baldige Hülfe. Dombasle war schon im Mai angewiesen worden, Franken zu schützen und Borié versicherte dem geistlichen Herrn aus Wien am 13. und 14. Juni, die dringendsten kaiserlichen Handschreiben seien an den Reichsfeldherrn ergangen, ihm zu helfen. Aber in eine Geldablösung hat, wofern wir die erhaltenen Mittheilungen richtig auffassen, der Kirchenhirt selbst oder an seiner Stelle die bamberger Regierung vermöge Uebereinkommens mit den Preussen gewilligt. Als die Gefahr vorübergezogen war, mochte der Bischof nicht zahlen.

Im Bairischen, in der Oberpfalz zeigte sich der Oberstleutnant Belling mit Preussen. Die baiersche Regierung schickte den General Meinders an ihn, angeblich um anzufragen, ob er die eingetriebenen Kriegssteuern auf eigne Verantwortlichkeit oder nach Befehl seines Königs gefordert habe.

Die Absicht des Prinzen Heinrich durch diesen Zug die Wiederauflösung des Reichsheeres oder dessen Rückzug in blosse Vertheidigungsstellung herbeizuführen, konnte nicht erreicht werden. Vor Olmütz entschieden sich die Geschicke! Es blieb im Felde und erneuete das vorjährige Unternehmen.

niss gesetzt hatte, beschloss sie beim Vorrücken des Feindes nach Rothenburg an der Tauber aufzubrechen und dann nach Schwaben zu flüchten. Zu Regensburg dachte man beim Mangel genauer Nachrichten über die Stärke des Feindes, die ganze Armee des Prinzen Heinrich sei im Anmarsche aus Sachsen, wo der König ein neues Heer zusammengezogen habe. Die Reichsoperationskasse wurde deshalb sogleich nach München geflüchtet und die Gesandten traten nach Meinungsschattirungen zusammen, um sich über die zu ergreifenden Massregeln zu bereden. An ein gemeinsames Verfahren war eben sogleich nicht zu denken, denn die Bevollmächtigten der protestantischen Stände verriethen die Absicht zu bleiben, jene der katholischen aber einen andern Ort zu wählen, obgleich ihnen allen die Unthunlichkeit und die Gefahr, den Reichstag zu spalten und gleichsam zu zerreissen, klar einleuchtete. Viele dieser Männer, ausgestattet mit tiefem und gründlichem Wissen der gelehrten Disziplinen verriethen bei dieser Gelegenheit, dass eine Uebersicht und Beurtheilung der militärischen Operationen und Verhältnisse ihnen gänzlich abging. Die Einen standen in Sorgen, die Absichten des Prinzen Heinrich zielten darauf hin, von Franken aus die Armee Daun's zwischen zwei Feuer zu bringen und sodann auf Wien loszugehen, die Andern aber hegten die Befürchtung, Prinz Heinrich werde dem Laufe des Mains folgen, die Verschanzungen der Franzosen im Rücken fassen und nachdem er sie geschlagen, in das Elsass rücken.* Die einsichtsvollsten und muthigsten Diplomaten, worunter der kaiserliche Prinzipalkommissär, Fürst von Thurn und Taxis, erklärten dagegen, es sei sehr zu bezweifeln, dass König Friedrich gewaltthätig gegen die Reichsversammlung zu verfahren gedenke, und eben so wenig habe die Voraussetzung irgend einen Grund, dass eine preussische Armee durch Franken an die Donau vordringen werde. — Die feindliche Expedition endete damit, dass die von Baireuth und Bamberg wieder nach Sachsen zurückziehenden Truppen am 18. Juni den bei Adorf mit seinem Corps lagernden General von Lusinsky angriffen, jedoch von ihm zurückgetrieben und bis Hof, wo das Lager des Hauptcorps stand, verfolgt wurden. Sie brachen von da über Plauen nach Zwickau auf. Die

* Il marchera droit aux François, qui se retranchent à Hanau et tachera de penetrer en Alsace, s'il vient à bout, de les chasser.

treffliche Stimmung der Reichstruppen offenbarte sich übrigens dadurch, dass zwei Batallione sich freiwillig erboten, mit dem Husarenregimente Spleny Posto zu Plauen zu nehmen.

Wir wenden uns zur Armee in Böhmen zurück. Pfalzgraf Friedrich hatte in kurzer Zeit sich deren Vertrauen durch seine Anordnungen und durch die Aufrechthaltung der Disziplin erworben, denn jeder wackere Soldat sieht deren Nothwendigkeit ein und erkennt ein gerechtes Verfahren mit Dank. Der französische Generalleutnant von Torcy, Befehlshaber zu Köln, sprach sich darüber folgendermassen aus: er kenne die ganze Befähigung und die seltnen Talente dieses liebenswürdigen Fürsten. Alles, was er zu Prag im Vereine mit dem Marschal von Belle-Isle gethan, alles was er seither mit dem Herzog Karl von Lothringen vollbracht, und alles, was er und andere von ihm bei allen Gelegenheiten vernommen, hätten das Vertrauen im voraus ahnen lassen, welches die Reichstruppen in einen so ausgezeichneten Führer setzen würden. — Wie Marschal Daun so benützte auch der Pfalzgraf die Zeit, wo er vom Feinde unbehelligt war, zur Uebung seiner Truppen bei Saaz, wo er seit Ende Mai sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Während er mit nichts als mit lauter Einübungen und Feldmanövern beschäftigt zu sein schien, hatte er zu einer ernsteren Unternehmung seine Anstalten getroffen. Da das Ziel der Reichsarmee, sobald König Friedrich Mähren und Böhmen räumen würde, Sachsen werden musste, so hatte der Prinz daran gedacht, schon im Juni sich in den Besitz eines wohl gelegenen und festen Punkts zu setzen. Auf der Hauptstrasse aus Böhmen über Aussig nach Pirna und Dresden lag die Festung Sonnenstein südlich bei letzterem Orte. Er beschloss den Versuch zu machen, sie durch einen kühnen Handstreich überfallen und wegnehmen zu lassen, als er die Kunde erhalten hatte, dass die Besatzung in tiefster Sicherheit lebe. Den Generalen Campidelli und Fürst Sulkowsky wurde die wichtige Unternehmung übertragen, aber sie scheiterte völlig, da letzterer mit seiner Truppenabtheilung um mehrere Stunden zu spät eintraf und Campidelli's Annäherung indessen vom Feinde entdeckt wurde. Sie zogen somit unverrichteter Dinge ab.[72]

72. Als Beweis, dass er vor dem Sonnenstein gestanden, führte Sulkowsky — den Nachtwächter von Pirna mit sich fort nach Teplitz.

Prinz Heinrich hatte gegen Ende Juni das bisher bei Kemnitz gestandene preussische Lager nach Tschopau, somit näher an das Erzgebirge verlegt, und liess von hieraus die Vorposten der Reichsarmee häufig beunruhigen, welche Angriffe jedoch vom General Haddik fleissig erwiedert wurden. General Lusinsky hatte Plauen besetzt. Es entspann sich jetzt eine lange Reihe kleiner aber zum Theil sehr blutiger Kämpfe um die Pässe und Höhenrücken des Gebirgs. Am 1. Juli griff General von Hülsen mit mehrern Regimentern und sechs Geschützen von Annaberg her den von Kroaten besetzten Verhau bei Platten an und drängte sie nach geschehener Räumung auf Joachimsthal zurück, wo General Uihazy sie aufnahm. Hülsen zog nach und griff letztern, der auf den Anhöhen hinter genanntem Orte Stellung genommen hatte, am folgenden Tage an, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Im Rückwege warf sich Hülsen am 3. Juli auf den Kroatenvorposten zu Bresnitz, aber da dieser sich unter dem schärfsten Geplänkel in die Wälder zurückzog, so vermochte er auch hier nicht, einen Vortheil zu erringen. Zur Vervollständigung der Deckung der Grenzlinie war indessen General Dombasle mit dem Reste seiner Wallonen, in sechs Bataillionen bestehend, nach Münchberg gerückt und hatte seine Vorposten zu Hof und Lobenstein aufgestellt; am 17. Juli erhielt er jedoch die Weisung zu Hof selbst Posto zu fassen und seine Vorposten über Gefell, Mühltrof und Elsterberg vorzuschieben. — Fruchtlose Kämpfe hatten vom 14. Juli bis zum letztgenannten Tage abermals stattgefunden. Die Unternehmungen der königlichen Truppen einer Seits von Zwickau aus auf Reichenbach und anderer Seits des Generals von Meyer von Marienberg auf Reitzenhain, so wie des Obersten Wunsch auf den Verhau bei Ullendorf blieben sämmtlich ohne Resultate. Der grosse Krieg schien sich in den kleinen oder Parteigängerkrieg verlieren zu wollen, da die beiden Heere durch den langen und hohen Rücken des Erzgebirges geschieden waren und beide Theile keine wirksame Invasion wagen durften, während der Kampf zwischen den beiden Hauptarmeen unter dem König und Daun sich allgemach aus Mähren an die böhmische Ostgränze gezogen hatte. Blos die äusserste Spitze des linken Flügels der Reichsarmee unter General Dombasle machte einige Fortschritte, indem er am 24. Juli sein Lager bei Gefell in Sachsen aufschlug

und seine Vorposten nach Schleiz, Zeulenroda und über die Elster nach Greiz vorschob. Vier Tage später stellte sich die Reichsarmee in zwei Lagern zu Dux und Teplitz noch näher am Gebirge auf und wurde am 30. Juli wieder in einem Lager bei letzterem Orte zusammen gezogen. Abermals versuchte am folgenden Tage ein preussisches Corps unter den Generalen von der Asseburg und Meyer mit zwölf Geschützen sein Glück gegen einen Bergpass. Aus dem Lager von Tschopau aus rückten sie über Reitzenhain gegen den Passberg. General von Kleefeld stand hier mit einem baierischen Batallion unter Oberst von Morawitzky und zwei Kroatenbatallionen, einer Abtheilung deutscher und ungarischer Reiterei und vier baierischer Kanonen. Um acht Uhr Morgens warfen die Preussen die Vorposten und griffen unter heftigem Geschützfeuer die Verschanzungen von zwei Seiten an. Mehrmals zurückgetrieben rückten sie immer wieder zum Sturme vor. Erst um ein Uhr Nachmittags, somit nach einem fünfstündigen Kampfe stellten sie nach einem Verluste von fünfhundert Mann an Todten und Verwundeten, unter welchen letztern auch General von der Asseburg zählte, den weitern Angriff ein und traten nach Marienberg den Rückzug an. Oeffentliche Blätter erwähnten rühmend unter andern die Tapferkeit einiger baierischen Offiziere und die ausnehmende Geschicklichkeit der Artillerie.

Da Prinz Heinrich wusste, dass das königliche Heer an der Ostgrenze von Böhmen bis zur Lausitz heraufziehen und somit auch das kaiserliche Heer bald folgen würde, so wandte er jetzt seine Aufmerksamkeit mehr dem Thalwege der Elbe und der auf ihrer linken Seite fortlaufenden Heerstrasse als seinem äussersten rechten Flügel zu, von welcher Seite keine wesentliche Gefahr drohte. General Dombasle und Lusinsky konnten daher auch, ohne Widerstand zu finden, Plauen und Zwickau am 1. August besetzen. Prinz Heinrich hatte seine Truppen mehr zusammengezogen und sechs Regimenter mit vierzehn Kanonen im Lager bei Dippoldiswalde zwischen Freiberg und Pirna vereinigt. Zur Rekognoszirung dieses neuen Lagers hatte der zu Schönwalde stehende General Haddik den General von Mitrowsky mit einer starken Bedeckung abgeschickt, aber der Versuch misslang und letzterer gerieth schwer verwundet in feindliche Gefangenschaft. Der Prinz liess zu gleicher Zeit, wo er jenes

Lager errichtete, die Besatzungen zu Dresden wie auf dem Sonnenstein auf viele Monate hinaus mit Lebensmitteln versehen und alle Kranken und Verwundeten, so wie alles überflüssige Gepäck auf der Elbe nach Torgau und Magdeburg transportiren. Er gab dadurch seine Absicht kund, bei dem Anmarsche der kaiserlichen Heere seine Stellung bei Dresden mit Ernst vertheidigen zu wollen. Schritt um Schritt wurde das preussische Armeecorps immer mehr eingeengt, aber dessen Kraft dadurch auch immer mehr konzentrirt. Am 5. August wurde General Lusinsky bei Zwickau vom General von Finck angegriffen und sah sich, nachdem er mehrmals die feindliche Reiterei zurückgetrieben, dennoch genöthigt, die Stadt zu räumen und sich auf den Anhöhen hinter derselben aufzustellen. Ihm zog Dombasle zu Hülfe. Am 8. August mussten die Gegner Zwickau wieder räumen und sich auf Kemnitz zurückziehen. General Lusinsky folgte ihnen und dehnte seine Vorposten bis in die Nähe der Stadt und des Lagers von Tschopau aus. Letzteres wurde unhaltbar, als am folgenden Tage die Generale Uihazy und Kleefeld die beiden Posten im Gebirgskamme, Annaberg und Marienberg, besetzten. Die Preussen hoben daher das Lager auf und zogen sich bei Kemnitz zusammen. Bei Freiberg und Dippoldiswalde fand gleichzeitig eine stärkere Truppenkonzentrirung statt und Prinz Heinrich schlug sein Hauptquartier zu Possendorf auf. Der zehnte August, wo die königliche aus Mähren zurückkehrende Armee die Grenzen Böhmens völlig geräumt hatte, war gekommen, und es wäre nun ein rasches Zusammenwirken der Daun'schen und der Reichsarmee eben so möglich als zweckmässig gewesen, aber es war, wie bereits oben erinnert wurde, eine Lücke im Operationsplane, die erst ergänzt werden musste.

6.

Allmäliges Vorrücken der Reichsarmee von Westen und Süden gegen das preussische Armeecorps vom 11. August an. — Letzteres giebt die Stellungen bei Freiberg und Dippoldiswalde auf; Lager bei Maxen und Zedlitz. — Absicht des Pfalzgrafen, selbes über Dresden hinaus nach Meissen zu drängen; Lager bei Struppen. — Prinz Heinrich hebt die vereinzelten Lager am Kolberg, Sonnenstein und Zedlitz auf und konzentrirt sich bei Maxen. — Pirna und der Sonnenstein am 3. September aufgefordert, gehen am 5. September durch Kapitulation an die Reichsarmee über. — Vereitelte Kooperation der Reichsarmee mit Daun, um Dresden zu befreien (siehe oben kaiserliches Heer). — Rückblick auf die von Bamberg fortgeführten Geisseln und deren Befreiung durch den Pfalzgrafen mittelst Repressalien. — Expedition nach Suhl. — Die westlich von Kemnitz wieder vordringenden preussischen Truppen gegen Ende September zurückgeworfen. — Preussisches Hauptquartier zu Maxen und Gammich; pfalzgräfliches zu Giesshübel. — General Nik. Esterhazy zu Meissen; ein kleines Corps aus Franken nach Erfurt. — Abermalige Kooperation mit Daun und Brand von Dresden am 10. November (siehe oben kaiserliches Heer). — Vorrücken der Reichsarmee über Freiberg, Nossen, Eulenburg, Waldheim vom 11. bis 14. November. — Rückmarsch Daun's nach Böhmen und des Pfalzgrafen nach Franken am 15. und 16. November. — Letzte Scharmützel bei Reichenbach und Schleiz am 2. und 21. Dezember. — Der Staatskanzler Graf Kaunitz über die Operationen der kaiserlichen und Reichsarmee. — Beleuchtung eines Urtheils über Daun.

Pfalzgraf Friedrich begann mit jedem Tage von der Süd- und Westseite näher an Dresden vorzurücken. Die Armee, welche auf das rechte Elbufer übergegangen war, zog am 11. August nach Kulm. Haddik, der an diesem Tage seine Vorposten auf den Anhöhen von Berggieshübel und Gersdorf gehabt hatte, rückte am folgenden Tage mit seinem Corps bis zu ersterem Orte, und sandte Streifscharen bis Pirna und Dippoldiswalde; Kleefeld drängte über Frauenstein heran, wo sich am 14. August General Uihazy mit ihm vereinigte und Dombasle besetzte das frühere preussische Lager zu Tschopau, während Lusinsky sich zu Kemnitz festsetzte. Ein feindliches Corps unter General von der Asseburg, welches in der Nähe von letzterem Orte gestanden, hatte sich jedoch keineswegs auf die Armee zwischen Freiberg und Dippoldiswalde, sondern nach Penig auf der leipziger Strasse zurückgezogen und suchte, nachdem es seine isolirte und gefährliche Lage erkannt hatte, nach einigen Tagen

auf Umwegen die Armee des Prinzen Heinrich zu erreichen. Pfalzgraf Friedrich, der indessen mit dem Reichsheer vom rechten Elbufer auf das linke übergegangen war und zwischen Schönewalde und Peterswalde Lager geschlagen hatte, liess zur Vermittlung einer nähern Verbindung mit Feldmarschal Daun durch General Guasco bei Schandau eine Brücke schlagen, selbe durch Verschanzungen decken und Guasco durch neue Truppen unter General von Trautmansdorf verstärken. Er selbst hatte am 19. August die feindliche Stellung am Kolberg unweit von Pirna kaum rekognoszirt, so war auch sein Plan gereift. In der folgenden Nacht liess er durch den Gradiskaner-Obersten von Lind mit einem Batallion und einer Abtheilung Likaner-Grenadire das feindliche Lager überfallen. Dieser vollführte den Auftrag glücklich; über hundert Mann wurden in den Zelten getödtet, viele wurden gefangen und der Rest zerstreut. Um den Ueberfall zu rächen, erwiderten ihn die Gegner in der folgenden Nacht, aber er misslang, weil sie die ganze Vorpostenkette wachsam fanden. Das Lager der Reichsarmee auf den Anhöhen zwischen Schönwalde und Peterswalde glich einer hohen Warte, von welcher sich die vom preussischen Heere besetzte Gegend überschauen liess. Von dem vor der Linie gelegenen hohen Hügel, genannt der Spitzberg, sah die Armee zur rechten Hand den Königstein und Pirna und in gerader Richtung Dresden; zur linken von Dresden kampirte einige preussische Reiterei und weiter links gegen Maxen, Zedlitz und Dippoldiswalde war ein grosses feindliches Lager, aus welchem an jedem Abend der Retraiteschuss zur Reichsarmee hinaufschallte. Haddik stand noch immer zu Giesshübel und hatte seine Vorposten nach Pirna vorgeschoben, in dessen Nähe tägliche Scharmützel vorfielen.

Eine allgemeine Bewegung zeigte sich am 22. August auf der ganzen preussischen Linie. Prinz Heinrich zog seine Streitmacht ungenöthigt noch enger zusammen und gab seine Stellungen zu Freiberg und Dippoldiswalde auf, um ein neues Lager zwischen Maxen und Zedlitz zu bilden. Der Kolberg bei Pirna wurde stärker verschanzt, das unter ihm befindliche Lager zahlreicher besetzt und die Feldbefestigungen bis an die Vorstadt von Pirna ausgedehnt. Feldmarschalleutnant Haddik besetzte dagegen an demselben Tage die Anhöhen über letzterem Orte, sendete von dort aus seine Streifscharen bis Zedlitz und Struppen

und wurde durch eine grössere Truppenabtheilung unter General von Trautmansdorf verstärkt. Aus der Konzentrirung der Truppen vor Dresden liess sich unschwer entnehmen, dass Prinz Heinrich in grosser Sorge wegen Behauptung der Residenzstadt gerathen war. Pfalzgraf Friedrich zog daher im Süden von Dresden die Reichsarmee gleichfalls noch enger zusammen. Nachdem General Dombasle Freiberg und Dippoldiswalde nur nothdürftig hatte besetzen lassen, hatte er sich mit seinem Corps über Frauenstein dem Reichsheere genähert und General Kleefeld war über Liebstadt angerückt und nöthigen Falls die Haddik'schen Scharen zu verstärken. Die Absichten des Pfalzgrafen zielten vor der Hand so wenig wie jene des Prinzen Heinrich auf eine allgemeine Schlacht, sondern ersterer suchte Schritt um Schritt Boden zu gewinnen, um den Gegner auf Dresden zurückzudrängen und, sobald Marschal Daun erscheine, im Vereine mit diesem selben zu nöthigen, Dresden zu räumen und auf Meissen und Torgau seinen Rückzug zu nehmen. Die Reichsarmee setzte sich daher abermals in Bewegung, rückte über Langhennersdorf am 27. August nach Struppen und schlug an derselben Stelle ihr Lager auf, wo vor zwei Jahren jenes des sächsischen Heeres gestanden hatte. Es nahm eine sanfte Anhöhe ein in der Nähe der Festungen Königstein und Sonnenstein und der Stadt Pirna. Prinz Heinrich hob nun das Lager bei letzterem Orte auf, welches sofort von den Reichstruppen besetzt wurde, die beiderseitigen Feldwachten standen jetzt so nahe, dass sie mit einander sprechen konnten. Ein weiteres Zurückgehen schien der Prinz nicht zu beabsichtigen, sondern vielmehr den Kolberg und Pirna sammt dem Sonnenstein behaupten zu wollen; er liess die vor letzterem liegenden Gärten, um sie besser vertheidigen zu können, am 28. August durch mehrere Reduten decken, aber als einige Tage später der Pfalzgraf die Stellung der Gegner persönlich in Augenschein genommen hatte, gewannen sie die Ueberzeugung, dass ein Angriff erfolgen werde. In der Nacht vom 1. auf den 2. September hob daher Prinz Heinrich sowohl das Lager am Kolberg und Sonnenstein, als jenes bei Zedlitz auf und zog die Truppen bei Maxen zusammen. Die verlassenen Stellungen wurden unverweilt von der Reichsarmee besetzt und Pirna sammt dem Sonnenstein von allen Seiten eingeschlossen, da sowohl Törrök auf dem rechten Ufer der Elbe sich

diesen Punkten genähert und seine Vorposten bis an die Thore der dresdener Neustadt vorgeschoben hatte, als auch eine bei Wehlen geschlagene Pontonsbrücke gestattete, nach Belieben Truppen auf die rechte Elbseite zu entsenden. Der Pfalzgraf liess am 3. September durch den Artilleriemajor von Grumbach Pirna sammt der Festung Sonnenstein zur Uebergabe auffordern. Als der Befehlshaber auf letzterem, Oberst von Grabbe, die Erklärung gegeben, den Platz vertheidigen zu wollen, übernahm Feldmarschalleutnant Graf Johann von Maquire die Leitung des Belagerungscorps und Oberst Mac-Elliot die Eröffnung der Trancheen, während der würtembergische Oberst von Augée die Besatzung des Kolbergs mit zwei Batallionen und sechs Geschützen verstärkte. Zu einer wirksamen Beschiessung des Sonnensteins waren auf dem linken Ufer nur zwei Batterien nöthig; zur Errichtung einer dritten auf dem rechten ging der kurpfälzische Generalmajor Graf Effern mit einigen Batallionen über die Elbe. Die Arbeiten wurden mit solchem Eifer und Erfolge fortgesetzt, dass bereits am 5. September die Batterien ihr Feuer eröffneten und zwar mit so verderblicher Wirkung, dass die Garnison, welche die Beschiessung nach Kräften erwidert hatte, schon am Abend durch die Tamburs die sogenannte Chamade schlagen liess und dadurch zu erkennen gab, dass sie zu kapituliren wünsche. Die Gunst, einen Offizier in das Lager des Prinzen Heinrich schicken zu dürfen, war abgeschlagen worden. Die gegenseitige Billigkeit im Anfordern und Zusagen, wie der Pfalzgraf selbst in einem Schreiben sich ausdrückt, bewirkte, dass die Kapitulation noch an demselben Abend in zwölf Artikeln zu Stande kam. Sie lauteten: „der Kommandant Oberst Jakob Heinrich von Grabbe mit der ganzen Garnison ist kriegsgefangen; sie zieht mit allen militärischen Ehren aus; die Offiziere behalten ihre Degen. Sie sollen ihrem ausdrücklichen Wunsche gemäss nach Krembs in Oesterreich gebracht werden; alle in der Festung befindlichen kaiserlichen Deserteure werden begnadigt." — Das obere Thor der Festung wurde noch am 5. September durch den kurkölnischen Generalmajor von Nagel besetzt. — Am folgenden Morgen zog die 1442 Mann starke Garnison aus und legte ihre Waffen nieder; der Sonnenstein sammt Pirna wurde zu gleicher Zeit durch den Generalmajor Grafen Gaisrukh mit kaiserlichen Truppen, einige Tage später jedoch

durch das Regiment Blau-Würzburg unter Oberst Moser besetzt. An Geschütz fanden sich 29 metallene, 9 eiserne Kanonen und 7 Mörser vor; zehn Fahnen wurden erbeutet. Die belgischen Wallonenregimenter, so wie die kurkölnischen und münsterischen Regimenter wurden ihres bezeigten Eifers wegen besonders belobt.

Wie zu Anfang des Septembers Marschal Daun das kaiserliche Heer von der Ostseite her gleichfalls in die Nähe von Dresden führte, um im Zusammenwirken mit dem Pfalzgrafen die Residenzstadt von ihren Gästen zu befreien, und den Prinzen Heinrich zum Rückzuge aus Sachsen zu nöthigen und wie dieser Plan durch den Heranzug mehrerer preussischen Corps und des Königs selbst vereitelt und der in der Nacht vom 10. auf den 11. beschlossene Angriff auf Dresden völlig aufgegeben werden musste, ist schon bei der Geschichte der kaiserlichen Armee näher erörtert worden. Vielfach waren die Beredungen der verbündeten Oberfeldherrn, aber wollten sie den Weisungen des kaiserlichen Hofes und dem dringenden Ansuchen der königlichen Familie nicht den Gehorsam versagen, und ihr Ohr verschliessen, so durften sie keine grössere Gewalt gegen Dresden gebrauchen, da, wie bereits nachgewiesen worden ist, der Befehlshaber daselbst zur Niederbrennung der Vorstädte entschlossen war. — Vor der Hand blieb daher beiden Feldherrn nichts anderes zu thun übrig, als bis zum Eintreten anderer Umstände die bei Pirna und bei Stolpen eingenommenen Stellungen zu behaupten. Pfalzgraf Friedrich ermangelte nicht, wo es immer möglich war, Terrain zu gewinnen und den Gegner zurückzudrängen, um dann die schwächeren Seiten desselben zu benützen. Er liess das mit mehreren Regimentern verstärkte Corps des Feldmarschalleutnant Haddik am 10. September über Dietersdorf gegen die preussische Stellung vorrücken und das von zwei preussischen Batallionen und vier Geschützen besetzte Dorf Hausdorf durch den General von Kleefeld angreifen und wegnehmen. Am folgenden Tage drang der unternehmende Haddik bis zum Lager des Prinzen Heinrich bei Maxen und und Gammich vor, der seine Stellung jedoch durch zahlreiche Reduten und Batterien in dem Grade gesichert hatte, dass jeder Angriff misslingen musste. — Der König dagegen, der seit dem 11. September bereits wieder bei dem Heere des Prinzen Heinrich

eingetroffen war, liess am 13ten zwei Verbindungsbrücken über die Elbe bei der Neustadt und Laubegast schlagen und ergriff am folgenden Tage, wie bereits erwähnt wurde, die Offensive gegen Daun. — Der Pfalzgraf liess hinwieder an demselben Tage die Schanzen am Kolberg verstärken, alle Mängel auf dem Sonnenstein ausbessern und die Besatzung mit neuen Vorräthen versehen. Ohne dass Ereignisse von irgend einer Wichtigkeit statt gefunden hätten, kam der 21. September heran, der für die Reichstruppen eine Art von Festtag wurde. Ein Theil des Husarenregiments Spleny und einige Eskadronen kurpfälzischer Dragoner hielten nach einem grossen und glücklich vollführten Streifzug ihren Einritt in das Lager bei Pirna.

Nicht umsonst hatte Fürstbischof Adam Friedrich in einem Schreiben an den Reichsvizekanzler Grafen Colloredo vom 25. April die persönlichen Eigenschaften des Pfalzgrafen gepriesen, und unter anderem gesagt, dass dessen ungemeine Liebe zum Vaterlande und dessen Muth, Eifer und Wachsamkeit im Felddienste, nebst andern seltenen Gemüthsgaben allen erdenklichen Ruhm verdienten. Dass der Pfalzgraf letztere wirklich besass, davon gab er bei Gelegenheit der gewaltsamen Hinwegführung der bambergischen Geiseln durch Generalleutnant von Driesen einen sprechenden Beleg. Diese Art der Kriegführung, die übrigens zu dieser Zeit eine allgemein herkömmliche war, hiess der Prinz nicht gut. Angesehene, ihrem Berufe und ihren Pflichten lebende Männer geistlichen und bürgerlichen Standes gewaltsam ihrem Wirkungskreise, ihren Verwandten und ihrer Lebensweise zu entreissen, sie ohne Grund gleichsam zu Repräsentanten einer Gesammtheit umzustempeln und als Gefangene fortzuschleppen, um von letzterer dadurch Gelder zu erpressen, das verletzte des Pfalzgrafen Gefühl. Als er sich fruchtlos wegen ihrer Befreiung verwendet hatte, war auch sein Entschluss gefasst; es blieb ihm nichts übrig, als das Uebel durch ein gleiches Uebel zu bekämpfen; er war gezwungen, zu Repressalien zu schreiten. Er beauftragte sonach den eben so tapfern als umsichtigen Obersten von Eötvös mit 600 Husaren und rheinpfälzischen Dragonern zu einem Einfalle in preussisches Gebiet und zwar in die hinter Halle gelegene Grafschaft Hohnstein, um dort die königlichen Beamten aufzuheben und als Gefangene davon zu führen. Eötvös trat unverweilt über

Plauen, Schleiz und Gera seinen Zug an, überraschte am 4. August um die vierte Morgenstunde ein kleines Kommando von 58 Mann königlicher Truppen zu Merseburg und zog eilig um neun Uhr bereits auf Halle. — Nicht die mindeste Kunde von seinem Heranzuge war noch in die Grafschaft Hohnstein gedrungen und Eötvös konnte somit eine beliebige Auswahl treffen. Er belegte den Landrath von Werthern, den Kammerjunker von Bülow, den Superintendenten, einige Beamte von Hohnstein und einige angesehene Männer von Bleicherode, im Ganzen sieben Individuen, mit Arrest und führte sie als Gefangene von dannen. — Die bamberg'schen Geisseln, welche sich indessen zu Leipzig befanden, hatten an den Prinzen Heinrich eine Bitte um Milderung ihres Schicksals gelangen lassen, aber unter dem 19. August aus dem Lager von Dippoldiswalde die Antwort erhalten, dass wenn die Kontributionsgelder nicht erlegt würden, man die Bittsteller nach Magdeburg abführen werde. Schnell änderte sich jedoch die Lage der Dinge. Eötvös, von mehrern feindlichen Truppenabtheilungen verfolgt, wandte sich von Halle an der Saale südwestlich über die Unstrut und nach Erfurt und führte dem Erzgebirge entlang seine sämmtlichen Gefangenen in das pfalzgräfliche Lager. Der Pfalzgraf liess jetzt nicht mehr um die Befreiung der treuen Bamberger, sondern um den Austausch des Prinzen Heinrich ersuchen und dieser kam ohne Schwierigkeit zu Stande. Am 21. Oktober langten die gewaltsam Entführten wieder in der Heimath an.

Eine zweite vom Pfalzgrafen angeordnete Expedition hatte gleichfalls den günstigsten Erfolg. Da er in Erfahrung gebracht hatte, dass zu Suhl nicht unbedeutende Waffenvorräthe für die preussische Armee aufgehäuft seien, so beschloss er, sich in deren Besitz zu setzen. Er beauftragte zu Anfang Augusts durch Spezialpatent den Major von Brandenstein vom würtembergischen Kreis-Dragoner-Regiment zu einem Streifzuge nach Suhl. Der Befehl wurde glücklich vollführt und beim Schlusse des Monats war Brandenstein mit einem reichen Waffenvorrathe wieder im Lager zurück.

Die Reichsarmee und das preussische Heer standen gegen Ende Septembers in möglichster Nähe noch immer einander gegenüber. Die ganze Linie bei Pirna befehligte der Reichsfeldzeugmeister Landgraf von Fürstenberg und unter ihm der

Feldmarschalleutnant Fürst von Stolberg. Die preussischen Vortruppen standen blos eine halbe Stunde von Pirna auf stark verschanzten Anhöhen, denen wegen Enge der Wege nicht wohl beizukommen war. Beide Theile gruben sich so emsig in den Boden ein, als wollten sie den ganzen Winter dort verbleiben, aber es hatte nur so den Schein, denn Prinz Heinrich hatte durch Bewegungen in seinem Heere verrathen, dass er beabsichtige, sich wieder weiter nach Westen auszudehnen. Pfalzgraf Friedrich liess daher den General Haddik mit seinem Corps am 25. September eine südwestliche Richtung nach Frauenstein nehmen, wo dieser am 28. September die Nachricht erhielt, dass sich eine starke feindliche Truppenabtheilung der Stadt Kemnitz nähere. Er sandte daher den General Uihazy mit seinen Scharen gegen selbe ab. Sie trafen in der Nähe der Stadt auf einander und es gab ein ernstliches Gefecht, welches jedoch damit endete, dass die königlichen Truppen zum Rückzuge nach Dippoldiswalde genöthigt wurden. — Haddik sandte Streifscharen gegen Zwickau und Eckern an der Mulde, so wie nach Penig und Nossen ab, um die feindlichen Kommando's zu verjagen, welche auf Beitreibung von Lebensmitteln ausgezogen waren und lagerte am 3. Oktober bei Freiberg, um weitere Unternehmungen der Gegner auf der Heerstrasse nach Plauen zu hindern.

Die Zeit des ersten Versuchs, die kaiserliche und Reichsarmee gemeinschaftliche Operationen gegen das preussische Heer vor Dresden unternehmen zu lassen, war indessen verstrichen, und wie bereits näher erwähnt wurde, war Daun am 5. Oktober nach der Lausitz aufgebrochen und der König ihm gefolgt. Von dieser Zeit an hielten der Pfalzgraf und Prinz Heinrich und in dessen Abwesenheit, da er nach der Schlacht von Hochkirchen dem König eine Verstärkung zuführte, General von Itzenblitz sich willig auf der Defensive. Das preussische Lager befand sich noch immer zu Maxen und Gammich und dessen Vorposten standen zu Dohna, Hausdorf und Heidenau; der Pfalzgraf hatte dagegen sein Hauptquartier von Struppen nach Giesshübel verlegt. Er versäumte übrigens nicht, dem Gegner dadurch Verlegenheiten zu bereiten, dass er dessen Kommunikationen im Rücken unterbrechen liess. Er beorderte nach der Mitte Oktobers den Feldmarschalleutnant Grafen Nikolaus Esterhazy im Vereine mit Török in die Umgegend von Meissen, um

namentlich die Transporte auf der Elbe zu verhindern. Bis zum 31. Oktober stand Esterhazy zwischen Torgau und Meissen und der beabsichtigte Zweck wurde vollkommen erreicht, nämlich die Zufuhren an Lebensmitteln dem preussischen Heere möglichst abzuschneiden. Das alte System, die nöthigen Bedürfnisse selbst in weit entfernten Orten des Feindes zu holen, war während des ganzen Kriegs von den königlichen Truppen geübt worden, und gegen Ende Oktobers schwärmten vereinzelte Schaaren selbst in der Umgegend von Erfurt, um Geld und Vorräthe zu requiriren. Diesem Missstande zu begegnen und jenes kurmainzische Gebiet zu decken, hatte der Pfalzgraf seinem äussersten Posten in Franken, einem kleinen bei Königshofen im Grabfelde stehenden Corps den Befehl ertheilt, den Erfurtern Hülfe zu senden. Diese Weisung war um so leichter zu vollziehen, als man in des Fürstbisthums nördlichen Aemtern, als Fladungen, Hilders, Bischofsheim vor der Rhön, Königshofen und Melrichstadt mit der Errichtung des Landsturms begonnen hatte. Das Landvolk selbst hatte sich zur Vertheidigung seiner Heimat erboten[73] und von seinem Landesherrn Waffen und Munition begehrt. Bereits im Monat Juli zählte Kreisoberst von Bastheim, welcher mit einer Abtheilung eines Landregiments im Amte Fladungen stand, 2700 bewaffnete Bauern als Streitgenossen, und im August wurden ihnen acht Wagen mit Munition zugeführt. Der Reichsfeldmarschalleutnant von Drachsdorf, welcher zu Königshofen befehligte, sandte eine Streifschar nach Erfurt ab, welche das dortige Gebiet säuberte und die Gegner nach Leipzig zurückzugehen zwang. General Nikolaus Esterhazy war, da bei herannahender Kälte ein längeres Verweilen an der Elbe nutzlos wurde, in den ersten Tagen des Novembers über Bischofswerda wieder in das Lager bei Pirna zurückgekehrt; blos Török blieb mit seiner leichten Reiterei auf dem rechten Elbufer zurück.

Wie das Heer des Königs vor dem Schlusse des Oktobers sich nach Schlesien verfügte, die kaiserliche Armee aber bereits am

73. Nach einem Berichte des Amtes Fladungen im Juli 1758 begehrte das Landvolk Waffen in Folge des Wunsches des Fürstbischofs, dass es zur Vertheidigung des Landes beitragen möge. Es war dasselbe demnach durch seine geistliche Obrigkeit zur Landwehr angetrieben. Unaufhörlich graute dem Fürstbischofe vor neuen Einfällen. Dringend begehrte er am Ende des Jahres, dass der kaiserliche Hof die Deckung von Franken anordne.

7. November in der Nähe der Elbe wieder anlangte und somit die Zeit einer abermaligen Mitwirkung der Reichsarmee gegen die feindliche Stellung bei Dresden eintrat, und welche Bewegungen ferner zu letzterem Zwecke gemacht wurden und wie der Brand der Residenz hierauf erfolgte, das alles ist bei der Armee Daun's näher berichtet worden, so dass jede Wiederholung hier zwecklos wäre. — Als Marschal Daun am 16. November den Rückmarsch nach Böhmen antrat, befand sich Pfalzgraf Friedrich mit der Reichsarmee noch immer im Westen und Norden von Dresden. Am 11. November war das Grenadircorps mit der schweren Artillerie aus dem Lager von Freiberg nach Nossen, auf der dresden-leipziger Strasse vorgerückt, während die Reserve bereits weiter nordwärts zu Waldheim stand, und am folgenden Tage die Armee selbst das Lager bei Nossen bezog. Feldmarschalleutnant von Haddik, der zu Eulenburg auf der torgau-leipziger Heerstrasse sich postirt hatte, war im Vereine mit Kleefeld zu genannter Zeit bereits vor Torgau gerückt, in der Absicht, es zu beschiessen und zu nehmen, obgleich in dessen Nähe der preussische General von Dohna mit einer Heeresabtheilung sich eingefunden hatte. General von Ried war nach Meissen gezogen und hatte eilf Schiffe mit Getreide, welche aus dem magdeburgischen kamen und für Dresden bestimmt waren, nach einer blutigen Gegenwehr weggenommen. Aus dem bisherigen Marsche der Reichsarmee und den im voraus für den 15. und 16. November vom Pfalzgrafen getroffenen Anordnungen erhellte, dass er beabsichtigte, von Waldheim aus die Armee über Kolditz zu führen und am letztgenannten Tage Leipzig zu besetzen. Unverhofft kam aber am 14. November Nachricht vom Marschal Daun an, der den Pfalzgrafen in Kenntniss setzte, dass er mit der Armee nach Böhmen aufbrechen werde, und somit der frühere Plan, im westlichen Sachsen Winterquartiere zu beziehen, gänzlich aufgegeben sei. Diesen Punkt werden wir weiter unten noch erhellen. Wenn nun von Archenholtz berichtet, der Herzog von Zweibrücken habe Leipzig belagert und sei eilig abgezogen, so ist das wohl nur ein missliebiger Verstoss. Die Reichsarmee, der in weitem Zwischenraume die Generale von Dohna und Wedell folgten, trat sofort ihren Rückmarsch in das Voigtland an. Am 25. November befand sich der Pfalzgraf mit der Armee zu Planen und zog die nächstfolgenden Tage nach

Oelsnitz und Hof. Eines der obigen königlichen Corps hatte übrigens den Nachzug längst aufgegeben. General von Dohna hatte mit 4 Regimentern Fussvolk, 15 Eskadronen Dragoner und 5 Eskadronen Husaren, dem Reste der ihm übrig gebliebenen Truppen, nachdem er an General von Manteuffel gegen die Schweden eine Verstärkung abgegeben, sich nordwärts von Halle in die anhaltinischen Fürstenthümer begeben, um hier Gelder und Rekruten zu erholen. Zwistigkeiten und Missverständnisse, die zwischen dem König und den Fürsten ausgebrochen, hatten zu einem so offnen Bruche geführt, dass sich Preussen mit gewaffneter Hand ohne weitere Umstände in den Besitz der anhaltinischen Lande setzte. — Allen Ländchen, Städten und Orten ging es überhaupt schlimm, über welche sich zu beklagen man Ursache zu haben glaubte. Der auf der Strasse von Bautzen nach Grossenhain gelegenen sächsischen Stadt Kamenz war beispielsweise eine Kontribution von 24,000 Thaler auferlegt worden, weil sie angeblich die Oesterreicher bei ihrer letzten Anwesenheit in Sachsen begünstigt habe. Die Nachhut der Reichsarmee, geführt vom General Maquire, da Haddik wegen Erkrankung selbst in so später Jahreszeit sich noch zu den Heilquellen Karlsbads begeben hatte, beeilte sich übrigens durchaus nicht, das Grenzgebiet zu verlassen, erlitt aber dadurch einen Verlust von mehrern hundert Husaren, die am 2. Dezember durch 10 preussische Reiter-Eskadronen zu Reichenbach überfallen wurden. Am 21. Dezember, bevor Eis und Schnee alle Wege verdarb, übten die leichten Reiter in Verbindung mit den Kroaten das Vergeltungsrecht. Da sie erfahren, dass eine Abtheilung feindlicher Infanterie von 300 Mann und 50 Husaren zu Schleiz eingerückt sei, so kamen sie unerwartet in der Nacht, sprengten die Thore und führten, was nicht fiel oder zersprengt wurde, gefangen von dannen. — Damit war der Feldzug der Reichsarmee völlig zu Ende; Pfalzgraf Friedrich verlegte sein Hauptquartier nach Nürnberg. —

Die Eröffnungen des Staatskanzlers Grafen von Kaunitz an die im deutschen Reiche damals beglaubigten kaiserlichen Minister über den Gang und die Zwecke der Operationen Daun's von dessen wiederholtem Zusammenwirken mit der Reichsarmee vom November an, verdienen hier als ein offizieller Kommentar des bereits Erzählten näher erwähnt zu werden. Er schrieb an

selbe am 2. Dezember: „Daun's Absicht sei gewesen, das Corps des Generals von Itzenblitz von der Stadt Dresden abzuschneiden und sich zwischen beiden festzusetzen. Dieses aber misslang, weil jener das Lager bei Maxen verliess und ein anderes bei Kesselsdorf bezog, mithin die Kommunikation mit Dresden offen behielt. Es blieb somit Daun nichts übrig, als dem Gegner zu Leibe zu gehen und ihn in seinem vortheilhaften Lager bei Kesselsdorf anzugreifen. Aber auch dieses wurde unmöglich, denn als Itzenblitz diese Abicht merkte, wartete er den Angriff nicht ab, sondern zog sich jenseits der Elbe unter die Kanonen der Stadt. — Die Vorstädte brannten indessen nieder. Da bei dem Marschale wie bei dem kaiserlichen Hofe die dringendsten Vorstellungen statt gefunden hatten, dass auf die königliche Familie und die Stadt alle nur mögliche Rücksichten genommen werden möchten, so fanden die Kaiserin und ihr Gemahl eine förmliche Belagerung der letztern für unthunlich. Ferner sei der Antrag gemacht worden, die Reichsarmee und die kaiserliche Armee in Sachsen, auch ohne die Bewältigung Dresdens bewirkt zu haben, Winterquartiere nehmen zu lassen und sich zu diesem Zwecke Leipzigs zu bemächtigen. Bei näherer Ueberlegung habe man aber gefunden, dass die Ausführung dieses Plans mehr der preussischen Armee als den Heeren des Kaisers zum Vortheil gereiche. Der König sei nicht blos mit seiner Armee nach Sachsen zurückgekehrt, sondern habe auch das wedell'sche Corps und einen grossen Theil der dohna'schen Truppen dahin gezogen. So lange er nun Meister von Dresden sei, würde es ihm ein Leichtes sein, dort einen grossen Theil seiner Armee unterzubringen, andere Truppen noch an sich zu ziehen und somit in den gezogenen Kordon einzudringen. Wolle man es aber in dieser späten Jahreszeit auf eine entscheidende Schlacht ankommen lassen, so wäre selbst von einem glücklichen Ausgange derselben kein sonderlicher Vortheil zu hoffen, bei einem unglücklichen aber zu befürchten, dass die gesammte Armee bei dem Rückmarsch über das hohe und schneebedeckte Gebirge ungemein zu leiden habe und ausser Stande gesetzt werde, bei dem ersten Beginne des Frühjahrs wieder mit Nachdruck im Felde zu erscheinen. Nach reifer Ueberlegung sei somit der Beschluss gefasst worden, die Armee in Stand zu erhalten, mithin hinter das Gebirg in sichere und ruhige Winterquartiere zu ver-

legen und solche Anstalten vorzukehren, dass aller Abgang ersetzt werde. Wenn man in unparteiische Betrachtung ziehe, in welche üble Umstände die kaiserliche Armee durch die unglückliche Schlacht am 5. Dezember 1757 gerathen sei und wie leicht es dem Feinde gefallen sei, bei Eröffnung des neuen Feldzugs einen Offensivkrieg zu führen, so könne man es allerdings als einen günstigen Wechsel ansehen, dass es der Vorsicht, Geschicklichkeit uud Tapferkeit des Feldmarschals gelungen sei, das feindliche Unternehmen gegen Olmütz zu vereiteln, ihn aus Mähren und Böhmen zu verdrängen und ihn durch lange und öftere Märsche zu schwächen. Der Feind könne sich nicht rühmen, einen einzigen glücklichen Streich gegen Daun ausgeführt zu haben, während ihm selbst sehr empfindliche seien beigebracht worden.

Das übrigens, was in den Augen der Welt von bedeutendem Gewichte sein dürfte, liege in der Fähigkeit der preussischen Armee, öftere und geschwinde Märsche zu machen. Wenn man aber erwäge, dass der Gegner zwischen seinen Festungen und Magazinen keinen Mangel an Subsistenzmitteln leide, dagegen österreichischer Seits bei dem anfangs geführten Defensivkriege gar keine Magazine an den Grenzen angelegt werden konnten, sondern die Lebensmittel von vierzig und mehr Meilen her nach der Lausitz und nach Sachsen über die Gebirge geführt werden mussten, so sei die Ursache augenfällig, warum es unmöglich gewesen sei, immer so geschwind zu operiren, als wie von Seiten des Feindes geschehen sei. — Nun seien die Grenzen gesichert und es sei an Geld und Mühe nichts gespart worden, um den Krieg mit allem Nachdruck fortzusetzen und unter göttlichem Beistande einen festen Grund zu einem dauerhaften Ruhestand zu legen." —

Diese in Bezug auf den Gang der Operationen interessanten Mittheilungen des Staatskanzlers flossen aus dem Bestreben, die deutschen Fürsten nicht darüber im Dunkeln zu lassen, was man eigentlich und namentlich in Sachsen habe bezwecken wollen. Die unverhofften Bewegungen der Reichsarmee bis in die Nähe von Leipzig hin sind dadurch vollkommen aufgehellt. Mit Wahrheit und Offenheit stellte Kaunitz die Lage der Dinge dar, aber einen Punkt fand er denn doch zu übergehen für nothwendig. Er verschwieg nothgedrungen die grossen Hindernisse, die

jeder freiern Wirksamkeit eines Oberfeldherrn vermöge des Systems im Wege lagen und bewirkten, dass deren trefflichste Entwürfe, Plane und Gedanken häufig höchsten Ortes gar keinen Eingang fanden, oder wenn dieses der Fall war, der günstigste Zeitpunkt in Folge des Berichtens und Beschliessens bereits verstrichen war. Die Gelegenheit schwebte vorüber und dann vermochte weder der Feldherr noch sein Heer sie am rückwärts kahlen Haupte zu erfassen. Sehr schwer werden energische Charaktere, wenn sie der vollständigsten Unabhängigkeit geniessen können, sich geistigem Zwange auf die Dauer unterwerfen. Das zeigte sich klar am Pfalzgrafen Friedrich, der in seinem ganzen Verhalten während des Feldzugs die umfassendste Sach- und Fachkenntniss an den Tag gelegt, aber seinen Wirkungskreis viel zu beengt gefunden hatte. Am 14. Dezember schrieb von Nürnberg aus ein Gesandter an einen deutschen Fürsten[74]: „Unser werther Prinz ist heute Nacht nach Wien abgereist, mehr als je des festen Entschlusses, das Kommando über die Reichsarmee nicht mehr zu führen*."

Und am 29. Dezember meldete eben derselbe: „unser Prinz hat mir durch meinen Bruder sagen lassen, dass er selbst nach einer stattgehabten Beredung mit dem Kaiser in seinem Entschlusse verharre. Wohin ich nun auch meinen Blick wende, ich sehe keinen, dem man gleich den Oberbefehl über die Reichsarmee anvertrauen könnte. Wer aber da immer sich damit belastet, übt ein Unrecht gegen sich selbst, wenn er alles weiss, was unser Prinz darüber weiss." — Der Pfalzgraf befand sich somit in derselben Beengung, in welcher alle früheren und späteren kaiserlichen Feldherrn sich befanden, denn dass jene Beschränkungen noch bis in den Anfang des jetzigen oder neunzehnten Jahrhunderts fortdauerten und auch auf verbündete Armeen sich erstreckten, ist aus den lauten Klagen Suwarow's hinlänglich kund geworden**. In welch' hohem Grade die Erfolge der kaiserlichen Armeen in allen Fällen, wo es auf Schnel-

74. Der kaiserliche Gesandte am fränkischen Kreise Freiherr von Widmann an den Fürstbischof von Würzburg.

* Plus fermement resolu que jamais, de ne plus commander l'armée de l'empire.

** Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten. Heidelberg 1846. IV, 197, 206.

ligkeit, Raschheit und Benützen des Moments ankam, den preussischen Heeren gegenüber benachtheiligt wurden, bedarf keiner näheren Erörterung. Aber gleichwohl haben preussische Schriftsteller bei der Beurtheilung und Würdigung der Feldherrntalente mancher Kriegshäupter ihres Gegenparts obige Verhältnisse gar nicht in Anschlag gebracht und dadurch die wahre Basis einer unbefangenen Beurtheilung verloren. — Ein verdienstvoller Schriftsteller *, weil er die wahren Gründe des mehrmaligen Zögerns des Feldmarschals Daun in den Operationen des letzten Feldzugs gar nicht kannte, sagt an einem Orte, auf einen französischen Historiker sich berufend: eine lebhafte kräftige Thätigkeit oder die Absicht, entscheidende Schlachten zu liefern, habe dem Charakter des Feldmarschals nicht entsprochen, und an einer andern Stelle rügt er Daun's Unentschlossenheit „wenn Friedrich II. an Daun einen entschlossenern Gegner gehabt hätte" und endet an einer dritten damit, ihm sogar Trägheit vorzuwerfen „doch die Trägheit seines Gegners etc.". Mit solchen Aussprüchen ist weder der Wahrheit, noch der Gerechtigkeit und somit auch nicht der Geschichtschreibung gedient.

Ja man kann sagen, dass auch dem Ruhme des Königs Friedrich durch eine solche Beurtheilung nicht gedient ist. Er steht nur deshalb so gross da, weil er während eines siebenjährigen Kampfes nach schrecklichen Niederlagen und Verlusten gegen die trefflichsten und ausgezeichnetsten Feldherrn selbst oft wankend muthig fortkämpfte und endlich sein Ziel erreichte. Hätte Daun einer kräftigen Thätigkeit ermangelt und hätte er statt seiner grossen Geistesgaben Unentschlossenheit und Trägheit besessen, so wäre, da die französischen, russischen und schwedischen Feldherrn ihm doch weit nachstanden, der Krieg binnen ein paar Jahren völlig zu Ende gewesen. — Talentlose und geistlose Gegner zu besiegen, gewährt übrigens keinen wahren Ruhm.

* Stuhr 1834. S. 97—99.

7.

Preussische und russische Armee. — Feldmarschal Graf Fermor an Apraxin's Stelle und Staatskanzler Graf Woronzof an jener des Grafen Bestuschef-Rumin. — Die russische Armee bricht schon zu Anfang Januars nach Preussen auf; Unterwerfung der Landesbehörden und der Bevölkerung. — Fermor in der Mitte Februars schon an der Weichsel; erst im Mai wird sie überschritten und Westpreussen besetzt. — Urtheile über die Armee. — Vordringen in Pommern. — Bemühungen Englands, die Kaiserin zu einer Aenderung ihrer Politik zu bestimmen. — Verheerender Streifzug unter General Demikof im Juni. — Marschal Fermor anfangs Juli an der Wartha. — Gerüchte über russische Seerüstungen und Dänemarks bewaffnete Neutralität. — Die russische Armee in der Mitte des Juli gegen Frankfurt an der Oder; Vereinigung mit dem aus Polen gekommenen Corps des General Grafen Browne. — Annäherung des General Grafen Dohna aus Pommern; König Friedrich erscheint nach der Hälfte des August. — Die russische Armee bricht nach Küstrin auf; Angriff am 14. und Beschiessung am 15. August: grosser Brand. — Die königliche Armee geht am 23. August auf das rechte Oderufer über. — Fermor hebt die Berennung von Küstrin auf und nimmt Stellung bei Zorndorf. — Schlacht am 25. August; deren Resultate. — Die Russen gehen am 27. August nach Gross-Kamin und am 31. August nach Landsberg an der Wartha zurück. — Kaiserliche Erklärungen im September. — Fruchtlose Belagerung von Kolberg. — Marschal Fermor führt die Armee zu Anfang Novembers nach Polen. — Feldzeugmeister von St. André. — Russische Beschwerde am Reichstag im Dezember.

Sowie in der Leitung des russischen Heeres schon beim Schlusse des vorigen Jahres ein Umschwung eintrat, so fand bald nach Anbruch des neuen eine Aenderung im Kanzleramte statt. Dem nach Narva verwiesenen Feldmarschal Apraxin war Graf Fermor als Kommandirender gefolgt und an die Stelle des Staatskanzlers Grafen Bestuschef-Rumin trat gegen Ende des Februars wieder der Graf von Woronzof.

Gross war die Ueberraschung für die verbündeten Höfe wie für die Führer ihrer Heere gewesen, als Apraxin auf Grund eines entweder im natürlichen Laufe der Dinge eingetretenen oder von ihm absichtlich herbeigeführten Mangels an Lebensmitteln die Armee über die Grenzen zurückgeführt, das Königreich Preussen somit völlig geräumt und dem Könige zur freien Dis-

position überlassen hatte. Er ertrug schweigend die über ihn verhängte Ungnade und sprach sich über das wahre Sachverhältniss nicht aus. Es war dem König ein gewaltiger Dienst geschehen, denn wenn er eines Theils die östlichen Provinzen nicht wieder zu erobern und die Marken gegen feindlichen Einfall nicht zu vertheidigen brauchte, so blieb anderer Seits deren Wohlstand ungeschmälert von beiden Armeen. Die verbündeten Höfe drangen aber darauf, der Sache näher auf den Grund zu schauen, und von Seiten der Kaiserin wurde General Graf Schuwalof zu Apraxin abgesandt, um ihn näher zu vernehmen. Letzterer erklärte nun, dass nicht er, sondern der Kanzler allein die Schuld der Inaktivität im vorigen Feldzuge trage; er legte des letztern Befehle vor. Nun entstand die Frage, wer diesen dazu beauftragt oder ihn wenigstens dazu veranlasst habe. Ohne Zweifel verschaffte sich das kaiserliche Kabinet die vollständigste Gewissheit, das besser unterrichtete Publikum muthmasste aber, dass die wahre Quelle der Vorgänge in dem Schwestersohne der Kaiserin Elisabeth, Karl Peter Ulrich, Herzog von Holstein-Gottorp zu suchen sei, der als der griechischen Kirche angehörig und als späterer Kaiser den Namen Peter III. Fedrowitsch führte. Die preussischen Geschichtschreiber kennen ihn als einen ihrem Könige mit ganzer Seele zugethanen Fürsten, und es lag somit die Anname sehr nahe, dass er den Staatskanzler zur Einschlagung jenes Weges zu bestimmen gewusst hatte. Neben der Selbstherrschaft der Kaiserin liess sich aber keine Macht denken, die eben so selbstherrlich eine eigene Politik zu üben sich unterfangen könne. Die Hindernisse, die der genaueren Nachsuchung in den Weg gelegt worden zu sein scheinen, waren endlich beseitigt und man schritt unter Beobachtung eines halb orientalischen Zeremoniels zur Exekution. Am 26. Februar erhielt Graf Bestuschef den Befehl, sich am Abend in einer ausserordentlichen Rathsversammlung einzufinden. Da er seinen Sturz ahnte, so entschuldigte er sich mit Unpässlichkeit, aber ein wiederholter Befehl der Kaiserin nöthigte ihn, um neun Uhr bei Hof zu erscheinen. — Beim Aussteigen aus dem Wagen wurde ihm bereits seine Ungnade angekündigt und sein Degen abgefordert. Dann theilte man ihm seine Entsetzung von allen seinen Aemtern mit; eine Wache nahm Besitz von seinem Pallaste, Kommissäre bemächtigten sich seiner Papiere und belegten seinen ältesten Sohn, den kai-

serlichen Generalleutnant sowie alle übrigen Familienglieder mit Arrest. Noch an demselben Abend liess Elisabeth obige Beschlüsse allen am Hofe beglaubigten Gesandten offiziell bekannt machen.

In den zeitgenössischen Berichten über diese Vorfälle tritt nun aber ein eigenthümlicher Umstand bezüglich der Mitwirkung von Personen ein, die entweder irriger Weise in dieser Sache genannt wurden, oder wenn eine Mitwirkung von ihrer Seite wirklich statt hatte, der Vermuthung vollen Raum geben, dass keineswegs blos die vom Staatskanzler während des letzten Feldzugs getroffenen Anordnungen allein, sondern noch ganz andere Umstände und Verhältnisse seinen Fall herbeiführten. Wenn nämlich erwogen wird, dass die Könige Friedrich und Georg als Bundesgenossen eine gemeinsame Sache verfochten, so mussten alle Vortheile und Wohlthaten, welche den Ländern des erstern zugingen, von der englischen Staatsregierung so betrachtet werden, als wenn sie der eigenen Nation widerfahren wären. Nun melden aber gleichzeitige Ueberlieferungen, es werde behauptet, der damals englische Bevollmächtigte zu Petersburg, von Keith, habe zuerst der Kaiserin über den Kanzler Aufschlüsse ertheilt, und andere Nachrichten fügen bei, auch der englische Konsul Wolf habe seine Hand im Spiele gehabt und schliesslich habe ein gewisser Williams dazu beigetragen, das Manöver des Kanzlers zu verrathen. Dieser Punkt dürfte sich somit um so weniger auf den Gang des früheren Feldzugs beziehen, als Adaderost, der Präsident des Heroldendepartements und ein italienischer Juwelenhändler Bernhardi in Bestuschef's Fall verwickelt wurden. Sein Loos war, nach Sibirien wandern zu müssen. Feldmarschal Apraxin aber wurde seiner Haft zu Narva entlassen und bei seiner Abreise durch die Kanonen der Festung begrüsst[75].

---

75. In Petersburg war ein fortwährendes Ränkespiel, in dem die mannigfaltigsten Zwecke sich kreuzten. Hier können wir blos auf diejenigen unsere Aufmerksamkeit richten, welche mit den deutschen Begebenheiten in näherem Zusammenhange stehen, wobei an die Seite 256 und 268 gegebene Auseinandersetzung angeknüpft wird. Zu den daselbst über Bestuchef's Absicht gemachten Anführungen sind noch Büsching's Magazin II, 417—432 und die Nachrichten von Russland, aus dem Französischen des Herrn Generals von Mannstein, Leipzig 1771, S. 445,

Rulhiere's Geschichte der Revolution in Russland im Jahre 1762, deutsche Uebersetzung 1797, S. 70. 71 und die Geschichte Peters des Dritten, Kaisers von Russland, 1799, I, 76, hinzuzufügen.

Als Apraxin sein Heer zurückgezogen hatte, war Elisabeth wieder zu Kräften gekommen. Er also wurde das Opfer des allgemeinen Unwillens, selbst Grosskanzler Bestuschef stellte sich über das Aufgeben der gewonnenen Vortheile aufgebracht. Apraxin sollte wieder vorwärts. Die verbündeten Höfe sind es nun, welche in Petersburg eingreifen und lenken. Die bei dem russischen Heer bestellt gewesenen Feldherrn, Baron St. Andrée in österreichischem, Sibylski in polnischem Dienste werden angewiesen sich an den russischen Hof zu begeben und über Hergänge und Sachlage zu unterrichten. Apraxin stürzt. Bestuschef's Zweideutigkeit war indess gemerkt worden. Mit den kursächsischen und polnischen Planmachern hatte er sich ausserdem in Verbindungen eingelassen, welche Frankreich missfielen, und er hatte im September 1757 ein französisches Jahrgeld von zehntausend Dukaten ausgeschlagen. (Stuhr I, 304.) Aus dieser anscheinenden Uneigennützigkeit musste in Versailles gefolgert werden, dass er Frankreichs Vortheile nicht betreiben wolle, dass er von anderer, entgegengesetzter Seite mehr bekomme. Der französische Botschafter in Petersburg de l'Hôpital strengte sich demnach im Januar 1758 gewaltig an, um den gefährlichen Mann zu verdrängen. Zu seinem Sturze hinzuwirken trieb er den österreichischen Gesandten Grafen Esterhazy eifrig an, hetzte er den Vizekanzler Woronzof und die Günstlingsfamilie der Schuwalof's, welche die Kaiserin Elisabeth umgaben und beherrschten. Bestuschef hatte keinen Nutzen davon, dass er als Tadler und Gegner Apraxin's jetzt auftrat. Die Thatsache, dass Katharina an Apraxin geschrieben, ward enthüllt. Möglich, dass (wie man im Hage wissen wollte) eine „Indiscretion" des englischen Gesandten Williams Verdacht gegen Bestuschef erweckt hatte. Bestuschef's Schreiber, der Konferenzsekretär Wolkof, machte verrätherisch über seines wankenden Herrn frühere Anschläge dem Vizekanzler Mittheilungen. Die beiden Gesandten beeilten sich von diesen den Grossfürsten Peter zu benachrichtigen, der nun natürlich Bestuschef's Fall gleichfalls herbeiwünschen musste. Schon ist indess der englische Gesandte Keith auf dem Wege nach Petersburg. Schnell, bevor er anlangt und am Hofe Boden gewinnt, müssen alle Minen gegen Bestuschef springen. Nachdem früher Wolkof den verhafteten Apraxin verhört hatte, reist jetzt ein Schuwalof nach Narva, um selbst den Apraxin zu befragen. Auch wird Peter von einer Liebschaft seiner Gemahlin jetzt benachrichtigt. Zwiefach erzürnt begab sich Peter zur Kaiserin und klagte zugleich über seine Gemahlin und gegen Bestuschef (Vie de Catharine II. Paris 1797, II 76.). Sogleich erfolgte, am 25. Januar des Grosskanzlers Verhaftung (nicht am 26., vgl. den sächsischen Bericht bei Hermann V 225, den englischen bei Raumer II 456.) Auch andere Personen, auch Frauenzimmer der Grossfürstin Katharina wurden gefangen gesetzt und diese selber ward in solchem Grade bedroht, dass sie sich der Kaiserin zu Füssen stürzt

und sich bereit erklärt, Russland zu verlassen und in die Scheidung des Grossfürsten zu willigen. Soweit kam es nun nicht.

Woronzof trat an Bestuschefs Stelle und allgemein glaubte man nun, dass Russland den Krieg wider Preussen mit viel grösserem Nachdruck führen werde.

Allerdings geschah diess, doch lange nicht mit der Kraft und Wirkung, welche die Nichtkenner der russischen Zustände erwartet hatten. St. Andrée's Vorschläge bezüglich des Winterlagers und der Eröffnung des bevorstehenden Feldzugs wurden zwar genehmigt und eine weit grössere Heeresmacht aufgeboten, aber zu deren Führung Fermor berufen, von dessen Tüchtigkeit Kriegsverständige eine noch geringere Meinung hegten als von der Apraxin's. (Stuhr I 306.) Er war unschlüssig und obenein oft krank. Apraxin übrigens starb am 31. August 1758. Die Beschaffenheit der russischen Streitkräfte war der Art, dass durch sie allein auch ohne allen feindlichen Widerstand eine Hemmung der eigenen Bewegungen verursacht wurde. Bei der gegen Apraxin geführten Untersuchung wurde vom Generalquartiermeister Hans Heinrich von Weymarn eine Auslassung über 14 Fragepunkte gefordert, deren 217 Druckseiten austragende Beantwortung Hupel im Jahre 1794 zu Riga unter dem Titel „über den ersten Feldzug des russischen Kriegsheeres gegen die Preussen im Jahr 1757" veröffentlicht. In ihr wird zunächst angegeben, dass die meisten Einwohner Ostpreussens und namentlich die Amtleute vor den Russen überall Haus und Hof verlassend entwichen, dass keine Ermahnung noch Bedrohung anschlagen wollte, sie zur Heimkehr zu vermögen, dass daher auch keine regelmässigen Lieferungen einzurichten und keine zuverlässigen Nachrichten über den Feind zu bekommen wären. Die preussischen Unterthanen vermieden alle Gemeinschaft mit dem russischen Lager. Weymarn bemerkt, dass freilich solche Preussen, die sich daselbst aus irgend einem Grunde eingefunden, festgehalten und mit Strafen belegt worden seien und dass, wo Amtschreiber den Russen gehorchen und die Landleute anhalten wollten, Getreide auszudreschen, zu malen und zum Heere zu bringen, sie selbst von den widerspenstigen Bauern kraft preussischer Befehle gebunden und auf Umwegen in's preussische Lager abgeführt worden sein. Apraxin, erzählt er, sei trotz des besten Willens und der strengsten Verbote nicht im Stande gewesen, seine Soldaten im Zaume zu halten. Vom ersten Tage des Betretens der preussischen Provinz an wurden „die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten mit Schlagen, Rauben und Beplündern" ohne Unterschied gegen wen verübt, „fast kein Tag verging, an welchem nicht solche Excesse vorfielen." Apraxin habe die strengsten Strafen vollstrecken lassen, jedoch ohne alle Nachwirkung. Die „unerhörtesten Gewaltthätigkeiten, Drangsale und Grausamkeiten" hätten natürlich die Bevölkerung auf's höchste erbittert. Fermor verkündete nun zwar ebenfalls die grösste Strenge in der Mannszucht; sie war jedoch ebensowenig aufrecht zu erhalten: die „russischen Offiziers selbst sind, wenn sie ganz alleine reuten, nicht sicher, geplündert zu werden" schreibt Tielke, der Feldzug der Kayserlich-

russischen und königlich preussischen Völker im Jahre 1758. Freyberg 1776. S. 44. (zweiter Theil seiner Beyträge zur Kriegskunst.) Ein Land verheeren ist aber gewöhnlich grade so viel als diess Land aufgeben. Das standhaft freudige Zutrauen, welches einem Heer zum Sieg verhilft, ging der russischen Mannschaft ab. Wenn ernste Kämpfe bevorstanden, gerieth sie in Unruhe und Verwirrung. Unbegründete Furcht und Zaghaftigkeit äusserten sich alsdann lähmend. (Hupel Seite 167.)

Polen war neutral; gleichwohl gestattete es den russischen Völkern den Durchzug gegen Preussen. Fermor besetzt am 13. März Thorn und erschien am 23. Juni bei Posen. Auch Elbing belegten die Russen, Danzig schlug die angesonnene Aufname der Russen ab und setzte sich in Vertheidigungsstand, um vor Ueberrumpelung sicher zu sein. Danzigs Besitz war des Hafens wegen von grosser Wichtigkeit. Der russische Feldherr begleitete deshalb seine Forderung mit den glänzendsten Verheissungen und der österreichische, der französische, der sächsische der schwedische Resident unterstützen sie lebhaft und versprachen die Gewähr der Verfassung. Danzig blieb fest und spendete zugleich an rechter Stelle Geld. (Löschin Geschichte Danzig's. 1829 II. 218. 219.)

Fermor und die übrigen russischen Feldherrn brannten keineswegs auf eine Schlacht mit den Preussen. Weites Eindringen in Deutschland lag durchaus nicht in ihrem Sinne, dagegen hielten sie es für förderlich sich in Polen, an der Weichsel festzusetzen. Es war nur das Drängen der fremden Anführer und Gesandten und der wiederholt bestimmte Befehl vom petersburger Hof, was an die Oder hintrieb. Ohnehin bewegte sich bei den schlechten Einrichtungen, bei der Unordnung und Unvorsichtigkeit das Heer schwerfällig und langsam. Ueberall fehlte der rechte Nachdruck. Der bei dem Heere befindliche Franzose Mesnager blieb in dem Glauben, dass es die Absicht der russischen Feldherrn sei, nicht mit den Preussen handgemein zu werden.

König Friedrich hielt es für zweckmässiger, seine geringe Kriegsmacht für die Hauptentscheidungen zusammenzuhalten als sie über der Deckung seiner Gebiete zu zersplittern. Er überliess deshalb im Kriegsjahre 58 Ostpreussen schutzlos dem Feinde. In Pommern dienten die Festungen Kolberg, Küstrin und Stettin als Halte. Doch erwartete man den Zug der Russen gegen Schlesien gerichtet. Die irrige Grundansicht Friedrichs, dass auch in diesem Jahre die Oesterreicher Schlesien, nicht Sachsen zum Hauptschauplatze des Krieges ausersehen hätten, war es vermuthlich, die ihn bestimmte, aus Böhmen nicht nach der Lausitz sondern nach Schlesien den Rückweg zu nehmen.

Die Russen zogen in Königsberg ein. Sogleich befahlen sie den sich sträubenden Einwohnern die Huldigung und am 24. Januar mussten Beamte und Bürger der Zarin schwören. (Baczko, Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs 1804. S. 82.) Die Oesterreicher begehrten, es sollten die Russen, weil sie nur Hülfstruppen seien, von Ostpreussen nur im Namen Maria Theresiens Besitz ergreifen. Elisabeth wies natürlich das österreichische Ansinnen ab; sie be-

trachte sich, sagte sie, selbst als eine Hauptttheilnehmerin des Krieges. (Mitchell bei Raumer II 462.) Während die Oesterreicher wünschten, dass Russen bei Krossen über die Oder gingen und in der Lausitz einrückten (Stuhr II 15, 16.), fanden diese selbst es ihren Absichten auf die Ostseeprovinzen entsprechender, die nördlichen Festungen zu bezwingen und den Schweden die Hand zu reichen. Der Stoss der Russen traf deshalb Brandenburg und Pommern. Im russischen Kriegsrathe hielt man damals drei Wege für möglich: nach Niederschlesien, nach Frankfurt an der Oder und nach der Neumark über die Wartha nach Landsberg. Die letzte Richtung bekam angeblich deshalb den Vorzug, weil das Heer sich auf ihr weniger von Ostpreussen entfernte und daher leichter mit Unterhaltsmitteln versorgt werden konnte. Der wiener Hof ergab sich in dieses Aufgeben des ursprünglichen Planes.

Das Erscheinen der Russen in Posen nöthigte den Grafen Dohna, welcher den Heerbefehl gegen die Schweden und Russen hatte, die Grenzhut des Ostens in's Auge zu fassen. Längs der pommerschen Grenze wachte der Generalmajor von Platen, der unter ihm stehende Oberst Graf Hordt hielt südlicher bei Driesen an der Netze und zog aus Polen viele Nachrichten über die Bewegungen der Russen ein. Noch muthmassten die preussischen Führer, es gelte der russische Anzug Schlesien und diese Wendung sollte vor allem verhindert werden, damit die verschiedenen feindlichen Heere sich nicht auf einem Kriegsschauplatze vereinigten. (Mémoires du Comte de Hordt, Berlin 1798. II, 7, 10.) Schon schwärmten im preussischen Grenzstrich verwüstend die Kosaken. Hordt musste weichen. Beständig fechtend zog er sich mit grossem Geschick zurück, wenn gleich nicht ohne namhaften Verlust, den er in Folge der Zusammensetzung seiner Abtheilung bei Friedeberg am 15. Juli (nach Andrée's Bericht am 19. Juli) erlitt. Denn es war dieselbe im Winter aus Kriegsgefangenen gebildet worden. Beim Anblick der feindlichen Fahnen sprangen 689 Soldaten mit dem Rufe „Vivat Maria Theresia!“ aus den preussischen Gliedern und gingen zu den Russen über. Die nun erfolgende Belagerung Küstrin's war den Preussen unerwartet. (Tielke S. 45.)

Friedrich erkannte die Nothwendigkeit, jetzt ungesäumt die Russen zum Abzuge zu zwingen. Der erste Theil seines Planes, die Oesterreicher in Mähren zu besiegen, war ihm fehlgegangen; die zweite Hälfte desselben, sich schnell gegen die Russen zu kehren (vgl. oben S. 392.) und sie abzutreiben, versuchte er nun zu vollführen. Wenn die Russen sich gen Glogau wendeten, so war Gefahr für ihn da, zwischen zwei Feuer zu gerathen. Es war ihm verdriesslich, dass Dohna die Russen nicht angriff und schlug. Noch kannte er deren Stärke nicht. In der Nacht des 25. Juli hob er sein Lager in Königgrätz auf, traf am 8. August in Landshut ein, liess daselbst etwa 40,000 Mann stehen, mit denen der Markgraf Karl von Brandenburg-Schwed Schlesien gegen das Nachrücken Daun's vertheidigen sollte, und führte am 11. August den Rest seiner Streitkraft, 14,000 Mann, 7 Reiterregimenter und 16 Fahnen Fussoldaten, im Geschwindmarsch über Liegnitz und Krossen in das Lager

Wie die Kaiserin ihren Verbündeten früher erklärt hatte, so geschah es; mitten im Winter brach Marschal Fermor mit dem Heere auf, um in Preussen einzudringen. Am 5. Januar setzte er sich in Marsch nach Königsberg und liess ein Manifest vor sich her ergehen, durch welches er sämtliche Landesbewohner und Behörden zur Unterwerfung aufforderte und ihnen in diesem Falle den Schutz der russischen Waffen verhiess. Um das Land nicht der schrecklichsten Heimsuchung Preis zu geben, nahm zuvörderst die preussisch-lithauische Regierung den verheissenen Schutz an. Die Garnisonen von Königsberg und Pillau, nachdem sie alles was nicht gerettet werden konnte, Munitionsgeräthe und Magazine zerstört, und die Geschütze vernagelt hatten, zogen sich nach Marienwerder an der Weichsel zurück und die Landmiliz ging auseinander. Am 22. Januar traf Graf Fermor bereits vor Königsberg ein. Um neun Uhr morgens hielt er mit zahlreichen Husarenabtheilungen und an der Spitze von drei Infanterregimentern seinen Einzug und bezog das königliche Schloss. Mit höchster Mässigung wurde gegen alle Stadt- und Landgemeinden verfahren, als alle Kollegien und Korporationen den Eid geleistet hatten, gegen die Interessen der russischen Kaiserin nichts unternehmen zu wollen. Die ganze Bevölkerung trat gleichsam in das Verhältniss kaiserlicher Unterthanen.

Die russische Armee rückte in mehreren Kolonnen heran: jene, die Fermor selbst nach Königsberg geführt hatte, betrug 28,000 Mann und hinter ihm her sollte General Schuwalof mit einem starken Heerhaufen, der in der Umgegend von Petersburg gesammelt wurde, stehen, um beim Vorrücken des Obergenerals als Reserve zu dienen. Eine dritte Kolonne von 30,000 Mann unter General Browne hatte von Wilna aus die Richtung nach Grodno genommen und die Bestimmung erhalten, über Warschau gegen die Wartha und Küstrin zu ziehen, und General Soltikof mit einer vierten Heeresabtheilung von etlichen und 20,000 Mann sollte sich gegen Schlesien wenden, um im Vereine mit der kaiserlichen Armee zu operiren. An ein rasches Vordringen war nicht zu denken. So lange der Boden fest und der

---

Dohna's bei Küstrin, wo schon am 22. August beide Heerhaufen sich vereinigten. Sogleich wird es eine grosse Schlacht geben.

Schnee nicht zu tief war, wurde der Marsch wesentlich erleichtert, schmolzen aber die Flocken und thauten die Strassen, dann wurden die Wege (denn Heerstrassen gab es nicht) völlig bodenlos. Nach der Hälfte des Februar war Fermor bereits bis zur Weichsel vorgerückt und hielt somit Ostpreussen mit den Städten Elbing und Marienwerder besetzt, aber er fand es nicht rathsam, die vom Schneewasser angeschwollene Weichsel zu überschreiten, obgleich zu Regensburg verkündet wurde, dass es schon geschehen sei. — Man muthmasste um diese Zeit, Fermor werde sich nach Pommern und von dort gegen die meklenburg'schen Herzogthümer wenden, welche von einem preussischen Corps feindlich waren überzogen und besetzt worden. Die anfängliche Raschheit und Eile Fermor's hatte in Folge der natürlichen Hindernisse merklich nachgelassen und der April war herangerückt, aber die Weichsel noch nicht überschritten. Mit grosser Spannung sah man am Reichstag der Nachricht von der Ueberschreitung des Flusses entgegen, da man wusste, dass schon einige Zeit her der Befehl dazu ergangen war. Man hoffte, er werde dann sofort auch Danzig besetzen, welches ein beträchtliches preussisches Magazin in seine Mauern aufgenommen hatte. Diese alte unter königlich polnischem Schutze stehende Hansestadt hatte noch wie ursprünglich auch Elbing eine von der Krone Polen völlig unabhängige Jurisdiktion und Administration ihrer Angelegenheiten. Man nahm es als eine ausgemachte Sache an, dass die Stadt eine russische Besatzung einnehmen werde. Als aber endlich beim Anbruche der besseren Jahreszeit im Mai die Weichsel von der russischen Armee überschritten wurde, zeigte sich, dass jene Voraussetzung eine irrige war, und Fermor hatte weder Zeit noch Lust, Gewalt zu gebrauchen. Er selbst mit einer Truppenabtheilung blieb zwar noch längere Zeit bei Danzig stehen, aber er sandte die grössere Masse voraus. Gleichwohl wurde am Reichstage durch den in der Eigenschaft eines Residenten fungirenden Kapitän Lewaschof die Besetzung verkündet; was man erst thun wollte, hatte man als bereits geschehen angezeigt.

Feldmarschal Fermor war nach Anbruch des Mai in drei Kolonnen oberhalb Marienburg, bei Marienwerder und Thorn auf das linke Weichselufer mit einer Heeresmacht von angeblich 60,000 Mann übergegangen und hatte Westpreussen schnell be-

setzt. Die angebliche Stärke erregte bei den Zeitgenossen manche Zweifel, da sie von dem Vorrücken des Generals Browne über Warschau nichts genügendes vernahmen und muthmassten, dass jene Kolonne entweder wegen schlechter Beschaffenheit der Wege oder wegen Mangels an Lebensmitteln noch immer mit ihrem Marsche beschäftigt sei und vielleicht gar ihren Feldzug mit Märschen in den polnischen Steppen zubringen werde. Am wenigsten Vertrauen setzten gleichzeitige Schriften, auf den vierten Heerhaufen unter Soltikof, man glaubte nicht, dass er jemals in Schlesien sichtbar werde. Ein zahlreiches Corps könne sich in letzterem Lande nicht halten, da es den nöthigen Unterhalt nicht finden werde; dafür habe schon der König durch die gehörigen Anstalten gesorgt. Ohne Belagerungen könne es ferner in dieser mit Festungen überreich versehenen Provinz nicht vorwärts kommen, nun sei es aber beinahe eine Unmöglichkeit, schweres Belagerungsgeschütz sammt Munitionsvorräthen im Winter und Frühjahr durch das boden- und wegelose Polen durchzuschleppen. Unverkennbar hatte diese mehr als tausendjährige Physiognomie und Beschaffenheit des Landes auch seine Bewohner zu einem Reitervolke gestempelt, welcher Charakter durch die Herstellung aller Arten von Kommunikationswege, und dadurch steigende Zivilisation und Kultur sich im Laufe der Zeit immer mehr verlieren wird. Das Urtheil der Zeitgenossen ging schliesslich geradezu dahin, dass die russische Armee in diesem Kriege zu Gunsten ihrer Bundesgenossen nichts Erspriessliches ausrichten werde. In der Hälfte des Mai drangen endlich die Russen in Pommern vor. Unweit der Küste der Ostsee wurde Köslin und unweit der pommerischen Ostgrenze die Stadt Bütow besetzt, welche bisher nur eine Kompanie preussischen Fussvolks gehütet hatte. Da der König bisher gar keine Streitmacht der feindlichen Armee entgegengesetzt hatte, so schleppte sich der Feldzug geraume Zeit mit blossem Marschiren hin. Eine eben so fruchtlose Thätigkeit entwickelte indessen die Diplomatie, und zwar vorzugsweise die englische am petersburger Hofe. Sie bot alle Mittel auf, um die Kaiserin zu einer Aenderung ihrer Politik zu bestimmen und sie dahin zu bringen, ihr Bündniss mit Oesterreich und Frankreich aufzugeben, aber die hohe Frau blieb in ihren bisherigen Entschlüssen fest stehen. Als Resultat der Verhandlungen wurde kund: die Kaiserin

beschränke sich auf gewisse Zusicherungen; sie sei nämlich bereit, durch ihre Vermittlung zur Wiederherstellung des Friedens beizutragen, aber sie sei auch nicht weniger entschlossen, ihren Alliirten jene Entschädigungen zu verschaffen, zu welchen sie so gerechte Titel hätten. — So wenig Elisabeth sich für den König Friedrich gestimmt zeigte, da sie sein Verfahren gegen Sachsen, woran die Dauphine Marie Josefe, geborne Prinzessin von Sachsen schmerzlich mahnte, immerfort missbilligte, eben so wenig war die Neigung des Grossfürsten Peter Fedrowitsch für den König im Wachsen, als schon im April eine höchst unfreundliche Behandlung der Fürsten von Anhalt begonnen hatte. Seine Vorliebe, meldeten die gleichzeitigen Blätter, sei schon zu dieser Zeit durch das Benehmen preussischer Truppen zu Zerbst und durch die Anwesenheit seiner Schwiegermutter der verwittweten Fürstin von Anhalt-Zerbst zu Petersburg etwas abgekühlt worden. Eine Eskadron des preussischen Husarenregiments Prinz Heinrich bestand zu dieser Zeit schon aus anhaltischen Unterthanen, die man gegen ihren Willen enrolirt hatte.

Erst am 10. Juni begann Fermor seine Operationen gegen Pommern und die Neumark ernstlicher. Er brach aus dem Lager bei Dirschau unweit von Danzig auf und rückte auf Kronitz, von wo er zum Verderben des Landes in den südlichen Theil von Pommern den General von Demikof mit einem Schwarme von 7000 Kosaken, Husaren und theils Grenadiren zu Pferde abrükken liess. In der Höhe von Danzig, nämlich bei Stolpe unweit der Ostsee, hatte sich der königliche Generalmajor von Platen mit einem kleinen Corps zu halten und Köslin sammt der Umgegend wieder zu befreien gewusst, aber die Richtung des neuen Einbruchs ging gegen die Südseite Pommerns, gegen Neustettin und Ratzebuhr. Zwar stiessen die tapfern preussischen Reiter bei Vangerow zwischen letzteren Städten auf den Feind und durchbrachen ihn dreimal, aber sie waren nicht zahlreich genug, um die Gegend zu decken. Mit neunzehn umliegenden Dörfern wurde das Städtchen Ratzebuhr nicht blos geplündert, sondern die Bewohner mit bisher nicht erhörter Grausamkeit behandelt. Da der preussische Minister von Plotho nachfolgende Fälle zur Kunde des gesammten Reichs durch ein eigends in Druck gelegtes Zeitungsblatt brachte, so sind dieselben hier wenigstens kurz zu erwähnen. Dem Prediger Hänsel zu Lottin

wurde zuerst die Hand abgehauen und dann derselbe mit Pistolenschüssen getödtet; der Landrath von Osten zu Burzen hauchte sein Leben unter Kantschuhieben aus; zwei Prediger zu Walachsee erlagen fast eben denselben und ein anderer von Osten, ein sechsundsechzigjähriger Greis, wurde in Stroh eingebunden und verbrannt. Nach gränzenloser Verheerung des halben Kreises von Neu-Stettin zog der Schwarm westlich über Draheim bis in die Neumark, abermals alles um sich verwüstend. Erst als aus der Festung Küstrin am Einflusse der Wartha in die Oder einige Truppen nahten, flüchtete der Haufe über die posenschen Grenzen, um später abermals schrecklich zu hausen. Um diese Zeit gab Generalleutnant von Dohna endlich die Belagerung von Stralsund gegen die Schweden auf, um dem schwer bedrängten Lande zu Hülfe zu ziehen.

Endlich glaubte der kaiserliche Feldzeugmeister von St. Andrée, welcher der russischen Armee folgte, am 19. Juni von Thorn aus melden zu können, dass sich Fermor nunmehr der Netze nähere, um dort die Ankunft des Brown'schen Heeres zu erwarten. Dieser hatte die Abtheilung unter Soltikof, welche ursprünglich nach Schlesien, ja im Nothfalle selbst nach Mähren bestimmt war, an sich gezogen und bewegte sich nun gegen die Wartha hin, welche mit der Netze vereinigt westlich nach Küstrin strömt. — Man werde jetzt, so schrieb er, zur Ausführung des von sämmtlichen Verbündeten überdachten und genehmigten Feldzugsplanes schreiten. Die Absicht gehe dahin, sich der Oder zu nähern, sie mit gesammter Hand zu behaupten und als eine neue Operationsbasis zum tiefern Vordringen nach Westen zu benutzen. — Noch immer stehe die preussische Armee in der Nähe von Stralsund und beginne jetzt erst theilweise gegen die Oder vorzurücken. — Abermals verflossen jedoch mehrere Wochen und Fermor hatte bereits wieder die Stellung an der Netze aufgegeben und war südlich nach Posen an der Wartha hinabgerückt. Von hier aus sprach er in einem Berichte vom 4. Juli seine Absicht aus, einige Tage lang zu Posen zu verweilen, um die Armee mit Brod zu versehen und die Truppen von den beschwerlichen Märschen sich erholen zu lassen. Dann aber werde er seinen Marsch gegen die feindlichen Lande mit möglichster Geschwindigkeit fortsetzen. — Es war ihm jedoch mit dieser Fortsetzung keineswegs rechter Ernst.

denn statt mit geordneten Massen zur Oder vorzudringen, sandte er nach allen Seiten blos Streifcorps ab, um das Land zu verwüsten. Bei Driesen, Arnswalde, Friedeberg bis in die Nähe von Küstrin loderten von neuem Feuersäulen. Waren im ersten Feldzuge die Häuser, Güter und Besitzungen des sächsischen Staatsministers Grafen von Brühl durch die königlichen Truppen zerstört und zu Grunde gerichtet worden, so traf jetzt dasselbe Loos den königlichen Staatsminister Grafen von Podewils. Seine sämmtlichen Güter bei Küstrin wurden von den Russen geplündert und verbrannt. So musste jeder Theil seine grosse Ungunst bei dem andern Theile durch den Ruin seines Familienguts entgelten. Machte auch Marschal Fermor keine Eroberungen und Fortschritte durch seine siegreichen Waffen, so scheinen doch Agenten beschäftigt gewesen zu sein, möglichst gute Nachrichten zu verbreiten. Nicht blos Berichte von Wien enthielten, der russische Gesandte daselbst, Graf von Keyserling, habe Nachrichten erhalten; dass das Brown'sche Corps bereits an den schlesischen Grenzen bei Fraustadt und Guhrau stehe, sondern höhere Staabsoffiziere aus der Daun'schen Armee meldeten, der Feldmarschal habe am 8. Juli der Armee kund gethan, dass die Russen vom 4ten zum 5. Juli die Festung Glogau gestürmt, die Oder passirt hätten und in vollem Anmarsche auf Breslau seien. — Alle Nachrichten waren gleichwohl völlig unbegründet. Es schien zu Fermor's Taktik zu gehören, möglichst vielen Schrecken vor sich her zu verbreiten. Wo die wirkliche That ihn nicht hervorrief, sollte es wenigstens an der Drohung nicht fehlen. Da er den pommerschen Küsten bisher kein erhebliches Uebel hatte zufügen können, so wurde verkündet, dass die im Hafen von Kronstadt liegende kaiserliche Flotte von 27 Segeln nunmehr sich rüste, um nach Pommern abzugehen und das Land seewärts heimzusuchen. Sieben sehr grosse Galeeren aus der Zahl dieser Schiffe würden Landungstruppen behufs der Unterstützung der Schweden hinführen und der Rest alle Häfen blokiren und die Engländer im baltischen Meere beobachten. Von überraschenden Unternehmungen war jedoch weder jetzt noch später etwas zu lesen. Die schlimmen Gerüchte verfehlten aber ihre Einwirkung auf Dänemark nicht, welches sich bisher darin gefallen hatte, die Rolle einer neutralen Macht zu spielen, obgleich seine Vermittlung zwischen Frankreich und Hannover ihm wenig Dank

eingetragen hatte. Die bisherige Besetzung Meklenburgs (siehe oben politische Verhältnisse am Reichstage) und die Okkupation von schwedisch Pommern bis auf Stralsund durch die Preussen, so wie das angebliche Vordringen eines russischen Armeecorps in eben diese Lande machte die dänische Staatsregierung in hohem Grade besorgt, den Kriegsschauplatz an die Grenze ihres deutschen Herzogthums Holstein verpflanzt und schliesslich seine friedlichen Verhältnisse gestört zu sehen. Dänemark, welches seinen Nothanker auf französischem Grunde und Boden liegen hatte, begann daher zu rüsten, worüber man sowohl zu London als zu Berlin sehr verhoffte, denn wenn jenes sich gedrungen fühlte, zur Sicherung seiner Grenzen ernstlichere Anstalten zu treffen, so konnten diese als bewaffnete Neutralität offenbar in gewissen Fällen weiter führen, als man anfangs gedacht hatte. — König Friedrich von Dänemark wünschte aber wirklich die beste Nachbarschaft mit Preussen zu pflegen. Gegen die Mitte des Juli überreichten die dänischen Minister an den verschiedenen Höfen eine Denkschrift, in welcher sie die den König bestimmenden Gründe entwickelten, eine Armee im Herzogthum Holstein aufzustellen. Die Nachbarstaaten dürften kein Misstrauen rücksichtlich einer Parteiergreifung hegen, da die Aufstellung blos zum Schutze der dänischen Lande geschehen sei gegen irgend eine Invasion fremder Armeen. Viele Diplomaten und Politiker interpretirten dieses dahin, Dänemarks Absicht sei, auch die Russen von den holsteinschen Grenzen entfernt zu halten und in dem Falle, wo letztere den König von Preussen gar zu sehr einengen würden (qu'ils reserrent trop le Roi de Prusse), sich ihnen feindlich entgegen zu stellen. Man war übrigens mit Recht der Ansicht, dass die russischen Heere nicht gar zu thätig sein würden.

Die Hauptmacht der Russen begann in der zweiten Hälfte des Juli die Richtung auf Frankfurt an der Oder zu nehmen und ihre leichte Reiterei streifte schon bis auf vier Stunden vor der Stadt. Sie war bisher der Hauptsammelplatz der in preussische Kriegsgefangenschaft gerathenen verbündeten Offiziere gewesen. Diese brachen nun in fünf Marschkolonnen nach Burg, einige Meilen unterhalb Magdeburg auf. — Vor dem Schlusse des Juli erschien endlich General Browne mit einem Heere von 30,000 Mann in der Nähe Frankfurts und angeblich sollten ihm

noch einige 20,000 Mann folgen. Zum grossen Glücke für Frankfurt nahten sich aber auch Dohna's tapfere und vielgeprüfte Scharen und verhinderten den Fall der Stadt. — Fermor hatte nun die neue Operationsbasis, die Oder, erreicht, und wollte er seine Verheissungen wahr machen, so musste er nun in die Mark Brandenburg einbrechen oder hätte vielmehr den Einfall schon unternehmen müssen, bevor noch Generalleutnant von Dohna herangerückt war. Aber so wenig es vorher geschehen war, so wenig geschah es auch jetzt, wo König Friedrich noch auf seinem Herausmarsche aus Mähren durch Böhmen begriffen war. Vierzehn lange Tage blieb die russische Armee in der Umgegend von Frankfurt stehen, als aber in der Hälfte des Augusts die Nachricht erscholl, der König sei am 12ten mit 16,000 Mann über Liegnitz gezogen und auf eiligem Herausmarsche begriffen, so fand es der russische Feldherr nicht geeignet, seine Ankunft abzuwarten, sondern er zog die Oder weiter abwärts und ging auf das rechte Ufer der Wartha über. Wollte er die Festung Küstrin nicht wie bisher vollständig ignoriren und sie in dem Winkel zwischen der Oder und Wartha unangefochten liegen lassen, dadurch aber dem sich ansammelnden preussischen Heere einen trefflichen Stützpunkt geben, so musste er endlich wenigstens den Schein annehmen, ernstliches gegen Küstrin unternehmen zu wollen, wozu er aber gleichwohl seit Monaten, wo die Armee stille lag, Zeit und Musse genug gehabt hatte. Am 14. August schlug er endlich Lager vorwärts von Grosskamin und näherte sich der Festung auf anderthalbe Meile. In der folgenden Nacht brach General Stoffel mit der Vorhut, aus einigen leichten Truppen und 2000 Grenadiren bestehend, gegen die Vorstadt von Küstrin auf, fand aber ein mehrere tausend Mann starkes preussisches Corps zwischen letzterer und der Festung aufgestellt. Als Fermor gegen Tagesanbruch des 15. August sich persönlich eingefunden, liess er die Vorstadt besetzen, zahlreiche Batterien auffahren und ohne mit einer Aufwerfung von Brustwehren sich zu beschäftigen, die feindliche Stellung beschiessen und die Brücke, welche in die Festung führte, angreifen. Das preussische Corps zog sich nicht ohne Verlust vieler Zelte, die im Freien aufgeschlagen standen, innerhalb der Wälle zurück. Jetzt wurde die Stadt völlig eingeschlossen und mit Eifer wurde allenthalben an zahlreichen Batterien

gearbeitet. Bald begann bereits das Feuer der Geschütze und steigerte sich, so wie neue Batterien fertig wurden, zu immer grösserer Furchtbarkeit. Weniger die Wälle und die Festungsmauern als die Häuser der armen Bewohner wurden vom schrecklichsten Kugelregen gleichsam überschüttet. Bereits die dritte Bombe zündete ein Strohmagazin an; der Wind hob die Feuerbrände in die Lüfte und wälzte sich über die Dächer, bald brannten ganze Gassen. Als schreite die Zerstörung noch zu langsam, fasste ein Pulvermagazin Feuer, flog auf und schmetterte alles um sich nieder. So wechselten während sechs Stunden blos Scenen des Jammers und Entsetzens und über vierhundert Häuser loderten auf und fielen in Schutt. Der Schluss des furchtbaren Ereignisses war, dass die russischen Truppen endlich auch damit zu Stande kamen, die Brücken über die Oder, über welche eine grosse Zahl Unglücklicher sich gerettet hatte, zu demoliren. Ihr Habe und Gut schien blos das Ziel der Zerstörung gewesen zu sein, denn die Wälle der Festung selbst hatten durch die Beschiessung nichts gelitten. Was nun Marschal Fermor durch selbe zu erzwecken suchte, vermochten die Zeitgenossen nicht zu errathen. Küstrin blos durch die Einwirkung des Schreckens zur Uebergabe zu bestimmen, ging nicht, denn von Schak, der ergrauete Kommandant, liess sich eben nicht schrekken; es mit stürmender Hand zu nehmen, das ging auch nicht, und einige Monate sich davor zu legen und es nach den Regeln der Kunst zu belagern, dazu gab voraussichtlich der König nicht die nöthige Zeit. — Da Fermor jedoch zu keiner neuen Unternehmung sich entschliessen wollte, so blieb er vor Küstrin liegen und liess ihm jeden Tag durch wiederholte Geschützsalven seine Gegenwart anzeigen.

Am 20. August war indessen der König mit seinem Corps zu Frankfurt an der Oder eingetroffen und hatte am zweiten Tage darauf die Streitmacht Dohna's mit der seinigen zu einer Zahl von etlichen dreissig tausend Mann vereinigt. Nun erst begann für den tief gebeugten Monarchen, der einen grossen Theil seiner verwüsteten Länder in feindlicher Hand sah, allmälig wieder eine bessere Zeit; er hatte seine eigenen Unterthanen zu schützen und die inneren Grenzen wieder zu erobern. Feldzeugmeister von St. Andrée sah sich dadurch wieder ein Feld grösserer Wirksamkeit eröffnet. So lange dem russischen Heere kein

fremdes gegenüber rückte und so lange Fermor nicht über die Oder gehen wollte, um es aufzusuchen, konnten weder St. Andrée als kaiserlicher Armeekommissär, noch andere ausgezeichnete Männer ihn durch Rathschläge unterstützen. Am 23. August begab sich der General persönlich zum Feldmarschal, um ihn zu bewegen, die nutzlose Beschiessung der Festung doch endlich einmal aufzugeben und mit der Armee die Oder hinab nach Zellin unweit von Schwed zu ziehen, wo der leichteste Uebergangspunkt über den Fluss zwischen der Festung und letzterem Orte sich befinde. Fermor, dem Rathe folgend, sandte sofort den Obersten Chomutof mit einem Regimente ab, um den bezeichneten Punkt zu besetzen, aber als dieser dort anlangte, fand er nicht blos die königlichen Truppen bereits mit Herstellung von Brücken über die Oder und einen breiten Kanal beschäftigt, sondern er wurde bald von Husaren umschwärmt und erfuhr durch einige Gefangene, dass die Armee schon im Uebergange über den Strom begriffen sei. Nach erhaltener Kunde liess Fermor die Generale von Browne und Rumanzof beauftragen, bei Grosskamin sich mit ihm zu vereinigen und beorderte darauf den letzten gegen Schwed; er bewies sich sehr darüber erfreut, dass er dem König eine Schlacht liefern werde. Gegen vier Uhr Nachmittags hob er die Blokade der Festung auf und liess das Fussvolk aus einem engen und beholzten Grunde, in welchem es theilweise bisher gelegen, durch Waldungen in das freie Feld rücken und bei Fürstenwalde sich aufstellen. Kaum brach der Abend heran, so waren auch schon die leichten preussischen Reiter als Plänkler da und nöthigten ihre Gegner, die Nacht über unter Gewehr zu bleiben. Erst nach eingebrochenem Dunkel liess Fermor dem bei der russischen Armee befindlichen Prinzen Karl von Sachsen durch einen Offizier melden, dass das königliche Heer die Oder schon überschritten habe, und dem Feldzeugmeister von St. Andrée um Mitternacht erst sagen, dass er mit der Armee aufbrechen werde. Beide sandten daher den sächsischen Obersten und Generaladjutanten von Lamsdorf an Fermor ab, um ihn zu befragen, wohin er denn rücken wolle und zugleich ihm vorzuschlagen, die Anhöhe von Grosskamin als den vortheilhaftesten Lagerplatz zu besetzen. — Er brachte die Antwort zurück, dass sich der Marschal dazu entschlossen habe. — Es war aber keineswegs der Fall. — Als der Prinz und St. Andrée

am Morgen des 24. August's keine Anstalten gewahrten, ritten sie vor und suchten die Armee zu erspähen. Sie fanden sie endlich zwischen Zorndorf und Quartschen in einem tiefen Grunde stehen, wo sie zwei stagnante Wässer vor sich hatte, die nicht durchwatet, sondern nur durchschwommen werden konnten. Es durchzuckte sie schnell der Gedanke, dass hier grosses Unglück geschehen könne, denn wenn der Feind angreife, so werde dieses keineswegs von vorne, sondern nach Umgehung der Stellung vom Rücken geschehen; dann war jeder Rückzug abgeschnitten.

Prinz Karl und der Feldzeugmeister richteten daher wegen des ungünstigen Terrains unverweilt ihre Vorstellungen an Fermor, aber dieser, auf die Gegend von Küstrin hindeutend, erwiderte, dass er nur froh sei, aus dem Loche heraus zu sein; er wünsche nichts, als dass der König ihn angreife, er werde ihn gewiss schlagen. Der Prinz, bemerkend, dass seine jetzige Stellung eben so ungünstig sei, wie die verlassene, wiederholte die Frage, was er denn thun wolle, wenn er geschlagen würde? — Der Feldmarschal gab die Antwort, dann werde er sich nach Grosskamin ziehen und bis auf den letzten Mann wehren! —

Der König, welcher in der Nacht vom 22. auf den 23. August die Oder bis Güstebriese hinabgezogen und am Mittag des 23. die Brücken zu Stande gebracht hatte, war noch bis zu dem Dorfe Klossow vorgerückt und hatte durch diese Bewegung das Corps des Generals Rumanzof von der Hauptarmee getrennt, da derselbe in der Höhe von Schwed Stellung genommen hatte. Er schlug zwischen Klossow und Zellin Lager, um sich sofort am 24. August dem russischen Heere zu nähern. Nachmittags kamen die Preussen bereits so nahe heran, dass die beiderseitigen Vorposten ernstlich an einander geriethen. Die russische Armee stand in Linie zwischen den Orten Zorndorf und Sicher (Zicker), und zwar in vier Schlachtlinien hintereinander, so dass sich ein grosses Viereck darzubieten schien. Der 25. August war gekommen. Der erste Angriff des Königs erfolgte auf den rechten russischen Flügel durch eine heftige und einige Stunden andauernde Beschiessung mit zahlreichen Geschützen von kleinen Bodenerhöhungen aus, hinter welchen sich die Infanterie formirt hatte. Mehrere russische Regimenter wurden gliederweise niedergeschmettert, da die Kugeln bei dem Durchschlagen durch

die vier Treffen eine furchtbare Verwüstung verbreiteten, aber der gewohnte Kaltsinn wich nicht von den streng geschulten Männern. Zweimal griff sie nun das preussische Fussvolk vergeblich an und kam, durch seine Reserven verstärkt, auch zum drittenmale wieder und bedrohte sie fruchtlos vom Rücken. Mit unverhüllten Worten meldet das von Berlin unter dem 29. August datirte Bülletin über die Schlacht, dass, als die Preussen bei dem Dorfe Zorndorf der russischen Armee in den Rücken gekommen seien, diese keineswegs vermögend gewesen wären, selbe in Unordnung zu bringen, indem sie in vier Linien und in einer Art von Quarrée aufmarschirt gewesen sei. — Wenn nun aber Geschichtschreiber geradezu melden, die russische über fünfzigtausend Mann starke Armee, deren Schlachtlinie zwischen Zorndorf und Zicker noch dazu ausdrücklich angegeben wird, habe nach türkischer Weise ein ungeheures Viereck gebildet, so ist diese Angabe nur ein grosser Irrthum. Ein aus einer solchen Menschenmasse bestehendes und in jeder seiner Flanken unabsehbares Viereck würde seinen eigenen Zweck vereitelt haben und ein völlig unlenkbares taktisches Ungethüm geworden sein. Der König sprach ausdrücklich von einem Aufmarsch in vier Schlachtlinien und benennt diese blos deshalb eine Art von Quarrée, weil sie kein wirkliches Viereck bildeten, da sie an den Flanken keineswegs geschlossen, sondern offen waren. Nach Abweisung jenes dritten Angriffs vollführte der russische General von Gangreben mehrere Reiterattaken, brach in die feindliche Infanterie ein und richtete ein grosses Blutbad unter ihr an. Im Zentrum der Russen wie auf ihrem linken Flügel hatte sich indessen gleichfalls der Kampf entsponnen. Der König, den Umstand schnell benützend, als er die Mitte der feindlichen Schlachtstellung durch keine Reiterei unterstützt sah, zog rasch einen grossen Theil seiner Kavallerie zusammen und brach auf das Zentrum los. Es wurde in solcher Weise gesprengt, dass die beiden russischen Flügel völlig von einander getrennt wurden. Dieses geschah um die vierte Stunde Nachmittags, während welcher Zeit der Prinz von Sachsen und General St. Andrée sich in der Nähe des rechten Flügels befanden. —Feldmarschal Fermor kam nach der Sprengung des Zentrums im Galopp an ihnen vorbeigejagt und rief ihnen zu, er werde nach Schwed retiriren. Eine Möglichkeit dazu sahen Beide

nicht, da die Oder überschritten werden musste, um nach Schwed am linken Ufer zu kommen. Von Feinden schon halb umringt, suchten die beiden Generale ihr Heil in der Flucht. Sie setzten durch einige Moräste und kamen so an einen schmalen aber tiefen Fluss, die Mitzel, welche sie, da der König die Brücke hatte abbrennen lassen, mit ihren Pferden unter einem heftigen Kugelregen der sie verfolgenden Preussen durchschwammen. Die nächste Folge war, dass nun auch General von Seidlitz mit der Reiterei den rechten russischen Flügel, dem er in die Flanke gebrochen war, über den Haufen warf. General von Panin zeichnete sich hier durch kluge Dispositionen wie durch desperate Vertheidigung aus. Sämmtliches Geschütz fiel in die Hände der Sieger und sie bedienten sich theilweise desselben mit Erfolg gegen die Geschlagenen. Die zersprengten Regimenter rannten in den benachbarten kleinen Wald und da sie, wie General St. Andrée sagt, zum grössten Glücke über die Sümpfe nicht hinüber konnten, so mussten sie Stand halten. Die Generale Demikof und Todt sammelten alle Flüchtigen des rechten Flügels und des Zentrums und beim Anbruche des Dunkels gegen neun Uhr drangen sie abermals auf den Walplatz vor, welchen die königliche Armee im höchsten Grade abgemattet und angeblich nicht in bester Ordnung räumte, um sich gegen Zicker an den Waldrand zurückzuziehen.

Wir werfen nun einige Blicke auf den linken russischen Flügel, auf welchem kein entscheidendes Ereigniss statt hatte, sondern mit abwechselndem Glücke gefochten worden war. Bei mehrfachen Bajonettangriffen der preussischen Regimenter hielt jener Flügel festen Fuss uud trieb selbe zurück, bis sie durch die Reiterei aufgenommen und gedeckt wurden. Auch hier kam die tiefe Schlachtstellung der preussischen Infanterie zu statten, weil fortwährend versucht wurde, sie in der Flanke und im Rükken zu fassen. Ohne schweren Verlust lief der Kampf nicht ab. General Browne und die Generalmajore der Artillerie, Borgodin und Holmer wurden schwer verwundet und die Generalleutnants von Soltikoff und Tschernischef von den im Rücken eingebrochenen preussischen Husaren gefangen genommen. Diese Erfolge blieben jedoch ohne Resultate, denn der linke Flügel wich nicht. Als der Abend heranbrach, nahm er noch einmal seine ganze Kraft zusammen, griff die preussischen Regimenter abermals

mit dem Bajonnette an und zwang sie durch ein grosses Blutbad zum Weichen. In Folge der vom preussischen Heere mehrmals gemachten Versuche, den beiden russischen Flügeln vom Rücken beizukommen, war es, wie russische Berichte melden, geschehen, dass deren hintere Schlachtlinien kehrten und somit in zweiter Front feuerten; es entstand auf Zeitdauer eine Doppelfront. — Hatte nun auch der König der That nach wirklich dadurch gesiegt, das er das Zentrum und den rechten Flügel förmlich sprengte, so war er doch um die nächsten guten Folgen seines Sieges dadurch gekommen, dass jene Theile durch die Ungunst des Bodens verhindert worden waren, das Weite zu gewinnen, sondern nothgedrungen wieder den Rückweg suchen mussten; dass preussische Heer aber, nach einem völlig erschöpfenden Kampfe nicht im Stande war, in der Nacht den Kampf noch einmal aufzunehmen. Diese Zeit wurde vielmehr von den russischen Generalen benützt, um die zersplitterten Theile des Heeres wieder zusammenzufügen. General Demikof sammelte die Reste des Zentrums und rechten Flügels zum linken, der seine Stellung behauptet hatte. In seiner Nähe hinter dem Dorfe Zicker und an dessen Waldungen hatte sich auch die königliche Armee gesammelt.

Am 26. August gegen zehn Uhr Morgens rückte ein preussisches Corps und Fermor mit 12,000 Mann wieder auf das Schlachtfeld bei Zorndorf, theils um sich der äusserst zahlreichen Geschütze zu bemeistern, welche in den blutigen Kämpfen stehen oder mit zerschmetterten Lafetten liegen geblieben, theils um die Todten zu begraben. Der letzteren Zahl war so bedeutend, dass sie nicht alle eingescharret werden konnten; die Ursache war, meldet Feldzeugmeister von St. Andrée, weil die Zahl der Todten die Zahl der Todtengräber fast überstieg. An genanntem Tage war dieses wohl unzweifelhaft der Fall, denn er schlug den russischen Gesammtverlust auf 20,000 Mann, den preussischen dagegen auf 15,000 Mann an, während diese blos eine Zahl von 10,000 Mann zugaben. Noch am Abend des Schlachttages hatte sich Marschal Fermor schriftlich an den Generalleutnant Dohna um die Bewilligung eines zwei- bis dreitägigen Waffenstillstandes gewandt, um die Gefallenen begraben und die Verwundeten verbinden und unterbringen zu können und zugleich um einen Pass für den schwer verwundeten

General Grafen Browne angesucht, um ihm eine Unterkunft an einem bequemen und wohlgelegenen Orte zu verschaffen. Erst am 26. Morgens erfolgte von Seiten Dohna's die Antwort: da der König als Sieger das Schlachtfeld behauptet habe, so werde er die Beerdigung der Todten und die Verbindung der Verwundeten auch besorgen lassen. Der König sei der Ansicht, dass man zwar bei Belagerungen, nicht aber nach einer Schlacht Waffenstillstände abschliesse. Der Pass für den General von Browne sei bewilligt. — Marschal Fermor liess sich jedoch auf solche Weise nicht vom Schlachtfelde hinwegweisen; hatte er die Kraft sich dort länger zu halten, so konnte es eben der König nicht hindern. Der Angelpunkt der Frage war aber, dass kein Theil dem andern die Einsammlung von Geschützen, Waffen und Trophäen zu gestatten einige Lust hatte, und die Folge davon, dass beide Heerestheile sich den ganzen Tag über mit Kanonen beschossen und dadurch blos einander zu vertreiben suchten. Feldzeugmeister St. Andrée sagt treuherzig: „Beide waren auch so matt, dass sie nichts anderes mehr thun konnten." Es kam zu keinem ernstlichen Angriffe mehr; der Marschal sagt in einem Berichte an die Kaiserin vom 29. August, ein dichter Wald und ein morastiger Bach habe seine Truppen, als sich nach der Kanonade die Gegner zurückgezogen, gehindert, selbe anzugreifen. Das preussische Bülletin sagt dagegen, der König habe den Marschal beschossen und dieser habe sich in der Nacht nach Vilitz zurückgezogen. — Die Angabe der Anzahl der beiderseitig erbeuteten und verlorenen Geschütze schwankt ungemein; St. Andrée spricht von 16 Zwölf- und 12 Dreipfündern, somit von 28 erbeuteten Kanonen und etlichen 30 verlorenen von verschiedenem Kaliber; Fermor von 26 eroberten und 18 verlorenen; ein wiener Bülletin von 25 eroberten und 21 verlorenen; der erste preussische Schlachtbericht vom 29. August steigert aber die Zahl der eroberten Geschütze auf 73 Kanonen und ein zweiter vom 16. September als Entgegnung auf den russischen sogar auf 103 Kanonen. — Wegen der grossen Differenz dieser Zahlen könnte allerdings ein Misstrauen wegen der Glaubwürdigkeit selbst offizieller Berichte stattfinden, aber zweifelsohne liegt die Erklärung in dem Umstande, dass bei den obigen Angaben der eroberten und verlorenen Geschütze nur die noch wirklich dienstfähigen gezählt und alle zerbrochenen und noch

auf der Walstatt liegenden gar nicht gerechnet wurden. Klar ergibt sich dieses aus den Bewegungen der russischen Armee am folgenden Tage [76].

---

76. Kohl hat die grossen Siege zusammengestellt, welche die Deutschen über ihre Nachbarvölker errangen und schliesst mit der Frage, „nur wo wir die Russen schlagen werden, wissen wir noch nicht." Es ist bei Zorndorf geschehen.

Dieses Zusammentreffen gehörte zu den längsten der neuen Kriege; es währte den vollen Tag und war eine furchtbare Menschenschlacht.

Ein geistreicher Kriegsschriftsteller, Heinrich von Bülow, hat den König Friedrich getadelt (Prinz Heinrich von Preussen, Berlin 1805 I, 37), weil er in einem Treffen sein Heer opferte, während er doch durch einen blossen Zug nach Posen und Abschneidung des Unterhaltes das russische Heer habe zu Grunde richten können. Ob jedoch in solchem Falle die Russen „im Sande der Mark das Gewehr hätten strecken müssen", ist mindestens zweifelhaft. Vielleicht wendeten sie sich um und griffen selber an, dann gab es doch eine Schlacht, vielleicht eilten sie nordwärts und kehrten später wieder zurück, aber sicher, dass Erwägungen der Politik den preussischen König von einem solchen Einbruch in Polen abhalten mussten, der möglicherweise Polens nähere Betheiligung am Kriege wider ihn zur Folge hatte.

Fermor schloss mit weit über 50,000 russischen Kriegern (76 Fahnen Fussvolk und mehr als 50 schwachen Reitergeschwadern), wofern anders den umständlichsten Angaben zu trauen ist, wirklich ein Viereck, in dessen Mitte die Gepäckwagen genommen waren und die Reiter hielten: „ein längliches Viereck mit gebrochenen Linien", sagt Tielke und die von diesem sehr ausführlichen Berichterstatter gegebene Zeichnung lässt daran 17 vor- oder zurückspringende Ecken von Winkeln erkennen. Auch Friedrich erzählt von einem carré (Oeuvres de Frédéric le Grand, Ausgabe von Preuss. Berlin 1847 IV, 204). Ebenso O'Cahill, die Feldzüge Friedrichs II. Frankenthal 1789 II, 123 in seinen Betrachtungen über diese Schlacht, und das Tagebuch eines preussischen Offiziers über die Feldzüge von 1756 bis 1763 in (Naumann's) Sammlung ungedruckter Nachrichten, so die Geschichte der Feldzüge der Preussen von 1740 bis 1763 erläutern. Dresden 1782 II, 372. — Fermor gewärtigte einen Angriff und zwar von der Seite von Kutzdorf her, d. h. nordwestlich von seiner Stellung, nordöstlich von Küstrin, der preussische König schwenkte aber links um den Rücken des russischen Heeres herum, wobei Waldungen seinen Zug nach Batzlow den Blicken der Späher entzogen, und kam nun dem russischen Heere von Südosten nahe. Er schnitt es vom schweren Gepäck, das es, vermeintlich in seinem Rücken, zu Kamin hatte, ab; Friedrich gewann dadurch vor sich ein Feld zum Kampf, während nunmehr das russische Heer hinter sich das Flüsschen Mützel, Waldungen, Sümpfe und Brüche hatte, in denen es nach einer Niederlage zu Grunde gehen konnte. Um halb vier Uhr Morgens (nach Tielke

schon um 2 Uhr) an dem verhängnissvollen 25. August war das preussische Heer, etwa 30,000 Mann stark, zu dem bezeichneten Marsche, in welchem es den Fluss Mützel überschritt, aufgebrochen und mochte um 8 Uhr die Gegend von Zorndorf erreicht haben, welches russische Vortruppen entweichend anzündeten. Die Flammen und der Rauch des brennenden Dorfes verdeckten jetzt den Russen einen Theil der Aufstellung des preussischen Heeres, die hinter Zorndorf erfolgte. Ohne allen Verzug eröffnete es die Schlacht. Der König, der vorn bei den Husaren die Lage beaugenscheinigte, beschloss, fast wie bei Leuthen schräg auf eine Flügelecke, die rechte, seine Wucht zu werfen; widerfuhr es ihm dort, dass er zurückgetrieben wurde, so blieb ihm noch der Rückweg nach Küstrin frei. Um aber vorher die grosse feindliche Masse zu erschüttern, lässt er auf zwei kleinen Höhen vor Zorndorf seine Geschütze aufpflanzen und um ¾ 9 Uhr ein Kreuzfeuer auf die Angriffsstelle eröffnen. Es war verhältnissmässig wirksamer als das russische Gegenschiessen, weil die Russen auf die ganze preussische Reihe feuerten. Aber die Russen wanken nicht. Ihre von den Kugeln geöffneten Glieder werden durch das Einrücken der Hinterstehenden ohne Zögern geschlossen; wohl werden die Pferde unruhig und deshalb die Gepäckwagen aus dem Viereck heraus, dahinter geschafft. Zwei volle Stunden währt dieses fürchterliche Stückfeuer ohne eine Entscheidung vorzubereiten. Die Preussen fahren ihre Kanonen näher heran und 2200 von Manteuffel geführte Grenadire gehen endlich unter beständigem Feuern gegen den rechten russischen Flügel vor. Theils aber geschehen die Bewegungen des Fussvolks nicht vorschriftsmässig, indem die zum Nachdruck bestimmten Fahnen unter Kanitz' Leitung, weil sie um Zorndorf gen rechts zu weit schwenken, in einer Reihe mit der Angriffssäule gerathen, theils setzen die Russen den tapfersten Widerstand entgegen. Zwischen ½ 11 und 11 Uhr wird dies preussische Fussvolk zurückgetrieben und mit Siegesgeschrei brechen die Russen ihr Viereck auf und stürzen vorwärts. Doch sehr schnell geht nun bei ihnen die Ordnung des Kampfes verloren; Gedränge, Verwirrung entsteht und weil der Wind den Pulverqualm in das russische Heer treibt, schiesst das russische Hintertreffen auf die eigne angreifende Mannschaft. Die Hauptmasse seiner starken Reiterei hatte Friedrich zur Unterstützung seines Vorhabens auf seine linke Seite gestellt. Ihr Führer Seidlitz sieht jetzt, dass es für ihn zu handeln gilt: das weichende Fussvolk zu schützen, die Unordnung des sich vorwälzenden Feindes zu benützen. So fällt denn auf diesen seine Reitermasse. Auch jetzt findet ein langer Kampf veränderter Natur bis gegen 1 Uhr statt (Tempelhoff II, 228), obwohl Seidlitzens Sieg sich binnen einer Viertelstunde entschieden hatte. Dann kamen frische Regimenter der Preussen an, die der König abgeschickt hatte, sowie er das Weichen seiner Grenadire erfuhr. Doch allzu zahlreich, allzu hartnäckig sind die Russen; auch die Ueberwundenen wehren sich noch standhaft bis endlich ihr rechter Flügel völlig zersprengt ist. „Es war — schreibt ein preussischer Anführer am 27. August — eine erschreckliche Massaker. Es kostete mehr Mühe sie todzuschlagen

als sie zu überwinden." Die Fliehenden werfen sich in das hintere sumpfige Waldland oder stürzen zur Stelle ihres linken Flügels.

Um diese Zeit — Nachmittags — lässt der König das Fussvolk seines rechten Flügels zum Angriff mit dem Bajonette vorgehen, wogegen aus dem russischen linken Flügel die Reiterei hervorkommt und die preussischen Geschützreihen anfällt. In der Mitte halten sich die preussischen Bedeckungstruppen nicht, doch bevor noch die Russen in diese Lücke einbrechen konnten, hat Seidlitz mit scharfem Blick die neue Gefahr gewahrt, fliegt mit den Reitern herbei, rennt die russischen Geschwader über den Haufen. Nun geht auch dem linken russischen Flügel der Halt verloren. Als das preussische Fussvolk wankte, soll der König selbst eine Fahne in die Hand genommen und es angeführt haben (Mitchell's Bericht vom 26. August).

Aber schon ist das ganze, weite Schlachtfeld der Schauplatz eines verworrenen Kämpfens geworden. Keine Fahne hält mehr im Fechten zusammen. Das massenhafte Feuern hört im Handgemenge auf; da mordeten sich die wüthenden Soldaten beider Heere mit ihren Nahwaffen. In der höchsten Erbitterung wurde in diesen Stunden gestritten. Auch die Preussen hieben während der Schlacht viele Gefangene nieder (Retzow I, 328. Das Tagebuch eines preussischen Offiziers behauptet: „wir hatten Ordre, keinen Pardon zu geben.")

Immitten der allgemeinen Unordnung formten sich doch die Preussen noch eher und der König erhält seinen rechten Flügel in Vorwärtsbewegung und zieht seine fechtenden Truppen langsam über den ehemaligen Standplatz des russischen linken Flügels; in dessen Rücken, bei Quartschen bringt er die Nacht zu. Zwischen 5 und 6 Uhr Abends waren (nach St. Andrée's Bericht) die Preussen Sieger, doch bis es dunkel geworden, bis gegen 9 Uhr, setzte sich das Blutbad fort. Ein Gebüsch in der Mitte der ehemaligen russischen Stellung, worin die Kriegskasse und einiges Gepäck sich befand, war noch von Russen besetzt und wurde hartnäckig vertheidigt. Erst mit dem vierten Angriff drangen die Preussen ein; kein Russe wich, alle wurden niedergehauen. Hier tranken die verdursteten Sieger aus einem Morast, „der von Menschenblut ganz roth und dick war."

Den Ort des Oderübergangs hielt Hordt besetzt, um dem Könige den Rückzug offen zu bewahren. Als der Geschützesdonner dröhnte, kam Romanzof mit seinen Russen von Schwed herbei und versuchte den Uebergang hier zu erzwingen, Hordt hielt ihn mit Glück zurück. Als seine Kräfte gegen den überlegenen Feind kaum noch aushalten konnten, ergriff er die oft geübte List, seine Trommelschläger rückwärts zu schicken und dann im Walde wirbeln zu lassen, gleich als ziehe Verstärkung heran. Da gab Romanzof den Angriff auf (Hordt's Memoires II, 16. 17).

Was das Verderben der Russen hatte werden sollen, gereichte ihnen zur Rettung. Im unwegsamen Hinterlande konnten viele Fliehende nicht fort; der Fluss hemmte ihren Schritt; sie häuften sich vor ihm an. Der rechte russische Flügel war von Reitern niedergehauen worden. Diese verweilten nicht auf dem Platze, wo sie gesiegt, (dies bezeugt auch

ausdrücklich der Bericht des schwedischen Anführers bei dem russischen Heere von Arenfeld an Hamilton, Landsberg 17. September), sondern sammelte sich bei Zorndorf und betheiligte sich weiter, wie erzählt, an dem Kampfe mit dem linken russischen Flügel. Die Gefechtstelle hatte sich während der Schlacht geändert. Da gelang es nun am Abende mehreren russischen Anführern, dem Schweizer Demicoude (Demikof), Holmer, Gaugraven und Essen etwa 3000 Mann von den Flüchtigen zusammenzubringen, die vor dem Flusse ihr Schicksal erwarteten, zu ordnen, auch einige Geschütze zu finden und mit diesen das Schlachtfeld des linken Flügels, von dem sich die preussische Hauptmacht längst hinweggezogen hatte, wieder einzunehmen und die wenig zahlreichen Preussen, die daselbst noch vorgefunden wurden, zu verdrängen.

Sowie der König hiervon benachrichtigt ward, so befahl er zwar einen neuen Angriff. Allein dieser geschah nicht mehr nachdrücklich; die Soldaten hatten sich verschossen und waren ermattet; vor Sonnenaufgang waren sie ausgezogen, den langen Tag hatten sie gestritten und es wurde schon finster. Gleichwohl beging, wie es dem Schreiber dieser Zeilen scheint, der König hier den Fehler, dass er nicht die letzten Kräfte zusammenraffte, um das feindliche Heer völlig zu vernichten. Denn während der Nacht sammelten sich um den tapfern Demicoude tausende von zersprengten Russen und am andern Tage stand wieder ein russisches Heer von etwa 12,000 Mann bei Zorndorf. Es zog in der Nacht zum 27. August und bei Morgennebel über den Platz der ersten preussischen Aufstellung nach Kamin; wo es sich sogleich zu verschanzen beginnt; das preussische Heer aber geht darauf rückwärts bis über Zorndorf hinaus und lagert sich gegenüber den Russen bei Tamsel.

In merkwürdiger Weise begab sich dergestalt vor, während und nach der Schlacht eine wiederholte Veränderung der gegenseitigen Stellungen, ein sich Durchgreifen der Marschrichtungen.

Den beiderseitigen Verlust berechneten die Geschichtschreiber für die Preussen auf 11,390 Mann, worunter 6258 Verwundete, für die Russen auf 21,529 Mann, worunter 8421 Gefallene, 10,659 Verwundete, 2890 Gefangene (zusammen 21,970). Wahrscheinlich ist der russische Verlust zu niedrig angegeben; die gemachte Angabe stützte sich auf den umständlichen Bericht des schwedischen Majors Arenfeld bei dem russischen Heere. Generalmajor Panin befehligte (nach eigner Angabe) vor der Schlacht 4595 Mann und hatte nach ihr nur noch 1475 Kampffähige. Endlich erbeuteten die Preussen über die Ausgleichungszahl der ihnen abgenommenen Geschütze noch 77 russische Kanonen. Friedrich schreibt am 1. September seinen Bruder, die Russen seien 80,000 Mann stark gewesen, er habe 37,000 Mann gehabt, von den Russen seien 26,000 Mann auf dem Platze geblieben und sie beschleppten sich mit 10,000 Verwundeten; die obige Angabe lehrt, dass die Russen sogar noch mehr Verwundete hatten: sollte er hinsichtlich der Gefallenen sich um das Dreifache geirrt haben? Bei dem entsetzlichen Gemetzel, welches statt gefunden hatte, und bei der Dauer des Kampfes, über der viele Verwundete umkommen mussten, war das Verhältniss zwischen Verwundeten und Getödteten anders als

Am 27. August begann nämlich den Russen der Unterhalt auf dem Schlachtfelde zu mangeln. Alle umliegenden Dörfer als Zorndorf, Zicker, Wilkersdorf, Schaumburg, Kutzdorf und

---

in den übrigen Schlachten jener Tage. Aufschneidereien blieben übrigens beiderseits nicht aus. Die warschauer Zeitung versicherte, es hätten die siegreichen Russen auf dem Schlachtfelde 30,000 todte und verwundete Preussen gefunden (also das gesammte preussische Heer); hinwiederum erzählte die in Halle gedruckte Schrift: „Der Glorreiche Sieg Der Preussen Ueber Die Russen bey Zorndorf ohnweit Cüstrin," 3. Stück, S. 30: „wie die Russen an 30,000 Todten haben, wir aber nur 600." Nach der Schlacht fingen die Bauern die zersprengten Russen ein und schleppten sie in Friedrichs Lager oder nach Küstrin (Der Glorreiche Sieg. 2. Stück, S. 15). Gegen die gefangenen Feldherrn zeigte sich Friedrich in seinem Grimme über die unerhörten Grausamkeiten, welche die Russen begangen hatten, und über die schlechte Behandlung, welche den gefangenen preussischen Anführern widerfahren war, äusserst ungnädig. Er sagte ihnen auf dem Schlachtfelde in's Angesicht, wie es ihm leid thue, dass er für sie kein Sibirien habe (Hordt II, 18. 19). So wie nachmals Kutusof bei Borodino Sieger gewesen sein wollte, so rühmte sich damals auch Fermor als Herr des Schlachtfeldes bei Zorndorf. Wirklich glauben ihm manche Geschichtschreiber (z. B. Chopin, Russie. Paris 1840 I, 270)!

Am Tage nach der Schlacht schon dachte Friedrich daran, dem Heere Daun's in Sachsen zu begegnen (Hordt S. 17. 18), denn er hielt sich überzeugt, dass in wenigen Tagen die Russen nach diesem Schlage abziehen würden. Er liess zu ihrer Beobachtung etwa 17,000 Mann unter Dohna zurück und brach mit den übrigen Truppen am 2. September nach Sachsen auf.

Fermor war auch wirklich Willens, diesen russischen Feldzug geendigt sein zu lassen, allein seine Herrscherin gebot ihm nachdrücklich, ohne Unterlass und ohne Schonung seiner Mannschaft weiter zu kriegen (Brief Borié's aus Wien vom 2. Oktober). Anstatt jedoch gegen Berlin vorzurücken, nahm er seinen Marsch in nördlicher Richtung. Als Dohna gegen die Mitte des Septembers der Schweden wegen, die Berlin bedrohten, von den Russen ablassen und gegen diese sich hinwenden wollte, verbot es ihm der König (Briefe bei Schöning I, 267 f.). Fermor fiel in Petersburg in grosse Ungnade, weil er die Belagerung von Kolberg hatte aufheben lassen, doch wusste man nicht, wem man an seiner Stelle den Heerbefehl übertragen könne (Bericht Prasse's, Petersburg 21. November 1758 bei Hermann V, 230). Am Jahresschlusse versicherte der petersburger Hof in Wien, dass er mit allem Nachdruck den bevorstehenden Feldzug führen werde. — Der österreichische Beauftragte, St. Andrée, erhielt die gewünschte Abberufung vom russischen Heere. Am Reichstage trat in des verstorbenen Büttner's Stelle als russischer Bevollmächtigter Simolin.

die derwitzel'sche Mühle sowie Bartschelow und Blumberg lagen in Schutt und Asche und die Bewohner der beiden letzteren waren angeblich sämmtlich erschlagen. Der Rest der Lebensmittel für die russische Armee stand bei Grosskamin. Der Marschal, endlich genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen, war in die Alternative versetzt, entweder die Zugpferde für den Transport von einigen Tausenden auf dem Schlachtfelde noch befindlichen Verwundeten oder einer bedeutenden Zahl demontirter und verdorbener Geschütze zu verwenden. Seine Pflicht und Menschlichkeit bestimmte ihn zu ersterer Massregel und so geschah es, wie der zweite russische Bericht sagt, dass man 85 Kanonen meistens ohne Lafetten zurückliess. Diese in Verbindung mit denen von Fermor angegebenen lassen die preussische Angabe nicht bezweifeln. Unbegründet ist jedoch die Versicherung des preussischen Bülletins, man habe die russische Kriegskasse mit 858,000 Rubeln erbeutet. Sie kam mit dem Tross in Sicherheit. — Als sich die russische Armee nach Kamin in Beweguug gesetzt hatte, waren dort indessen grausenhafte Szenen vorgefallen, viel Blut war vergossen worden und zwar von grossen Scharen früher debandirter Truppen. — Sie griffen den zu Kamin aufgefahrenen Lebensmittelpark an und plünderten alle Wagen, deren sie sich bemächtigen konnten, und als sie auf die Branntweinvorräthe und die damit auch reichlich versehenen Marketenderwägen stiessen, betranken sie sich solcher Massen, dass sie gegen einander zu den Waffen griffen, sich wechselseitig niederschossen und mit den Bajonetten niederstiessen. — Wenn die preussischen Geschichtschreiber diese Szene mitten in die Schlacht vom 25. August versetzen, so ist diese Angabe irrig, da sie zwei Tage später sich ereignete. Als die russische Armee aufgebrochen war, folgte ihr die königliche unmittelbar nach, hielt sich aber auf Kanonenschussweite entfernt und ging am Abend gegen Küstrin wieder zurück, so dass während des Marsches blos einiges unbedeutende Geplänkel statt hatte. Gross war der beiderseitige Verlust an Generalen und höhern Offizieren. Preussischer Seits blieben in der Schlacht oder starben bald darauf an ihren Wunden die Generale Froideville, Ziethen und Kahlden und die königlichen Flügeladjudanten von Schwerin und Oppen; russischer Seits wurden ausser den Obengenannten noch schwer verwundet, die Generalmajore Panin, Lubomirky

Leontiers, Olitz und der Generalleutnant und Knäs Dolgorucki; in preussische Gefangenschaft geriethen die Generale Soltikof, Tschnernischef, Sulkowsky, Manteuffel, Tiesenhausen und Siewers.

Schwer lauten die Beschuldigungen der preussischen Geschichtschreiber gegen die Russen ob der von ihnen verübten Gewaltthaten und Verwüstungen und gewiss sind selbe begründet, aber es sollte hinwieder auch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, dass man preussischer Seits ein Verfahren einhielt, welches nicht geeignet war, die Leidenschaften zu besänftigen, sondern sie vielmehr wach zu rufen und zu entfesseln. In einer petersburger Relation vom 29. September über die Schlacht sowie in deutschen Berichten wird den königlichen Behörden offen vorgeworfen, dass sie alle Grundlagen einer wahren Ziviladministration wie der bestehenden Kriegsgesetze dadurch verletzten, dass sie allenthalben die Landbewohner zwangen, zu den Waffen zu greifen und als Landsturm auszurücken, wovon die Folge gewesen, dass Offiziere wie Soldaten, die wegen empfangener Wunden sich im mindesten entfernten, erschlagen wurden. Um die zu Transporten und Convois nöthigen Truppen zu ersparen, habe man bewaffnetes Landvolk und zwar beiderlei Geschlechts dazu beordert und dasselbe überhaupt durch Versprechungen und Belohnungen aufgemuntert, der russischen Armee allen nur möglichen Abbruch zu thun. Alle Lieferungen seien daher in den Dörfern verweigert worden. — Der bei Zorndorf zum Weichen gebrachte rechte Flügel habe auf dem Rückzuge eben so viel durch die Bauern als durch die Preussen selbst gelitten. Jene brannten im Rücken der russischen Armee alle Brücken ab, und wo sich ein Hinterhalt darbot, fielen aus demselben Schüsse; sie tödteten und fingen viele Gegner selbst in kleinen Abtheilungen auf. Man könne daher, sagt ein deutscher Bericht, behaupten, dass die Bevölkerung des Landes den Krieg auf eine eben so grausame und verheerende Weise führe, wie man selbe den Russen zur Last lege. Die petersburger Relation ist dagegen der Ansicht, man könne den russischen Truppen nicht verargen, wenn sie zum Theil das Landvolk niedergemetzelt hätten.

Der 29. August bildete endlich den Schluss der sämmtlichen

Szenen bei Zorndorf. Beide Armeen sangen unter Geschütz- und Gewehrsalven den ambrosianischen Lobgesang, obgleich es ihnen allen beiden schlecht genug gegangen war. Am gleichen Tage rückte der Generalquartiermeister von Stoffel aus der Nähe von Schwed im Lager von Kamin ein, General von Rumanzof, welcher seine Postirungen am linken Oderufer daselbst aufgegeben hatte, war mit 16,000 Mann in Anmarsch und das Corps des General von Resanof wurde von der Weichsel her erwartet. Am letzten Tage des Monats ging Marschal Fermor behufs der Erleichterung seiner Verbindungen mit der Armee nach Landsberg an der Warthe, somit zehn Stunden vom Schlachtfelde zurück; der König hinwieder, der seinen Hauptzweck, die Fortschritte des russischen Heeres zu hemmen, erreicht hatte, übergab dem Grafen von Dohna den Befehl über die Armee und eilte nach Sachsen zurück. Mit den wirklichen und oft unerwarteten Ereignissen dieser Zeit hielt die Phantasie und Einbildung gleichen Schritt. Was auch nicht wirklich geschah, aber dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach leicht geschehen konnte, wurde häufig als Thatsache verkündet. Zur Zeit, als Küstrin durch Fermor beschossen wurde, fingen die Vorposten der Reichsarmee Briefe auf, welche von höheren preussischen Offizieren an den Prinzen Heinrich gerichtet waren und somit entweder von ihnen selbst von anderen Orten her waren geschrieben oder ihnen unterschoben worden, in denen sie den Fall von Küstrin mittheilten. Der Pfalzgraf überchickte diese dem Feldmarschal Daun durch den General Fürsten von Lobkowitz, welcher am 23. August durch Tagesbefehl der Armee jenes Ereigniss, das wenn wahr, von grosser Wichtigkeit gewesen wäre, kund gab. — Andere falsche Nachrichten, die russische Armee sei plötzlich vorgerückt, habe am 5. September das preussische Heer unter Dohna geschlagen und am 10ten die Oder übersetzt und Frankfurt genommen, verbreitete weithin theils allgemeine Bestürzung, theils Freude. War das königliche Heer auch nicht dahin gelangt, irgend einen neuen festen Punkt am rechten Ufer der Oder wieder zu gewinnen, so war es doch im Stande, sich im Besitze des linken zu behaupten. Die Folgen des furchtbaren Kampfes lagen namentlich zu Frankfurt vor jedem Auge offen. Die Stadt war dermassen mit Verwundeten angefüllt, dass mit Ausname einer einzigen für den Gottesdienst zurückbe-

haltenen Kirche alle anderen mit Verwundeten belegt und gleichsam in Spitäler und Krankensäle umgeschaffen waren.

Beide Armeen waren oder schienen auf die übrige Dauer des Feldzugs völlig gelähmt zu sein. Die Kaiserin Elisabeth erklärte zwar im September dem wiener Hofe, dass sie Befehl gegeben, die russische Armee in Preussen mit 40,000 Mann zu verstärken und mit einer neuen Aushebung von 50,000 Mann zu beginnen, und dass Marschal Fermor die Weisung empfangen habe, tiefer in Preussen einzurücken. Der kaiserliche Staatskanzler und der Reichsvizekanzler brachten diese Erlasse auch sogleich zur Kenntniss des Reichs, aber die Hoffnungen auf Operationen gegen und jenseits der Oder blieben gleichwohl unerfüllt. Um jedoch nicht völlig unthätig zu bleiben, liess Fermor einen Theil des Heeres von Landsberg nordöstlich nach Soldin in der Neumark und von dort nach Stargard an der Ihna in Pommern rücken, um, wie die Diplomaten hofften, zu den Schweden zu stossen und Stettin zu belagern, auch der Hafen von Kolberg an der pommerschen Grenze wurde besetzt, aber umsonst berannte General von Palmbach mit 10,000 Mann die kleine Festung, welche nur von 700 Landmilizsoldaten unter einem ergrauten Stabsoffiziere, dem tapferen Major von der Heyde, vertheidigt wurde. Nach Verlauf von neun und zwanzig Tagen sahen die Russen sich veranlasst, die fruchtlose Blokade aufzuheben. — Vergeblich waren übrigens bisher, wie selbst die damaligen öffentlichen Blätter verkündeten, alle abermaligen Bemühungen des englischen Abgeordneten Keith gewesen, die Kaiserin zu einer Annäherung an Englands Politik zu bestimmen. Sie liess vielmehr dem kaiserlichen Gesandten, Grafen von Esterhazy noch im Oktober versichern, dass obige 40,000 Mann bereits auf dem Marsche seien und 50,000 andere an den polnischen Grenzen aufgestellt werden sollten. Dessenungeachtet war von allen diesen Aufstellungen, da schon der Winter heranrückte, nichts mehr zu hoffen. Dass Marschal Fermor und auch das Staatsministerium zu Petersburg es für das Zweckmässigste hielten, die Armee in die Winterquartiere zu verlegen, bewiesen beide schon zu Ende des Oktobers. Diese zwischen der westpreussischen Grenze und der Oder zu beziehen, war, weil das Land keinen Ueberfluss an Lebensmitteln besass, und die feindlichen Streitkräfte noch im näheren Bereiche standen, nicht rathsam; die

Armee aber nach West- oder Ostpreussen zurückzuführen und im Frühjahre denselben Weg mit ihr wieder herauszumachen, um dieselben Vortheile, in deren Besitze man jetzt war, durch Waffengewalt wieder zu erringen, das schien noch weniger zweckmässig und klug zu sein. Der Feldmarschal entschied sich für ein treffliches Auskunftsmittel, wodurch er die eroberten Landstriche deckte und unter seiner Aufsicht behielt und seiner Armee den nöthigen Unterhalt in einem kornreichen Lande sicherte. Er liess selbe zu Anfang Novembers über die benachbarten polnischen Grenzen rücken und die Kolonnen bei Stargard gegen Schneidemühl und jene bei Landsberg gegen Meseritz die Richtung nehmen, ohne dass er bei diesem Abmarsche im mindesten vom preussischen Armeecorps wäre behelligt worden. Ob nun diese Massregel mit voller Genehmigung des Königs von Polen und seiner Regierung statt hatte, diese Frage wird in den gleichzeitigen Berichten völlig übergangen; das ganze Reich war zu dieser Zeit schon tief erkrankt und lag in apathischer Ruhe, fast kein Lebenszeichen von sich gebend. Es musste sich bereits gefallen lassen, dass ein fremdes Heer sich in Verfassung setzte, auch von seinen Grenzen aus den Krieg in die Nachbarlande zu tragen. Feldzeugmeister von St. Andrée war über diesen Stand der Dinge tief missvergnügt. Er sprach von Schneidemühl am 11. November seine Ansichten dahin aus, dass, wenn Fermor mit einer Armee von mehr als 40,000 Mann (ohne die verheissenen Verstärkungen) über die Oder vorgerückt wäre, man den Winter über wohl den Frieden würde erzwungen haben. Jetzt seien die Umstände wieder so beschaffen, wie sie vor Jahr und Tag gewesen und Fermor werde vielleicht bis zur Weichsel zurückgehen. Alle Vorstellungen, die er und der Prinz Karl von Sachsen ihm deshalb gemacht, seien fruchtlos gewesen und er habe beständig blos zur Antwort gegeben, dass er kein Brod mehr habe, um die Armee zu ernähren und folglich zu seinen Magazinen hinziehen müsse. Der Feldzeugmeister sprach deshalb seine Absicht aus, um seine Abberufung aus dem russischen Hauptquartier anzusuchen. Aus Riesenburg in Preussen konnte er vor dem Schlusse des Jahres auch bereits melden, dass alle Truppen in den Winterquartieren untergebracht seien und er glücklicher Weise sei abberufen worden.

Zu Ende des Jahres wurde noch die Reichsversammlung

zu Regensburg durch einen internationalen Fall gleichsam als eine in Betrachtung und Ueberlegung zu nehmende Thesis beschäftigt. Der russische Ministerresident von Simolin brachte mehrere an Offiziere des preussischen Heeres ergangene und den russischen Truppen in die Hände gefallene Schreiben der hohen Versammlung zur Kunde und Vorlage, aus welchen erhellte, dass König Friedrich an alle Offiziere, welche Landgüter in Preussen besassen, den Auftrag erlassen hatte, die durch die russische Armee erlittenen Verluste und Beschädigungen in genaue Verzeichnisse zu bringen, da seine Absicht sei, sie aus den Gütern der sächsischen Minister und Offiziere zu entschädigen. Dieser Beschluss des Königs konnte nicht ermangeln, die Aufmerksamkeit aller Staaten zu erregen, da man die Basis aller bisherigen rechtlichen und konventionellen Verhältnisse bald hier bald dort in heftiges Wanken gerathen sah. Der jedem Kriege zwischen europäischen Staaten eigenthümliche Charakter, dass er nur zwischen Staaten als moralischen Individuen Namens der Suveräne geführt und dass namentlich die bewaffnete Macht als Haupt- und Gesammtgegner betrachtet wird, somit der spezielle Ruin einzelner auserlesenen Individuen oder einzelner Stände nicht bezweckt wird, begann im Laufe des siebenjährigen Kriegs sich auf eine klägliche Weise zu verlieren. An die Stelle allgemeiner Kriegsmassregeln traten einzelne Racheakte. Die Besitzungen des sächsischen Staatsministers Grafen Brühl wurden durch preussische Truppen zu Grunde gerichtet und die Russen verheerten hinwieder jene des preussischen Staatsministers Grafen Podewils. Letztere forderten von den Bewohnern der okkupirten preussischen Länder die Subjektion unter die Kaiserin, und die Preussen liessen daher die Bewohner vieler sächsischen Städte den Huldigungseid ihrem Könige leisten. Jetzt, ohne dass zuvor untersucht wurde, ob in Ost- und Westpreussen die adlichen Gutsbesitzer militärischen Standes entweder blos zufällig, wie es im Laufe der Kriegsereignisse wohl geschehen kann, oder durch die Oberbehörden absichtlich bedrückt und in ihren Rechten verletzt worden seien, dekretirte König Friedrich ohne weiteres deren Entschädigung aus dem Vermögen der doch gänzlich dabei unbetheiligten sächsischen Gutsbesitzer militärischen Standes und der Minister. Es schien sich somit ein neues Repressaliensystem herausbilden zu wollen,

welches auch bei fortgesetzter Gewalt die Sanktion des europäischen Völkerrechts sich nie würde erworben haben, weil man einen zunächst unbetheiligten Dritten in die Lücke des andern schob, über den man keine Gewalt hatte.

Der russische Ministerresident wies daher darauf hin, dass ein solches Verfahren allen Rechtsbegriffen widerstreite, und warf einen Rückblick auf die Verhältnisse in Preussen. Er erklärte offen, durchaus nicht in Abrede zu stellen, dass bei dem ersten Einfalle der Russen (1757) von den irregulären Truppen grosse Exzesse seien verübt und von selben mehrere von den Einwohnern verlassene Dörfer seien abgebrannt worden. Aber wer trage die Schuld? — Feldmarschal von Lehwald sei es gewesen, der das Landvolk gezwungen habe, seine Dörfer zu verlassen, die Waffen zu ergreifen und auf alle Art und Weise der russischen Armee Abbruch zu thun. — Bei dem diesjährigen Einrücken der Russen sei auf die mildeste Art verfahren worden; sämmtliche Zivilbeamten seien bei ihren Aemtern verblieben; von der dem Lande auferlegten Kontribution von einer Million Reichsthaler sei durch die Kaiserin der dritte Theil nachgelassen worden und der Rest sei auch jetzt noch nicht erlegt. Gegen niemanden sei übrigens militärischer Zwang verhängt, niemand sei exequirt oder in Verhaft genommen worden. Dass obige Länder ferner nicht auf gleiche Weise durch die russische Armee, wie Sachsen durch die preussische seien verheert worden, das beweise der Anbau des platten Landes und die beträchtliche Getreideausfuhr seewärts. Gerade um dem Ackerbaue aufzuhelfen und damit er aus Mangel an Hausthieren nicht in einen schlimmern Zustand gerathe, habe die Kaiserin beträchtliche Geldsummen unter die unvermögenden Landleute austheilen lassen.

Diese Aufklärungen der russischen Mission waren jedenfalls von Wichtigkeit und Bedeutung. Sie stellten die Milde und den Hochsinn der Kaiserin ausser Zweifel und widerlegten viele Uebertreibungen ihrer Gegner, anderer Seits war jedoch ihr Verfahren geeignet, Besorgnisse zu erregen, als habe sie im Sinne, wenigstens die deutschen Provinzen bis zur Weichsel als Erwerbung zu behalten, weil sie selbe so mütterlich behandelte. Deutschen Grund und Boden dort verloren zu sehen, das hätte aber bei des Königs Gegnern, wo er immer auch deren in Deutsch-

land hatte, sicherlich nicht blos Schmerz und Unmuth, sondern vielleicht selbst Widerstand hervorgerufen, wenn gleich der König auch nicht das mindeste that, neue Sympathien bei seinen deutschen Mitstaaten sich zu erwerben, oder die verlorenen wieder zu gewinnen.

8.

Preussische und schwedische Armee. — Unkräftige Führung des Kriegs von Seiten Schwedens; angebliche Gründe. — Meklenburg-Schwerin, der Unterstützung der Schweden beschuldigt, wird von Preussen feindlich angegriffen. — Sämmtliche bedeutendere Städte werden vor und mit Anfang Januars besetzt und die Garnisonen entwaffnet. — Preussische Requisitionen durch ein Feldkriegskommissariat. — Auch Lübeck bedroht. — Preussische Truppen aus Meklenburg zur hannover'schen Armee. — Die schwedische Armee in Stralsund blokirt; schlimme Zustände und Stimmung zu Stockholm gegen den Krieg. — Im Juli rückt die Armee über die Peene vor und nimmt im August die Richtung gegen Berlin. — Geht beim Anrücken eines preussischen Corps zurück. — Stellung bei Prenzlow im Oktober. — Zieht sich im Dezember nach Besetzung Anklam's über die Peene zurück.

Der Kampf, welcher sich zwischen den Kronen Schweden und Preussen entsponnen hatte, wurde zwar im Schriftenwechsel und im Austausche von Boten und Denkschriften (Siehe die politischen Verhandlungen am Reichstage) auf die bitterste Weise, im Felde aber von Seiten der erstern Macht ohne alle Anstrengung und Aufbietung von Kraft geführt. Hatte auch Schweden den dringendsten Wünschen Frankreichs wegen seines Beitritts zur grossen Konföderation gegen Friedrich sich nicht entziehen können, so schien es doch vom ersten Beginne an entschlossen gewesen zu sein, den Krieg keineswegs mit besonderem Kraftaufwand führen zu wollen, wenn es auch, wie wir aus den früher beigebrachten Manifesten und Deklarationen ersehen haben, seinen entschiedensten Tadel gegen die politischen Massregeln und das Verfahren der preussischen Regierung, namentlich in Bezug auf Sachsen unumwunden ausgesprochen hatte. Dass die schwedischen Waffen auch gar keine Erfolge mehr hatten, sondern nur vorwärts drangen, wenn ihnen

gar kein Gegner oder nur ein höchst schwacher entgegenstand, verfehlte nicht, die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen rege zu machen. Die meisten schoben die Schuld auf den Umstand, dass während einer längern Friedenszeit der kriegerische Geist der Nation eine Umwandlung erlitten und zu einem Kampfe und zu Opfern für eine Schweden nicht betreffende Sache durchaus nicht geneigt sei; andere sahen den Grund der Unthätigkeit in der Volksstimmung, welche sich keineswegs zu Gunsten der konföderirten Mächte, sondern vielmehr zu Gunsten des Königs als eines durch Uebermacht hart Bedrängten kund gebe, und wiederum andere glaubten annehmen zu dürfen, dass es dem politischen Systeme Schwedens geradezu widerspreche, wenn es seine Hand ernstlich dazu biete, die deutsche Hauptmacht des Corpus Evangelicorum demüthigen oder unterdrücken zu helfen. — Die erste Anname schien die am wenigsten begründete zu sein, denn der seit grauer Vorzeit mit einer Nation aufgewachsene Kriegsgeist geht auch durch längern Frieden nicht verloren, wenn dieser nicht übermässigen Reichthum, Luxus und Verweichlichung im Gefolge führt. Gegen solches Geschick war und ist das zum Theil sterile, arme und hoch nach Norden sich dehnende Schweden ohnehin schon von Natur aus gesichert[78]. Die Behauptung von einer Hinneigung des Volks zu Friedrich war dagegen keineswegs völlig ohne Grund.

Das Bild eines gleichsam um seine eigene Existenz sowie die seines Reiches ringenden Monarchen hatte etwas tief Ergreifendes und musste auf alle edler gesinnten Herzen wirken. Nichts erfasst das menschliche Gemüth so gewaltig, als der verzweifelte Kampf irgend eines Auserwählten gegen die scheinbar unaufhaltsam über ihn hereinbrechende Schicksalsmacht. In welchen furchtbaren Momenten der König sich mehrfach befand, wo er auf dem Punkte stand, einer ihm lästig gewordenen

78. Bei dem Angriff auf die peenemünder Schanze und in den Gefechten bei Tarnow und Fehrbellin haben die schwedischen Krieger nach dem Zeugnisse der Preussen ihre alte Tapferkeit neu bewährt. Ohne Murren ertrugen sie Hunger und Blösse. — Im August oder September weigerten sich die dalekarlischen Truppen eine preussische Stellung anzugreifen. Hamilton wollte den zehnten Mann erschiessen lassen. Da griffen auch mehrere andere Regimenter zu den Waffen und machten die ergriffenen Soldaten frei. (Brief Friedrichs an Prinz Heinrich vom 19. September.)

Existenz freiwillig ein Ziel zu setzen, das wolle man näher aus den Mittheilungen seiner zahlreichen und treuen Biographen, sowie aus andern Geschichtswerken entnehmen.

Die Anname dagegen, dass Schweden den Krieg absichtlich mit Lässigkeit führte, dürfte gleichfalls nicht ohne Grund sein; es konnte nicht in seiner Politik liegen, Preussen möglichst wehe zu thun. Religiöse Bande waren, wie wir bei den Verhandlungen des Corpus Evangelicorum zu Regensburg gesehen, noch keineswegs ohne Einwirkung und Stärke. König Friedrich, der überhaupt einen ganz partikulären Standpunkt einnahm, war hinwieder für Rücksichten solcher Art nicht empfänglich; er bewies sich vielmehr gegen Schweden hoch erbittert und bediente sich seiner selbst als Vorwand, um die Lande eines andern angrenzenden deutschen Reichsfürsten feindlich überziehen, besetzen und in Beschlag nehmen zu können. Dieses traurige Loos traf namentlich den Herzog von Meklenburg-Schwerin, der schon kurz vor Ausbruch des Kriegs, wie bereits erwähnt wurde (siehe Einleitung), die schwere Hand des Königs empfunden hatte. Dem Herzog vorwerfend, er habe die Schweden bei ihren Angriffen unterstützt, sprach er seine Absicht aus, die herzoglichen Lande zu besetzen, und verwirklichte sie rasch durch die That. Welche Verwicklungen die von Meklenburg widersprochenen Beschuldigungen schon bald nach dem Beginne des Jahres zu Regensburg herbeiführten, ist bereits ausführlich erwähnt worden.

Wohl entstand allenthalben im deutschen Reiche die Frage, wie denn diese Handlung eigentlich zu benennen sei, die der Reichsverfassung überhaupt, sowie allen besonderen Gesetzen über Aufrechthaltung des Friedens, der Ordnung und der Ruhe in den deutschen Reichsländern geradezu widersprach. Sie gehörte unzweifelhaft in die Kategorie des frühern gewaltsamen Einfalles in Sachsen und des unerwarteten Ueberzugs der anhaltinischen Fürstenthümer, nämlich unter die Landfriedensbrüche. Der König war in eine solche beengte Lage gerathen dass er, von allen Seiten von feindlichen Armeen umgeben, nicht mehr fragte, ob sein Verfahren mehr oder minder mit den deutschen Reichsgesetzen im Einklange stehe, sondern wie er sich, es gelte, was es wolle, die nöthigen Mittel verschaffe, seine kämpfenden Unterthanen zu nähren, zu kleiden, zu waffnen und

im Felde zu unterhalten und die Unzahl der sonstigen Bedürfnisse zum Kriegführen beizuschaffen. Ihm galten die alten Sprüche: „im Kriege schweigen die Gesetze" und „der Krieg nährt den Krieg," ohne alle Restriktion, und sein Gesandter erklärte am Reichstag ohne Hehl, sein Gebieter habe die meklenburgischen Lande der Subsistenz wegen nicht verschonen können. Er that, was er glaubte, vollführen zu müssen; ob ihm das Recht zur Seite stand, oder nicht, das schien ihn nicht mehr zu berühren; er focht um die Existenz seines Reichs.

Als die russische Armee im Dezember des verwichenen Jahres sich in Marschbereitschaft setzte, um in den ersten Tagen des Januars die Grenzen von Ostpreussen überschreiten zu können, erschien von den zur Armee des Feldmarschals von Lehwald gehörigen und in Pommern stehenden Truppen eine Abtheilung Reiterei an den meklenburgischen Grenzen. Sie drang am 15. Dezember (1757) in früher Morgenstunde hinüber und besetzte ohne Widerstand die Stadt Malchin, welche von der Garnison bei der Annäherung verlassen worden war. Es wurde ihr jedoch sofort nachgesetzt und ihr Schicksal war, eingeholt und gefangen zurückgeführt zu werden. Andere Städte des Landes wurden eben so unverhofft überfallen und besetzt; namentlich die nordwärts gelegenen Orte Darguhn und Gnoyen theilten dieses Geschick. Der königliche General Prinz Georg von Holstein befehligte das Expeditionscorps und schlug sein Hauptquartier zu Levin auf, während der Feldmarschal das seinige zu Greifswalde in schwedisch Pommern hatte. Unmittelbar nach Besetzung der Stadt Malchin erschien daselbst ein preussisches Feldkriegskommissariat, bei welchem sich die Kommissare von Kleist, von Stutterheim und Ganse befanden. — Unter dem 2. Januar erliessen sie an den meklenburgischen Klosterhauptmann von Levezow die Requisition, den engern Ausschuss der Ritter- und Landschaft von der durch sie zu erlegenden Kontribution und deren Vertheilung auf die herzoglichen Domänen oder Aemter, so wie auch die Ritterschaft und Städte in Kenntniss zu setzen. Das Land habe nämlich vom 25. Januar an bis 21. Februar die Summe von 2,500,000 Thaler in Geld zu erlegen und mehrere hundert tausend Zentner an Fourage und 27,000 Wispel an Mehl, Hafer und Brodfrüchten zu liefern. Da bei dem Einbruche Herzog Friedrich sich unverweilt geflüchtet und zu Lübeck

eine Freistätte gefunden hatte, so setzten die Landräthe und Deputirten der Ritter- und Landschaft engeren Ausschusses von Rostock aus am 8. Januar ihren vertriebenen Landesherrn davon mit der Erklärung in Kenntniss, dass sie an den Feldmarschal Lehwald und das Feldkriegskommissariat Abgeordnete zu senden genöthigt seien, um gemäss des Erbvertrags jene Summen zu repartiren. Sie forderten daher ihren Landesherrn auf, weil ihnen der Hubenstand der herzoglichen Aemter und Domänen unbekannt sei, gleichfalls einen Abgeordneten zu ernennen. Der Herzog antwortete aber am 10. Januar von Lübeck, dass ein solches Benehmen seiner Stände ihn sehr befremdet habe, da unbehutsam und voreilig von ihrer Seite verfahren worden sei. Der Inhalt des Paragraphen 323 des Erbvertrags werde von unterst zu oberst gekehrt, denn statt durch eine Deputation die Lage der Sache an den Fürsten zu bringen und seine Anordnungen abzuwarten, verfahre die Ritterschaft und Landschaft gerade umgekehrt; sie ernenne ihre Deputirten zuerst und lade dann den Landesherrn erst ein. So wie ihr solches nicht zum Ruhm gereiche, so werde ihr auch schwere Verantwortung daraus erwachsen. Er erklärte daher alle Unterhandlung derselben mit Preussen, die sich auf seine Domänen und Aemter erstrecke, als null und nichtig. — Herzog Friedrich setzte durch seinen Gesandten am Reichstag, von Teuffel zu Birkensee, die Reichsstände auch von diesem Zerwürfnisse in Kenntniss.

Als ein gewiss auffallender Umstand bei dieser gewaltsamen Landesokkupation verdient erwähnt zu werden, dass weder irgend eine königliche Zivil- noch Kriegsbehörde es als nothwendig ansah, den Herzog von den Gründen und Ursachen zu verständigen. Letzterer erklärte am 10. Januar seinen Unterthanen ausdrücklich: „Uns, als euerm Landesfürsten ist bishero weder von denen Ursachen noch von der Absicht des feindseligen Einfalls in unser Land so wenig von des Königs von Preussen Majestät als von ihren Befehlshabern einige Eröffnung oder Ankündigung geschehen.“ Den wahren Grund der Okkupation offen darzulegen, fand der König sich nicht bewogen. Er lag sonder Zweifel in dem gehörigen Orts bereits berichteten Vorgang im November 1757, als der zu Hamburg beglaubigte französische Resident Champeaux zu Schwerin erwartet wurde, um, wie die öffentlichen Blätter verkündeten, einen Subsidientraktat

mit Meklenburg abzuschliessen. Wenn der König sich gegen die nothwendigen Folgen einer solchen Uebereinkunft sicher zu stellen suchte, so übte er wohl nur einen Akt politischer Klugheit, setzte sich aber dabei über alles Formelle, welches hätte beobachtet werden sollen, wie er schon früher gethan, ganz hinweg. Der Herzog war bei seiner Flucht von der preussischen Reiterei bis an die Thore der freien Reichsstadt Lübeck verfolgt worden. Dass man deren Stadtsäckel gleichfalls in Anspruch zu nehmen gedachte, zeigte sich durch die Dissidien, die es bald mit dem Magistrate gab. Das Kriegskommissariat erhob nämlich die Beschwerde, die Schweden in Stralsund seien durch Stadtangehörige unterstüzt worden. Der Rath lehnte aber jede Konnivenz ab und erklärte, sich in die Handelsunternehmungen seiner Kaufleute und Rheder, die auf deren eigene Wagniss statt hätten, nicht einmischen zu können; er müsse aber sehr bezweifeln, dass Stralsund unterstützt worden sei, da schon vor der Blokade alle Schiffahrt durch Eisgang gehemmt gewesen sei. Gegen solche Rechtfertigung liess sich nichts erwidern. Das königliche Feldkriegskommissariat fand es selbst geeignet, den Sitz seiner Wirksamkeit nicht gerade in einem Lande aufzuschlagen, mit welchem man gar nicht im Kriege stand; es verlegte vor Anfang des Februar seine Kanzleien nach der hart an der meklenburgischen Grenze in Vorpommern liegenden Stadt Demmin und erliess von hier aus seine Requisitionen und Anordnungen.

Am 5. Februar zog unverhoffter Weise der Prinz von Holstein mit seinen Scharen vor Rostock an der Warnow unweit der Ostsee. Seltsamer Weise besass die Garnison kein eigenthümliches Geschütz, sondern die dort befindlichen Kanonen gehörten der Stadt. Als daher jene die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung machen wollte, schlug der Magistrat den Gebrauch der Kanonen ab und die Folge war, dass die königlichen Truppen einzogen. Ob der herzogliche Befehlshaber, von Zülow, seine Absicht, mit der Garnison nach Bützow und Sternberg sich zu wenden, noch ausführen konnte, wird nicht gemeldet. Drei Tage später nahm der General von Finkenstein auch Wismar und das südlich davon gelegene Güstrow in Besitz und machte die Besatzung gefangen. Der Reichthum des Landes an trefflichen Pferden kam der preussischen Reiterei und mittelbar auch dem

hannöverischen Heere zu statten, denn als Prinz Georg die nöthige Zahl im Wege der Requisition erhalten hatte, ging er am 13. Februar mit den schwarzen und gelben Husarenregimentern, acht Eskadronen Dragonern und zwei Grenadirbatallionen, nachdem das Eis der Elbe stark mit Stroh war bestreut worden, über den Fluss in das Lüneburgische.

Das Schicksal Meklenburg-Schwerins war und blieb, aller Klagen und Reklamationen des Herzogs Friedrich ungeachtet, wie ein erobertes Land behandelt zu werden. Der Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges hat dieser Ereignisse gar nicht erwähnt, dagegen wohl aber der Schweden gedacht, welche sich in Meklenburg die schwersten Erpressungen erlaubt hätten, von welchen jedoch die herzoglichen Vorstellungen am Reichstage nichts wissen und enthalten. Dass aber das beklagenswerthe Land der Willkür der königlichen Verwaltung völlig preisgegeben war, wird in den wenigen Worten gestanden, „die manchmal unterbrochene, aber nie unterdrückte Kriegsgewalt der Preussen habe die Einkünfte von Meklenburg bestimmt.“ Wie bedeutend hoch aber selbe waren, das hat ein anderer preussischer Schriftsteller offen mit den Worten angegeben: „die Summen, welche die Herzogthümer Schwerin und Güstrow an Preussen den Krieg hindurch zahlen mussten, belaufen sich auf siebenzehn Millionen.“

Die schwedische Hülfsarmee spielte während des neuen Feldzugs dieselbe Rolle, die sie im vorjährigen ausgeführt hatte; da sie sich selbst nicht zu helfen wusste, so konnte sie auch den Russen nicht helfen, die eben so wenig Lust dazu verriethen. Wie das abgewichene Jahr mit der Blokade von Stralsund durch die preussischen Truppen geschlossen hatte, so begann auch das neue. Die Stadt hielt sich zwar und bewahrte insofern den Ruhm ihrer Festigkeit, aber nicht gleiches Lob erwarben sich ihre Vertheidiger, die theils des ärmlichen Lebens hinter den Mauern und Wällen überdrüssig, theils ihren Sympathien für König Friedrich folgend, häufig in Scharen zu dreissig bis vierzig Mann desertirten, und wie französische Korrespondenzen meldeten, unter der Bedingung im preussischen Heere Dienste nahmen, wohl gegen die Russen geführt zu werden, aber gegen ihr Vaterland nicht dienen zu dürfen. Der Einfall Fermors in Ostpreussen hatte keineswegs, wie man in Stockholm gehofft

hatte, die baldige Befreiung Stralsunds herbeigeführt, im Gegentheile schien jene Okkupation das Signal zu einer neuen Kraftanstrengung geworden zu sein, indem nicht blos die Stadt wie bisher enge umschlossen blieb, sondern auch die meklenburgischen Fürstenthümer von den Preussen plötzlich überschwemmt wurden. Was man ihrem Könige am eigenen Lande im Kriege nahm, das holten sie eigentlich ohne Krieg sich in einem deutschen Reichslande wieder. Als das Frühjahr anbrechen zu wollen schien, sprach man zu Stockholm noch von bedeutenden Rüstungen für Pommern und von Absendung einer Eskader von acht Linienschiffen, und der schwedische Gesandte zu Wien versicherte, dass die Armee bedeutend verstärkt werden solle, aber andere öffentliche Nachrichten aus dem Monat April meinten, wenn selbe auch auf den höchsten Stand gebracht werden sollte, so werde sie doch nie mehr als 25 bis 26,000 Mann betragen. — Marschal von Rosen, welcher sich persönlich zu Stralsund befand, sollte gleichzeitigen Ueberlieferungen zufolge schon zu Anfang des April die Weisung empfangen haben, die Festung zu verlassen und vorzurücken, um sodann das preussische Corps zwischen zwei Feuer zu bringen, aber der Plan liess sich so leicht nicht ausführen, weil General von Dohna aus der Umgegend sich nicht hinwegbringen liess. Die der schwedischen Armee zugedachte grössere Wirksamkeit fand den lebhaftesten Widerspruch zu Stockholm selbst, indem bei den Reichsständen und namentlich im Senat sich die Parteien schroff entgegenstanden, während bei der Bevölkerung die verschiedensten Ansichten bunt in einander flossen und keine festere Gestaltung zu gewinnen vermochten. Die eine Partei forderte eine Verstärkung bis zu 25,000 Mann, während eine andere meinte, an 8000 Mann sei es auch genug; die meisten aber waren der Ansicht, man solle an einem Kriege, der die Interessen der Nation gar nicht berühre (qui n'interesse nullement la nation) und der, wenn er nur noch kurze Zeit dauere, deren Hülfsquellen gänzlich erschöpfe, gar keinen Antheil mehr nehmen.

Im Juli begann endlich General Dohna seine Truppen ostwärts abziehen zu lassen und Stralsund sah sich endlich von der langen Blokade befreit. Der französische Bevollmächtigte im Hauptquartier der schwedischen Armee, Marc René Marquis von Montalembert, der Erfinder eines neuen besonders

in neuerer Zeit zur Anerkennung gekommenen Befestigungssystems, fand sich jetzt daselbst ein. Viele Verbesserungen an den Werken Stralsunds sollen ihn zum Urheber haben. Die schwedische Armee begann nun auch sich zu vermehren und erreichte endlich einen Stand von 4000 Reiter und 18,000 Mann Fussvolk; sie wurde befehligt vom General Grafen von Hamilton. — In dem Masse als die Preussen zurückwichen, rückten einzelne schwedische Corps vor und zwar nicht blos nach Vorpommern jenseits der Peene, sondern auch nach Meklenburg, wo schwächere feindliche Abtheilungen sich an wohl gelegenen Punkten zu halten suchten. Dass dieses Land nun gewissermassen doppelt zu leiden hatte, ist nicht zu bezweifeln. Das völlige Zurückgehen Dohna's, um Berlin und Frankfurt an der Oder zu decken, sowie die Schlacht bei Zorndorf am 25. August waren nicht vermögend, das schwedische Heer bedeutend vorwärts zu bringen; es wollte nach Meldung diplomatischer Berichte noch eine zweite Schlacht abwarten, die der Erwartung nach zwischen den Armeen des Prinzen Heinrich und des Feldmarschals Daun, der um diese Zeit noch bei Radeberg und Stolpen in Sachsen stand, statt haben werde. Obgleich nun letzteres nicht der Fall und der günstigste Zeitpunkt schon versäumt war, setzte sich das schwedische Heer, nach geschehener Zusammenziehung bei Gustin in der Richtung von Berlin in Marsch. Der König, dessen geistiger Blick alle Punkte überwachte, sandte schon im September ihnen acht Regimenter unter General Wedell entgegen und damit war alles weitere Vordringen gegen die Hauptstadt, der sich die Vortruppen bereits bis auf fünf Meilen genähert hatten, zu Ende. In der Hälfte des Oktobers stand Hamilton theils bei Prenzlau westlich von Stettin, theils bei Torgilow und Ferdinandshof. Die Aufstellung der Armee war so wenig gesichert, dass selbe beständig kleinere preussische Streifcorps in ihrem Rücken hatte, welche selbst die Städte Demmin und Anklam an der Peene, als der preussischen Grenze in Vorpommern, kühn besetzten und erst nach der Mitte Oktobers aus selben vertrieben werden mussten, um die freie Kommunikation mit Stralsund wieder zu gewinnen. Um die Mitte des Monats November langten an der Oder einige neue Verstärkungen von dem bei Torgau stehenden Corps des Generals von Dohna an und stiessen zu den Truppen des Generals von Manteuffel, der

die Schweden zum Abzuge in die Winterquartiere, wozu sie keine besondere Lust bezeigten, zu nöthigen gedachte, während Oberst Graf von Hordt nach Stargard in Hinterpommern mit seinen Freibatallionen zog, um die Kosaken und Kalmüken aus dem Lande zu treiben, welche von den polnischen Grenzen aus das Nachbarland mit Kontributionen heimsuchten. Im Dezember begann die schwedische Armee ihren Rückzug über die Peene, nachdem sie eine starke Besatzung in Anklam zurückgelassen hatte; statt des General von Hamilton übernahm General Graf von Fersen das Kommando. Längs des Grenzflusses stellte General von Manteuffel seine Truppen zur Beobachtung auf. Der Feldzug war damit zu Ende. Eine politische Flugschrift, betitelt: „die Sache Theresiens und Friedrichs nach ihrer innern und wesentlichen Beschaffenheit,“ welche um diese Zeit in Abtheilungen erschien und deren wir schon einigemal gedachten, machte die Schlussbemerkung: „die schwedische Armee sei durch Krankheiten und Desertion in solchem Grade geschwächt, dass sie täglich neuer Verstärkungen, sowie einer Zufuhr an Lebensmitteln und Geschütz bedürfe. Sie habe bisher blos einen geschäftigen Müssiggang beobachten müssen und werde zuletzt Mühe haben, sich in Stralsund und auf der Insel Rügen zu behaupten. Man scheine in Schweden den begonnenen Krieg bereits zu bereuen. Von dieser Seite habe König Friedrich nichts zu befürchten.“

9.

Braunschweigisch-hessische und französische Armee. Herzog Ferdinand von Braunschweig an der Spitze der verbündeten und Graf Ludwig von Clermont an der Spitze der französischen Armee. — Letzte Unternehmungen Richelieu's auf Halberstadt, Quedlinburg und Bremen im Januar. — Hoffnungen und politische Verhältnisse; Ostende und Niewport. — Zustand der französischen Armee. — Die verbündete Armee durch Preussen verstärkt ergreift unverhofft im Februar die Offensive. — Das französische Heer wird über die Aller, Weser u. Ems zurückgetrieben; sämmtliche Städte und festen Plätze fallen in die Hände der Verbündeten. — Allgemeiner Rückzug der ersten französischen Armee über den Rhein mit Schluss des Monats März; auch Ostfriessland und Emden geräumt und von den Engländern besetzt. — Rückblick auf die zweite Armee am Main; Lage der

dortigen Bevölkerung. — Die Versicherungen der französischen Diplomatie und die wirklichen Ereignisse; Hinblick auf Kassel. — Eindruck des Rückzuges und vermeintliche Rechtfertigungen. — Vereitelte Absicht der zweiten französischen Armee, gleichfalls ihre Stellung zu räumen; blos Marburg evacuirt und von den Hessen besetzt. — Am rechten Rheinufer Wesel, Kaiserswerth, Mülheim und Deutz bei Köln von den Franzosen vertheidigt. — Das Heer der Verbündeten liegt behufs seiner Wiederherstellung stille; beiderseitige Verstärkung durch Engländer und Schweizer und durch ein polnisch-sächsisches und ein würtembergisches Corps.

Gleichwie König Georg von England es als eine unabweisliche Nothwendigkeit erkannt hatte, den Oberbefehl über das verbündete Heer einem unternehmenden und durch seine Kriegsthaten bereits bekannten Führer, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig anzuvertrauen, so glaubte auch das französische Kabinet eine Aenderung im Oberkommando der ersten Armee vornehmen zu müssen; es rief bereits im Januar den Marschal Herzog von Richelieu ab und der König ernannte an dessen Stelle den Grafen Ludwig von Clermont, einen Stammgenossen seines Hauses. Er war ein Nachkomme Ludwigs I., Herzogs von Bourbon und Prinzen von Condé, wurde frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt und zum Titularabt von St. Germain ernannt, weshalb die Franzosen ihn auch Abt von Bourbon nannten. Nicht ohne Grund schien allen Zeitgenossen diese Wahl sehr bedenklich, denn besass der Prinz nicht jene natürlichen Anlagen und Gaben, die zur Leitung eines Heeres unerlässlich sind, so hatte er selbe durch fleissige taktische Studien im Genusse einer unbeschränkten Musse dennoch nicht ersetzen können. Während er zum Herauszuge nach Deutschland sich rüstete, glaubte der Herzog von Richelieu als einstweiliger Stellvertreter noch einige Kriegsthaten vollbringen zu müssen.

Durch die im verwichenen Herbste auf Wunsch des Königs von Preussen versuchte aber fehlgeschlagene Unterhandlung des Herzogs Ferdinand, für die beiden Fürstenthümer Halberstadt und Magdeburg einen Waffenstillstand bis zum April 1758 zu bewirken, war Richelieu auf jene Lande, als eine sehr verwundbare Stelle des königlichen Gebietes, die er schon zur Zeit, wo die Reichsarmee mit dem Heere des Prinzen Soubise nach Rossbach zog, hatte kennen gelernt, wiederholt aufmerksam gemacht worden. Er beschloss einen Streifzug in das Halberstädtische,

um Proviant und Geld zu holen, welches nach Meinung einiger die Provinz seit dem früheren Besuche noch schuldete. Am 11. Januar erschien unerwartet ein Corps von 11,000 Mann mit 50 Kanonen unter General Voyer d'Argenson vor Halberstadt. General von Jungheim fand gerade noch die nöthige Zeit, um sich mit der aus 3000 Mann bestehenden Garnison nach Aschersleben zurückzuziehen und die Thore hinter sich absperren zu lassen. Als die Franzosen anrückten, erbrachen sie die Stadtthore mit Gewalt und forderten sofort eine Brandschatzung von 200,000 Thaler. Nur mit grosser Mühe und unter Verübung von Gewaltthätigkeiten an den Stadt- und Regierungsbehörden, sowie an einzelnen Bürgern und durch die Drohung, die Stadt anzuzünden, brachte General Voyer die begehrte Summe bis zum 15. Januar zusammen. Dann übte er seinen Unmuth an den Thoren aus, weil er sie verschlossen gefunden; er liess sie zerstören und die Pfeiler und Mauerbrüstungen in die Gräben werfen.[79] Besser kam das benachbarte Quedlinburg davon. Es wurde

79. In Halberstadt ward in der Frühe des 12. Januars allen Einwohnern angesagt, dass sie alles Löthige über einen Werth von 4 Thalern gegen eine Quittung, welche den Schutzbrief gegen Plünderung vorstelle, abzuliefern und am nächsten Morgen 200,000 Thaler zu erlegen hätten, widrigenfalls Generalplünderung eintreten und die Stadt in Flammen aufgehen solle. Alle Wagen besitzenden Ackersleute wurden mit diesen in die Stadt bestellt und, was in Halberstadt an Bier und Lebensmitteln wegzunehmen war, auf ihre Wagen geladen: alles Schlachtvieh ausserdem mit Gewalt fortgetrieben. Bei solchem Treiben der Anführer fühlte sich auch der Gemeine zügellos und trieb es nach seiner Weise. Die Soldaten zerschlugen Kisten und Kasten, eigneten sich an, was ihnen gefiel, verbrannten Anderes. Auf den Strassen war niemand sicher vor Anfall und Beraubung. Pechkränze und Leitern wurden auf den Domplatz in Bereitschaft gelegt und der französische Befehlshaber, der arge Voyer d'Argenson, erklärte in aller Höflichkeit dem bittenden Kammerdirektor Dietrichs, dass, so leid es ihm thue, er gleichwohl den strengen Befehl vollstrecken müsse, die Stadt zu Grunde zu richten, wenn das Geld (es fehlten noch 60,000 an den 200,000) nicht herbeigeschafft würde. Von Haus zu Haus wurde angesagt: die Bürger sollten ihr Letztes hergeben. Auf Braunschweig gezogene Wechsel wurden dort nicht anerkannt; die Angst presste endlich den Halberstädtern die Summe wirklich bar aus. Am 16. Januar zogen die Franzosen hierauf wieder ab, nahmen aber, weil nicht alle einverlangten Lieferungen schon zur Stelle waren, für die Rückstände mehrere Geisseln und drohten, dass die Stadt jedesmal, wenn Preussen wieder einrückten, 100,000 Thaler zu zahlen haben würde. (Fortsetzung des Holländischen Volontairs. N. XVI,

gleichzeitig von einem französischen Corps von 4000 Mann heimgesucht, welches seine Vortruppen, die Türpin'schen Husaren, gegen Aschersleben streifen liess. Von den preussischen Husaren angegriffen und geworfen, wichen sie auf Quedlinburg zurück und verloren fast vor den Thoren 140 Mann an Gefangenen. Zur Vorname von Exekutionen fanden sie muthmasslich nicht die nöthige Zeit. Als Voyer mit beiden Kolonnen wieder abzog, kam er auf den unglücklichen Gedanken, das zwischen Halberstadt und Quedlinburg gelegene Bergschloss Reinstein, auch Regenstein genannt, zu besetzen und mit einem Theile der erbeuteten Lebensmittel zu verproviantiren. Besatzung und Proviant waren aber einen Monat später bereits verloren, denn als das den Hannoveranern vom Prinzen Heinrich zu Hülfe gesandte Corps heranrückte, wurde am 13. Februar Reinstein ohne Schwertstreich genommen.

Eine zweite Unternehmung Richelieu's war gleichzeitig gegen die Reichs- und Hansestadt Bremen gerichtet. Als an der Aller und Weser hinab sich ein französisches Corps in Bewegung gesetzt hatte, war dieses dem hannöverischen Generale von Zastrow zwar nicht entgangen, aber die Franzosen benützten den ihnen zu Theil gewordenen Vorsprung. Am Abend des 15. Januar langte der General Herzog von Broglio mit 15,000 Mann vor den Thoren an und begehrte, eingelassen zu werden. Der Stadtrath verlangte Bedenkzeit und trat mit den Aldermännern in Berathschlagung, aber als die Franzosen Miene machten, Gewalt zu gebrauchen, wurden ihnen, zu Ehren kaiserlicher Majestät, weil sie deren Hülfstruppen seien, Nachts eilf Uhr die Thore geöffnet. Am folgenden Tage früh morgens erschien die hannöversche Vorhut vor der Stadt, allein es war zu spät und sie zog sich sofort zurück. Das Missvergnügen der Bremer über den verübten Handstreich und ihre Besorgniss, in die Wirren des Kriegs verwickelt zu werden und ihren Handel gelähmt zu sehen, waren sehr gross. Sie machten daher sogleich die nöthigen Schritte, um sich so bald wie möglich den sie bedrohenden Gefahren zu entziehen. Sie liessen nicht blos die Vermittlung des Königs von Dänemark, der sich in allen Verlegenheiten seiner Nachbarn bisher so hülf-

---

Dresden 1758. S. 5—10; aus Halberstadt den 19. Januar; und: Sechstes Schreiben eines Freundes aus Sachsen an seinen Freund in W** über den gegenwärtigen Zustand des Krieges in Deutschland, Freyburg 1758.)

reich bewiesen, nachsuchen, sondern auch durch den hamburgischen Residenten im Haag eine Denkschrift überreichen, in welcher sie der Handelsstörung durch die französische Besitzname und der Gefahren, welche für sie aus einem ernstlichen Zusammenstosse der Gegner bei ihrer Stadt erfolgen würden, gedachten, und die Verwendung der Generalstaaten bei Frankreich und England in Anspruch nahmen, um baldigst aus dieser beängstigenden Lage befreit zu werden. Um den angeborenen Antipathien des kleinen Freistaats gegen fremde Herrschaft überhaupt sowie namentlich gegen eine französische weniger Nahrung zu geben, hatte Broglio die Politik, blos deutsche Regimenter aus dem Elsass und Suntgau mit einem deutschen und zwar evangelischen Oberkommandanten, dem Obersten von Wurmser, der später im Dienste des Kaisers sich hohen Ruhm erwarb, in die Stadt zu verlegen. Diese kluge Massregel hatte nach dem Urtheile von Zeitgenossen die gute Folge, dass sich das gemeine Volk ganz ruhig verhielt. Gegen Ende Januars schienen die Franzosen entschlossen, Bremen sobald nicht zu räumen, sondern aus ihm einen förmlichen Waffenplatz zu machen, indem sie die Besatzung bis auf 12,000 Mann erhöhten und in der Umgegend die Lieferung von 50,000 Pallisaden ausschrieben. Allein die Zeitereignisse und Herzog Ferdinand gingen schneller als sie dachten. Am Abend des 24. Februars war, wie wir noch sehen werden, keine französische Fahne mehr dort.

Richelieu, der die Ankunft des neuen Oberbefehlshabers anfangs abwarten zu wollen schien, besann sich eines andern und reiste am 8. Februar von Hannover nach Frankreich ab. Der Graf von Clermont dagegen kam erst am 14. Februar dort an. Es begann, wie häufig bei einem Personenwechsel geschieht, für die hart bedrückten braunschweigischen Länder eine neue Zeit des Hoffens. Allgemein sah man es als ein günstiges Zeichen der Theilname an ihrem Schicksale an, dass König Ludwig einen Prinzen seines Hauses zur Armee herausgesandt hatte. Die Staatsmänner sprachen die Hoffnung aus, Graf Clermont werde die bisherigen zahlreichen Gebrechen bei der Armee und der Administration aus dem Wege räumen und gemäss den Weisungen des Königs eine strengere Mannszucht einführen und sich eines gefälligern Benehmens gegen das gesammte Reich

und die einzelnen Reichsstände befleissigen. Von Seiten der Bewohner des ganzen von den Franzosen besetzten Landes versprach man sich vom Prinzen desgleichen viel Gutes und namentlich in Bezug auf strengere Disziplin der Truppen und Abstellung von Missbräuchen der Armeebeamten, da die ernsten Mahnworte des mildgesinnten Königs Ludwig bis zur Ems, Weser und Elbe erklungen waren. Die Bevölkerungen dieser Landstriche waren um so mehr berechtigt, sich solchen Hoffnungen gläubig hinzugeben, als auch der französische Gesandte am Reichstag, Baron Makau, Ende Januars erklärt hatte, dass der König entschlossen sei, die vielen an protestantischen Kirchen und Geistlichen begangenen Gewaltthätigkeiten, wenn man die Thäter benennen könne, streng zu bestrafen. Frankreich wie Schweden würden als Garanten des westfälischen Friedens die freie Ausübung der drei herrschenden Religionsbekenntnisse zu beschützen wissen. — Von allen diesen Hoffnungen und Verheissungen trat aber keine in das wirkliche Leben; sie starben als junge Pflanzen in dem sie versengenden Erdreiche. Durch eine abermalige Zeit der Noth und der Entbehrung mussten jene deutschen Provinzen sich erst durchmühen, um ihres Lebens wieder froh werden zu können.

Bevor wir unsere Blicke der französischen und hannöverischen Armee zuwenden, ist im allgemeinen zu erwähnen, dass die Lage Frankreichs mit jedem Kriegsjahre schwieriger und bedenklicher wurde. Der nordamerikanische Land- und Seekrieg, der schon ungeheuere Summen verschlungen und zunächst in die deutschen Erbländer des Königs von England sich übergepflanzt, dann aber durch alle Meere der Erde, wo Frankreich Kolonien besass oder Handel trieb, verbreitet hatte, begann in diesem Jahre auch die französischen Küsten und namentlich jene der Bretagne heimzusuchen. Bei dem bisherigen übermässigen Aufwande an Menschen, Material und Geld hätte sich wohl denken lassen, Frankreich würde jeder momentanen Ausbreitung seiner Macht gerne entsagen, um nicht neue Berührungspunkte mit dem Gegner sich auf den Hals zu laden und seine ohnehin nicht zureichenden Streitkräfte dadurch noch mehr zu schwächen und zu zersplittern, aber das war keineswegs der Fall. Als die Kaiserin-Königin die Besetzung und Vertheidigung der belgischen Küste gegen die Engländer lästig zu finden begann, da

sie ihre niederländischen Regimenter besser an der Maass, ferner an der Küste der eroberten Provinz Ostfriessland, so wie bei der grossen österreichischen Armee zu verwenden wusste, war die französische Regierung sogleich bereit, auch die Bewachung und Vertheidigung der Seehäfen Ostende und Niewport zu übernehmen.[80] So wie die Besetzung im Januar erfolgte, machte der englische Minister im Haag die Generalstaaten auf die schlimmen Folgen aufmerksam, indem England die Wichtigkeit dieser Plätze nicht verkenne. Im Staatsrath wurde beschlossen, unter Berufung auf den Barrieretraktat gegen die Besitzname zu protestiren. Der französische Gesandte, Graf Affry, reichte dagegen eine Denkschrift ein und begab sich persönlich mit dem österreichischen Gesandten, von Reischach, in eine Ministerkonferenz, in welcher sie die Eröffnung machten, dass ihre Höfe im Besitze bestimmter Indizien seien, wie das englische Kabinet die Absicht hege, entweder an den Küsten der Republik selbst, oder in ihrer Nachbarschaft Truppenlandungen zu veranstalten. Die Generalstaaten würden daher wohl thun, auf ihrer Hut zu sein.

Graf von Clermont fand die französische Armee keineswegs in einer tröstlichen und ihn befriedigenden Lage. Dasselbe misstrauische System, welches schon unter dem Marschal Grafen d'Estrées geherrscht und worüber dieser selbst sich missfällig gegen mehrere deutsche Staatsmänner ausgesprochen hatte, dauerte noch immer fort. Um alle Theile des Landes gehörig zu überwachen, waren bei Beziehung der Winterquartiere die gesammten Streitkräfte der ersten Armee so auseinander gezogen worden, dass nicht blos alle grössern, sondern auch die kleinsten Städte vom Rhein bis zur Aller ihre Garnisonen hatten. Die Folgen ihrer Zerrissenheit, wo die Hälfte des Jahres hindurch ein Theil eines Regiments den andern nicht mehr zu Gesicht bekam, waren Mangel an Aufsicht, an kriegerischer Uebung und Beschäftigung und ein nothwendiges Dahinschwinden jener

80. Die Uebergabe dieser wichtigen Plätze an die Franzosen geschah in Kraft des geheimen Vertrages zwischen Oesterreich und Frankreich vom 1. Mai 1757, Artikel XII. Minister Cobenzl hielt übrigens darauf, dass der französische Platzbefehliger la Motte einen vorgeschriebenen Eid leistete. Beide Häfen sollten im Falle der Besiegung Preussens an Frankreich abgetreten werden.

Stimmung, die auf dem Selbstgefühl und der Selbstachtung beruht und eine Armee erst wahrhaft stark macht. Die Zeit der thatenlosen Ruhe und des Lebens in einem feindlich gesinnten Lande wurde für das französische Heer eine Zeit der Krankheiten. Die zahlreichen Spitäler waren immer reich gefüllt und forderten täglich zahlreiche Opfer. Um die Abgänge gehörig zu ergänzen, welche das Heer im Felde erlitten hatte und nun während des Winters erfuhr, sah sich die französische Regierung bereits genöthigt, auf die Milizregimenter zurückzugreifen und diese in grössern oder kleinern Abtheilungen den Truppen der aktiven Armee einzuverleiben. Alle Sachkundigen betrachteten aber diese Milizen als das eigentliche Mark der Nation und sahen es als höchst nachtheilig für Frankreich an, wenn es die für das Innere des Landes bestimmte Reserven schon jetzt nach Deutschland hinausführen müsse; sie meinten, Frankreich verrathe selbst dadurch, dass es in die Länge diesen schweren Krieg zu Land und zur See nicht fortsetzen könne. Schlimm über alle Massen sei es aber, so bemerkte ein mit der französischen Armee in genauer Verbindung stehender Mann, dass die meisten Offiziere und darunter namhafte Generale des Krieges in Deutschland bereits völlig satt seien. Andere Berichte bemerkten, man könne es nicht gehörig ausdrücken, wie sehr die Abneigung gegen den Waffendienst sich allgemein im Geiste der französischen Offiziere festgesetzt habe (combien le degout du metier est généralement repandu dans l'esprit etc.). Der kriegerische Ehrgeiz und die eigentliche Berufslust scheine ganz zu erlöschen; blos Sucht und Streben nach höheren Graden sei nach dem Zeugnisse des französischen Kriegsministers, Marschals von Belleisle noch übrig geblieben.

Als der neue Oberbefehlshaber auch bald die Entdeckung machte, dass die Armee keineswegs so stark sei, als sie in den Rapporten und Rechnungen der Administration bisher angegeben war, bemächtigte sich seiner das tiefste Missvergnügen. Er richtete an den König die Bitte, ihn des Kommando's zu entheben, da er mit einer schwachen und halb kranken Armee den Krieg nicht zu führen wisse. Dass hinwieder das Heer grosse Hoffnungen auf den Prinzen gesetzt habe, wird von keiner Seite gemeldet, die Nation aber betrachtete seine Ernennung mit Misstrauen. Schon bei seiner Abreise von Paris zur Armee war er

das Ziel des bösartigsten Witzes und es zirkulirte am Reichstage die ärgerliche Anekdote, man habe über Nacht an seine Wohnung eine Trommel mit der Inschrift aufgehängt: „Je suis fait pour être battu.“

So wie die französische Armee sich täglich an Zahl minderte, so wuchs dagegen die hannöversche zusehends. In den von ihr besetzten Landstrichen wurde stark geworben und man hoffte, sie auf 60,000 Mann zu bringen. Bald nach dem neuen Jahre rüstete sich bereits ein an 15,000 Mann starkes Corps von der Armee des Prinzen Heinrich, um theils aus Sachsen, theils aus dem Magdeburgischen ihr zu Hülfe zu ziehen. Die aus Pommern durch Meklenburg angerückte Verstärkung unter dem Prinzen von Holstein-Gottorp hatte sich bereits bis auf 8000 Mann erhöht und es stand in Aussicht, dass sobald einige Punkte der ostfriesischen Küste frei würden, die Landung eines englischen Corps erfolgen werde. Noch mitten im Winter, am 14. Februar, kam die ganze Observationsarmee bereits in Bewegung und drei Tage später verlegte Herzog Ferdinand sein Hauptquartier nach Amelinghausen an der Ilmenau südlich von Lüneburg, während die durch ganz Westfalen, Niedersachsen und Hessen zerstreuten Franzosen noch ruhig in ihren Winterquartieren standen. Der Einfluss eines guten Befehlshabers auf empfängliche Truppen konnte bei Herzog Ferdinand so recht ersehen werden. Vorher niedergeschlagen, moros und missvergnügt, waren sie in kurzer Zeit aufgeweckt, rührig und hoffnungsvoll, somit, wie man allgemein bemerkte, schnell andere Leute geworden. Herzog Ferdinand beschloss daher vorwärts zu gehen und seinen zerstreuten und geschwächten Gegnern weder die Zeit noch die Mittel zu lassen, eine Armee entgegen zu stellen, welche die Spitze hätte bieten können.

Am 17. Februar eröffnete der hannöverisch-braunschweigsche Vortrab des Generalmajors von Wangenheim mit dem Angriffe des Ortes und Schlosses Rothenburg an der Wümme östlich von Bremen den Kriegsreigen. Der Befehlshaber der kleinen nur einige hundert Mann betragenden Garnison, de la Motte, verweigerte anfangs die Uebergabe, aber als Wangenheim ihm mehrere Bomben zusandte, entnahm er, dass es Ernst sei, kapitulirte und streckte die Waffen am 20. Februar. Der nächste Schritt am folgenden Tage geschah nach Ottersberg, gleichfalls

an obigem Flusse gelegen, aber es stand bereits leer, da die Garnison rechtzeitig den Rückweg gewählt hatte. Die gleiche Bewandtniss hatte es mit der Stadt Verden an der Aller. Mit Zurücklassung sehr vieler Kranken hatte sich die Besatzung unter General St. Chamans statt nach Süden nach Bremen hinabgezogen, wo sie doch in der Länge nicht bleiben konnte. Da die Aller stark vom Schneewasser angelaufen war, so gelang der Uebergang dem Erbprinzen von Braunschweig erst am 23. Februar. Dann griff er mit seiner aus sechs Batallionen bestehenden Brigade sofort Hoya von der Land- und Flussseite an. General Chabot warf sich mit zwei Regimentern in das Schloss. Er wäre in des Prinzen Hand gewesen, wenn dieser die gehörige Artillerie gehabt hätte, aber da es hieran fehlte, so erhielt die Besatzung mit ihren vier Geschützen freien Abzug. Ungeachtet die Franzosen grosse Vorbereitungen zur Vertheidigung Bremens getroffen hatten, so begriffen sie doch schnell, dass alle diese Anstalten vergeblich seien, da die ganze feindliche Armee sich im Vorrücken befand. Am 24. Februar zog die gesammte Besatzung unter den Generalen St. Germain und St. Chamans friedlich und stille ab und schon nach Mittag war die Stadt völlig geräumt. In der Nacht langte erst hannöversche Reiterei und am frühen Morgen der Generalleutnant von Diepenbrock mit zwei Reiter- und vier Infanterieregimentern an und folgte der abgezogenen Kolonne, welche den Weg über Vechta an die Westseite des Dammersees nehmen wollte. Diepenbrock erreichte sie, verwickelte sie in ein nachtheiliges Gefecht und nahm ihr acht Geschütze, zwei Standarten, ein Paar Heerpauken und 12 Pontons sammt 300 Gefangenen.

Immer näher rückte die Zeit, wo endlich eine ganze Flusslinie, die Aller, vom Feinde verlassen werden musste, denn noch besass er Zelle und Gifhorn und südlich davon Braunschweig und Wolfenbüttel, sowie das hildesheimsche und goslarsche Gebiet. Die Räumung von Zelle erfolgte am 26. Februar durch den General Marquis von Armentieres. Er nahm die Hochachtung und Verehrung sämmtlicher Bewohner für sein edles Betragen mit sich, denn überhaupt ein Feind aller Erpressungen, schlug er auch eine Summe von 36,000 Thaler aus, welche ihm die Bürgerschaft zum Danke für seinen kräftigen Schutz beim Abschiede darbot. Erst nachdem er mehrere tausend Säcke

Mehl und Getreide an die Armen und Nothleidenden der Stadt hatte vertheilen lassen, zerstörte er den Rest der Magazine, um sie den Händen der Verbündeten zu entziehen. — Eben so milde ging es zu Braunschweig zu; blos die Waffen- und Munitionsvorräthe wurden vernichtet. Zu Wolfenbüttel befehligte General Marquis Voyer d'Argenson, das Gegenbild des edlen Armentieres. Wie dieser eine grosse Geldsumme ausschlug, so forderte jener etliche dreissig tausend Thaler, vermochte aber nicht, sie völlig zu erpressen, und musste sich mit 12,000 Thaler begnügen. Ungeachtet der inständigsten Bitten der Bürgerschaft, wollte er auf dem grossen Schlossplatze, somit neben der alten und hochberühmten Bibliothek, sämmtliche Magazinsvorräthe anzünden und verbrennen lassen, wenn nicht die zahlreichen Handschriften und Denkmäler der Litteratur einen kräftigen Vertreter in der Person des Generals von Negre gefunden hätten. Er bedrohte ihn mit dem Zorn ihres Herrn, des Königs, dem er von seiner That Nachricht geben werde. Das wirkte auf den gewaltthätigen Mann, aber da sein Lieblingselement, das Feuer, ihm nicht zu Dienst sein durfte, so wählte er schnell das Wasser, liess mit Anwendung von Tausenden von Händen alle Magazine von Brod, Mehl, Getreide und Futter in die Ocker werfen und flussabwärts schwimmen, und um beim Abzuge das Werk gehörig zu krönen, wurden von ihm in der Wohnung, die ihn gastlich aufgenommen hatte, alle Spiegel, Stühle und Schränke zerschlagen.

An obigem 26. Februar war zwar auch schon die Besatzung von Hildesheim oberhalb Hannover, bestehend aus vier Brigaden unter dem General St. Peru abgezogen, aber der Durchmarsch dauerte noch mehrere Tage, da auch die Garnisonen von Braunschweig und Wolfenbüttel hindurchwollten; erst am 28ten wurden die über kleine Gewässer führenden Brücken zerstört, um den Rückzug zu decken. Gleichzeitig mit obiger Kolonne zog eine andere von Gosslar und Klausthal und eine dritte von Duderstadt und Allendorf auf Göttingen und wurden dabei des Glücks theilhaftig, als die Vorhut der Preussen sie beinahe erreichte, durch ihren Oberbefehlshaber selbst, den Grafen von Clermont, gedeckt zu werden. — Dieser Rückzug der Franzosen über die Aller und Ocker erfüllte, wie leicht denkbar, alle Landstriche mit grosser Freude und machte in den schon befreieten allen bisher verhaltenen Klagen endlich Luft. Des Volkes Un-

wille traf vorzüglich das türpin'sche Husarenregiment und die leichten Truppen des elsassischen Obersten Fischer. Die Art und Weise des Rückzuges fand man in höchstem Grade ungeregelt und verwirrt. Bei den bodenlosen Wegen, denn von eigentlichen Heerstrassen war keine Rede, blieben nicht blos Wagen, sondern auch Kanonen stecken und man liess sie, wenn man sich nicht mehr zu helfen wusste, eben stehen. Von manchem Konvoi mit Lebensmitteln entfernte sich, weil es zu langsam ging und die feindliche Reiterei anrückte, die ganze Bedeckung und gab ihn Preis. Noch schlimmer ging es mit Transporten von Kranken. Drohte irgend eine Gefahr, so rannte die Begleitung davon, die Vorspannbauern aber luden die Kranken an den Wegen und auf den Feldern ab und jagten mit ihren Karren nach Hause.

Am 28. Februar wurde endlich Hannover geräumt. Hatte auch der Herzog von Randan sich als Befehlshaber die Achtung der Stadtbewohner im höchsten Grade erworben, denn er wurde als gerecht, mitleidsvoll, wachsam und unverdrossen gepriesen, so besass er dennoch nicht die gehörige Stärke, um die damals bei jedem Corps vorfindliche raub- und beutelustige Schaar ganz zu bezwingen. Umsonst hatten geschäftige Kommissäre im Hause der Landstände alle Winkel und Keller nach verborgenen königlichen Schätzen durchsucht. Das Zeughaus wurde entleert und der Inhalt an Kugeln, Pulver und Blei, insoweit er nicht fortzubringen war, in die Leine geworfen. Der General liess wie Armentieres gleichfalls einen Theil der Lebensmittel unter die Armen vertheilen und verhinderte glücklich die von den Raubgenossen beabsichtigte Plünderung der Stadt. Um sie bis zum letzten Momente schützen zu können, war er auch der letzte, der sie mit seinen Ordonnanzen und Handpferden verliess; er schritt, die Stadtschlüssel in der Hand tragend und von einigen Rathsherrn begleitet, zu Fuss dem Thore zu, wo er ihnen die Symbole der städtischen Herrschaft mit freundlicher Miene zurückgab und nicht wie ein fremdländischer Gewalthaber, sondern wie ein gewissenhafter Aufseher von seinen Pflegbefohlenen schied. — Um die achte Stunde des Morgens obigen Tages war die Stadt von allen fremden Bewaffneten entleert, aber die Mauern der grössern Gebäude verbargen den Blicken der Menge das Elend, welches über eine grosse Zahl Feinde gekommen

war; die Militärlazarethe enthielten die Zahl von beinahe 2000 Kranken. Da die Stadt den unendlichen Aufwand für die Besatzung zu bestreiten hatte, so war sie nicht im Stande gewesen, zugleich alle Kontributionsgelder zu erlegen und als Bürgen für den ausständigen Rest hatte sich die Armeeadministration die Landräthe von Münchhausen und von Hardenberg auserlesen. Auf eine der feinern französischen Lebensart vollkommen entsprechende Weise hatte bei dieser Räumung sich der Obergeneral, der Graf von Clermont, benommen. Bereits am Vorabend, somit am 27. Februar, liess er den Befehlshaber des in seiner Nähe stehenden preussischen Corps, General von Wedell, von der bevorstehenden Räumung mit dem Anfügen in Kenntniss setzen: „da der Prinz wisse, wie sehr der König von England die Hauptstadt seiner deutschen Erbstaaten liebe, so werde derselbe eine baldige Kunde von ihrer Befreiung auch gewiss mit Freude empfangen. Damit er diese Nachricht um so eher erhalte und der Kourier keinen Umweg einzuschlagen brauche, übersende er ihm hiemit einen Armeepass, mit welchem er ungehindert durch das französische Heer hindurchreisen könne.“ — So geschah es auch. — Wie wenig aber die Engländer und selbst ihre Diplomaten diese Vorliebe der Könige von England für ihre deutsche Heimath theilten, zeigte sich, als die Nachricht von jenem verbindlichen Benehmen Clermont's nach dem Haag kam. Der englische Legationssekretär Ritter Goderich äusserte, dass er und die ganze Nation wünsche, es gäbe in Deutschland nur einen König uud Herrn und somit keine Länder und Staaten anderer Fürsten. Diese Darlegung seiner Ansicht brachte ihm übrigens kein Unheil; er wurde bereits im folgenden Monat März brittischer Gesandter zu Stockholm.

Die französischen Kolonnen richteten sich auf die Festung Hameln an der Weser, die durch ihre Ingenieure in einen trefflichen Stand war gesetzt worden. Sie wurde der Vereinigungspunkt von 40,000 Franzosen. Das preussische Corps sowie Herzog Ferdinand, der über Hoya kam, schlugen daher die Richtung von Hameln ein. Auf seinem Wege dahin nöthigte letzterer am 28. Februar die aus Schweizern, Kurpfälzern und Franzosen bestehende Besatzung von Nienburg gegen freien Abzug nach Frankreich die Stadt zu übergeben. Statt dieser Verpflichtung aber nachzukommen, warf sich selbe in die gleichfalls an

der Weser gelegene befestigte Stadt Minden. Hiemit endeten die beiderseitigen Bewegungen während des verhängnissvollen Februars, und ehe wir den Faden wieder aufnehmen, haben wir einige Blicke auf die zweite französische Armee zu werfen.

Die vom Fürsten Soubise befehligte Armee, die südlich der Lippe in Westfalen und namentlich durch Oberhessen bis zum Main sich ausgebreitet hatte, war durch das Vordringen der Verbündeten noch nicht in die Lage versetzt worden, gleichfalls schrittweise sich zurückziehen zu müssen. Von den kurbraunschweigischen Landen hielt sie blos Göttingen mit Umgegend besetzt und räumte dasselbe gleichfalls am 28. Februar, um sich bei Kassel zu konzentriren. Je grösser aber die Gewissheit allgemach zu werden schien, dass das Loos, das Land räumen zu müssen, auch bald die zweite Armee treffen werde, um so grösser wurde der Unmuth und die Härte der Armeeadministration gegen die unglücklichen Bewohner des Landes. Namentlich die ihrem Landgrafen treu ergebenen hessischen Beamten erwarben sich die Märtyrerpalme durch die vielen Leiden, die sie dafür ausstehen mussten, dass sie der habsüchtigen Armeeintendanz die verlangten Gelder nicht beizutreiben wussten. Der Generalmajor und Oberbefehlshaber aller städtischen Besatzungen in der Grafschaft Hanau, Marquis des Salles liess am 4. Januar zu Hanau publiziren: „die Platzmajore in allen Städten hätten sogleich in jede Behausung eines Präsidenten, Amtsvorstandes oder Regierungsraths sechs Grenadire in solcher Art zu verlegen, dass besagte Grenadire sämmtliche Wohnzimmer und selbst das Schlafzimmer des Eigenthümers in Besitz zu nehmen hätten. Er befehle dieses deshalb, weil er gesehen, dass die von ihm zuerst ergriffenen Massregeln, um obige Beamten zu bestrafen, nicht gehörig gewirkt hätten. Aus dieser Verfügung könnten sie nun aber entnehmen, in welch' hohem Grade sie Monseigneur dem Prinzen von Soubise missfallen hätten. — Er befahl ferner, dass vom Magistrate eines jeden Garnisonsortes den französischen Thorwachen acht Bürger beigesellt würden, um die Präsidenten und Räthe an jeder Entfernung aus den Mauern zu hindern. Zehn Tage später liess der Generalleutnant und Befehlshaber sämmtlicher Truppen in der Grafschaft Hanau, Ludwig von Dürfort, Graf de Lorges einen Erlass des Armeeintendanten Gayot vom 8. Februar verkünden. Derselbe

enthielt, dass die Grafschaft Hanau neuerdings 1,159,438 Livres zur Fouragekasse zu entrichten habe und wurde durch Dürfort mit den Worten kund gegeben: „ich fordere Euch somit, meine Herrn, von Seiten des Königs, meines Herrn, auf, mir auf der Stelle und ohne Aufschub die Massregeln zu bezeichnen, welche Ihr zum Vollzuge der Befehle des Herrn Intendanten Gayot zu ergreifen beschlossen habt.“ Als die fürstliche Regierung sich weder zu rathen noch zu helfen wusste, schwur der General mit Plündern, Sengen und Brennen zu verfahren und die landgräflichen Schlösser dem Erdboden gleich zu machen. Er liess die Mitglieder der gesammten Regierung in das Amtsgebäude zusammentreiben und zwang sie, sich zu verpflichten, die Hälfte der geforderten Summe in kürzester Zeit zu erlegen und eine Anzahl Bürger ihm als Geisseln auszuliefern.

Bis zum 24. Februar hatte die unglückliche Regierung erst 255,000 Livres aufgetrieben und verabfolgt. Da Dürfort endlich Anstalten machen liess, die Stadt zu plündern, so ging die Regierung am folgenden Tage die Verbindlichkeit ein, behufs der weitern Abtragung von Tag zu Tag Zahlungen zu leisten. Sie hatte die Erklärung empfangen, dass sie mittelst Zögerung keineswegs auf einen Glückswechsel zählen dürfe, wenn nämlich auch die französische Armee in die Lage gerathen sollte, das Land räumen zu müssen. In diesem Falle werde man die wohlhabendsten Einwohner sammt ihren Effekten mit sich nehmen. die Städte und Dörfer aber anzünden. — So war das Benehmen der Aliirten des deutschen Reichs. Die hessische Regierung brachte die sämmtlichen Ereignisse durch eine umfassende Denkschrift vom 5. April zur Kenntniss des Kaisers und sämmtlicher Reichsstände.

Der März brach an und brachte nichts als die Fortsetzung des Rückzuges, ohne dass Graf von Clermont die Absicht gezeigt hätte, sich an irgend einem Punkte zu halten und ernstlichen Widerstand zu leisten. Hameln, wie erwähnt, war der Vereinigungspunkt der ersten Armee geworden und in seiner Nähe schien es daher zur Entscheidung kommen zu müssen, aber das war keineswegs der Fall, sondern die Kolonnen rückten durch die Stadt und über die Weser und flossen in westlicher Richtung wie Bäche wieder auseinander. Sie zogen mit Zurücklassung von nur 4 Batallionen, aber sehr vielen Geschützen in der ersten

Woche des Märzes allmälig über Herford, Lemgau und Bielefeld. Gewaltig irrten daher jene, welche, die Sache der Franzosen als Reichsbundesgenossen begünstigend, ihre Ueberzeugung aussprachen, dass die Armee keineswegs sich vollständig zurückziehen, sondern das preussische Corps bald nach Halberstadt zurückdrängen werde, um die Belagerung von Magdeburg vorzunehmen. Wie und auf welche Weise ein solches Wunder zu bewirken sei, wusste freilich niemand anzugeben. Mässiger waren die französischen Agenten im Haag, denn der Graf von Affry erklärte blos, man denke daran, wo immer nur möglich, Westfalen zu decken und Hameln zu halten. Unbefangene Franzosen hielten dieses aber für eine Unmöglichkeit. Könnte doch nur, so klagte man in einem Schreiben, der König einige Tage hier sein und diese nachlässige Wirthschaft mit ansehen! Mit einem Worte, wenn nicht die Ordnung wiederhergestellt wird, ist es rein unmöglich, dass diese Armee irgend einen Erfolg erringe. Erst am 7. März rückte das preussische Corps zu Hildesheim ein und schrieb sogleich eine Kontribution von 125,000 Thaler und beträchtliche Lieferungen aus. Gross war der Schaden, den die Franzosen dem Hochstift durch Fortführung von beinahe 6000 Pferden zugefügt hatten. Als das preussische Freicorps des Majors von Wunsch einrückte, nahm es zwar einen noch vorfindlichen Rest in Beschlag, wurde aber durch den Prinzen Heinrich an weitern Massregeln gehindert. Prinz Heinrich von Preussen, welcher sich persönlich bei demselben Corps eingefunden hatte, um es in Augenschein zu nehmen, kehrte zur königlichen Armee zurück, nachdem er dem Herzog von Braunschweig seine Glückwünsche wegen glücklicher Heimkunft in sein Land abgestattet hatte. Sehr edel benahm sich der Herzog gegen seine früheren Bedrücker. Er erklärte, dass er die zahlreichen Rekonvaleszenten in den Spitälern keineswegs als Kriegsgefangene betrachte; er liess sie mit braunschweig'schen und preussischen Pässen versehen und sandte sie zur französischen Armee zurück.

Jetzt kam die Reihe zu fallen an das befestigte Minden. Der Generalleutnant Morangies hatte schon vor längerer Zeit den Oberbefehlshaber in Kenntniss gesetzt, dass der Platz sich keineswegs in einem befriedigenden Zustande befinde und dass es namentlich an zureichender Munition zu einer ernstlichen Ver-

theidigung fehle, aber dieser dienstliche Bericht hatte ein ganz eigenthümliches Schicksal. Der General übergab denselben einem Offizier, um ihn in das Hauptquartier zu überbringen, dieser jedoch wurde unter Wegs entweder sehr krank oder fand es, wie schlimmer Weise vermuthet wird, gelegener und bequemer in einem Dorfe einen Boten zu requiriren und denselben mit der Depesche in das Hauptquartier zu senden. Der Bote schlug aber den entgegengesetzten Weg ein und überbrachte das Schreiben dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher von Nienburg die Weser heraufzog. Als die Verbündeten nahten, liess General Morangies die steinerne Brücke sprengen. Der Herzog säumte nicht, eine Kommunikationsbrücke auf das linke Weserufer zu werfen, um von allen Seiten die Stadt zu umzingeln. In der Nacht vom 7. auf den 8. März liess er die Laufgräben eröffnen, und als er aus der Art des Widerstandes die Gewissheit geschöpft hatte, dass Minden nicht haltbar sei, übersandte er am 13. März nach einer kurzen Beschiessung dem General seinen eigenen dienstlichen Bericht, welchem er die Kapitulationspunkte angefügt hatte. Morangies sah sich genöthigt, die Stadt am 14. zu übergeben; die Garnison in 3500 Mann bestehend wurde kriegsgefangen und ausser sehr reichen Magazinen fielen 27 Fahnen und Standarten sammt 67 französischen Kanonen dem Herzog in die Hände.

Nach langem Aufschube wurde endlich auch die ostfriesische Seeküsste frei. Diesen Landstrich mit der wichtigen Stadt Emden hatte bisher der kaiserliche Feldmarschalleutnant von Pira mit einem kombinirten Corps geschützt. Er befehligte eine österreichische Truppenabtheilung, bestehend aus einzelnen Batallionen der niederländischen Regimenter Karl Lothringen, Platz, Los Rios, Ligne, Sachsen-Gotha und Arberg, und eine französische, welche das Regiment Eu und dreizehn Eskadronen begriff. Der Ruf über die bisherigen Ereignisse hatte das Missgeschick der französischen Armee bis zu einer allgemeinen Niederlage vergrössert. Ein panischer Schrecken war daher über die französischen Truppen eingebrochen. Am 13. März machte die Reiterei Miene, allein aufzubrechen, und es bedurfte des Ernstes, um sie zu vermögen, bei dem eigenen und österreichischen Fussvolk auszuharren. Der gemeinschaftliche Aufbruch erfolgte in der Nacht des 18. zum 19. März aus der Stadt Emden. Aus

Mangel an Führer blieb ein werthvolles Magazin zurück und ein grosser Theil des französischen Gepäcks fiel den Engländern in die Hände. Da nämlich dasselbe auf Schiffen in der Ems gebracht wurde, so entging dieses den vor der Mündung liegenden englischen Kriegsschiffen nicht; sie sandten ihre Boote ab und nahmen die Flussschiffe. Sobald die Stadt geräumt war, wurde sie durch die Schiffsequipagen von drei Fregatten besetzt. Um den Rest des Gepäckes nicht einzubüssen, liessen die französischen Truppen dasselbe eilig über die holländische Grenze hinübergehen, aber die Holländer ermangelten nicht, darüber ihren Unmuth kund zu geben; denn von Zwolle und Deventer ergingen sogleich Anzeigen an die Generalstaaten, dass Franzosen das Gebiet von Oberyssel betreten hätten. Der königliche Gesandte, Graf Affry, hatte das angenehme Geschäft, die Hochmögenden zu beruhigen, dass hier ein Nothfall vorhanden und es auf keine Territorialverletzung abgesehen sei.

In welchem Einklange unter sich die Weisungen von Paris, die Verfügungen des Oberfeldherrn und die Erklärungen des königlichen Gesandten am Reichstage standen, gab sich besonders bei der Festung Hameln kund. Dass die in den ersten Tagen des Märzes hier zahlreich konzentrirten Truppen bis auf vier Batallione abgezogen, ist bereits erwähnt worden. Am 19. März theilte aber in Abwesenheit des französischen Gesandten dessen Legationssekretär dem Reichstagskollegium eine Zuschrift des Ministers des Aeussern mit, in welcher dieser den Reichsständen kund gab, dass die französische Armee den Posten von Hameln nicht allein behaupten, sondern nach erhaltenen Verstärkungen wieder anrücken werde, um den Feind zurückzutreiben: es bleibe somit immer ihre Absicht, die Länder der treuen Alliirten Frankreichs zu beschützen. Die reichsständischen Gesandten berichteten ferner unter demselben Datum an ihre Fürsten, es seien auch von Hameln Nachrichten gekommen, aus welchen erhelle, dass der Graf von Clermont wirklich seine Operationen habe beginnen wollen, als ein Eilbote von Paris mit dem Befehle angelangt sei, sich solange in keine Schlacht einzulassen, bis die beschlossenen Verstärkungen bei der Armee eingetroffen seien. Wann aber diese Zeit kommen würde, das war freilich um so weniger zu bestimmen, als man die bereits vorhandenen Truppen nach Westen hatte ab-

marschiren lassen; die Verhältnisse litten nun aber keinen Aufschub. Ob von seinem Hofe ermächtigt oder nicht, lässt sich schwer sagen, der Graf von Clermont beschloss nach dem Falle von Minden die Festung Hameln zu räumen, vor welcher sich die feindlichen leichten Truppen bereits einzufinden begannen. Nachdem der General Herzog von Randan alle Magazine zerstört hatte, verliess die Besatzung am 18. März mit Zurücklassung von 600 Kranken die Stadt und schloss sich dem Hauptquartiere an, welches der Graf von Clermont südlich der Lippe nach Paderborn verlegte, um hier den grössten Theil des vom Herzog von Broglio befehligten Corps an sich zu ziehen.

Der Rückzug der Franzosen von der Weser gegen die Ems ging indessen in grosser Unordnung und Verwirrung vor sich. Am 16. März hatte sich das Corps des Grafen von St. Germain, angeblich aus 18 Batallionen und 3000 Reitern bestehend, in und um Bielefeld zusammengedrängt. Als um Mitternacht vom 17. auf den 18. März die Nachricht kam, es näherten sich die Alliirten brach die ganze Schaar in solcher Eile und Unordnung auf, dass sich die Kompanien nicht einmal gehörig formirten. Um 9 Uhr des nächsten Morgens sprengten dreissig schwarze Husaren vom Corps des Prinzen von Holstein unter dem Jubelrufe der Einwohner: Vivat Fridericus maximus! durch die Stadt. Nach einigen Stunden erschienen sie wieder und brachten eine ganze Reihe von Wagen sammt der Eskorte. Schlimm wirkte die Nähe und das Beispiel der Husaren, denn jene ermunterten das Landvolk zur Theilname. Mit Gabeln, Aexten und Stangen machte es sich nun auch auf den Weg und zog, um den kleinen Krieg auf eigene Faust zu üben, dem Feinde nach. Es lieferte nach einigen Tagen zwar keine Kriegsbeute aber einige sechzig Gefangene ein.

Lange wurde gezögert, dem schwer heimgesuchten Kassel die Freiheit wieder zu geben. Den Worten des Herzogs von Broglio nach, der vom 26. Februar bis 5. März ohne alle Nachrichten vom Obergeneral war, hatte er beschlossen zu bleiben und das Land zu vertheidigen, aber jedermann zweifelte daran. weil man die Möglichkeit nicht begriff, und anderer Seits der beständige Abzug von Wagen mit Kranken bewies, dass die Räumung der Stadt bald erfolgen werde. Der Herzog benützte die ihm verbleibende Spanne Zeit, um noch möglichst viel Geld

beizutreiben. Am 6. März hatte er den landständischen Deputirten eröffnen lassen, dass von der dem Lande auferlegten Kriegssteuer noch zwei Millionen Livres im Ausstande seien und dass sogleich Mittel gesucht werden müssten, um die Hälfte noch vor dem 11. März zu erlegen. Als alle Gegenvorstellungen wegen obwaltender Mittellosigkeit sogleich vom Herzoge waren abgewiesen worden, erliess er noch an selbem Tage folgende Kundmachung: es werde allen Bewohnern von Kassel, welchen Standes sie immer seien, hiemit befohlen, binnen vierundzwanzig Stunden alles in ihrem Besitze befindliche gemünzte Gold und Silber in die Hände der Minister der Regentschaft abzuliefern, um an der Zahlung der dem Lande aufgelegten Kontributionen abgerechnet zu werden. Bezüglich der Zurückzahlung der eingelieferten Gelder und der Interessen von selben, hätten die Mitglieder der Regentschaft den Darleihern Sicherheit zu geben und entsprechende Hypotheken anzuweisen, denn er, der Herzog, habe sie ermächtigt, sämmtliche Sr. Durchlaucht dem Landgrafen zugehörigen Besitzungen zu diesem Zwecke zu verpfänden. Wer die Gelderlegung verweigere, solle sein Gold oder Silber verlieren und gefangen gesetzt werden; wer eine Anzeige deshalb erstatte, habe den dritten Theil als Belohnung anzusprechen.

Das hessische Gesammtministerium wurde gezwungen, diese Verfügung gleichfalls bekannt zu machen. Es gelang ihm blos, eine Milderung zu erwirken, welche dahin ging, dass jene, welche blos baare zehn Thaler im Hause hätten, nichts zu geben brauchten. So kam denn unter grossem Leid und Schmerz der 20. März heran. Nach Abzug der für den französischen Dienst gemachten Lieferungen und der dem königlichen Agenten Natoire bereits gemachten Zahlungen blieb noch die Summe von 850,000 Thaler zu tilgen. Für diese mussten die versammelten Landstände die Bürgschaft übernehmen. Die Prälaten, Ritter und Bürger mussten sich bequemen, eine Urkunde auszustellen, durch welche sie sich in Gesammtheit als haftbar erklärten, ihre sämmtlichen Besitzungen als Hypothek verschrieben und die Schuld binnen anderthalb Jahren zu tilgen versprachen. Nachdem dieses geschehen war, wurden fünf angesehene Männer, theils der Regierung, theils den Landständen angehörig mit Arrest belegt und als Gefangene nach Strassburg abgeführt.

Wacker hatten indessen die französischen Truppen ausgeräumt. Bis zum 17. März waren 600 Wagen mit Kranken und 300 Kanonen aus dem Zeughause fortgeführt worden. Endlich brach der heissersehnte 21. März an; an der Spitze der Besatzung zog Broglio von dannen. Es war der Tag, wo der Hessen greiser Landesherr Wilhelm VIII. vor 76 Jahren das Licht erblickt hatte; er war geboren nach altem Style am 10. März 1682, der nach der neuen Berechnung dem 31. März entsprach. Der Landgraf säumte nicht, auch die letzten schweren Misshandlungen, die sein treues Volk erfahren, zur Kenntniss des Kaisers und Reichs zu bringen.

Der Herzog von Broglio hatte die Richtung auf Paderborn genommen, wo im Vereine mit den vom Grafen von Clermont geführten Scharen eine Streitmacht von 36,000 Mann sich sammelte, aber nicht, um ihr Glück im freien Felde zu wagen, sondern dem Rhein in Masse zuzuziehen. In mehreren Kolonnen zogen sie theils am linken Ufer der Lippe über Soest und Unna, theils am rechten Ufer über Lippstadt der Festung Wesel zu. Als am 26. März Graf von Clermont Lippstadt verliess, fehlte es in dem Grade an Pferden und Schiffen, dass er zehn ganz neue vier und zwanzigpfündige Kanonen, die erst vor kurzem aus Frankreich gekommen waren, in vernageltem Zustande zurücklassen musste. Münster, nördlich von der Lippe, war bereits von braunschweig'schen Truppen besetzt und weiter nordwärts über Osnabrück zog das wangenheim'sche Corps, aus vier Regimentern Fussvolk und zwei Reiterregimentern bestehend mit 50 Geschützen und 30 Pontons nach Wesel. Mit dem Schlusse des Monats März war die französische Armee am Rhein, ohne irgend einen bedeutenden Verlust durch Gefechte erlitten zu haben, angekommen. Die ostfriesische Kolonne hatte bei Bentheim blos einen kleinen Zusammenstoss mit den Hannoveranern, in welchem sie ihnen einen Theil ihres Heergeräths, namentlich an Zelten überlassen musste; sie ging am 29. und 30. März bei Emmerich über den Rhein. Alle Schiffe von der holländischen Grenze bis Wesel wurden auf das linke Rheinufer abgeführt und somit jede Kommunikation unterbrochen. Da der Graf von Clermont fand, dass Wesel die zuströmenden Truppen samt ihrem Gepäcke und Heergeräthe bald nicht mehr fassen werde, auch wegen Mangels an Zelten dieselben unter den Mauern nicht unterzubringen

seien, so hatte er das brogliosche Corps, welches nach Sammlung aller Truppen noch aus 39 schwachen Batallionen und 22 Eskadronen bestand, die Richtung nach Düsseldorf einschlagen lassen.

Es bedarf wohl keiner Versicherung, dass der plötzliche und unerwartete Rückzug der ersten französischen Armee nicht blos Gegner und Freunde überraschte und erstere mit grossem Jubel, wie letztere mit Unwillen und Niedergeschlagenheit erfüllte. Am Reichstage zu Regensburg herrschte die vollständigste Bestürzung, da namentlich Kurköln, wenn die Verbündeten von ihrer Macht einen strengen Gebrauch machten, in die misslichste Lage gerathen musste. Sämmtliche Länder zwischen dem Rhein und der Aller ohne Schlacht und Treffen aufgegeben und die Unhaltbarkeit aller Positionen blos in Folge der Manöver und Bewegungen des Feindes zugestanden zu haben, das war jedenfalls eine völlig neue und im bisherigen Verlaufe des Kriegs noch nicht gesehene Sache. Anhänger wie Gegner erklärten sich, jede Partei nach ihrer Weise, das wichtige und folgenreiche Ereigniss. Die Diplomatie schlug nach ihrem Dafürhalten den besten Weg zur Rechtfertigung ein, indem sie aussprach, dass alles systematisch sei vollführt worden. Der Graf von Affry erklärte im Haag geradezu, der ganze Rückzug beruhe auf dem Operationsplane, welchen das königliche Kabinet mit dem kaiserlichen Hofe verabredet und festgesetzt habe, aber allen Reichsständen war aus den Verhandlungen am Reichstage nur zu wohl bekannt, dass gerade im Gegentheile die Wahrheit lag und von Paris aus die oft wiederholten Versicherungen waren gegeben worden, das nordwestliche Deutschland keinesfalls an England und dessen Bundesgenossen Preis zu geben. Zu Anfang des Märzes, wo das allmälig sich entwickelnde Urtheil mit Gewissheit noch nicht errathen liess, welche Stufe es erreichen würde, hatte der Minister des Aeussern, Abbé von Bernis, den königlichen Gesandten mitgetheilt, die Ursache des einstweiligen Rückzugs hinter die Weser sei blos die völlige Erschöpfung der östlichen Landstriche. Bald werde man aber das Heer mit allen nöthigen Provisionen versehen und es in Stand setzen, Hannover gerade wieder so in Besitz zu nehmen, wie dieses nach der Schlacht von Hastenbeck geschehen sei. Nach einigen Wochen jedoch verflüchtigte sich dieser aus der Luft gegriffene Trost zu blossem Dunste. An plausibeln Gründen litten aber

die französischen Agenten keinen Mangel. Als auch die Weser begann aufgegeben zu werden, verkündeten sie, man könne es nur als ein Glück und als eine Bürgschaft des künftigen Sieges ansehen, dass die vielen hannöverschen Städte, welche so beträchtliche Besatzungen verschlungen hätten, evacuirt würden. Diese Ansicht enthielt jedenfalls viel Wahres. Andere suchten den schlimmen Zustand der Dinge zu bemänteln und den Blikken der Unkundigen zu verbergen. Da hiess es, alles sei eine Folge der Aenderung im Kriegssysteme. Man werde künftig nur eine mässige aber auserlesene Macht der verbündeten Armee entgegenstellen, um alle Kräfte des Landes auf die Marine und die Seerüstungen verwenden zn können. Gegner aber bemerkten, aus allen diesen Planen werde am Ende doch nichts, da im französischen Ministerium kein Einklang herrsche. Der Marschal von Belleisle habe sich zwar dem Anscheine nach mit dem Abbé von Bernis ausgesöhnt, aber im geheimen operire einer gegen den andern und suche ihn zu verdrängen. Da walte ein harter Kampf vor; der Marschal besitze das Ohr des Königs, der Minister des Aeussern aber die Gunst der Frau Marquisin. Um der Bevölkerung Frankreichs selbst den Glauben beizubringen, der Rückzug beruhe blos auf einer Staatsraison und sei keineswegs die Folge einer unvermeidlichen Nothwendigkeit, wurde verkündigt, die Staatsregierung finde die Aufstellung eines ansehnlichen Heeres in Flandern unerlässlich und habe zu diesem Zwecke bereits bei dem Fürstbischofe von Lüttich den Durchmarsch von 10,000 Mann französischer aus Deutschland heimkehrender Truppen angemeldet. Gleichzeitig verkündigten die Blätter, der König habe den Herrn von Mallebois seiner Verdienste wegen zum Oberbefehlshaber der flandrischen Armee ernannt. Sie wurde jedoch niemals zusammengezogen, denn das Ministerium hatte genug zu thun, um die clermont'sche Armee wieder gehörig auszurüsten und jene des Fürsten Soubise in kampffähigem Zustande zu erhalten. Die englischen Korrespondenzen fuhren dagegen mit rauher Hand in die künstlichen Gewebe, welche die wahre Lage der Sache verdecken sollten. Sie sprachen sich dahin aus, dass die Räumung allerdings auf Grund eines Operationsplans, aber nicht des französischen, sondern des preussisch-hannöver'schen stattgefunden habe. König Friedrich und der Herzog Ferdinand von Braunschweig hätten

sich in ihren Ansichten dahin vereinigt, die französischen Besatzungen unvermuthet und so schnell wie möglich einzeln anzugreifen, aufzuheben oder nach allen Richtungen auseinander zu sprengen, um ein Zusammenziehen der Armee unmöglich zu machen. Es habe im Grunde nur eine Wiederholung jener Manöver stattgefunden, welche der König bei Durchbrechung der böhmischen Kordons angewandt. Die Urtheile der Holländer waren ebenso praktisch. An Lebensmitteln, meinten sie, habe es durchaus nicht gefehlt, denn man habe ja die beträchtlichsten Magazine entweder den Händen des Feindes überlassen, oder selbe vernichtet, wohl aber habe es an Disziplin und Subordination gemangelt und Krankheiten und Desertion hätten sich zu jenen Uebeln hinzugesellt. Schliesslich sei aber eine entmuthigende Missstimmung über das Heer eingebrochen; Soldaten hätten sich laut darüber beklagt, keine geschickteren Führer zu haben. Der Marschal von Belleislè habe, sobald er die Leitung des Kriegsministeriums übernommen, den wahren Zustand erkannt und erklärt, dass die französische Armee ruinirt sei und eine Verstärkung von wenigstens 30,000 Mann nöthig habe. Die Bevölkerung der deutschen Provinzen wusste dagegen nicht, wie ihr geschehen war. In grossen Nöthen wie bei überraschendem Glückswechsel nimmt das tiefere deutsche Gemüth gern eine religiöse Färbung an. In der unverhofften und schnellen Rettung aus Feindeshand erkannte das religiöse Gefühl des Volks eine unmittelbare Einwirkung der Hand Gottes.

Der Verlust der französischen Armee an Menschen und Material war ungemein gross. Eine gleichzeitige Druckschrift „Die Sache Theresiens und Friedrichs" ist der Ansicht, jener sei stärker gewesen als der Verlust der Oesterreicher nach der Schlacht bei Leuthen. Was aber die Magazine betreffe, die man den einzelnen Ländern abpresste, so hätten die französischen Intendanten selbe auf einen Werth von 24 Milionen Livres angeschlagen. An manchen Punkten sei eine wahre Masse von Wagen, Pferden, Maulthieren und Tross den Verbündeten in die Hände gefallen; man habe glauben können, alle Judenschulen aus Lothringen, dem Elsass und vom Rhein seien dort zusammengeströmt, eine förmliche Armee von überflüssigen Leuten habe bestanden.

Die zweite französische Armee, welche von Frankfurt längs des Mains bis über Aschaffenburg, wo General Chatelet stand,

und vom Main die Kinzig hinauf links durch die Wetterau und rechts durch das Bisthum Fulda bis nach Hessen hinein sich ausgedehnt hatte, machte in der zweiten Hälfte des Märzes schon Anstalten, ihre Stellung aufzugeben, über den Rhein zurückzugehen und sich bei Oppenheim aufzustellen. Die Vorstellungen des kaiserlichen Hofes und des Reichsfeldmarschals Pfalzgrafen Friedrich, dass durch diesen Rückzug beide Mainufer und die rechte Rheinseite völlig blossgestellt würden, schienen keinen rechten Eingang finden zu wollen, aber endlich kam ein Staatsbote von Versailles mit der Weisung, sich am Main und namentlich zu Hanau festzusetzen und zu halten. Pfalzgraf Friedrich, der in Abwesenheit des Fürsten von Soubise den General Fürsten von Stolberg an den Generalleutnant Durfort abgesandt hatte, fand letztern nach jener ernsten Weisung sehr willig. Durfort war jetzt der Ansicht, die Stellung beider Armeen sei im Grunde eine sehr günstige, denn wenn er selbst den Untermain decke, die Reichsarmee aber den Obermain schütze, so könne, wenn ein feindlicher Angriff über Fulda erfolge, der Pfalzgraf dessen Wirkung leicht durch Absendung eines Corps in die Flanke des Feindes lähmen. — Das französische Ministerium fand aber gleichwohl bei den obwaltenden Umständen die Besatzung zu Marburg zu weit vorgeschoben, und ertheilte daher dem Befehlshaber daselbst, Generalmajor Sebastian Le Prêtre Graf von Vauban, den Befehl, die Stadt zu räumen. Er hatte auf eigene Faust den Magistrat genöthigt, eine katholische Hospitalkapelle auszustatten und die anfängliche Zögerung mit der Drohung geahndet, die protestantischen Kirchen sperren zu lassen. Die Räumung Marburgs erfolgte am 26. März, als aber fortwährend die leichte französische Reiterei von Giessen her bis an die Thore streifte, sah sich Landgraf Wilhelm veranlasst, die Reste der verfügbaren Truppen und die Landmiliz dort zusammen zu ziehen, um diese Streifzüge abzuwehren. Das nahm der Generalleutnant Marquis du Mesnil dem Fürsten sehr übel; er bedrohte daher die landgräfliche Regierung zu Hanau damit, die hessischen Lande mit Feuer und Schwert verheeren zu lassen, weil man gegen Kriegsbrauch das Landvolk armirt habe. Der General hatte nothwendig ein kurzes Gedächtniss, denn er hatte vergessen, dass erst in jüngster Zeit mehrere Regimenter französischer Landmiliz der ersten

Armee waren zugesandt und blos zum Theil in die Linie waren eingetheilt worden.

Mit dem Schlusse des Märzes war das ganze rechte Rheinufer mit Ausname der festen Plätze Wesel und Düsseldorf von der holländischen Grenze an bis Mülheim und Deutz gegenüber von Köln geräumt. Die niederländischen Batallione von Ligne, Sachsen-Gotha und Arberg bildeten mit den französischen Regimentern Picardie und Enghien die Besatzung von Wesel und die übrigen Niederländer hüteten Geldern. — Erst seit dem 6. April streiften preussische Husaren bis auf eine halbe Stunde vor Wesel. Das Broglio'sche Corps hatte seinen Rheinübergang bei Düsseldorf bewerkstelligt. Leider hatten die Bewohner der an das Herzogthum Berg stossenden Mark und zwar namentlich jene von Ratingen im blinden Eifer sich soweit vergessen, die französische Nachhut, welche ein Hospital eskortirte, anzugreifen. Sie hielten überhaupt alle Traineurs an und nahmen sie gefangen. Die in der Rheinebene gelegene und von keinen Höhenpunkten dominirte Festung Düsseldorf wurde jetzt für die französische Armee ein wichtiger Platz, welchen die im königlichen Solde befindlichen kurpfälzischen Truppen sammt der Festung Jülich besetzt hielten.

Der bessern Subsistenz wegen wurde die Armee zwischen dem Rhein und der Maass in weitläufige Kantonirungen auseinander gelegt. Sie bestand noch in 117 sehr geschwächten Batallionen und 74 Eskadronen. — Der Graf von Clermont zog sich den schlimmen Zustand der Truppen sehr zu Herzen. Im April meldeten Berichte über ihn, er sei traurig, niedergeschlagen und schweigsam und es sei selbst ein Schlagfluss für ihn zu fürchten.

Der Rückzug der ersten französischen Armee von der Aller zur Weser, von dieser zum Rhein und zuletzt vom Rhein bis zur Maas, während die zweite Armee ihre Stellung von der Lippe bis zum Main noch völlig beibehielt, bot eine Erscheinung eigenthümlicher Art dar.

Der Umstand, dass, sobald die hannöverisch-hessische Armee und das preussische Hülfscorps sich in marschfertigen Stand gesetzt hatten und langsam vorzudringen begannen, die französischen Truppen die dem anrückenden Feinde zunächst gelegenen Garnisonsorte allgemach räumten und abzogen, ohne an rückwärts gelegenen Punkten sich in Corps zu vereinigen, und

sodann ein Treffen oder eine Schlacht zur Vertheidigung ihrer Eroberungen zu wagen, ist an sich eine eben so auffallende Thatsache, wie das ruhige und höchst bedachtsame Nachrücken des Herzogs Ferdinand und des Generals Wedell.

Auf französischer Seite hat man wohl keine andern Erklärungsgründe als die Anname, dass die erste französische Armee in Folge ihrer Zersplitterung und dienstlichen Vernachlässigung sich in einem so aufgelösten und geschwächten Zustande befand, dass die Generale es nicht für rathsam fanden, sie in offner Feldschlacht den Verbündeten entgegen zu stellen, sondern es für gerathener hielten, möglichst ohne Kampf die ganze Landstrecke zwischen der Aller, der Lippe, dem Rhein und der Nordsee Preis zu geben. — Dieser Art und Weise das Land zu räumen scheint eine irrige Vorstellung der verbündeten Heerführer zu Hülfe gekommen zu sein, indem sie die französische Armee für stärker, geübter und streitbarer hielten, als sie wirklich war. Ohne diese Anname ist es nicht wohl erklärbar, warum selbe nicht versuchten, die meist vereinzelten feindlichen Abtheilungen durch ein rascheres Vorgehen festzuhalten, zum Schlagen zu bringen und ihnen möglichst vieles Material und Kriegsgeräth abzunehmen.

Eine nicht weniger seltsame Thatsache ist es, dass während die erste französische Armee in einem gleichsam aufgelösten Zustande sich an den Rhein zurückzog, die in ihrer rechten Flanke in einem Theile von Westfalen und in Hessen stehende zweite Armee auch nicht eine Miene machte, ihr zu helfen, d. i. eine Diversion gegen und über die Lippe in die linke Seite des nachrückenden Feindes zu unternehmen. Die zweite Armee blieb in ihren Standquartieren vielmehr ruhig stehen, konzentrirte sich zu irgend einer Operation an keinem Punkte, sondern that vielmehr, als wenn jene Geschichte ihr gar nichts mehr angehe. Zum Danke machte es Herzog Ferdinand eben so und nahm von ihr keine Notiz. Da war denn beiden Theilen geholfen.

Nur bei völligster Passivität der zweiten Armee konnte es Herzog Ferdinand wagen, den Rhein zu überschreiten und die erste bis an die Maas und bis über Köln hinauf zu drängen und zu verfolgen.

Sowie das unverhoffte Vordringen der verbündeten Armee allenthalben mit Erstaunen war betrachtet und in vielen Landstrichen mit Jubel begrüsst worden, eben so sehr wurde

jetzt die Säumniss beklagt, welche vermeintlich Herzog Ferdinand sich zu Schulden kommen liess. Er machte allerdings noch keine sichtbaren Anstalten, dem französischen Heere auf das linke Rheinufer zu folgen und den Kriegsschauplatz dahin zu verlegen, aber dieses war auch sobald nicht möglich. Weder die Hannoveraner, noch die Hessen und Braunschweiger befanden sich in Folge der Missgeschicke im verwichenen Jahre, wo sie ein Asyl jenseits der Elbe hatten suchen müssen, in einem befriedigenden Zustande, das preussische Hülfscorps war aber nicht zahlreich und die verheissenen 18,000 Engländer mussten erst bei Emden landen. Während der Monate April und Mai lagen mit Ausname des preussischen Corps unter dem Prinzen von Holstein-Gottorp, welches von der Lippe sich gegen das Herzogthum Berg wandte, alle andern Truppen stille, um ihre Kräfte zu ergänzen und sich in den Waffen und in Manövern zu üben, was während der Zeit, wo sie als Gäste auf dänischem Boden geweilt, nicht thunlich gewesen. Beide Armeen, die französische wie die verbündete, befanden sich in einem zerfallenen Zustande, aber die Uebel der letztern waren bei einem so talentreichen Heerführer aus der Schule Friedrichs viel leichter zu heilen, als jene der ersteren, die zwar eine bedeutende Zahl wohl unterrichteter und tapferer Offiziere begriff, aber Mangel an Feldherrn litt, und bei dem damaligen traurigen Zustande der französischen Finanzverwaltung nie die gehörigen Geldmittel bezog, um die zahlreichen Bedürfnisse und Ausrüstungsgegenstände decken zu können. Ein der französischen Diplomatie angehöriger und hochgestellter Mann schrieb im April an einen Vertrauten vom Rhein aus: „das Land rings um sei voll von französischen Truppen, aber vor sechs Wochen oder zwei Monaten könne man sie im Felde gar nicht brauchen. Sie befänden sich in einem möglichst traurigen Zustande und ermangelten alles Nothwendigen. Ohne sie absichtlich zu Grunde zu richten und zu verderben, könne man nicht wohl vor obiger Zeit von ihnen einen Gebrauch machen. Den Offizieren müsse man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass von ihrer Seite die möglichste Sorge statt fände, um einen besseren Zustand herbei zu führen. Ein so grosser Zerfall erfordere aber zur Heilung längere Zeit." Auch der einsichtsvolle Generalleutnant Graf von Torcy zu Köln, war zu Ende des Aprils der Ansicht, dass die Armee

wenigstens noch einen Monat lang der Ruhe bedürfe, um im Felde wieder auftreten zu können. Während sich auf solche Weise die beiden Armeen wieder einübten, schanzten die französischen Genietruppen mit grossem Eifer an verschiedenen Punkten und namentlich zu Düsseldorf und bei dem zwei Stunden rheinabwärts gelegenen Kaiserswerth, während Herzog Ferdinand die von den Franzosen begonnenen Festungsarbeiten zu Lippstadt durch den Ingenieurobersten Isenbart fortsetzen und vervollkommnen liess. Wesel war schon im verwichenen Jahre wie im laufenden bedeutend verstärkt worden, und das preussische Kriegsministerium hatte alle Ursache, seinen früheren Entschluss zu bereuen, diesen Uebergangspunkt über den Rhein bei dem Beginne des Kriegs Preis gegeben zu haben. Das verbündete Heer wäre dadurch einer ganzen Reihe von Verlegenheiten und Nöthen entgangen, die über dasselbe noch hereinbrechen sollten.

Das französische Kriegsministerium sparte übrigens keine Kosten, in eben dem Grade, als die eigenen verfügbaren Streitkräfte nicht zureichten, unter Mitwirkung von Kaiser und Reich die deutschen Reichsfürsten zu veranlassen, Soldtruppen zu stellen. Die Schweizer gingen hier seit langer Zeit mit ihrem Beispiele voran; sie stellten neuerdings volle 7000 Mann. Prinz Xaver von Sachsen, ein Sohn des Königs von Polen, hatte ein polnisch-sächsisches Corps von 10,000 Mann gebildet und führte dasselbe im April bereits durch Oesterreich herauf der französischen Armee zu. Auf dem Kriegsschauplatze angelangt, setzte er sich unter dem Namen eines Grafen von Lausitz (Lusace) an dessen Spitze und verübte bei mehrern Gelegenheiten tapfere Thaten. Auch Herzog Karl Eugen, der früher ein Corps seiner wackern Würtemberger auf der Donau dem Kaiser zugeführt hatte, liess jetzt dasselbe zur französischen Armee stossen und wurde vom Neckar und dem Rhein her bei Frankfurt erwartet. So gewann die französische Armee eine namhafte Verstärkung, wenn sie schon anderer Seits die Beihülfe der niederländischen Regimenter verlor, die, wie bereits früher bei der Reichsarmee erwähnt wurde, nach Böhmen abzuziehen hatten. Wenn übrigens aus solchen Waffengenossenschaften mit Frankreich mehrfach bedenkliche Folgen für Deutschland selbst entstanden, so wolle ja nicht vergessen werden, dass der wahre Grund dazu, in

der uralten und freien Verfassung der deutschen Reichsstände selbst und dann im Bestreben der Angesehenen nach Uebermacht und ausschliesslicher Geltung lag, denn minder mächtige Stände waren mehrfach in der Lage, sich des Andrangs und der Unterdrückung durch ihre deutschen Mitstände nur durch die Beihülfe des Auslandes erwehren zu können. Dass sie sich aber wehrten, daran thaten sie recht.

10.

(Fortsetzung.)

In eben dem Grade, als die oft ganz unerwarteten Ereignisse den Hoffnungen und Wünschen der verschiedenen politischen Parteien nicht entsprachen, wuchs deren Unwillen und Unmuth. Mehrere Kabinete selbst schienen einzusehen, dass sie sich gleich anfänglich bei der Wahl der von ihnen ergriffenen Partei verrechneten. Die holländischen Generalstaaten machten wenigstens die ihnen unangenehme Entdeckung, dass die von ihnen beliebte Neutralität keineswegs ein wohlfeiles Auskunftsmittel für sie geworden sei und sie sich einer besondern Rücksichtsname von Seiten des Kaisers und Reichs deshalb nicht zu erfreuen hätten. Die Engländer schienen dagegen bisweilen zu vergessen, dass der brittisch-französische Krieg seinen wahren Entstehungsgrund nicht in Deutschland habe, sondern sich nur zunächst aus dem Umstande dahin verbreiten musste, weil das königliche Haus zugleich ein deutsches reichsständisches Haus war und somit England nicht für Preussen, sondern hauptsächlich zur Vertheidigung der deutschen Staaten des Königs die Waffen ergriffen hatte. Wir werfen einige nähere Blicke auf die damaligen Vorgänge.

Das Handels-Gremium zu Amsterdam liess im Mai der Prinzessin Statthalterin eine von vierhundert der angesehensten Handelshäuser unterzeichnete Petition des Inhalts zustellen: „Die Staatsangehörigen vermöchten die Bedrückungen der Engländer nicht länger zu ertragen, ausser sie seien entschlossen, mit offnen Augen ihrem Ruin entgegen zu gehen. Bereits 240 holländische Schiffe seien von den Engländern in offner See weggenommen worden. Wenn Mangel an Geld der Grund sei, warum

die Regierung die holländische Flagge nicht in Achtung zu halten vermöge, so seien sie erbötig, aus eigenen Mitteln diesem Mangel abzuhelfen und auf ihre Kosten eine hinreichende Zahl Schiffe in die See zu senden, um ihre Handelsschiffe zu schützen. Wolle man ihnen aber den Schutz verweigern, so seien sie gezwungen, ihr Vaterland aufzugeben und einen Zufluchtsort in einem andern Lande zu suchen, wo ihr Handel besser geschützt werde." Diese entschiedene Sprache erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit und rief bei allen Bedächtigen das Bedenken hervor, es werde am Ende noch, wenn die Holländer auf irgend eine Weise in den Krieg verwickelt würden, der Europa verzehrende Brand eine neue und furchtbare Ausdehnung erhalten. Der Schaden, den die Holländer durch das von den Engländern nicht anerkannte Prinzip, dass die Flagge die Waare decke, erlitten hatten, war ein höchst bedeutender geworden, seitdem der Seehandel Frankreichs mit seinen Kolonien sich unterbrochen fand und zum Theil in holländische Hände übergegangen war. Es wurde den Generalstaaten nachgewiesen, dass seit Ausbruch des Kriegs blos die Städte Amsterdam und Rotterdam durch die englischen Seedeprädationen die Summe von zehn Millionen Gulden eingebüsst hatten. Das französische Kabinet suchte seiner Seits den holländischen Handelsstand zu trösten und zu beschwichtigen, und stellte ihm in Aussicht, dass es Unterhandlungen wegen Verminderung der Eingangszölle in Frankreich eröffnen werde, jedoch gegen das Versprechen, neutral zu verbleiben. Die Statthalterin fand indessen eine Vermehrung der Streitkräfte des Landes für nothwendig. Sie begab sich persönlich in die Versammlung der Generalstaaten und legte eine Denkschrift in ihre Hände nieder, in welcher die Nothwendigkeit der Vermehrung des Heeres um 13,000 Mann dargethan und die allenfallsigen Hülfsmittel aus einander gesetzt waren. Die Holländer, meinte man aber damals, seien beim Heranrücken zweier Armeen und somit des Kriegsschauplatzes an ihre Grenzen die Vedetten Europas geworden und dürften genaues Aufsehen halten. Gleichwohl bewiesen sich die Stände dem Ansinnen durchaus nicht willfährig; Differenzen zu Lande sagten ihnen eben gar nicht zu und sie schoben jede Erörterung über selbe so lange und so weit wie möglich weg. Es trat um diese Zeit der für die Statthalterin noch unangenehme Umstand hinzu, dass der

kaiserliche Gesandte ihr ein Schreiben seines Gebieters überreichte, durch welches er sie zur Stellung ihres Reichskontingents für ihre nassauischen Besitzungen um so mehr ermahnte, als er, der Kaiser, rücksichtlich derselben der Obervormund des jungen Prinzen und Erbstatthalters und dass die Truppenstellung schon im verwichenen Jahre unterblieben sei. — Obgleich völlig den deutschen Reichsgesetzen gemäss, hätte die Vollziehung dieser Obliegenheit viele Inconvenienzen für die Generalstaaten herbeigeführt. Die Stellung der Statthalterin glich noch, da sie weder dem Kaiser ihr Reichskontingent gestellt noch gleich manchen andern Ständen sich zu Gunsten des Königs von Preussen und des Kurfürsten von Hannover erklärt hatte, einer wirklich neutralen. Als regierende deutsche Fürstin sich gegen den Kaiser erklären, hiess auch dessen Bundesgenossen, Frankreich, als Feind ansehen, mit beiden aber sich zu verbinden und England und Preussen zu bekämpfen, war eben so wenig rathsam. Letzteres namentlich hatte als protestantische Macht bei der Mehrzahl der Holländer eine hohe Bedeutung. Sie betrachteten nämlich den König als die wesentlichste Stütze ihres Glaubens und waren ihm in der Regel von Herzen zugethan, obgleich es auch hier nicht an Dissidenten fehlte, die mit schärferem Blicke das politische Gewebe durchdrangen und die wahren Interessen ihres Vaterlandes von den künstlichen unterschieden. Hierher gehörte namentlich ein periodisches Blatt, „der holländische Zuschauer", unter der Redaktion eines Stadtbeamten zu Leiden. Es war antipreussisch, und nach Versicherungen aus dieser Zeit machten viele seiner Aufsätze grosse Sensation. — Die Prinzessin Statthalterin fand es zuletzt für besser, in ihrer bisherigen Passivität zu verharren.

Auch in England zählte König Friedrich eine bedeutende Zahl Freunde und Anhänger, aber gleichwohl gab es auch eine mächtige Partei, die mit dem Gange der englisch-preussischen Allianz nicht zufrieden war und deren lebhaftester Wunsch darin bestand, die nordamerikanischen Zerwürfnisse zu beseitigen, um bald möglichst wieder mit Frankreich in freundschaftliche Verhältnisse zu treten. Um diesen Zweck zu erreichen, scheute sich jene Partei nicht, selbst perfider Mittel sich zu bedienen. Sie begünstigte die Bemühungen jener, welche mit allen Kräften darauf hin arbeiteten, das spanische Kabinet zu bestimmen, mit

Frankreich gemeinsame Sache zu machen. Die Folge davon, so hoffte man, werde sein, dass das englische Ministerium um so schneller mit Frankreich Frieden zu schliessen genöthigt werde. Von dem weltgeschichtlichen harten Kampfe auf dem Kontinente nahm sie gerade nur so viele Notiz als sie nehmen musste; sie sah die Verhältnisse mehr mit merkantilem als politischem Auge an. Lord Chesterfield schrieb an einen seiner Freunde: „es sei der Gipfel der Extravaganz, sich einbilden zu wollen, dass der König den Kampf gegen die drei grössten Mächte Europas auszuhalten vermöge. Könne er aber dieses nicht, so werde es zur Thorheit, wenn England für diesen Fürsten sich auf die Bresche stellen wolle. Da die drei Mächte eng mit einander verbunden seien und ihre gesammten Kräfte zur Erreichung ihres Zweckes in Anwendung brächten, so sei es wohl klar, dass selbst eine Liga des übrigen Europas sie nicht zu hindern vermögen werde." —Der Engländer hat ein weites Herz nur für eine rein nationale und somit blos für eine das eigene Interesse betreffende Sache, und wo letzteres im Spiele ist, da ist er in seinem Hasse gegen Dritte einig, aber nie in einer Vorliebe für Bedrückte. Die Versicherungen des englischen Residenten Williams zu Hamburg, König Friedrichs Bemühungen bei dem englischen Ministerium bezögen sich im Grunde nicht auf Geld, sondern vielmehr auf Truppen und wirkliche Streitkräfte, fanden wenig Gläubige und der holländische Resident, in dessen Augen Geld alles umfasste, meinte, Williams sei eben nur ein Schwänkemacher.

Das Waffenglück der Hannoveraner und der unverhoffte Rückzug der französischen Armee zeigte eine schnelle und unerwartete Einwirkung auf die Politik. Man dachte jetzt plötzlich am Reichstage daran, Kurbraunschweig eine Ausnamstellung zu bewilligen, um es aus der Zahl der Kämpfenden zu entfernen. Zu Anfang des Mai liessen sich der kurmainzische Gesandte Namens der Kurfürsten und der salzburgische Namens des Reichsfürstenraths beim hannöverschen Gesandten zu einer Konferenz ansagen. Sie trugen ihm vor: Sein Gebieter, der Kurfürst, habe früher dem Reiche zu erkennen gegeben, dass er an dem Verfahren des Königs von Preussen gegen Sachsen keinen Antheil habe und solches selbst missbillige. Ohne Kurbraunschweigs Mitwirkung würde aber der Krieg nie eine solche Ausdehnung gewonnen haben. Sie, die Gesandten, wünschten daher zu

erfahren, wes Sinnes gegenwärtig der König sei und ob er an den von Seiten Preussens noch bevorstehenden Feindseligkeiten Antheil nehmen werde. Der Baron von Gemmingen erklärte hierauf, zu bedauern, keine entsprechende mündliche Antwort geben zu können, da die von Seiten des Königs an den Herzog von Braunschweig ergangenen Instruktionen ihm nicht bekannt seien. Uebrigens müsse er auf jenen Erklärungen seines Landesherrn bestehen, welche in Bezug auf den feindlichen Einfall der Franzosen in die kurfürstlichen Lande schon längst an das gesammte Reich seien gebracht worden. Diese Antwort schien alle weitern Schritte unnütz zu machen, denn die Lage der Dinge war so beschaffen, dass wirklich keine Hoffnung vorhanden war, den heiss entbrannten Streit auf dem Wege einer blossen Ausgleichung beilegen zu können.



Der Herzog von Braunschweig traf indessen seine Massregeln, um mit der Armee auf das linke Rheinufer überzugehen, während der Graf von Clermont sich mit dem für Zeit und Umstände zu kühnen Gedanken trug, gleichfalls über den Rhein zu gehen und nach Hannover vorzudringen, und der französische Staatsminister Abbé Graf von Bernis den deutschen Höfen eröffnete, dass der König dem Grafen von Clermont die Weisung gegeben habe, sobald die Verstärkungen bei der Armee angelangt seien, in die feindlichen Lande vorzurücken. Mehrere Monate waren nun seit der statt gehabten Katastrophe verflossen und man hätte sonach denken können, man habe nunmehr auch zu Paris endlich eine klare Einsicht in die Ursachen derselben gewonnen. Das war jedoch keineswegs der Fall; in den offiziellen Depeschen hiess es noch immer: der Rückzug auf das linke Rheinufer verursacht durch die Perfidie der Hannoveraner. — Wer kein Recht hat, Treue zu fordern, hat auch kein Recht, sich über Treulosigkeit zu beklagen. — Uebrigens tritt bei der Armee des Grafen von Clermont der eigenthümliche Umstand hervor, dass es ihm und seinem Generalstabe während des Aufenthalts auf dem linken Rheinufer gänzlich an allen geographischen und topographischen Hülfsmitteln gebrach, so dass sich nichts anderes als deren gänzlicher Verlust beim Rückzug vermuthen lässt. Der bereits mehrfach erwähnte Graf von Torcy, Befehlshaber von Köln, ein im Dienste ergrauter Krieger, da er schon seit dem Jahre 1706 die Waffen trug, schrieb an einen seiner Freunde, einen deutschen

Diplomaten, er habe am 8. Mai dem Grafen von Clermont auf dessen Verlangen einige zwanzig Armeerouten auf Kassel, Fritzlar, Fulda, Marburg, Hanau etc. angefertigt und zugeschickt.

Da die verbündete Armee nicht die gehörige Zahl von Pontons besass, um über den breiten Unterrhein eine Brücke zu schlagen, so hatte Herzog Ferdinand eine grosse Anzahl von Kähnen und Nachen herbeischaffen lassen und zum Theil von holländischen Schiffsleuten gemiethet. In der Nacht vom 1. Juni bewerkstelligte er unterhalb Emmerich, nicht weit von Kleve, glücklich den Flussübergang, und zwar zu einer Zeit, wo alle früheren Besorgnisse der französischen Generale verschwunden schienen. Ihre Meinung war, die Umgegend von Rees und Emmerich sei so stark von ihnen besetzt, dass den Hannoveranern alle Lust, den Rhein zu überschreiten, vergangen sei. Die aufgehende Sonne sah die Verbündeten in dichtem Pulverdampf. Sie drängten allenthalben die feindlichen Truppen vor sich her und nöthigten einen Theil des Regiments Condé, auf holländischem Gebiet seine Zuflucht zu nehmen. Den ganzen Tag über dauerte das Geschütz- und Gewehrfeuer fort, durch welches besonders das Regiment La Marine grossen Verlust erlitt.

Der Kampf setzte sich bis in den Thiergarten von Kleve fort und die deutschen leichten Reiter sprengten bis an die Stadtthore und griffen die Wachten an. Am 7. Juni hatte die französische Armee, in 90 Batallionen Fussvolk und 104 Eskadronen Reiter bestehend, bei Xanten Lager geschlagen, die Verbündeten standen etliche 50,000 Mann stark zwischen Kalkar und Kleve, nur drei Stunden entfernt. Man vermuthete, dass eine Schlacht statt finden werde, aber Graf Clermont schien jeden entscheidenden Kampf absichtlich zu vermeiden. Der Herzog von Braunschweig drängte ihn daher über Mörs allmälig rheinaufwärts und schnitt den Besatzungen von Wesel und Geldern jede Verbindung mit der Armee ab. Die Verschanzungen bei Kaiserswerth am rechten Rheinufer waren von den Franzosen bereits aufgegeben und von den Hannoveranern besetzt worden, von wo sie am 5. Juni die gegenüber stehenden Gegner stark beschossen. Da im weitern Hinaufrücken der Zwischenraum zwischen dem Rhein, der Maas und der Roer sich vergrösserte und somit mehr Truppen in Anspruch nahm, suchte sich der Herzog durch die Auswahl

von Stellungen in der Nähe der grösseren Wälder zu decken. Graf von Clermont schien jetzt den Feind, dessen leichte Truppen sich bis Ruremund und Venlo verbreitet hatten, aufsuchen zu wollen. Seine Anhänger zweifelten nicht an einem günstigen Erfolge, weil das französische Heer um ein bedeutendes stärker an Infanterie und Reiterei war. Am 17. und 18. Juni zogen die bei Neuss an der Erft bisher gestandenen Truppenabtheilungen nach Krefeld ab, und das französische Hauptquartier kam unweit davon nach Ostenrath; zu gleicher Zeit räumte die kleine hannöversche Besatzung von Kaiserswerth aus Mangel an Munition den letztern Ort und ging in Nachen über den Rhein zu ihrem Heer zurück. In der Nähe von Krefeld kam es endlich am 23. Juni zur Schlacht. Sie war keine offne Feldschlacht, behufs welcher die Feldherrn die Truppen und Waffengattungen nach Beschaffenheit des Bodens planmässig eingetheilt und aufgestellt hätten, sondern sie war vielmehr eine ganz improvisirte Schlacht, denn, die französische Armee aus drei Corps bestehend und geführt von den Generalen Contades, Armentières und St. Germain, wurde am besagten Tage in jenen Stellungen angegriffen, in welchen sie schon seit mehreren Tagen gestanden, während die hannöversche Armee sich ganz in die Waldungen bei Alpen zurückgezogen hatte. Die Angriffe des Herzogs auf den französischen rechten Flügel und das Zentrum waren jedoch keine ernstlich gemeinten, sondern verstellte, während es eigentlich dem linken von St. Germain befehligten Flügel galt, der an und in einem auf durchschnittenem Boden befindlichen Walde stand. Es handelte sich somit darum, diesen aus seiner Waldrüstung hinaus zu treiben; war das geschehen, so war den beiden andern Theilen, die frei standen, ihre Flankenbedeckung und ihr Stützpunkt genommen. Der Angriff erfolgte gegen zwei Uhr nach Mittag. Tapfer vertheidigte St. Germain seine wichtige Stellung und damit er sie um so eher behaupten könne, wurden ihm die nöthigen Verstärkungen zugesandt. Umsonst jedoch erwartete sie der hart angegriffene Flügel; sie erschienen nicht, denn sie hatten, wie das beim Mangel regulärer Strassen und bei sich wechselseitigem Durchkreuzen von Holz- und kleinen Ortswegen leicht geschehen kann, sich verirrt. Nach einem mehrstündigen Kampfe gelang es endlich dem Erbprinzen von Braunschweig, sich in den Besitz des Waldes zu setzen und das feindliche

Fussvolk zur Räumung zu nöthigen, mit beträchtlichem Verluste wurden die hier gestandenen Brigaden bis in's freie Feld verfolgt, wo die deutsche Reiterei in sie einbrach. Der Graf von Gisors, der einzige Sohn des Herzogs von Belle-Isle empfing einen tödtlichen Schuss in die Brust und der Generalleutnant von Muy erhielt drei schwere Säbelhiebe über den Kopf. Mit der Vertreibung des linken Flügels aus seiner Stellung, vermochte der rechte und das Zentrum sich auch nicht mehr zu halten und Graf von Clermont begann sofort seinen Rückzug in südlicher Richtung auf Neuss zu nehmen, wo er jedoch nur so lange verweilte, bis die in grosse Verwirrung gerathenen Regimenter sich einigermassen geordnet hatten. Der weitere Rückmarsch ging dann bis Dormagen, halbwegs zwischen Neuss und Köln. Wenige Tage nach der Schlacht kamen bereits Nachrichten von Paris, welche meldeten, dass König Ludwig in höchstem Grade gegen den Grafen von Clermont sowohl wegen seiner Schlachtdisposition als wegen des Rückzuges, der gar nicht nöthig gewesen, erzürnt sei; er habe beschlossen, ihm den Oberbefehl über das Heer zu entziehen und dasselbe dem Marschal d'Estrées zu übertragen, der jedoch wegen Kränklichkeit abgelehnt und hierauf einen Sitz im Staatsrath erhalten habe.[1]

---

1. Hier bricht Huschberg's Arbeit ab.

11.

Rückblick auf die Zustände und Bewegungen des französischen und des hannöverschen Heeres und deren Einfluss auf den Gesammtgang des Krieges bis zu der Zeit, da Contades den Befehl über ersteres übernimmt. — Ferdinand nimmt Düsseldorf und Ruremund ein, bedroht Lüttich und Brabant. — Beide Heere an der Erft einander gegenüber. — Treffen bei Mehrs. — Ferdinands Rückzug über den Rhein. — Soubise's Vordringen in Hessen. — Treffen bei Sandershausen. — Bedrückung Hessens. — Ankunft der Würtemberger. — Englische Landungsversuche. — Die Generalstaaten. — Dänemark. — Spanien. — Die Heere an der Lippe. — Englische Hülfstruppen für Ferdinand, Ankunft der Sachsen. — Soubise's Zug nach Hannover. — Oberg's Zug gegen Kassel. —

Schlacht bei Lutterberg. — Ferdinand überschreitet die Lippe. — D'Armentières rückt gegen Münster. — Misstrauen gegen Frankreich. — Zustand des französischen Heeres. — Der französische Verwüstungsplan. — Rückzug der Franzosen. — Winterlager.

Wie bereits dargelegt, neigte Frankreichs Hauptminister Bernis jetzt zum Frieden. Auch Richelieu trug am Kriege mit Friedrich kein sonderliches Gefallen. Als daher am Beginne des Jahres 1758 Richelieu zur Feststellung des nächsten Feldzugsplanes für die französischen Heere nichts weiter als eine Unternehmung über die Elbe nach Meklenburg vorschlug, beschied ihn unter'm 16. Januar der Kriegsminister Paulmy, dass auch hiervon abzusehen und lediglich eine Vertheidigungsstellung zu behaupten sei. 24,000 Mann solle Soubise den Oesterreichern zuführen, ein anderer Heertheil nach Frankreich zurückgezogen werden. Uebrigens sei die Aufgabe des Oberfeldherrn: Hessen zu decken, das Heer zu erhalten. Gegen die Werra hin möge Richelieu für gute Deckung sorgen. — Weithin über deutsches Land hatten die Franzosen sich verbreitet, nicht fern von der Ostsee hielten sie schon. Ein Mehreres nun zu unternehmen, Preussen ernsthaft zu bedrängen, lag nicht weiter in ihrer Absicht, wie man sieht. Gleichwohl nahmen in kurzem die Angelegenheiten eine solche Wendung, dass Frankreich von neuem zu gewaltigen Anstrengungen sich getrieben sah und aufraffte.

Tief seufzte das Land unter der schweren französischen Bedrückung. Wie Herren schalteten die Anführer in den eroberten Strecken, und als welche Herren! Ungeheure Bar forderungen wurden gemacht und schonungslos beigetrieben[1]: die Lieferungen, die Fuhren, das Schanzen, die Aus-

1. Im Jahre 1757 hatten ausser den Lieferungen (die allein für Minden auf einen Werth von 400,000 Thalern berechnet wurden) an barem Gelde erlegen müssen: die Kalenberg'sche Landschaft 550,000 Thlr., die Lüneburg'sche 300,000, die Grafschaften Dannenberg 100,000 und Hoya 10,000 Thlr., die Herzogthümer Bremen und Verden 320,000, Fürstenthum Grubenhagen 100,000, Diepholz 15,000 (Chur-braunschweigisches Pro-memoria d. d. Regensburg 3. Dezember 1757, vgl. oben Seite 406). In Hannover erschien zur Einstreichung des halben Antheils als kaiserlicher Kommissarius ein Herr von Kinkel. In den preussischen Besitzungen waren erpresst worden, und zwar in Kleve, Mörs und Mark 978,500 Thlr., ausserdem etwa 250,000 Thlr. Kopfsteuern und 30,000 Thlr. von der evangelischen Geistlichkeit. Im Herbst 1757 forderte de Lucé abermals 800,000 Thlr. Ferner von Lingen 93,000, von Minden 200,000 Thlr.

stattung der Spitäler, die muthwillige Holzfällung, die Leerung der Zeughäuser, welchen Schaden richtete dies alles an. Auch Vergewaltigungen an Personen, Rücksichtslosigkeiten und Rohheiten Seitens solcher Männer, die im Besitze feiner Bildung hätten sein müssen, mehrten dazu das Leiden. In Hessen sollten gemäss Richelieu's Befehl alle Räthe, Beamte und Unterthanen des Landgrafen als Kriegsgefangene angesehen werden. Marquis Voyer d'Argenson (eines Ministers Sohn) liess, als er in die Noth kam zu flüchten, in seiner Wohnung zu Wolfenbüttel Fenster, Geräthe und Möbeln zertrümmern, nahm die Schlüssel der Thüren fort und zerschnitt mit einem Diamanten die Spiegel. Aehnliches begab sich öfter. Darum mögen gerühmt werden die Männer, welche besser denkend eine ehrenwerthe Ausname machten: die Herzoge von Randan und Broglio, Marquis d'Armentières, de Negre, Dumuy und Mercières. Nach vielen Jahren machte sich Mercières bittre Vorwürfe, weil er nicht nachdrücklich genug der Plünderung der Leinwandbleiche Bielefelds widerstanden; 1790 sendete er aus Bayonne eine beträchtliche Geldsumme an die Obrigkeit dieser Stadt zur Vertheilung an die Familien der damals Beraubten.

Ein derartiges Treiben verdirbt das Land und zugleich das Heer. Der Geist, der waltet, erstreckt sich bald über alles. Wenn Anführer solche Beispiele geben, wird der Soldat zuchtlos. Das Meiste von dem Erpressten förderte weder die Kriegszwecke noch floss es in den Staatsschatz, sondern verlief sich in den Taschen der Vorgesetzten. Vereinzeltes Plündern ersetzte dem gemeinen Manne durchaus nicht den Abgang einer regelmässigen und guten Verpflegung. Des Königs Beischläferin, die damals gefeierte, nachmals berüchtigte Marquise von Pompadour, soll mit Richelieu im Einverständnisse gewesen sein: er verfuhr als Blutsauger und sah gleiches Gebahren Andern nach; sie trieb Schacher mit den Stellen der Lieferanten, Zeltkrämer und Lazarethaufseher; dem Meistbietenden wurden diese zugeschlagen.[1] Die Soldaten litten öfter Noth, waren abgerissen und zerlumpt,

Klevische Regierungsbeamte, Richter und Schoffen wurden auf dem Schlosse zu Kleve eingesperrt gehalten, weil Bauern zum Vorspann sich nicht einfanden.

1. Geheimnisse zur Erläuterung der Geschichte unsrer Zeit. 1761. Seite 79.

wurden schlecht in den Spitälern verpflegt. Krankheiten minderten daher die Zahl der Kriegstüchtigen beträchtlich.

Die schimpfliche Niederlage bei Rossbach öffnete über die Gebrechen in Paris die Augen. Die Zuchtlosigkeit der Soldaten und die Zwistigkeiten unter den Befehlshabern vermeinte man zu Versailles am besten dadurch dämpfen zu können, dass ein Prinz von königlichem Geblüte an die Spitze dieses Heeres berufen wurde.[1] Also bekam Louis de Bourbon Graf Clermont, der Freund des Königs und Genosse seiner Ausschweifungen, den Oberbefehl, wiewohl seine Unfähigkeit keineswegs unbemerkt geblieben war; es schien hinlängliche Vorsorge, ihn an den Beirath des Grafen Mortaigne zu verweisen. Fast zur selben Zeit schied Paulmy aus dem Kriegsministerium, welches am 29. Januar Marschal Belle-Isle übernahm, ein Günstling der Pompadour, der schon längere Zeit als Vorsitzer eines Kriegsausschusses die Leitung der Unternehmungen in Händen gehabt hatte. Ihm beigegeben ward der unterrichtete Marquis Cremille. Belle-Isle empfand lebhaft die Schmach des letzten Feldzuges, war thätig und keck. Durch fortgesetzten Briefwechsel bemühte er sich die Schritte der Befehlshaber nach Möglichkeit zu leiten.

Die am 17. Januar für Clermont ausgefertigten Verhaltungsbefehle schrieben (im Einklang mit den gleichzeitig an Richelieu erlassenen Weisungen) ihm vor, das Heer wieder in guten Stand zu bringen und in den eingenommenen Stellungen zu erhalten; weitere Unternehmungen wurden vorläufig hinausgeschoben. Als er bei dem Heere eintraf, war er nicht wenig betroffen über dessen Zustand.

Belle-Isle und Clermont waren völlig einverstanden, dass vor allem die Herstellung der Mannszucht Noth thue. Einzelne Franzosen waren wohl geschickt und tapfer[2], aber in der

---

1. (Dumouriez?) Galerie des Aristocrates militaires. Paris 1790, deutsch 1791 unter dem Titel: Schilderung der französischen Generale, die während des siebenjährigen Krieges in Deutschland gedient haben. Aus der Brieftasche eines verstorbenen Offiziers. Duclos, mémoires sécrets sur le règne de Louis XIV. et de Louis XV. Paris 1798 II, 478.

2. Französische Schriftsteller gedenken einer Heldenthat, die nicht unerwähnt bleiben soll. Ein Hauptmann Dasas von Castries' Truppenabtheilung sei bei einem Ueberfallsversuche der Preussen, weil er vor dem Lager sich befand, von Grenadiren umringt worden, die ihm ihre

Gesammtheit überwog Eigennutz, Willkür und Unbedachtsamkeit. Wie verkehrt in Bestellung der Anführer verfahren wurde, wie rücksichtslos diese sich benahmen, wie sehr gegenseitige Eifersüchtelei der Heerführer (z. B. Soubise's und Broglio's) schadete, dies alles ist ja bekannt. Die Gemeinen waren schlecht eingeübt; die Reiter zogen zu Belle-Isle's Verdruss meistens hinter dem Heere einher und sahen den Feind erst am Tage des Treffens.[1] Sogar den Kriegsbaumeistern sprach Belle-Isle Einsicht ab.[2] Auf die deutschen Hülfsvölker, selbst auf die gemietheten Schweizer war geringer Verlass. Sie stritten ungern wider die Preussen. Auf Soubise's Frage: „wozu denn die Schweizer nütze seien?" soll ihm ihr Oberst Lochmann die derbe Antwort gegeben haben: „Ihren Abzug zu bedecken, gnädiger Herr!" Verbargen doch nicht einmal die Pfälzer ihre Abneigung wider die Franzosen. Deren Befehliger, ein Herr von Baaden, wusste immer Ausflüchte, wenn er etwas thun sollte, und die düsseldorfer Regierung verzögerte gleichfalls alle Anstalten. Vergebens waren des in Mannheim weilenden Kurfürsten strenge Befehle, die er auf das Drängen der Franzosen ertheilte; es schien als sollten die Pfälzer nicht in Bewegung kommen. Vor allem brachte das Heer die mangelhafte Verpflegung und das eingerissene räuberische Wesen herunter. Clermont griff ein. Er liess einen Speicheraufseher in's Halseisen stecken, der statt die ausgeschriebenen Lieferungen wirklich einzustreichen eine Abkaufsumme in barem Gelde genommen hatte, und wollte den Directeur général Milin de Grandmaison, der dies also angeordnet hatte, aufknüpfen lassen.[3] Dieser Schurke machte sich schnell aus dem Staube. Indess kam Clermont nicht dazu, eine Ueberschau zu gewinnen und eine

---

Bajonette auf die Brust setzten und mit dem Tode bedrohten, wenn er Lärm mache. „Hierher Auvergne! Feinde sind da!" rief er und sank durchbohrt zusammen. Voltaire, welcher dies in seinem Siècle de Louis XV. c. 33 erzählt, giebt einen falschen Ort oder eine falsche Zeit für diesen Vorfall an.

1. Dont les officiers n'apprennent point leur metier, la Cavallerie ne voyant pour ainsi dire l'ennemi qu'au jour de bataille. Schreiben Belle-Isle's, Fontainebleau, 16. Oktober 1758.

2. . . qu'il ne faut pas toujours s'en raporter aux ingenieurs, qui ne sont bons que pour executer ce, qu'un homme de guerre a projeté.

3. A. E. N. des Odoards Fantin, histoire de France depuis la mort de Louis XIV. Paris 1789 V, 281.

Umwandlung herbeizuführen, denn Hannoveraner und Preussen liessen ihm keine Zeit.

Weit auseinander zerstreut lagen die Franzosen in Westfalen, Niedersachsen und Hessen. Von Bremen und Zelle dehnten sie sich bis Goslar und Eisenach in der einen, bis Lippstadt und zum Rhein in der andern Richtung. Viel mehr für ihre Bequemlichkeit als für ihre Sicherheit besorgt, hatten sie die Städte, welche angenehmen Aufenthalt gewährten, zu Standorten für den Winter gewählt; viele Anführer hatten sich ohne Urlaub nach Frankreich entfernt.[1] In keinem Platze lagen grössere Massen vereint. Die Besetzung so sehr vieler Städte verminderte nur allzusehr die bewegbaren Kräfte. Die äusserste gegen den Feind gekehrte Reihe befand sich ohne hinlängliche Deckung, und weil auf den Fall eines Angriffs gar nicht Bedacht genommen war, hatte man auch die Anlegung von Aufspeicherungen an verschiedenen Hauptorten versäumt, die in der einen oder der andern Richtung das Zusammenziehen grösserer Streitmassen erleichtert hätten. Dieser Leichtsinn sollte schwer gebüsst werden. —

Den Grundsatz des preussischen Königs: lieber zuvorkommen, als sich angreifen lassen, befolgte im Feldzuge von 1758 der Oberbefehlshaber des hannöverschen Heeres, das sich fast noch in jener zurückgedrängten Stellung gegen die Elbmündung hin befand, in welcher Cumberland im Vertrag von Kloster Seven die Waffen niedergelegt hatte.

Friedrich wünschte, auch während des Winters den Franzosen durch kleine Beunruhigungen den Aufenthalt in Deutschland zu verleiden.[2] Lebhaft verdross ihn das Ausplünderungssystem, welches die Franzosen übten, und die Misshandlung vieler einzelnen Menschen; gern hätte er ihren Vergewaltigungen gewehrt. Seinen bewaffneten Schutz verheissend liess er Verbote ausgehen, den Franzosen irgend etwas zu liefern oder zu zahlen. Die willfährige Behandlung der gefangenen französischen Anführer (deren Zahl an drittehalbhundert betrug), hatte ein Ende. Den Antrag eines derselben, für ihn aus seinen Mitteln Lösegeld zu nehmen, wies er empfindlich ab: „das werde für ihn die letzte Schmach sein, den Kaufmann zu spielen!“[3]

1. Schlosser II, 342. Stuhr II, 56. 58.
2. Brief Friedrichs an Prinz Heinrich vom 2. Januar 1758.
3. Brief Friedrichs an Heinrich vom 25. Februar 1758.

Das Treiben der Franzosen schien ihm fast noch abscheulicher als das der Russen[1], und nicht ungezüchtigt sollte es ihnen nach seinem Willen hingehen.[2] Seine gerechte Entrüstung, welche durch die Vorgänge in Halberstadt gesteigert war, gab er durch ein scharfes Schreiben an Richelieu kund, das Prinz Heinrich an diesen nach vorgeschriebenem Wortlaut ausfertigen musste. Die gefangenen Anführer (drohte es) sollten die Folgen des unwürdigen Gebahrens der französischen Soldaten empfinden, mit gleicher Unmenschlichkeit und Barbarei würden die Preussen auf dem Gebiete der mit Frankreich Verbündeten verfahren. Durch einen zweiten Brief liess er Richelieu benachrichtigen, dass, da die Franzosen von Feuer und Schwert gesprochen, Pechkränze angehängt und wider allen Kriegsbrauch laufenden Muthwillen verübt hätten, er für den Fall, dass dergleichen mehr geschehe, die in Gefangenschaft fallenden Anführer, so sich dazu gebrauchen lassen, wie Plünderer und Mordbrenner behandeln wolle. Eine mildere Art der Kriegführung lag ihm am Herzen. Er hegte geringe Besorgniss vor der Streitbarkeit der Franzosen. Während die Stärke des französischen Heeres auf 60,000 Soldaten angegeben wurde, schätzte er es nicht höher als 25,000 Mann.[3] Ebenso wenig glaubte er, dass, wie man verbreitete, 40,000 frische Streiter aus Frankreich nachgeschickt werden würden. Er kannte zu gut der Franzosen Geneigtheit zu Uebertreibungen, hielt übrigens auch auf seiner Seite grossthuerisches Auftreten für erspriesslich. Das hannöversche Heer dünkte ihm ausreichend zu ihrer Bekämpfung.

Dieses Heer rüstete sich nun zu einer Unternehmung. Herzog Friedrich von Gotha war wohl einige Tage vor der rossbacher Schlacht vom Bunde zurückgetreten[4], eben so der braunschweigische Herzog, aber die braunschweigische Abtheilung war bei den Hannoveranern geblieben, der unbedingt ergebene[5]

1. Brief Friedrichs an Heinrich vom 9. Februar 1758.

2. Brief Friedrichs an Heinrich vom 25. Januar 1758.

3. Briefe Friedrichs an Heinrich vom 16. und 25. Januar 1758.

4. Am 16. November 1757 wurde an Minister Cobenzl „aus Sachsen" geschrieben: „mit Gotha ist es schon soweith gekommen, dass es die kayserliche Partie nicht verlassen wird." — Unter'm 30. Oktober hatte der Herzog bereits der Reichsversammlung seinen Beitritt zum Reichsschluss vom 17. Januar 1757 erklärt.

5. Ende 1757 wurde aus Wetzlar an Cobenzl berichtet: „que le

Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel erschien zwar anfangs zweideutig, half aber später nach Kräften, — freilich für englischen Sold; — besonders eifrig wirkte der kriegslustige mit Friedrich befreundete Graf Friedrich Wilhelm Ernst von Schaumburg-Lippe-Bückeburg[1], England gab Geld, Hannover Mannschaft.

Auch diesem Heere, das man damals „die Alliirten" benannte, war ein Fürst vorgesetzt. Denn, wenn es irgend anging, übertrug König Friedrich die selbstständige Führung von Heertheilen an Prinzen, gleich als ob dies seinen Glanz mehre; oftmals zu seinem Schaden. In diesem Falle wählte er in dem braunschweigischen Herzogssohn Ferdinand den rechten Mann. Allgemein ward dieser, damals und später, gelobt. Ferdinand, dazumal 37 Jahre alt, war hochgewachsen, von schöner Haltung, von gewinnendem Benehmen; blondes Haar hob den gutmüthigen Ausdruck seines feinen Gesichtes. Sein Sinn war bescheiden, ehrenhaft; er heisst ein Freimaurerpatron. Sein Wissen war freilich, wie zu erwarten stand, gering, und man mochte (vielleicht ebendaher rührende) übertriebene Hochschätzung des Französischen an ihm rügen, allein er war doch fern von Ueberhebung, klaren Urtheils und von ungemeiner Thätigkeit[2]; er sah, wo möglich, überall selber zu, las selbst alle

---

land-graf fait remetre provisionelement un plein pouvoir au R. de P. en vertu du quel S. M. agiroit à sa volonté et en souverain jusqu'à la paix dans la Hesse, dès qu'elle en pourroit chasser les françois. Hieraus ersieht man, dass K. A. Menzel's Angabe (neuere Geschichte der Deutschen XI, 346) irrig ist, wonach dieser Fürst gern dem von Gotha gegebenen Beispiele nachgefolgt wäre. Allerdings wurde Mitte Novembers in dem Briefe an Cobenzl noch bezweifelt, ob er sich zu den Hannoveranern schlagen werde.

1. Auf das unter dem 28. August 1757 gegen ihn an die Reichsversammlung gebrachte Hofdekret des Kaisers rief dieser kleine Fürst (am 28. November 1757 — angebracht in Regensburg 4. Januar 1759) Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches an, damit sie für ihn vermittelten und den Kaiser zur Aufhebung der wider ihn ergangenen Verfügungen vermöchten. Den schuldigen Reichszuzug könne er nicht stellen, da sein Gebiet durch die Franzosen völlig erschöpft sei, und gegen den König von Preussen dürfe er nicht kriegen, da er dessen Truppen zum Theil die Befreiung seines Landes zu danken habe.

2. Ein Brief aus Paris schildert im Herbst 1758 den Herzog Ferdinand, der, obgleich ein Gegner doch ein Gegenstand grosser Theilnahme bei den Parisern und bei Hofe war, folgendermassen: Nous parlons aussi du Prince Ferdinand. Ses manoeuvres sont militaires. Nous

Briefe und Berichte und wusste über seine Absichten zu schweigen. Die theoretische Grundlage seiner soldatischen Bildung war die mathematische gewesen, das Befestigungswesen, doch schon seit 1741 hatte er an allen Feldzügen der Preussen Theil genommen und fast immer in Friedrichs Umgebung sich befunden. Die gute Schule bewährte er nun. Am 24. Novemver 1756 war er bei dem Heere eingetroffen, das er natürlich in einem üblen Zustande vorfand. Er musste vor allem Manches in besseren Stand setzen, vieles erst beschaffen, Wagen und Pferde ankaufen, für Lieferung des Unterhaltes Fürsorge treffen. Geschütze mangelten und leichte Reiterei. Dringend bat er Friedrich darum; den König von England bemühte er sich zu einer Landung englischen Kriegsvolkes in Ostfriesland zu bestimmen. Die Soldaten hatten schon darum ein günstiges Vorurtheil für Ferdinand, weil er bei Rossbach gegen die Franzosen mitgefochten; nach seinen ersten Erfolgen in diesem Feldzuge war ihr Vertrauen zu ihm ein unbegrenztes. Die Langsamkeit in den Heergeschäften, die sehr störend wirkte, versuchte er durch strenge Befehle zu überwinden. Seine deutschen Oberanführer waren, nach dem Urtheile eines Franzosen, mit geringen Ausnamen „schwerfällige Ignoranten und grosse Trunkenbolde." Damals fand sich bei ihm ein Professor aus Franeker ein, der magdeburger Guischard, mit dem Anerbieten, eine Freischar zu errichten. Dieser Mann, ein Philolog, Uebersetzer des Polybios, hatte sich mit dem Kriegswesen der Griechen und Römer beschäftigt und erlangte später auch für das preussische Bedeutung und Friedrichs Freundschaft. Die sofortige Aufstellung

---

nous sommes informés de son regime. Il dine à une heure, mange ce, qui vient, viande fumée, salée, telle que le pays le donne, il est bon, débonnaire, ne fouille personne; s'entretient à table du metier; à 3 heures il se promene avec des officiers, qui ont des rapports à lui faire; expedie les affaires courantes, va voir selon les circonstances quelques postes. Tout vu, tout reglé, tout ordre donné, il se couche à 6 heures du soir. A minuit il se leve; monte à cheval, va partout, est partout, entend tout, à 6 heures du matin il rentre, dejeune, ecrit, fait ses relations, entend des rapports, fait les siens; toujours débonnaire, toujours militaire; — Le Prince heriditaire, son neveu, est son eleve et marche en tout sur ses traces; il est partout et quoique très jeune, on ne peut presque par lui dire:

Disce puer virtutem ex me, verumque laborem,
Fortunam ex aliis etc.

dieser Freischar gelang ihm jetzt freilich nicht. Es findet sich eine beachtenswerthe Angabe, der zufolge den Generalstab der Geheimschreiber des Prinzen vertrat. Dieser Mann, Freiherr von Westphalen mit Namen, kein Soldat, „den (wie ein trefflicher Beurtheiler schreibt) Natur und Kenntnisse zu allem bestimmt hatten, was Nothwendigkeit oder Wahl ihn heissen würden,“ der einzige Vertraute Ferdinands, soll die Entwürfe der Feldzüge ausgedacht und bis in alle Einzelnheiten vorgezeichnet haben; Ferdinand soll nur deren Ausführung zukommen. War dem also, so macht doch der Beginn des Feldzuges eine Ausname davon, denn Friedrich selbst lenkte das erste Unternehmen des hannöverschen Heeres aus der Ferne, und die nähere Feststellung der einzelnen Bewegungen liess Ferdinand am 19. Januar den Erbprinzen von Braunschweig in Gemeinschaft mit dem Obersten Borchmann ausarbeiten.[1]

Rasch der Gegner Anschläge, ehe sie mit ihren Vorbereitungen fertig werden, durchkreuzen, so kennen wir Friedrichs Art. Bevor der französische Nachschub auf deutschem Boden angelangt sei, sollten Richelieu und Soubise von neuem angegriffen werden. Sein Vorhaben ging dahin nicht allein, die Absicht der Franzosen zu vereiteln, die nach seiner Meinung blos darauf zielte, von Bremen aus Meklenburg zu erreichen und an der Ostsee mit den Schweden sich zu vereinigen, sondern er wollte, dass sie in die Vertheidigung gebracht und zeitig aus der Nähe des Kriegsschauplatzes entfernt würden, auf welchem die Hauptentscheidungen fallen mussten. Deshalb sollte das hannöversche Heer nach Vertreibung der Franzosen aus Bremen die Weser überschreiten, auf Minden vorrücken und die französischen Aufspeicherungen bedrohen, während sein preussisches Kriegsvolk gen Braunschweig und Wolfenbüttel ziehend, dorthin die Aufmerksamkeit der französischen Heerführer ablenkte.[2] Ferdinand hat viel mehr erreicht. Im Januar schon drängte ihn

1. (C. von Schaper) Vie militaire du maréchal prince Ferdinand, duc de Brunsvic et de Lunebourg etc. etc. pendant la guerre de sept ans en Westphalie. Magdeburg 1796 I, 56. (Dieser Aufzeichnung müssen die Papiere Ferdinands zu Grunde gelegen haben. Weder vollständig noch auch in jeder Einzelnheit zweifellos ist ihr wichtiger Hauptinhalt nur auf diese Weise erklärbar.)

2. Brief Friedrichs an Heinrich vom 26. Januar 1758.

Friedrich loszuschlagen. Ferdinand stellte dem Ungeduldigen am 25ten dieses Monats vor, dass er kein Heer empfangen, welches im Stande sei, zu handeln.[1] Er befand sich auch noch in Ungewissheit über die Anschläge der Franzosen. Denn wenn verlautete: sie würden freiwillig aus Hannover und Braunschweig sich zurückziehen, so wurde ihm doch auch hinterbracht, dass dies ein geflissentlich ausgesprengtes Gerücht sei, um ihn irre zu führen. Andere wieder sagten, ein Angriff Seitens der Franzosen stehe zu gewärtigen. Als nun am 13. Februar der Herzog Georg von Holstein-Gottorp von dem preussischen Heere, welches in Pommern den Schweden gegenüberstand, 10 Geschwader Dragoner und 5 Geschwader Husaren oder 7000 Mann[2] ihm in Lüneburg zuführte, da hielt er den Zeitpunkt zum Losschlagen gekommen. Noch am nämlichen Tage erfolgte der Aufbruch von Lüneburg. Die Gesammtstärke seines Heeres wurde auf 30,000 Mann geschätzt und belief sich vielleicht höher. Friedrich bestimmte für dasselbe auch die aus Wesel geretteten, zu Tönningen geborgenen Geschütze.

Am 17. Februar zog sich das Heer bei Amelinghausen zusammen und trotz des rauhen Wetters und der schlechten Wege ging es rasch vorwärts. Der Vortrapp nahm am 20. Februar Rothenburg an der Wümme (vgl. Seite 524), am 22ten war der Fürst mit seinen Vortruppen schon jenseits der Aller, über die am folgenden Tage ein Theil des Heeres bei Riedhagen und Hüdemühl auf Kähnen und Flössen setzte. Der Erbprinz von Braunschweig nahm Hoya an der Weser ein und in der Frühe des 25ten rückten die Hannoveraner vor Bremen. Als den Einlass Bremens Obrigkeit verweigerte, murrten die Bewohner und drohten selber die Thore zu öffnen. Der Rath liess also die Truppen in die Stadt, aber als diese sogleich Lieferungen im Werth von 150,000 Thalern begehrten, war die Bürgerschaft mit ihm einig, dies zu ver-

1. Une armée capable d'agir.

2. So gibt ihre Stärke das Werk an: The Operations of the allied army under the command of his serene highness Prince Ferdinand duke of Brunswic and Luneberg, During the greatest Part of six campaigns beginning in the Year 1757 and ending in the Year 1762. By an Officer, who served in the British Forces. Illustrated with Maps and Plans. London, printed for Jefferys, Geographer to the King MDCCLXIV. Quart. Seite 23. Eine genaue, zuverlässige Angabe der Gesammtstärke des verbündeten Heeres fand ich in den mir zugänglichen Quellen nicht.

weigern. Am 26. Februar stand das ganze Heer auf der Westseite der Aller und am letzten Februar ergab sich ihm schon Nienburg an der Weser und nun rückte die gesammte Streitmacht am westlichen Ufer der Weser auf die Festung Minden los. Dieser rasche Angriff auf die Mitte der französischen Lagerung schnitt den in Hannover aufgestellten Franzosen ihre nächste, westliche Rückzugslinie ab. Ihre nordwärts von Hessen liegenden Heertheile befanden sich umgangen; nach dem Durchbruch der Mitte war kein östlicher Standort haltbar. Sie mussten das Land schleunig räumen.

Gleichzeitig unterstützte diesen Angriff der Hannoveraner Prinz Heinrich gemäss der Befehle seines Bruders. Von Leipzig hatte er sich in aller Stille nach Halberstadt gezogen, war von da mit einem Heerhaufen, der höchstens 10,000 Mann zählte, an die preussische Grenze gerückt und zuerst in das bischöfliche Hildesheim eingebrochen. Dort schrieb er in grösster Eile starke Lieferungen und Zwangssteuern aus und ergriff Geisseln.[1] Hiernach ist das Wort der preussischen Rhetoriker[2] zu würdigen, er sei als Retter und Befreier gekommen. Auch die Reichsstädte, welche die kaiserlichen Avocatorien angeschlagen hatten, sollten dem Könige von Preussen mit Strafgeldern büssen: Mühlhausen erlegte 10,000 Thaler. Am 1. März zogen Heinrichs Vortruppen in der Stadt Hildesheim ein. Am selben Tage kehrte der Herzog von Braunschweig in sein Schloss zurück. Goslar, wo noch Vorräthe des Feindes gefunden wurden, Wolfenbüttel und Duderstadt besetzten die Preussen. Bei 20 und 30 Ueberläufer kamen von den flüchtigen Franzosen tagtäglich zu ihnen; auch zu Ferdinand gingen viele über. Dringend begehrte Ferdinand, dass Heinrich seine Truppen weiter gegen Hameln und Minden vorführe: an einer andern Stelle bedurfte sie Friedrich aber gegen das Reichsheer und die Oestreicher, und sah wider die Franzosen hinlängliche Kräfte in Bewegung. Die Forderung Englands, ein Heer nach Niedersachsen zu entsenden, schlug der König ab; wenn es ihm gelinge — antwortete er — die Oestreicher zu besiegen und zu einem besonderen Frieden zu nöthigen, so wolle

1. Briefe Heinrichs an Friedrich vom 26. Februar 3, 8, 14 und 25. März 1758. Vgl. oben.

2. Heinrich von Bülow, Prinz Heinrich von Preussen, kritische Geschichte seiner Feldzüge. Berlin 1805 I, 15.

er dann gern die Kriegsfackel gegen Paris tragen.[1] Während Heinrich verbreiten liess[2], alle preussischen Truppen schlügen die Richtung nach dem Rheine ein, auch noch, diesem Gerüchte Anschein zu geben, Reiter auf einen Tag nach Göttingen schickte, begann er vom 16. März an den Rückgang und war am 23ten wieder in Leipzig.

Der Stoss, welcher die Franzosen traf, ward sonach in zwei Richtungen, von Nordosten und Osten her geführt. Sie besassen keinen sicheren Anhalt. Nirgends stiessen die beiden Heerführer Ferdinand und Heinrich auf entschlossenen Widerstand. Clermont schätzte den Feind auf mindestens 60,000 stattliche Streiter, glaubte ihm nur höchstens 30,000 schlechtausgerüstete und übelgemuthete Soldaten entgegenwerfen zu können und wagte darum keinen Zusammenstoss.[3] Allgemein wurde geglaubt, Prinz Heinrich wolle und werde sein Heer mit dem hanöverschen vereinigen. Bald hiess es auch im französischen Lager, Feldmarschal Lehwald komme aus Pommern auf ihren Kriegsschauplatz und englisches Kriegsvolk werde ausgeschifft. Das vergrössernde Gerücht mehrte den Schrecken. Als auf verschiedenen Stellen die Franzosen aufgestört wurden, blieben die Führer der einzelnen Abtheilungen sich mehrentheils selber überlassen. Die Befehlshaber gaben widersprechende Weisungen. Aus der Planlosigkeit wurde Wirrwarr und das Weichen verwandelte sich in völlige Flucht, die unter grossen Verlusten vor sich ging. Es wiederholte sich das Schauspiel, welches die rossbacher Schlacht im vorigen Jahre gegeben.

Noch weiter erstreckte sich Ferdinands Siegeszug. Am 14. März schon fiel die Festung Minden. Die schwarzen Husaren ritten keck vorwärts auf den Feind. Am 9. März zeigten sie sich vor Hameln, welches die Franzosen am 17ten räumten. Am 18ten sprengte ein kleiner Reitertrupp in Bielefeld ein: die Bürger begrüssten ihn mit dem Rufe: „Vivat Fridericus Maximus!" Kloster Marienfeld plünderten die Reiter eine Woche später aus: die Patres mussten, weil sie König Friedrich gelästert, knieend

1. Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Leipzig 1836 II, 261.

2. Brief Heinrichs an Friedrich aus Libenburg vom 8. März 1758.

3. Schreiben Clermont's an Paulmy vom 18. Februar 1758 aus Hannover, bei Stuhr II, 423.

auf seine Gesundheit und das Glück seiner Waffen trinken. Am 19. März rückten die Hannoveraner im Hochstift Osnabrück ein und besetzten am 27ten die Stadt Osnabrück, indess gleichzeitig die vom Major Freytag geführten Jäger das Hochstift Paderborn einnahmen. Am 26. März überschritt das Heer bei Warendorf die Ems und am Abend des nämlichen Tages erschienen die schwarzen Husaren bei Lippstadt, durchschwammen den Fluss und sorgten sofort für Wiederherstellung der beschädigten Brücke, über welche noch in derselben Nacht der Prinz von Holstein-Gottorp die Vorhut führte. Den 27. März drang Beust mit seinen Husaren und Dragonern in Soest ein; am 6. April streiften Reiter bis in die Nähe von Wesel. Doch nun hielt Ferdinand an, seinen ermüdeten Truppen einige Wochen Ruhe zu gönnen. Die Geschütze hatten nicht so geschwind nachgebracht werden können, und die erforderlichen Vorkehrungen zum weiteren Vordringen, neue Verpflegungsanstalten, mussten erst getroffen werden. Eine Pause trat ein. Den 1. April nahm Ferdinand in Münster seinen Standort und zog Verstärkungen heran, die Besatzungen namentlich der in seinem Rücken liegenden Städte. Die bischöfliche Regierung von Münster hatte schon am 26. März den kölnischen Obersten Grafen von Lippe-Alverdissen an ihn abgeordnet, um ihm vorzustellen, dass, wenn Münsterland wie ein befreundetes Gebiet behandelt werde, der Bischof wohl seine Truppen vom französischen Heere abberufen und ihm beigeben werde. In Wirklichkeit wurden jedoch in Münster wie in Paderborn und Osnabrück so viele Hindernisse den Verbündeten entgegengestellt, dass er gewaltsam durchgreifen musste. Sollen doch Einwohner der Stadt Münster eine sizilianische Vesper vorbereitet haben! In einer Nacht (heisst es[1]) wollten sie alle eingelegten Hannoveraner todschlagen. Es sei entdeckt und an den Rädelsführern Strafe genommen worden. — Grosse Mengen von Vorräthen und Besitzstücken waren erbeutet und viele Franzosen auf der Flucht und in den eingenommenen Städten ergriffen worden. Ein Theil der in Minden gefangenen Besatzung, welche nach Magdeburg abgeführt wurde, entrann jedoch wieder. Ein Rottmeister la Jeunesse feuerte sie zu einem Wagniss an, befreite sich und 1500 Gefangene und erreichte mit

1. Die Geschichte des dritten Schlesischen Krieges entworfen von F··· Frankfurt und Leipzig 1759 II. 60.

ihnen glücklich das französische Heer. — Lippstadt, wo schon die Franzosen viele Schanzen aufgeworfen hatten, liess Ferdinand durch den Kriegsbaumeister Isenbart auf des Hochstiftes Paderborn Unkosten befestigen.[1] Ringsum wurden die Brücken hergestellt. Indessen blieben seine leichten Truppen nicht gänzlich müssig. Der Herzog von Holstein-Gottorp besetzte mit zweitausend Fusssoldaten Dorsten, fünfhundert Mann nahmen Elberfeld ein; auch Dülmen ward besetzt. Auf Ferdinands Drängen kehrte der hessische Landgraf nach Kassel zurück und der Fürst von Isenburg übernahm es, mit 4000 Mann in Marburg die noch im Hanauischen liegenden Franzosen zu beobachten. Der Landgraf raffte alle Kräfte zusammen, um einem zweiten Einbruch Soubise's zu begegnen und ihn im Schach zu halten. Einen Anschlag der Franzosen auf Rheinfels, zu welchem am Anfang des Maies vier französische Fahnen von Boppard kamen, vereitelte der Landgraf, indem er rasch für ausreichenden Schutz sorgte. Mit den genannten Anordnungen bereitete Ferdinand seine nächste Unternehmung vor. Am 5. April hatte er schon den Plan derselben fertig und nach London und an den König von Preussen abgeschickt; am 25. April empfing er Friedrichs Zustimmung und schon am 5. Mai mahnte ihn dieser zur Ausführung; doch erst am 24. Mai erhielt er von London den sehnlichst erwarteten Bescheid, der seinen Plan gut hiess. So viel Zeit brauchte man an der Themse zum Ueberlegen.

Vergebens hatten die französischen Heerführer an verschiedenen Orten sich zu setzen gesucht. Immer waren sie, bevor sie noch ihre Truppen angesammelt, weiter rückwärts getrieben worden. Anfänglich begehrte man in Versailles, dass Clermont die Städte Hannover und Braunschweig behaupte, dieser selber aber fand bereits am 6. März weiteren Rückzug geboten, um eine sichernde Aufstellung zwischen Lippstadt und Wesel einzunehmen. Belle-Isle erklärte sich am 12. März hiermit einverstanden, wenn Emden gehalten und am Main die Stellung bei Aschaffenburg und Hanau behauptet werde. Als Clermont diese Weisung empfing, ging eben Emden verloren, und kurz nachher auch Lippstadt; Clermont wollte sich nun bescheiden, nur einige

1. Beurkundete Anweisung derer in Ihro Churf. Durchlaucht zu Coelln Landen von den Chur-Hannoverschen Truppen ausgeübten Thät- und Feindseligkeiten 1758.

Hauptorte auf dem östlichen Rheinufer zu halten, Düsseldorf, Kaiserswerth, Duisburg, Wesel, in welchen Plätzen die Franzosen in Hast schanzten. Die Flucht ging über Wesel. Clermont war entschlossen einer Schlacht auszuweichen und im schlimmsten Falle lieber über die Maas zu weichen als ein Seitenstück zu Rossbach zu liefern. Belle-Isle forderte nun die Behauptung des Rheinstroms und der an ihm gelegenen Festungen. Er war um die Mitte des Aprils überzeugt, dass die Hannoveraner den Uebergang über den Rhein nicht wagen würden.

Auf Hanau, wo Graf Lorges für Befestigungen sorgte, war Soubise's Heer zurückgewichen. Wofern die Franzosen sich hier nicht erhielten, wurde ihre Verbindung mit dem Reichsheere gefährdet, welches im April der Pfalzgraf, die markgräfliche Festung Plassenburg zum Stützpunkt nehmend, zwischen Kulmbach und Baireuth stellen wollte, so Böhmen, Ostfranken und die Pfalz deckend. Französische Staatsmänner, namentlich Ritter Folard, erachteten räthlicher, dass das Reichsheer weiter rückwärts, zwischen Würzburg und Bamberg sich eng zusammenziehe und dort, ohne etwas zu unternehmen, einen Anfall abwarte. Alsdann hätte es den Franzosen näher gestanden. Zu dem Vorhaben des Reichsfeldherrn passte jedoch dieser Vorschlag nicht. Geheimrath Seckendorf regte (am 24. April) an: die Franzosen sollten vom darmstädter Landgrafen die Einräumung Giessens begehren, um an dieser Festung einen Halt zu gewinnen. Alles verräth die Bestürzung und Besorgniss. Preussens Feinde erschraken bei dem blossen Namen der Preussen.[1] Solchen Eindruck machte die Flucht der Franzosen.

Insonderheit die geistlichen Kurfürsten wurden von Angst befallen, vor allen der geistliche Hirte von Köln, der alte Clemens August, der um 300,000 von den Franzosen ausgezahlte Gulden ihnen 6000 Fusssoldaten verkauft hatte.[2] Der hohe Herr war Hoch- und Deutschmeister und Bischof von Münster, Paderborn, Hildesheim und Osnabrück. Nun waren alle diese Hochstifter vom Feinde eingenommen, ganze Regimenter köl-

---

1. Brief des Grafen Pergen an den Minister Cobenzl am 14. April: La retraite des Français est de si mauvais effet dans tous ces pays, ou l'on tremble au seul nom des Prussiens etc.

2. Flassan, histoire générale et raisonnée de la diplomatie française. 2. Auflage, Paris 1811 VI. 122.

nischer Unterthanen in Gefangenschaft gefallen,[1] und vergebens hatte er am 6. April durch ein Schreiben an Ferdinand in diesem die Hoffnung, er werde zu ihm übertreten, zu erwecken gesucht,[2] schon das heilige Köln selbst ward jetzt gefährdet, denn bis zur nahen altenberger Abtei schwärmten am 18. April die preussischen Reiter, und was Schönes ihm auch der französische Abgesandte Louis le Tonnelier Baron de Breteuil (wie diesem Versailles auftrug) in's Ohr raunte von seines, des alten baierschen Hauses Glanz und Herrlichkeit und wie bereits des Preussenkönigs Kriegsglück zu Ende neige — das französische Sündengeld wurde nicht einmal pünktlich entrichtet! Was er an Mannschaft noch übrig hatte, warf er nach Ehrenbreitstein.[3] Triers Kurfürst Johann Philipp (von Walderdorf) hatte wohl auch weitere 2—3000 Soldaten den Franzosen zu stellen versprochen, jetzt aber dünkte ihm besser, sie zurückzuhalten; er sagte: er bedürfe sie selbst. Sämmtliche Reichsstände am Rhein und Main (auch der würzburger Bischof) waren äusserst erschrocken; die mächtigsten unter ihnen wankten und sannen sogar auf Unterhandlungen mit dem Könige von Preussen, um sich seiner Rache zu entziehen.[4] Auch östreichische Staatsmänner wurden ängstlich. Seckendorf schrieb am 4. April an Bernis: der König von Preussen, der ja seit langem das Gelüste haben sollte, einen zweiten Gustav Adolf zu machen, trage wohl im Sinne, den Kriegsschauplatz zwischen den Main und die Donau zu verlegen, hiermit die Verbindung zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon aufzuheben und von ihm aus in Oestreich einzubrechen. Und vier Tage später, am 8. April, legte er ihm die Nothwendigkeit vor, zwischen Rhein, Main und Lahn ein französisches Heer aufzustellen. Bernis beruhigte und vertröstete ihn, war aber selbst nicht ohne Sorge.

Seit den blutigen Tagen von Rossbach und Leuthen war die Furcht vor Friedrich den Ereignissen vorangeflogen. Bereits am Beginne des Jahres äusserte König Ludwig XV. die Besorgniss

---

1. Pro Memoria der kur-braunschweig'schen Comitial-Gesandtschaft. Praes. Regensburg am 5. November 1760.

2. Schaper I, 98.

3. Brief Pergen's vom 27. Juni.

4. Brief Belle-Isle's an Stainville aus Versailles 24. Juni bei Stuhr II, 435.

es möge Friedrich wohl selber aus Schlesien wider ihn zu Felde ziehen.[1] Mochte dies damals dem Schwächling vorgeredet worden sein, um ihn zum Frieden geneigter zu stimmen, so erweckte nunmehr Friedrichs neues Bündniss mit England ernstliche Befürchtungen. Vielleicht verlautete auch etwas von jenem englischen Ansinnen. Bernis selbst hielt nun einen preussischen Angriff auf Frankreich für nicht unwahrscheinlich. Daraus ergab sich für Frankreich die Nothwendigkeit, alle möglichen Anstrengungen zu machen, um die bisherige Stellung am Niederrhein zu behaupten, welche die Grenzen Frankreichs beschützte.[2]

Bei einer so schweren Niederlage, wie sie das französische Heer ohne Schlacht und Kampf erfahren, schien die Absendung französischer Hülfstruppen nach Böhmen, welche nach dem verabredeten Hauptkriegsplane erfolgen sollte, um so bedenklicher, da auch 7 Fahnen Oestreicher unter Dombasle zu Clermont's Leidwesen aus Wesel, Geldern und Ruremund zu Ende des Aprils nach Böhmen abzogen. Bestimmt war, dass Soubise mit 30,000 Soldaten am 1. März sich gen Böhmen in Bewegung setzen sollte. Bereits am 13. Februar hatte Soubise, noch aus Kassel, erklärt, dass sein Aufbruch an diesem Tage noch nicht möglich sein werde. Cremille hatte zugleich verlangt, dass bevor das Hauptheer durch einen so beträchtlichen Abgang vermindert werden könne, erst die Ersatztruppen an den Rhein und Main gerückt sein müssten. Belle-Isle billigte den Aufschub, und nun hiess es erst: dies Heer werde im Mai nach Böhmen abmarschiren, hernach: Mitte Juni, weiterhin: Ende Juni. Es gab misstrauische Menschen, welche äusserten, in diesem Hülfsheere wolle sich Oestreich ein Unterpfand und eine Geissel für die Politik Frankreichs in die Hände geben lassen. In der That lag in einer abgesonderten Kriegführung der Vortheil grösserer Freiheit in den Entschliessungen und keinesfalls diente die Verstärkung zur Förderung friedfertigerer Gesinnungen in Wien. Am 10. Mai benachrichtigte die Markgräfin von Baireuth ihren Bruder Friedrich, wie sie von Wohlunterrichteten Kunde habe, dass dieses

1. Brief Paulmy's an Richelieu vom 8. Januar 1758, bei Stuhr II, 40.

2. Brief des Bernis vom 24. April: Voila, pourquoi nous devons tenter tous les efforts imaginables pour garder le Rhin. Bei Schlosser II, 345 und bei Stuhr II, 431.

französische Hülfsheer so spät wie möglich nach Böhmen abgeschickt werden solle, damit er Zeit behalte, dermassen die Kaiserin zu bedrängen, dass sie Frankreich anrufe um Vermittlung des Friedens.

Wie es von je das Betreben der französischen Staatsmänner war, aus jedem Umstande einen Vortheil zu ziehen, so knüpfte um diese Zeit Belle-Isle an die Verheissung der Hülfssendung eine Forderung — oder stellte diese doch gleichzeitig, als er mit der von Oestreich sehnlich begehrten Hülfe säumte. In einer Vorstellung an Colloredo verlangte er nämlich die Erlaubniss, öffentlich im Reiche unter kaiserlichem Schutz für französischen Kriegsdienst werben zu dürfen. Ausserdem forderte er Frankfurt am Main eingeräumt zu erhalten; nur auf ein paar Monate, hiess es, während der Märsche. Und endlich wollte er noch in Süddeutschland einen Waffenplatz inne haben, Ulm. Man sieht, er zeigte seinen Kaufpreis. Darüber erhob sich jedoch im Reiche grosses Geschrei. Der Rath von Frankfurt und der Kurfürst von Mainz thaten Einspruch. Auch die erste Forderung fanden östreichische Staatsmänner um so bedenklicher, weil sie unnöthig war, da gegenwärtig die Franzosen ohnehin überall, wo sie konnten, ohne Rücksicht auf Widerspruch Rekruten nahmen.[1] Oestreichs Antwort lautete hinausschiebend. Die Kaiserin und Daun mahnten indess, schwer bedrängt, wie sie grade waren, um baldige Absendung des Hülfsheeres. Auch nach Wien ward im Mai unter der Hand geschrieben: Frankreich werde überhaupt kein Heer nach Böhmen schicken, und Misstrauen regte sich daher am dortigen Hofe. Bernis namentlich war dieser Absendung entgegen, die dahin führen konnte, Frankreich noch tiefer in den preussisch-östreichischen Krieg zu verstricken. Als er am 4. Juni dem Könige Ludwig in einer Denkschrift Frankreichs traurige Lage darlegte, liess er auch Bedenken gegen den Zug nach Böhmen einfliessen. Gleichwohl empfing Soubise unter'm 9. Juni den Befehl, am 25ten mit seinem Heere den Marsch nach Donauwörth anzutreten, und zugleich die nöthigen Verhaltungsvorschriften bezüglich seines Zusammenhandelns mit den Oestreichern. Es kämpften wohl verschiedene Einflüsse in Versailles.

---

1. Brief Pergen's an Cobenzl vom 21. Mai 1758.

Offen lagen die Vortheile zu Tage, welche die Flucht der Franzosen dem Könige von Preussen brachte. Magdeburg blieb sicher, die Mark ungefährdet von ihnen und er hatte nicht nöthig, wie im vergangenen Jahre, gegen sie im Felde zu liegen, jetzt, da er sich von den Russen ernstlicher bedroht sah. Seine Hoffnung erfüllte sich allerdings nicht, dass sie freiwillig Hessen verlassen und über den Rhein alle zurückgehen würden, „da sie nichts mehr zu plündern fanden.“[1]

Inzwischen hatte Ferdinand alles zum Ueberschreiten des Rheines ausgerüstet und gedachte die Franzosen von der Grenze der Generalstaaten abzudrängen. Von der Ems und Lippe warf er in siegender Vorbewegung den Krieg auf beide Seiten des Rheines. In der Frühe des 27. Maies in der dritten Morgenstunde erhob sich das hannöversche Heer von Münster, zog, 25,000 Soldaten, über Dülmen und Dorsten und breitete sich am Rheinstrom aus. Es durchbrach die Kette der französischen Rheinposten und nahte in verschiedenen getrennten Abtheilungen, so dass die Franzosen unklar blieben, wo es den Strom zu überschreiten versuchen wolle. Noch dünkte den Franzosen ihre Stellung sicher. Clermont begnügte sich, die Wachen von Xanten bis zur Schenkenschanze an der holländischen Grenze mit ein paar tausend Mann und einigen Geschützen zu verstärken. Aber während der hannöversche Heerbefehlshaber Wangenheim gegen Duisburg und Kaiserswerth sich wendete und Major Scheiter in der Nacht vom 29. zum 30. Mai mit einer Abtheilung bei Duisburg über den Rhein setzte, dort die Franzosen vertrieb, bewegte sich das Hauptheer nördlich von Wesel und schlug schon hinter der holländischen Grenze, die es deshalb überschritt, auf holländischem Gebiete bei Tollheus und Herve in der Nacht zum 1. Juni auf 20 grossen holländischen Fahrzeugen eine Brücke über den Rhein und zog hinüber. Unerwartet den Franzosen stand es auf der andern Rheinseite. Rasch ging es vorwärts. Es überfiel die dort haltenden Franzosen und drängte sie flussaufwärts zurück. Die Schiffbrücke wurde gleichzeitig weiter herauf geführt, damit die Verletzung des holländischen Gebietes nicht ruchbar werde — und wirklich erfuhren sie die Franzosen nicht! Dieselbe war bis Rees gebracht, wo andere Abtheilungen über

---

1. .. ne trouvant rien à piller en Allemagne. Brief Friedrichs an Heinrich vom 25. März 1758.

den Rhein nachkamen. Davor, bei Mehr, blieb Imhoff mit einer schwachen Abtheilung stehen, sowohl um den Ort des Rheinübergangs zu decken als um Wesel zu beobachten. Das Hauptheer marschirte flussaufwärts am Rhein ohne Aufenhalt vorwärts, und die Husaren streiften schon ringsum bis Venlo an der Maas. Verfolgt von Reitern wichen die Franzosen von Kleve über Kalkar nach Xanthen. Hier und bei Rheinbergen lagerten ihre Haufen. Sie versammelten sich in Eile. Kleve und Kaiserswerth fielen in die Hände der Hannoveraner, und da Ferdinand mit siegender Gewalt den Zugang zu Rheinbergen sich öffnete, so hielten die Franzosen sich hier nicht mehr sicher, wichen weiter gegen Neuss hin zurück und waren solchergestalt von Wesel abgedrängt. Düsseldorf und Wesel ward alle Zufuhr zu Lande abgeschnitten. Bereits von Dorsten forderte der Prinz von Holstein-Gottorp von den Regierungen in Berg und Düsseldorf, dass Abgeordnete der Landstände in seinem Lager erschienen, um Abrede wegen der Lieferungen zu treffen. Die düsseldorfer Regierung schickte in ihrer Angst einen Boten nach dem andern an Clermont. Dieser antwortete: nichts sei zu zahlen, er werde schon derartige Massregeln nehmen, dass den Hannoveranern jedes Unternehmen auf das Bergische gereuen solle. Der Augenschein widersprach indess der französischen Pralerei. Später beschuldigte der französische Befehlshaber in Düsseldorf, Graf Bergeyck, in seinen Berichten die Häupter der düsseldorfer Regierung, den Kanzler Grafen Schaesberg und dessen Neffen Grafen Glostein der Ergebenheit gegen den König von Preussen, dem auch der pfälzische Kriegsminister zuneige. Die düsseldorfer Regierung, behauptete er, habe dem Holsteiner vorstellen lassen: die Pfälzer seien keine Feinde.

Während noch im März Belle-Isle der Ansicht gewesen war, dass es im Laufe dieses Kriegsjahres genügen werde, in einer Stellung auszuharren, welche die Meinung bestärke, dass die Franzosen in die Besitzungen König Georgs einfallen würden, war jetzt die Lage so völlig verändert, dass es galt, grosse Anstrengungen zu machen, um sich nur am Niederrhein zu behaupten, Geldern und Wesel, über deren Bereich die Hannoveraner schon hinausrückten, zu entsetzen. Die ehemals preussische Festung Wesel war den Franzosen von besonderer Wichtigkeit. Fiel Wesel, so mussten sie befahren, dass auch die Generalstaaten

am Kriege wider sie Theil nähmen.[1] Nachdem zu der Niederlage von Rossbach der Eindruck dieser neuen schimpflichen Flucht hinzugekommen war, schien auch die französische Waffenehre ein Treffen zu erheischen. Belle-Isle sandte nun auf dem Rhein nach Mainz vielen Kriegsbedarf. Zahlreiches Kriegsvolk langte aus Frankreich im Mai an. Die französischen Heerhaufen standen jetzt beisammen. Im Beginne des Juli hoffte Belle-Isle 80,000 Soldaten schlagfertig am Rheine zu haben. Er wusste, dass das feindliche Heer schwach war, und wollte demnach, dass Clermont zum Angriffe übergehe.

Auch gelüstete es dem französischen Oberbefehlshaber am Ende des Maies wirklich, das Verlorene wieder zu erobern. Er sprach vom Vorrücken zwischen der Lippe und Ruhr durch preussisches Gebiet auf Bremen; er wolle Ferdinand schlagen, im Falle ferneren Unglücks aber sich nach Achen wenden. Das nächste freilich, was er am 7. Juni beschloss, war nur, dem immer weiter vorrückenden Ferdinand den Maasübergang bei Ruremund und den Weg nach Flandern zu verlegen. Er klagte, dass der Mangel an Nahrung und Futter seines Heeres Beweglichkeit lähme. Am 9. Juni gedachte er wieder bei Wesel auf die Ostseite des Rheines zu marschiren. So schwankte er zwischen widersprechenden Entschlüssen. Belle-Isle drängte ihn lebhaft, doch eine Schlacht zu wagen. „Ganz Europa hat die Augen auf Sie gerichtet (schrieb er ihm am 13. Juni), der König erwartet es.“ Was sich ihm vorführen liess, stellte er ihm vor: selbst zurückgeschlagen zu werden, schade jetzt weniger als gar nicht kämpfen; der Feind sei schwach und schlecht gerüstet. Zwar trug er ihm ein paar Tage später auf, einstweilen noch zu warten und zwischen Ruremund und dem Rhein sich zu verschanzen, bis Soubise herangerückt komme, worauf Ferdinands Heer gänzlich vernichtet werden könne, gleich darauf führt er ihm aber von neuem die Nothwendigkeit einer Schlacht vor.

So entschloss sich denn Clermont wirklich zu einem Angriff. Um Neuss hatte er 50,000 Soldaten vereint, während Ferdinand zwar sein Heer bis auf 45,000 Mann verstärkt hatte, jedoch nur mit 33,000 Mann ihm gegenüberstand. Clermont's Streitmacht war also bei weitem stärker, nahezu die doppelte. Wenn Ferdinand

---

1. Schreiben Belle-Isle's an Clermont am 16. Juni, bei Stuhr II, 482.

in seinem Lager stehen bleibe, sollten fünf Heersäulen gegen dasselbe angehen, und 12 Fahnen Franzosen mit 6000 Pfälzern längs des Rheines sich aufstellen, um ihm den Rückzug abzuschneiden.[1]

Ferdinand kam seiner Unschlüssigkeit mit einem Anfall zu Hülfe. Am 12. Juni hatte Ferdinand nach einem glücklichen Gefechte sich des Klosters Kempen bemächtigt, von dem aus er die Gegend von Geldern und Rheinbergen beherrschte. Er zog über Wachtendonk und Altenkirchen, nicht mehr eilfertig, sondern in Betracht der Beschaffenheit des Landes, bedächtig. Die nahen Abtheilungen rief er an sich und nahm mit 38 Fahnen Fussvolk und 52 Geschwadern Reiter am 20ten sein Lager zwischen Kempen und Hülsen. Am 15. Juni war das französische Heer bis Krefeld entgegengerückt, hatte sich aber wieder von der Stadt zurück nach dem nahen Dorfe Wieschel oder Vischelen gezogen und stand hinter dem anderthalb Wegstunden langen Graben und Wall, welcher die Landwehr heisst. Diesen besserte es rasch aus. Die Rechte, vor deren Ende die Stadt lag, deckte breiter Morast; auf der linken Seite ward die Besetzung des Engpasses von Berselsbaum vor dem Dorfe Anradt versäumt.

Am 22. Juni bei einbrechender Nacht, um 11 Uhr, theilte Ferdinand in seinem Zelte den versammelten Feldherrn seines Heeres seinen Schlachtplan mit, den er in allen Theilen durchführte.[2] Auf der Vorderseite geschah am 23ten ein Scheinangriff der Mannschaft, die Spörken und Oberg führten. Er selbst, der Erbprinz von Braunschweig und ein starker Heerhaufe umschwenkte, von Buschwerk verdeckt, mittelst eines äusserst beschwerlichen Marsches durch Gehölz über den Pass nach Anradt den linken französischen Flügel und griff nach genommener Aufstellung diesen von der Seite mit allem Nachdruck an. Die Franzosen kehrten gegen ihn 15 Fahnen Fussvolk und 50 Geschwader Reiter, vermochten aber nicht, sich hier auf die Dauer zu

---

1. Schriftliche Nachrichten aus Achen vom 21. Juni 1758, bestätigend die Angabe bei Schaper I, 133.

2. Die Schlacht bei Krefeld war mithin nicht, wie Huschberg urtheilt, eine „improvisirte". Vgl. Schaper I, 140, The operations of the allied army S. 43. 44. Tempelhoff, Geschichte des siebenjährigen Krieges II, 116—124, Mauvillon, Geschichte Ferdinands Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Leipzig 1794 I, 299—308.

halten, da Verstärkungen ausblieben. Wie ein französischer Feldherr nachmals versicherte, hatten die Truppentheile, welche herbeigeholt werden sollten, willkürlich den Standplatz geändert, so dass die nach ihnen Ausgeschickten sie nicht zur rechten Zeit antrafen.[1] Der Kampf war indess heftig und langwierig. Zuletzt mochten die französischen Reiter nicht mehr angreifen.[2] Der Bajonettansturm des hannöverschen Fussvolkes entschied nun den Sieg. Da jedoch in dieser durchschnittenen Gegend die Heide, welche der Schauplatz des Zusammenstosses geworden war, ein ziemlich beengter Raum ist, auch die Mitte und der rechte Flügel der Franzosen nur geringen Antheil am Kampfe hatte, so wurde aus dem Verluste dieser Stelle keine völlige Niederlage für die Franzosen; zeitig genug traten sie den Rückzug an. Die Schlacht bei Krefeld kostete ihnen ausser mehreren Geschützen nach preussischen Angaben 5 bis 7000 Mann, zufolge eines näheren Berichtes 3320 Todte, 1541 Verwundete und 747 Gefangene; ihrer eigenen Mittheilung nach 3967 Mann. Der Verlust der Hannoveraner betrug 322 Gebliebene und 1307 Verwundete und Vermisste; einer andern Angabe nach[3] belief sich die Zahl der letzteren auf 2370. Als auf der Wahlstatt Ferdinand von seiner Umgebung beglückwünscht wurde, antwortete er ihr: „Sehen Sie dieses mit Leichen bedeckte Schlachtfeld; es ist das zehntemal, dass ich dergleichen Spektakel beiwohne; gebe Gott, dass es das letztemal sein mag!“

Den Verlust des Treffens massen die Franzosen der Uneinigkeit unter ihren Anführern bei. Mit jener oft besprochenen Lokkerung der Heeresbande hing es zusammen, dass diese von üblem Eigenwillen entzweit wurden. Grade die tüchtigeren wurden bei dem waltenden Hoftreiben vor den Kopf gestossen und die, welche bei dem Heere in Ehren blieben, waren meistens solche, die zu dem Unwesen passten. Zwei geschätzte Männer, d'Estrées und Maillebois, waren verletzt worden. Jetzt eben war Broglio mit Soubise in Zwist gerathen, weil dieser seinem von der warschauer

1. Denkschrift Mortaigne's bei Stuhr II. 440.
2. Dieselbe. S. 441. 442.
3. Nähere Umstände der sieghaften Schlacht bey Creveld, welche des Prinzen Ferdinand von Braunschweig hochfürstl. Durchl. über die französische Armee unter dem Comte de Clermont am 23. Juni 1758 gewonnen haben. 1758.

Gesandtschaft zurückgekehrten Bruder den Eintritt in seinem Heertheile verweigerte. Ebenso waren auch in Clermont's Heere St. Germain und Mortaigne verfeindet. Da bei Krefeld der Hauptstoss die Abtheilung St. Germain's getroffen, so sollte Mortaigne's Neid die Ursache des unglücklichen Ausgangs gewesen sein.[1] Gingen doch manche späterhin so weit, die widrigen Begebenheiten dieser ganzen Kriegszeit diesem Grafen Mortaigne zur Last zu legen, weil er, der Rathgeber Clermont's, die geheime Absicht gehabt haben sollte, diesen zu stürzen, um selber in dessen Stelle aufzurücken. Dies alles ist durchaus unwahrscheinlich. Eine verkehrte Eitelkeit suchte wohl nur statt in der Ueberlegenheit der feindlichen Waffen in eigenem Verrathe die Veranlassung des Missgeschickes.

Die üble Wendung am Rheine, die Sorge um Wesel, die mögliche Gefährdung der französischen Grenze hatten schon vor der krefelder Schlacht in Versailles den Ausschlag dahin gegeben, das zweite Heer nicht nach Böhmen rücken zu lassen. Eben waren Soubise's Truppen im Begriff, sich in Bewegung zu setzen, als ein Eilbote von Paris Gegenbefehl und eine veränderte Marschrichtung brachte.[2] Vorerst sollten die Begebenheiten am Rhein sich weiter entwickeln und Soubise das feindliche Heer von der Weser und von Hannover abzuschneiden trachten. Bereits unter dem 22. Juni machte Bernis dem französischen Gesandten in Wien Grafen Stainville diese Eröffnung, wobei er nicht unterliess, seinen Brief mit den Worten zu schliessen: „wir haben Frieden nöthig." Uebrigens wurde die Hülfssendung immer noch in Aussicht gestellt, sobald demnächst Clermont, wie man hoffe, in Vortheil gekommen sein werde. In Wien musste man sich in das Ausbleiben der zugesagten Hülfe ergeben. Die Kaiserin genehmigte den Aufschub des Abmarsches um einige Wochen, wünschte aber, dass Soubise in Hessen vorrücke und später auf dem kürzesten Wege nach Eger komme. Kaunitz suchte indess diesem widrigen Vorgang einen für das Haus Habsburg günstigen Schein zu verleihen. Er theilte nämlich dem kaiserlichen

1. Da neuerlich das damalige Vorhandensein dieser Verdächtigung in Abrede gestellt worden ist, so möge für ihr Bestehen verwiesen werden auf einen Brief des französischen Gesandten Grafen Görtz (Schlitz, 29. August 1758).

2. Coremans, freie Presse. Brüssel 1840 n. 31.

Gesandten am fränkischen Kreistage Freiherrn Widmann mit und liess am Reichstage durch den kaiserlichen Concommissarius Grafen Seidewitz anzeigen[1]: wie in Rücksichtname auf die Besorgnisse, welche die fränkischen Reichsstände von den Preussen hegten, der Kaiser die Kaiserin vermocht habe, den französischen Botschafter in Wien dahin zu bestimmen, dass Soubise's Zug nach Böhmen einstweilen eingestellt werde, damit dessen Heer am Main die nordwestlichen Reichskreise, Fulda, Würzburg, Franken beschütze. Indessen zeigt ein Schreiben des Reichshofrathes Borié vom 28. Juni, dass Soubise nur so lange dort verweilen sollte, bis Würtemberger oder Sachsen zur Bekämpfung der Hessen herangekommen seien — nach dem Willen der wiener Staatsmänner. Für König Friedrichs Kampf an der Elbe und Oder ergab sich indess aus dem Siegeslaufe des hannöverschen Heeres der grosse Vortheil, dass die in Sachsen eindringenden Heere um 30,000 Mann schwächer waren, als ohne die grossen Erfolge an der Aller, Weser und dem Rheine der Fall gewesen sein möchte. Vom deutschen Boden waren die Franzosen allerdings noch immer nicht verjagt.

In Versailles waren die entscheidenden Kreise nun endlich zu der Erkenntniss gekommen, dass Clermont allzusehr derjenigen Eigenschaften ermangelte, welche die Heerführung erheischt. Nach der krefelder Schlacht bat der Dauphin schriftlich um die Erlaubniss, sich selbst an die Spitze des geschlagenen Heeres stellen zu dürfen. König Ludwig mochte dies nicht gestatten, auch sollte Clermont als ein Prinz nicht abberufen werden, aber der Beschluss ward am 28. Juni gefasst, ihm einen Kriegsrath, bestehend aus Mortaigne, Contades und Chevert an die Seite zu setzen. Diesen ward eröffnet, wie es des Königs Wille sei, dass jedwede Gelegenheit benutzt werde, das Heer Ferdinands anzugreifen und über den Rhein zurückzuwerfen. Uebrigens sollte behufs der Deckung der Vorräthe an der Maas ein neues Heer unter dem Befehle des Marquis von Castries gebildet werden.

Mittlerweile war das französische Hauptheer nach der krefelder Schlacht, wiewohl in leidlicher Ordnung rückwärts gegangen. Es wich über die Erft, gab Neuss mit seinen reichen Vor-

1. Brief von Kaunitz an Widmann, Wien den 28. Juni, und Brief Fechenbach's, Regensburg, 7. Juli 1758.

räthen, Düsseldorf gegenüber, preis und zog sich am 27. Juni auf Köln. Auch dies geschah den Ansichten Belle-Isle's zuwider. Dieser wünschte vielmehr Kampf und Schlacht. Seine Meinung war, dass durch das Weichen der Muth des eignen Heeres und das Vertrauen der verbündeten Reichsstände bedenklich geschwächt werde. Besonders wichtig erschien ihm die Bewahrung Düsseldorfs, zumal er zwar der Person des pfälzer Kurfürsten, doch durchaus nicht seinen Räthen traute. Ohne Zweifel war die Stimmung der Verbündeten Frankreichs äusserst gedrückt und der Anblick der Ordnungs- und Sorglosigkeit im französischen Heere wahrhaftig geeignet, noch mehr zu entmuthigen. In Köln erstaunte die Regierung nicht wenig über den waltenden Leichtsinn. Ein jeder machte, was ihm gefiel, gleich als ob er im tiefsten Frieden lebe und ging nach seinem Belieben seines Weges. Aus dem Lager vor der Stadt spazirte täglich fast ein Drittel der Soldaten nach Köln hinein, von wo gar mancher bezecht in's Lager zurückkam. Weder Wachen noch Vorposten wurden gehörig ausgestellt. Fremde durften, ohne nur befragt zu werden, alles besehen, sogar die Geschützstände. Der Kriegsrath wurde in einem Zelte gehalten und die tapfern Feldherrn schrieen so laut, dass man sie ausserhalb desselben gar wohl vernehmen konnte. Man wollte auch wissen, dass, während die Franzosen keine Kundschafter bezahlten und Zuträger von Nachrichten etwa mit einem Schlucke Getränkes abspeisten, verkleidete hannöversche Anführer alles im französischen Lager besichtigten. Der kölner Kurfürst fand dies so arg, dass er durch seinen Kanzler dem bei ihm beglaubigten französischen Geschäftsträger Vorstellungen machen liess, damit dieser Zustand zur Kenntniss des Minister Bernis gelange.[1] Die Stadt Köln schickte am 29. Juni schon Abgeordnete an Ferdinand.[2]

Die Vortheile, welche der Sieg bei Krefeld dem hannöverschen Heere gewährte, benutzte Prinz Ferdinand. Vor sich und auf seiner Linken konnte er am Rheine den geschlagenen Franzosen folgen: hier setzte Scheiter mit den Husaren ihnen nach

1. Lettres de Mr. le Maréchal Duc de Belle-Isle à Mr. le Maréchal de Contades, trouvées parmi les papiers pris après la Bataille de Minden (London) 1759 (die in der erbeuteten Kassette des Contades vorgefundenen Briefe Belle-Isle's.)

2. Schaper I, 151.

und gewann Neuss mit vielen Vorräthen. Zu seiner Rechten konnte er den Maasübergang gewinnen, wodurch Lüttich und Brabant ihm geöffnet wurden. Ruremund an der Maas im östreichischen Geldern, woran die Franzosen sich gelehnt, fiel jetzt ihm zu. Während der Herzog von Holstein-Gottorp mit 13 Reitergeschwadern das im Striche von Neuss gelegene Gladbach besetzte und Schwärme weiter vorausschickte, um aus dem jülichschen Lande Kriegssteuern einzutreiben, rückte gegen das im nämlichen Strich gelegene Ruremund am 27. Juni der Erbprinz von Braunschweig mit anderem Volk. Obwohl der Oestreicher Müller und der französische Marschal Boccard den schwach befestigten Platz zu vertheidigen suchten, so räumten sie ihn doch bald gegen freien Abzug nach Lüttich. Der französische Marschal hatte Befehl, wenn er in Ruremund bedrängt würde, seine 3 Fahnen zur Deckung von Antwerpen und Brüssel zu retten. Die Vorräthe in Ruremund fielen den Hannoveranern zu. Nun schickte Ferdinand einen Trompeter in die Stadt Lüttich, damit Abgeordnete derselben zu ihm kämen, sich mit ihm über die Lieferungen zu verständigen. Am 29. Juni begaben sich auch drei lütticher Herren in seinen Standort. Aus Lüttich wurde bereits alles französische Eigenthum weiter rückwärts geschafft. Bis Thienen und Löwen schwärmten schon die leichten Truppen, forderten von jeder Stadt 100,000 Thaler, schleppten Geisseln mit sich fort und kehrten beutebeladen ohne Verlust zum Heere zurück. In Brüssel herrschte der Schrecken. Man gewärtigte daselbst einen Besuch dieser Preussen und fürchtete auf der andern Seite hin eine Landung der Engländer. Schleunig wurden aus den Festungen (angeblich) 3000 Oestreicher und 7000 Franzosen zum Schutz Brüssels zusammengezogen.[1]

Dennoch war Ferdinands Stellung eine äusserst gewagte. Denn in seinem Rücken waren noch Geldern und Wesel in Feindes Gewalt. In Wesel stand Marquis Castella mit 4500 Mann und vorerst liess sich nichts Nachdrückliches gegen diese Festung unternehmen, zumal es Ferdinand an Belagerungsgeräth mangelte. Sein hinterer Stützpunkt war Rees am östlichen Rhein;

1. Vierzehntes Schreiben eines Freundes aus Sachsen an seinen Freund in W. über den gegenwärtigen Zustand des Krieges in Deutschland. Freyburg 1758.

da war ein Rheinübergang, da waren seine Speicher; auf dieser Strasse konnte er Verstärkung und Bedarf an sich ziehen. Südlich davor stand zur Hut Imhoff's Abtheilung. Belle-Isle wollte wissen, dass Ferdinand selbst in einem Schreiben an den König von England am 4. Juli seine gesammte Stärke am Rhein auf 35 bis 36,000 Mann angegeben haben. Andere Franzosen behaupteten, er führe 11 hessische und 34 hannöversche Geschwader Reiter und etwa 32,000 Mann Fussvolk, nämlich etwa 18,000 Hannoveraner, 5000 Braunschweiger, 7000 Hessen, 2000 Gothaer(?) und Schaumburger. Seine Unterfeldherrn waren, wie schon erwähnt, nicht ausgezeichneter Art und dem Herzoge von Holstein-Gottorp musste er öfter seinen Begleiter (Aide-de-camp) von Bülow beigeben, einen eben so geschickten als eifrigen Anführer.[1]

Seine Lage wurde besser gesichert, wenn er das befestigte Düsseldorf auf der östlichen Rheinseite gewann. Daselbst lagen 6000 Pfälzer vom Freiherrn Isselbach befehligt und 3000 oder mehr Franzosen unter Graf Bergeyck. Bei Osterad nahm Ferdinand eine Stellung zur Deckung der Belagerung. Scheiter ging zuerst mit seinen Leuten bei Kaiserswerth über den Rhein zurück und schloss Düsseldorf ein, am 26. Juni folgte ihm mit grösseren Truppenmassen Wangenheim. Bergeyck behauptete später: bereits am 23ten sei Verrath der Pfälzer deutlich sichtbar gewesen; Isselbach habe sogar seinen Soldaten verboten, auf die Preussen zu schiessen. Als daher die Hannoveraner 10 Geschütze hinter dem Rheindamme vor Oberkassel aufpflanzten und einige Bomben auf Düsseldorf warfen, war deren Wirkung so mächtig, dass schon am Abend des 29ten die Besatzung Waffenstillstand begehrte, um vom Kurfürsten in Mannheim Verhaltungsbefehle einzuholen. Dieser genehmigte die Uebergabe, welche am 7. Juli Abends um 5½ Uhr erfolgte. Wenn damals verlautete[2]: Düsseldorf solle neutral erklärt und an zwei Thoren von den Pfälzern, an zwei andern von den Hannoveranern besetzt werden, so war dies ebenso falsch, wie die Angabe, dass die Besatzung eine bestimmte Zeit nicht mehr gegen die Hannoveraner oder Preussen dienen solle.[3] Zwar

1. Schaper I, 150. 153. 173. 185. 220.
2. Brief aus Düsseldorf vom 6. Juli 1758.
3. Schaper I, 147, 148 und das Werk des englischen Offiziers

wurde diese Forderung von den Belagerern gestellt, auch waren die Pfälzer zu ihrer Anname geneigt, aber Bergeyck trat dazwischen. Die Besatzung zog frei ab mit Feldkanonen, Gepäck und Bedarf. Die Festungsgeschütze und die gefüllten Speicher sollte sie zurücklassen. Allein die Franzosen vernagelten vor ihrem Abzug die Geschütze, schütteten die Lebensmittel und den Kriegsbedarf, den sie nicht mit fortnehmen konnten, in den Strom, vernichteten zwei fliegende Brücken sowie die Schiffbrücke und bohrten alle vorhandenen Fahrzeuge an oder steckten sie in Brand.[1] Die Landesregierung blieb unbeeinträchtigt von den Hannoveranern. Der Feldherr Hardenberg besetzte Düsseldorf mit zwei Regimentern. Die Verbindung zwischen den Rheinseiten war nunmehr für die Hannoveraner bedeutend erleichtert.

Sowie Ferdinand die Einname von Düsseldorf bevorstehen sah, schlug er sein Lager am 2. Juli auf der Westseite der Erft, zwischen Bedbardeik und Hemmert auf den Höhen von Hausdeik und Kloster Nicolaus. Näher heran zog sich der Erbprinz von Braunschweig nach Wassenberg und der holsteinische Herzog in die Gegend von Kochheim (Kochem). Letzterer zog am 7. Juli nach Titz eine Wegstunde vor Jülich, Luckner ging mit Vortruppen nach Grevenbroich und Kaster, welches ungefähr in gleicher Höhe mit Titz, ostwärts von diesem liegt. Die Absicht war Jülich einzunehmen, wo noch 1 pfälzische und 2 französische Fahnen standen, also 2—3000 Mann, dadurch eine Stellung gegenüber der linken Seite des bei Köln haltenden französischen Heeres zu gewinnen und hiermit dasselbe zum Aufgeben Kölns zu vermögen. Das hannöversche Hauptheer zog am 9. Juli nach Grevenbroich, wo es Stand nahm, zwischen Hannerhof und Orkum, zum Theil weiter vor bis nach Kaster an der Erft; Scheiter ging mit Vortruppen bis Wiedeshoven. Ferdinand stand hier an der Grenze seiner Erfolge.

Im französischen Heere ging unterdessen mancherlei vor. Seiner üblen Haltung ungeachtet wurden viele neue „Brigadiers" ernannt: das waren lauter Herzöge, Marquis, Grafen und Barone, die ja vermöge ihrer Geburt durch Tapferkeit hervor-

---

S. 50. Schaper nennt auch abweichend von den übrigen Berichten den Befehlshaber des Platzes Wellbach.

1. Regensburger Zeitung 1758. Stück 85.

leuchten mussten; zu diesen Erkornen gehörte auch ein Deutscher, der schweizer Freiherr Lochmann. Dagegen wurde der Marquis von Villemur abberufen, weil er den Rheinübergang der Feinde nicht verhindert, Graf Morangies, Oberstleutnant Brulart und alle übrigen Anführer, welche in die Uebergabe von Minden gewilligt hatten, wurden entlassen. Als Clermont die Nachricht von der Einsetzung des Kriegsrathes empfing, forderte er die Enthebung von seinem Amte; wie üblich bezog er sich dabei auf seine schlechte Gesundheit. Nicht unerwartet kam sein Begehren nach Versailles, gleichwohl scheint der König nur schwer darein gewilligt zu haben.[1] Am 8. Juli legte Clermont den Heerbefehl nieder und am 11ten verliess er voll Unwillen über die erfahrne Behandlung das Heer. Sein Unglück im Felde schob er auf die verkehrten Anordnungen seines Vorgängers und die üble Beschaffenheit seines Heeres; was er gethan, habe durchgehends die Billigung der ihn umgebenden Feldherrn gehabt. Im Heere irrte man zwar mit der Erwartung, dass d'Estrées wieder eingesetzt werden würde, doch fiel in gegenwärtigen Nöthen die Wahl auf einen nicht untüchtigen Mann. Es erhielt nämlich am 4. Juli einstweilen den Oberbefehl der Marquis Louis Georg Erasmus de Contades, ein alter Kriegsmann, der im 55ten Lebensjahre stand und 38 Jahre im Heere gedient hatte. Mortaigne empfand seine Zurücksetzung so übel, dass er sich ohne Urlaub vom Heere entfernte und einige Zeit danach um seine Versetzung in Ruhestand anhielt. Da er Clermont's Rathgeber gewesen, so wurde ihm die Hauptschuld des Vorgefallenen zugeschoben, und während jener als Prinz in der Gunst des Hofes blieb, fiel auf ihn Ungnade, zumal auch persönlich der Prinz sich über Rücksichtslosigkeit seines Benehmens beklagte. Wie Mortaigne so schied auch der Herzog von Randan vom Heere, weil er nicht unter Contades dienen mochte. Contades hielt nachdrücklicher auf Mannszucht, sorgte mehr dafür, dass kein Mangel an Lebensmitteln eintrat, war in allen Absendungen und Bewegungen vorsichtig und erliess seine Befehle bestimmt und deutlich, nur war er nicht rasch entschlossen,

1. Le Roi a eu beaucoup de peine à se déterminer à prendre ce parti. Il y a été en quelque manière forcé: le détail de ce qu'il y aurait à dire sur ce sujet ne se peut écrire. Brief Belle-Isle's an Contades vom 10. Juli 1758.

nicht geistreich noch kühn. Durch Verstärkungen (über Lüttich waren namentlich 15,000 Mann gekommen) wuchs sein Heer in kurzer Frist auf 75,000 Soldaten. Es stand also jetzt ein fähigerer Befehlshaber mit einem doppelt so starken Heere dem Fürsten Ferdinand gegenüber. Wohl hatte Ferdinand von England Verstärkung zu hoffen, aber diese war noch nicht auf deutschem Boden. Das Parlament beschloss nach heftigem Einspruch am 24. Juni 18,000 Soldaten ihm zuzuschicken. Doch war das Heer, welches England hergab, bei weitem nicht so stark und erst am 26. Juli wurde es eingeschifft.

Belle-Isle fand es nicht wahrscheinlich, dass das hannöversche Heer seinen Zug über die Maas richte, es sei denn, dass Ferdinand eine englische Landung an der niederländischen Küste erwarte, worüber man zur Zeit noch unklar sei. Belle-Isle's Weisungen an Contades gingen (am 8. und 15. Juli) dahin, dass Contades sich in der Nähe von Köln behaupten und Meister der Uebergangspunkte über die Erft bleiben sollte, die seinen westlichen Vertheidigungsstrich abgeben könne; ihre beide Ufer möge er besetzen und auf ihrer Westseite lagern. Er empfahl ihm an, in Jülich Mehlvorräthe aufzuhäufen und Backöfen zu errichten und dorthin einen französischen Feldherrn zu senden, der Jülich um jeden Preis vertheidige. Damit Deutz vor dem Feinde sicher sei, möge er davor einen Brückenkopf anlegen, in Köln solle er alle daselbst befindlichen schweren Geschütze an sich nehmen und den kölner Rath bedeuten, dass solches zu dessen eigenem Schutze gegen den gemeinsamen Reichsfeind geschehe. Auf die pfälzischen Hülfstruppen ein wachsames Auge zu richten, sei nöthig, jedoch so, dass deren Anführer keinen Argwohn schöpften. Contades benachrichtigte ihn hierauf von Ferdinands vorgerückter Stellung und seiner eigenen Absicht, am 14. Juli die Anhöhen bei Bedburg an der Erft zu besetzen. Am 19. und 20. Juli schrieb ihm Belle-Isle: Zeit sei es, die Ueberlegenheit der französischen Waffen wieder geltend zu machen und ihm, Contades, komme es zu, den Gang des Krieges vorzuschreiben, nicht ihn vom Feinde sich vorschreiben zu lassen. Schwerlich werde sich jetzt Ferdinand in ein Treffen auf der Ebene einlassen, denn am 12. Juli sollten aus der Themse englische Schiffe mit 3500 Fusssoldaten und 15 Reitergeschwadern ausgelaufen sein, um in Emden zu landen; Ferdinand werde daher bis zu

41*

deren Ankunft eine Schlacht vermeiden. Aber ihm eine solche zu liefern, sei wünschenswerth, jedenfalls müsse Contades ihn zurückstossen; Neuss sei mit Vorräthen zu versehen, damit das französische Heer den Hannoveranern nahe bleiben könne, wenn sie über den Rhein zurück wollten; der König verlange sehnlichst, dass sein Heer vorwärts rücke! Das Geschütz der Stadt Köln möge er nur nöthigenfalls mit Gewalt sich aneignen und für den deutzer Brückenkopf verwenden; alle Klagen, welche darüber nachträglich auf dem regensburger Reichstage erhoben werden möchten, würden zu nichts führen. Leider war es wirklich so im deutschen Reiche! Contades nahm denn auch unter Beihülfe des Befehlshabers zu Köln, von Torcy, das Geschütz der Stadt mit Gewalt weg.

Wie angegeben, liess Contades das französische Heer am 13. Juli nach Bedburg aufbrechen, wo er am 14ten seinen Standort nahm. Sogleich liess, noch am 13ten, Ferdinand den Herzog von Holstein-Gottorp und den Erbprinzen von Braunschweig mit ihrem Volk über die Erft setzen und rückte am 14ten mit seinem Heere nach, in der Absicht, wofern sich ein Vortheil böte, ein Treffen zu wagen. Es war ihm berichtet worden, dass der Feind ein solches suche. In der Richtung von Grevenbroich entspann sich auch allgemach auf der ganzen Linie um 2 Uhr Nachmittags ein Gefecht, das mit der wachsenden Erbitterung immer hartnäckiger wurde. Während desselben zog am Himmel ein schweres Gewitter herauf, das lange denen entging, die voll Eifer wechselseitiger Vernichtung oblagen. Erst als es dunkel wurde und dem Halle der Geschütze der rollende Donner der Wolken antwortete, erst als aus den geöffneten Himmelsschleussen Wasserströme niederrauschten, wurde von dem schauerlichen Kampfe abgelassen; die streitenden Menschen ruhten aus, bis die Blitze nicht mehr zuckten und der Donner vorüber war. Dann erneute sich das Feuer der Kanonen und Musketen und währte noch bis es Abend wurde. In der Frühe des folgenden Tages begann es wieder. Es war dies keine vollständige Schlacht, wohl mehr ein ausgebreitetes Kämpfen der Vortruppen, aber es verschaffte dem Heerführer der Hannoveraner die Ueberzeugung, dass ihm jetzt der Feind überlegen sei. Der Umschwung trat ein. Er begann zu weichen. Zurückkehrend über die Erft lehnte er den linken Flügel seines Heeres an Neuss, liess Ruremund

wieder räumen und alle Kranken nach Rees schaffen. Franzosen unter dem Herzog von Armentières verfolgten seine Nachhut, wurden jedoch abgetrieben.

Contades gedachte am 16. Juli einen Hauptangriff zu machen. Bereits aber hatten die Hannoveraner ihre bisherige Stellung verlassen, und Contades besann sich nun erst, ob er sie in ihrer neuen Stellung angreifen könne. Grevenbroich liess er besetzen.

Ein Zwischenfall dieser Tage verdient Erwähnung, weil er abermals zeigt, in welchem Lichte die in Deutschland herrschenden Familien sich betrachtet wissen wollten. Feindliches Landvolk, geldernsche Bauern hatten sich zusammengerottet und fielen aus einem Hinterhalte über einen hannöverschen Trupp her, unter welchem der Erbprinz von Braunschweig sich befand. Ihm wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen. Fünf Bauern wurden gefangen. Diese Unglücklichen, die doch nur für Heimath und Habe gegen Landesbeschädiger gekämpft hatten, wurden am 17. Juli vor dem aufmarschirten hannöverschen Heere lebendig gerädert.[1] — Als einige Tage später Ferdinand, indem er sich auf Lugschaft allzuweit vorwagte, leicht verwundet wurde, sandte Contades, sowie er dies erfuhr, einen Trompeter an ihn ab und bot ihm durch diesen seinen Leibarzt an. —

Belle-Isle drängte seinen Feldherrn vorwärts. Contades sollte nach seinem Willen bei Nacht rasch über die Erft hinüber, den Feind nöthigen, schon bei Düsseldorf die westliche Rheinseite zu verlassen oder ihn hindern, den Rheinübergang noch zu erreichen. Contades zögerte indess. Am 17. Juli machte das hannöversche Heer noch einen neuen Versuch. Es griff den französischen Feldherrn Chabot an, der mit leichten Truppen bei der Abtei Lankwart die Brücke von Neubrück über die Erft deckte, und zwang ihn nach längeren Kämpfen zum Aufgeben seiner Stellung, nicht ohne Verlust für ihn.[2] Am 19ten um 1 Uhr in der Frühe rückte das hannöversche Heer wiederum an die Erft vor und lagerte bei Bedburgdeick, wo der Oberbefehlshaber seinen Standort nahm, Holzheim und Kappel. Der Fluss trennte beide Heere. Grevenbroich vertheidigten die Franzosen glücklich. Sie standen bei Aldenrade und Holzweiler, Contades selbst befand sich in Frauweiller.

1. Franckfurter Kayserl. Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung 1758 n. 122.
2. Europäische Zeitung 1758 n. 119.

Dieser Stand währte einige Tage, bis Ferdinand nachgab. In dieser ausgesogenen Gegend, in der nun schon so lange grosse Heeresmassen sich nach allen Richtungen gewälzt hatten, fingen an die Unterhaltsmittel den Hannoveranern zu gebrechen; die Franzosen erhielten indess auf dem Rheine mit Bequemlichkeit Zufuhr aus der Ferne. Zur Vorsicht mahnte den Führer der Hannoveraner eine Absendung des Contades, die ihnen in die Seite kommen konnte, und der Anzug einer Heersäule von 15,000 Franzosen und Oestreichern durch die Campines an der Maas, nach Maseik. Prinz Ferdinand hielt Kriegsrath.[1] Der Kriegsrath beschloss eine westliche Wendung. Da hierüber das Heer sich eine Weile von Düsseldorf entfernen musste, verstärkte er dessen Besatzung am 23. Juli. Am nämlichen Tage schickte er in der einzuschlagenden Richtung Luckner und Linstow gegen Ruremund aus, welches am 24ten ohne Kampf eingenommen wurde, da die französische Besatzung sich sofort über die Maas zurückzog. Die Hannoveraner errichteten hier eine fliegende Brücke und boten im Lüttichschen alles Fuhrwerk auf. Es gewann den Anschein, als wollten sie in Brabant und Flandern eindringen. In der Nacht vom 24. Juli hob Ferdinand sein bisheriges Lager auf, rückte eiligst nach Wassenberg, wo er das Heer vom 26. bis 29. Juli verweilen liess und bezog dann zwischen Ruremund und dem Schwalmbach bei Hellenrodt (Hillenraed?) ein Lager. Contades schwenkte in derselben Richtung, besetzte Neuss, ging über die Erft nach Fuirth und Elsen, und nahm am 28. Juli seinen Standort bei Erkelenz. Fortwährendes Geplänkel schien das Vorspiel eines grossen Zusammenstosses. Nach der Maas hin zog sich der Krieg. Doch auch hier musste Ferdinand, dem zur Seite Contades nachfolgte, rückwärts, die Maas abwärts, nach Venlo gegen Wachtendonk hin, auf dessen Höhen zu Herringen und Kadenkirchen er am 1. August lagerte. Contades wollte mit dem Hauptheer über Dalem nach Dülken, das mitten zwischen Ruremund und Kaiserswerth gelegen, in seiner Hand die Verbindung Ferdinands mit dem Rheine bedrohte. Ferdinand kam der Gefahr zuvor. Als die vorgeschobenen Truppen der Franzosen am 2. August bis Dülken gelangten, wurden sie von daselbst haltenden Hannoveranern hart angegriffen und konnten

1. Schaper I, 166.

nicht weiter. Contades unternahm die Schlacht nicht. Er ging wieder etwas zurück und bezog ein Lager bei Gladbach.

Prinz Ferdinand kam mehr und mehr in's Gedränge. Vergebens hatte er verschiedene Wendungen versucht: weder bot sich günstige Gelegenheit zu einer Schlacht noch ein Weg zum Vordringen. Mit einem Heere, das Mangel litt und in Unordnung gerieth, stand er weit überlegenen Streitmassen gegenüber, die ihn von verschiedenen Seiten umringten: vor ihm bewegte sich auf seine Linke Contades mit der Hauptmacht. Von Maseik längs der Maas rückten Franzosen an, im Geldernschen standen gleichfalls Franzosen (ihre Vorhut bei Nieuwkerk[1]), in seinem Rücken behauptete der Feind Geldern und Wesel, deren Besatzungen glückliche Ausfälle thaten, die geldernsche am 15. Juli, indem sie die Hannoveraner aus ihrer Stellung bei Strallen (auf der Strasse nach Venlo) vertrieb, die Wesels am 18. Juli, wobei sie die hannöverschen Speicher in Dorsten wegnahm, 2 Kanonen erbeutete und deren Bedeckung theils nieder machte, theils gefangen nahm. Die Verbindung zwischen Geldern und Lüttich hatten die Franzosen sich wiederum geöffnet und die Besatzung von Geldern ansehnlich verstärkt.[2] Die Kunde von Soubise's Erfolgen, der bereits gen Göttingen vorgedrungen, kam dazu. Am 29. Juli erfuhr Ferdinand die — weiterhin zu erzählende — Niederlage des Isenburgers. Imhoff meldete schon am 27ten, Paderborn und Münster seien bedroht, er zu schwach zur Abwehr. Wie leicht konnte Soubise an der Lippe sich festsetzen und die Weserlinie bedrohen! Nur 24 Wegstunden liegt Lippstadt von Kassel ab, wo Soubise gesiegt hatte. Immer klarer entwickelte sich der Plan des französischen Feldherrn. Während das Hauptheer den Prinzen Ferdinand an der Maas hindrängte, sollte ihm der Rückweg über den Rhein bei Rees und Emmerich und die Verbindung mit Hannover abgeschnitten werden.

Schon war die letzte Eroberung, das wichtige Düsseldorf ernsthaft bedroht. Die dortige Brücke zerstörten die Franzosen durch Hinabtreiben belasteter Flösse auf dem Strome[3]; gleich-

1. Brief aus Venlo vom 2. August 1758.

2. The operations of the allied army under prince Ferdinand S. 55.

3. Europäische Zeitung 1758 n. 119 aus Köln vom 29. Juli. Dagegen erzählt ein anderes Schreiben, Cologne le 5. Août, dass Chevert (erst) in der Nacht vom 1. auf den 2. August drei zu Benrad erbaute Flösse hinabtreiben

zeitig brachen am 28. Juli aus Mühlheim und Deutz 6000 Mann unter Voyer d'Argenson und Chevert zur Einschliessung Düsseldorfs auf, forderten bald darauf die Uebergabe des Platzes und beschossen ihn. Von dem eingenommenen Brückenkopfe auf dem Westufer des Rheins ging das Feuer der Franzosen auf die Stadt. Die angestrengte Vertheidigung erschöpfte die schwache Besatzung bald. Noch hielt sie Düsseldorf, als die Franzosen schon weiter entlang des Rheines auf dessen östlicher Seite sich verbreiteten.

Gelang Contades' Plan, so war das hannöversche Heer umgarnt und verloren. Vielleicht fand es dann in der Wiederaufname des Vertrages von Kloster Seven seine einzige Rettung. Auf die Nachrichten, welche Ferdinand am Abend des 1. Augustes erhielt, schickte er sich an, seinen Rückzug über den Rhein vorzubereiten. Gern hätte er vorher noch eine Schlacht gegen Contades geschlagen, der sich ihm so dicht zur Seite hielt, aber dieser wich ja vorsichtig aus. Er selber fand es nun bei Dalem allzu bedenklich, einen Angriff zu wagen.[1] Noch war die sehnlichst erwartete englische Verstärkung nicht eingetroffen: wie leicht war es, dass sie jetzt von ihm abgeschnitten wurde! Er musste zurück bis hinter Wesel. Schlug alles schlimm aus, erwies sich dies schon als Unmöglichkeit, so war er entschlossen, sich mit seinem Heer nach Holland zu werfen.[2]

Ferdinand wich demnach am 3. August nach Wachtendonk an der Neers. Hier in seinem Rücken standen schon 500 Franzosen. Sie mussten herausgestossen werden, sollte der Weg zum Rheine frei werden. Seine Vortruppen fanden die Brücke aufgezogen. Ohne Besinnen stürzten sie sich in den Fluss, schwammen hindurch, steckten die Bajonette auf und griffen die Franzosen mit Wuth an. Sie warfen die Franzosen. Noch am Abende gelangte das Heer über den Fluss. Von da ging sein Zug nach Rheinberg an den Rhein. Dieser gewagte Marsch geschah in grösster Schnelligkeit.

---

liess, die um Mitternacht unter fürchterlichem Krachen die Schiffbrücke bei Düsseldorf zerrissen. Die im Brückenkopf auf der westlichen Rheinseite liegenden 300 Hannoveraner waren von der Stadt völlig abgeschnitten und mussten bei Tagesanbruch, als Franzosen aus Neuss anrückten, die Waffen strecken.

1. Schaper I, 179.
2. Schaper I, 172.

Ruremund musste natürlich aufgegeben werden. Seit dem 1. August war dieser Platz von der westlichen Maasseite her durch Oestreicher und Franzosen, die der Generalmajor Besenval (Besenwald, ein Schweizer) führte, angegriffen worden. Am 2ten schossen die Hannoveraner ununterbrochen mit Geschütz aus Ruremund, am 3ten zur Uebergabe aufgefordert, verhandelte ihr Oberst von Linstow bis zum Abende. Um 7 Uhr räumte Linstow in aller Stille die Stadt, während Freiwillige den Brükkenkopf besetzt hielten und die Stadtthore gesperrt wurden. Er verlor keinen Mann. Den Schlüssel des Thores, durch welches seine Soldaten abzogen, nahm er mit und schickte ihn am folgenden Morgen nach Ruremund zurück, worein inzwischen die Franzosen eingedrungen waren. Er schlug den Weg nach Venlo ein und erreichte glücklich das Heer.

Der tapfre alte Chevert unternahm mittlerweile einen Ueberfall, welcher den Ausschlag geben sollte. Während Voyer d'Argenson vor Düsseldorf anhielt, zog er weiter über Duisburg nach Wesel, wo er am 4. August eintraf und einen Theil der Besatzung sich ihm auschliessen liess, so dass er 10,000 Mann gegen Mehr führen konnte. Aber der Nachtmarsch, den er mit ihnen antrat, war so beschwerlich und aufhaltend, dass er am 5. August erst in den Morgenstunden vor Mehr anlangte. Er dachte unvermuthet zu erscheinen, doch war er es, der sich täuschte. Denn ein Unbekannter, der sich einen Freund der guten Sache nannte, hatte noch am Nachmittage des 4. August dem Feldherrn Imhoff eine Warnung zukommen lassen. Imhoff traf schnell seine Massregeln und stand, obwohl er höchstens 3000 Mann hatte, zum Empfange bereit. Rasch entschlossen, ein regelmässiges Treffen zu liefern, wählte Chevert den linken hannöverschen Flügel zum Angriffspunkt, um durch dessen Besiegung den Feind von der Richtung nach Rees abzudrängen, wo die Rheinbrücke war. Aber weit entfernt diesen Angriff abzuwarten, schritt Imhoff selbst zum Angriff gegen den unbedeckt gelassenen linken[1] Flügel der Franzosen, der sammt ihrer Mitte über durchschnittenen Boden, auf welchem Gebüsch die Reihen brach, vorgehen musste. Mit einer Fahne überrascht und

1. Mauvillon, Geschichte Ferdinands I, 317 nennt irrthümlich den rechten Flügel.

fasst er ihn von der Seite und sowie hier Feuer gegeben wird, geht sein gesammtes Vordertreffen mit gefälltem Bajonet gradaus den Franzosen auf den Leib. Die Deutschen kämpften mit fester Entschlossenheit, Chevert's Volk hingegen schlug sich schlecht und war nach einem halbstündigem Gefecht schon in voller Flucht. Auf der Strasse nach Wesel sammelten die Sieger ein paartausend weggeworfene Gewehre. 11 Geschütze fielen in Imhoff's Gewalt, 354 Franzosen wurden gefangen, sehr viele getödtet. Der Verlust der Hannoveraner an Gefallenen und Verwundeten betrug etwa 200.

Auch nach dieser glänzenden Waffenthat blieb indess Imhoff's Lage in hohem Grade bedenklich und Ferdinand eilte, ihn durch Wangenheim's Heerhaufen zu verstärken. Die Franzosen machten noch einen Versuch, indem sie von Wesel vier Fahrzeuge auslaufen liessen, welche die Rheinbrücke durch ihren Anprall zerstören sollten; entgegengeschickte bewaffnete Boote fingen diese jedoch ab.

Gleichwohl war Ferdinand bedacht, so geschwind als möglich den Rheinübergang zu erreichen. Lazarethe und Vorräthe wurden aus Rees und Emmerich weiter zurück in's Bentheimsche geschickt. Der Stromübergang war ungewöhnlich beschwerlich, denn lange hatte starkes Regenwetter angehalten, alle Wasser waren in einem Umfange ausgetreten, wie lange Jahre vorher nicht gesehen. Auch der mächtig angeschwollene Rhein hatte das Anland überschwemmt. Die Schiffe der Brücke mussten von Rees, wo die Schwierigkeit allzu gross war, mit vieler Mühe weiter abwärts nach Griethausen und Spieck unterhalb Emmerich gefahren werden. Am 6. August brach Ferdinand mit dem Heere von Rheinberg auf nach Xanten und Kalkar, erreichte Griethausen am 8. August und bewerkstelligte am 8. und 9. den Rückgang über den Rhein. Nur die Nachhut unter Scheiter und dem Erbprinzen hatte einige Kämpfe zu bestehen. Die Brücke brach das Heer hinter sich ab, die Fahrzeuge, welche sonst zurückgelassen werden mussten, zerstörte es und lagerte am 11. August auf den Höhen von Elten. Es athmete in grosser Freude freier auf, nur sein Führer war niedergeschlagen und bekümmert. Doch ist ihm der Ruhm geblieben, unter misslichen Verhältnissen das Mögliche geleistet und noch grade zur rechten Zeit das Heer gerettet zu haben. Zwar hatte dieses unter

beständigem Fechten und mancher kleinen Einbusse, die ihm der Feind beibrachte, seinen Rückzug genommen, aber nun, nachdem es ohne nennenswerthen Verlust die letzte starke Schwierigkeit überwunden, stand es zum grossen Verdrusse der Feinde ungefährdet auf der Ostseite des Rheines.

Auch die vereinzelten Heerabtheilungen zog Ferdinand glücklich an sich. Als Düsseldorfs Besatzung sich abgeschnitten wusste, entschloss sie sich ohne Säumen den Platz zu räumen. Die Geschütze wurden vernagelt und sammt dem Pulver in den Rhein gestürzt. Am 10. August um 9 Uhr Morgens verliess sie unter Hardenberg's Führung Düsseldorf, welches die Franzosen sofort besetzten. Diese fischten die Kanonen aus dem Rheine. Hardenberg nahm seinen Marsch nach Lippstadt, Imhoff setzte sich bei Bocholt.

Dergestalt war das hannöversche Heer sieben Wochen nach seinem Siege bei Krefeld durch die Ueberlegenheit der französischen Heereswaffen wiederum über den Rhein zurückgeworfen.

Contades sah somit das Ziel seiner Bewegungen theilweise vereitelt. Sein Heer stand am 9. August zu Altenkirchen, am 10. zwischen Alpen und Sonsbeck, am 11. begann es nun auch den Rhein bei Wesel zu überschreiten und lagerte vor der Festung am Ufer der Lippe.

Der Krieg zog sich demnach weiter nördlich. Die Hannoveraner gaben einen Theil ihrer Eroberungen auf. Doch fand es Contades räthlich, die Festungswerke Gelderns zu verstärken und die von Ruremund herstellen zu lassen.

In Paris herrschte Freude. Des kriegerischen Belle-Isle's Einfluss war im Steigen und Contades empfing am 24. August die Heerführung auf die Dauer und den Marschalstab. —

Während sich dieses auf der Westseite des Rheines begab, hatte auch das zweite französische Heer unter Soubise eingegriffen. Es war nicht über den Rhein geflohen, wie Friedrich gehofft hatte. Schwer lastete sein Druck auf dem hanauer Lande, in dem es sich behaglich machte. Wollte doch Fürst Rohan in die Schule zu Hanau eine französische Sängergesellschaft einsetzen, um Oper zu haben. Als ihm die Regierung durch den Rath Wolfarth vorstellte, dass der von seinem Könige gewährleistete westfälische Friede den Protestanten verbürge, dass sie im Gebrauch ihrer Schulen auf keine Weise beeinträchtigt

werden sollten, loderte der Fürst in Zorn und Wuth auf: „Sie und die ganze Regierung sind Schufte“, schrie er den Rath an und ergoss sich in einem Strome gemeiner Schmähungen; sie sollten alle noch vor ihm und Soubise zittern, drohte er.[1] Leider behielten die Franzosen hier wirklich die Oberhand. Im April musste Soubise zwar einige Regimenter für das Hauptheer und nach Flandern abgeben, doch stiessen zu ihm andere Truppen, so dass im Anfang des Juli die Stärke seines Heeres 36,000 Mann betrug. Nachdem seine Absendung nach Böhmen aufgegeben worden, bekam er die Bestimmung, den Kampf des andern französischen Heeres gegen Ferdinand mittelst Vordringens auf der östlichen Rheinseite zu unterstützen. Am 10. Juli sollte er nach Belle-Isle's Vorschrift gegen Marburg aufbrechen. Am 10., 11. und 12. Juli stand Soubise's Heer in und um Friedberg. Es hatte sich bei Höchst und Hanau gesammelt. Einen Tagemarsch vor dem Hauptheere zog Herzog Broglio mit mehr als 9000 Mann, grossentheils Deutschen, und mit 28 schweren Geschütze voraus. Ihm hauptsächlich gebührt die Ehre dieser Unternehmung.

Wie war der bei Marburg stehende Fürst Kasimir von Isenburg mit seinem wenigen Volke im Stande, diesem Andrang zu begegnen? Wenn manche behaupteten, er befehlige 9000 Mann, so versichern hingegen preussische Schriftsteller, dass er nur 5 oder 6, höchstens 7000 Mann gehabt habe. Darunter befanden sich nicht mehr als drittehalbtausend geschulte Soldaten. Scharmutzirend wich er zurück; sein Zweck konnte nur sein, aufzuhalten, Zeit zu gewinnen. Der Landgraf von Hessen klagte aber darüber dem Prinzen Ferdinand und dieser schrieb dem Isenburger: er solle gegen die Franzosen marschiren, das Unmögliche leisten, Soubise im Schach zu halten.

Bei Giessen fiel ein scharfes Scharmützel vor. Sofort begann das Flüchten aus Kassel, welches der Landgraf am 19. Juli verliess, um sich nach Rinteln zu retten. Am 20. Juli waren die Franzosen in Marburg. Aeusserst unwillig wichen vor ihnen die hessischen und hannöverschen Truppen, da sie die verächtlichsten Vorstellungen von den Franzosen gefasst hatten. Die Bauern brachten vor den räuberischen Griffen der Franzosen ihre Sachen

1. Nachtrag zu der am 26. April 1758 zur Reichsdiktatur gekommenen Fürstl. Hessen-Casselschen Anzeige an die allgemeine Reichs-Versammlung S. 11. 12.

und Pferde in Sicherheit. Hin und wieder schossen auch Bauern auf die Franzosen, wesshalb Soubise einige Dörfer niederbrennen und viele Bauern aufhängen liess.[1] Aus Marburg liess der französische Heerpfleger Foullon (der nachmals in der französischen Staatsumwälzung seinen Lohn an der Laterne fand) dem hessischen Ministerium in Kassel ansagen: es habe für die Aufname des Heeres Vorsorge zu treffen, indem er zugleich sein Missfallen bezeigte, dass noch keine Abordnung ihm entgegengeschickt worden sei. Am 22. Juli wichen die hessischen Truppen bei Kassel vorbei über den Fluss bis eine Wegstunde hinter die Stadt, worauf Kassel, wie geboten, Abgeordnete schickte, während die Franzosen schon in Fritzlar einrückten. Am 23. waren sie in Kassel. Wie hier Broglio erfuhr, dass Fürst Isenburg noch in der Nähe stehe, versicherte er sich der Stadt, beschleunigte um die Mittagszeit den Durchmarsch seines Fussvolkes und liess die Reiterei durch die Fulda setzen, um den Feind noch zu erreichen. Wohlgemuth gingen seine Truppen vorwärts. Schon aus den nächsten Gärten fielen Schüsse auf sie. In Bettenhausen stiessen sie auf hessische und hannöversche Jäger, die alsbald wichen. Das Heer, das sich erreicht sah, nahm ein wenig zurückweichend auf der mündener Strasse eine geschützte Stellung auf den Höhen von Sandershausen (Sangershausen). Sein rechter Flügel lehnte an die Fulda, sein linker stiess an den Wald bei Ellenbach und war hier durch einen Verhau gedeckt. Rechts stand das hessische Fussvolk, links die Hannoveraner und die Reiter. Ohne Zögern schritt Broglio zum Angriff. Während — seit ½ 2 Uhr Nachmittags — seine Geschütze den Feind begrüssten, ordnete er die Truppen zur Schlacht; die Reiter bildeten sein zweites Treffen. Da die feindliche Stellung im Walde seine Seite bedrohte, so richtete er auf diese das Feuer seiner Kanonen und liess die Regimenter Diesbach, Waldner und die Brigade Rohan anstürmen, um die hannöverschen Jäger aus der Waldung und dem Verhau zu vertreiben. Seine Schweizer gingen mit dem Bajonette tapfer an, aber der Empfang war nachdrücklich. Sie wurden zurückgeworfen, mehrmals, griffen aber frisch von neuem an. Fürst Isenburg liess nun seine ganze Reihe vorgehen. Die beiderseitigen Reiter geriethen aneinander, der Kampf ward allgemeiner, und die französischen Reiter wurden

1. Briefe aus Wien, den 29. Juli und Paderborn, den 30. Juli 1758.

geworfen. Die französische Mitte war beinah schon geschlagen; noch hielt indess ein Regiment Fusssoldaten sich festen Fusses gegen den Ansturm der hessischen Reiter. Auf den Wällen von Kassel sahen die Bürger dem blutigen Streite zu, klatschten und jubelten laut, als sie die Ihrigen im Siege erblickten. Da fasst der Isenburger den unglücklichen Gedanken, mitten im Kampfe seine Schlachtordnung zu verändern. Er will seinen linken Flügel zurückziehen und mit seinem rechten vorwärts sich ausdehnend die Franzosen überflügeln. Dadurch bekam er aber die Fulda in seinen Rücken; Broglio folgte mit entsprechenden Bewegungen und griff die uneingeübten, durch ihre Verrückung ausser Ordnung kommenden Hessen mit vollem Nachdruck an. Jetzt wendet sich das Treffen. Mit furchtbarer Heftigkeit wurde gefochten, zum Theil hart am Flusse. Wo das Handgemenge zu dicht wurde, ergriffen sich Kämpfende an den Haaren und zerrten sich in die Fulda. Mit höchster Tapferkeit stritten die Hannoveraner und Hessen, aber auch ihre Gegner bewährten ihren Kriegsmuth. Leichtverwundete von diesen liessen sich schleunig verbinden und eilten in's Getümmel zurück. Das französische Fussvolk siegte. Nun erstürmten die Schweizer vom Regimente Diesbach die Anhöhe und das Gehölz und die gesammte französische Schlachtreihe bewegte sich vorwärts. Viele Hessen wurden den Abhang herunter in die Fulda gestürzt, andere umringt streckten die Waffen, einige hundert, welche durch den Fluss zu schwimmen versuchen wollten, ertranken in ihm. Betrübt schlichen die Kasseler von den Wällen in ihre Häuser. Es war in der siebenten Stunde. Die Hessen büssten ihr Heergepäck und 8 Geschütze ein; sie verloren nach preussischen Angaben 1000 Mann, wahrscheinlich weit mehr, nach französischen 4000; in Gefangenschaft fielen 500. Aber auch das siegende Heer gedachte dieses blutigen Tages mit Schrecken.[1] Es verlor laut eignen Angaben,

1. Diess gibt Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel. Kassel 1844 S. 311 an, welcher Nachrichten von damaligen Einwohnern Kassels zur Benutzung hatte, übrigens aber das Treffen selbst falsch erzählt. Die hier gegebene Darstellung ruht theils auf den Veröffentlichungen, theils auf verschiedenen ungedruckten Briefen, dem Schreiben eines Offiziers vom Diesbach'schen Regimente vom Schlachtfeld am 23. Juli, einem Briefe des Grafen Görtz vom 27. Juli und mehreren anderen, welche aus dem französischen Lager kamen. Ein Riss der Schlacht ist zu finden in: von der Heyden, das durch innerliche Kriege bedrängte Teutschland. Augsburg 1759 bei Seite 92.

nach der einen 5—600 Mann, nach einer zweiten 1000, nach einer dritten 1500, nach gegnerischen Versicherungen im Ganzen 4500.

Das geschlagene Heer wich nach Münden und über die Werra. Es setzte sich bei Eimbeck, wo es die Verbindung mit Hameln hatte und Isenburg Zuzüge aus Hannover erhielt.

Broglio's Heer ruhte, von Marsch und Kampf erschöpft. Nur freiwillige Husaren übernahmen die Verfolgung. Am folgenden Tage ritten sie in Münden ein und machten daselbst noch 150 Gefangene. Soubise rückte nach Kassel mit dem Hauptheere nach und dehnte seine Vortruppen längs der Werra über Eschwege, Witzenhausen und Göttingen aus. In der eingenommenen Stellung hoffte er einem weit zahlreicheren Feinde die Spitze bieten zu können. Sein Vortrapp sprengte am 26. Juli schon in Göttingen ein und forderte auf der Stelle von dem Fürstenthum Grubenhagen 125,000 Thaler, erhielt auch sofort eine Abschlagszahlung.

Ganz Hessen war von unbeschreiblichem Schrecken ergriffen. Die Regierung zu Hannover packte ihre Akten und begab sich nach Stade. Der hessische Landgraf flüchtete aus Rinteln nach Bremen. Ein weiter Landstrich war wiederum der französischen Beraubung preisgegeben. Belle-Isle gab am 16. Juli den strengen Befehl an Soubise, alle Bedürfnisse seines Heeres aus dem eroberten Lande zu ziehen. Das Hauptaugenmerk der Franzosen war, vom feindlichen Lande die Kriegskosten zu gewinnen. Ueberdiess hatten sie für ihre Flucht sich zu rächen.

Foullon äusserte sich in Kassel, das hessische Land solle auf das härteste heimgesucht werden, damit der Landgraf seine Truppen vom Feinde zurückziehe. Den Rückstand von der im September des vorigen Jahres von dem berüchtigten Lucé ausgeschriebenen Forderung verlangte Foullon am 27. Juli im Betrag von 1,785,559 Livres bar oder in Wechseln auf Handelsplätze auf den eignen Namen der Regierungsräthe lautend binnen zwei Tagen, widrigenfalls die allergewaltsamsten Zwangsmassregeln das ganze Land treffen würden.[1] Da die Wechsel nicht geschafft wurden, so beschied Foullon alle Regierungsmitglieder, den Stadtrath, die in Kassel befindlichen Edelleute, zwanzig angesehene Handelsherren und die Zunftvorsteher auf den 1. August um 10 Uhr in den Kunstsaal vor

1. Par des executions militaires les plus violentes dans tout le Landgraviat.

sich, liess zwei Grenadirabtheilungen aufmarschiren und begehrte von den Erschienenen die sofortige Erlegung jener Summe und noch anderweite 100,000 Thaler als Belohnung für die gute Aufführung der Soldaten. Da seinem Willen nicht entsprochen ward, so blieben sie an jenem Orte 3 Tage und 2 Nächte eingesperrt, ohne die mindeste Vorsorge für ihre Bequemlichkeit mit nur wenigen Stühlen, ohne Lager, Speise und Trank, zum grossen Theile ältere und kränkliche Männer. Am zweiten Tage liess Foullon ihnen Wasser und Brod reichen, und gestattete einigen in die Stadt zu gehen, damit diese Geld auftrieben. Nachdem die Jammernden zur Ausstellung von Scheinen sich bequemt, wurden sie am 3. August Nachts 11 Uhr entlassen. Da indess bares Geld nicht sogleich hinzugeben vorhanden war, so wurde Oberst Fischer mit der „Exekution“ beauftragt. Dieser (ein relegirter giessener Theologe) drohte, er wolle von Haus zu Haus alles Silberzeug wegnehmen und was der Krieg nur Erschreckliches mit sich führe, über Stadt und Land verhängen. Obgleich am 29. August jene bar zu erlegenden 100,000 Thaler (von denen schliesslich Soubise 4000 Thlr. nachliess) noch nicht zusammengebracht waren, schrieb doch schon Foullon eine neue Auflage von 850,000 Thalern aus. Das Pfand- und Bankhaus in Kassel ward mit Beschlag belegt. Was in den Zeughäusern zu Marburg, Ziegenhain und Kassel der ersten Ausplünderung entgangen war, wurde jetzt fortgeführt. Im Hanauschen ging es ebenso arg her. Am 28. August wurde dort das ganze Regierungspersonal, fünf zum Theil bejahrte Räthe,[1] wegen rückständiger 579,719 Livres eingesperrt. Fünf Tage liess man sie ohne Bett und ohne Streu und reichte ihnen nur einmal am Tage auf ihr Bitten Wasser und Brod; auch Papier und Dinte wurde ihnen verweigert. Generalmajor Marquis La Saone erklärte ihnen, dass wenn er etwas im Namen seines Königs befehle, so bedürften sie von Niemandem Weisung und hätten nur einfach zu gehorchen. Da sie gleichwohl in ehrenfestem Widerstande beharrten, so wurden sie am 7. September 1758 nach Strassburg und Nantes fortgeschleppt. Im September wurden im Hanauischen die landesherrlichen Kornböden ausgeleert, alle Getreidevorräthe im Lande verzeichnet, zwei Drittheile davon für die Speicher weggenommen, auch das noch unausgedroschene Korn

1. von Gunderrode, von Hugo, Erni, Wolfarth, Trümbach.

in Garben. Die Gefälle der Saline von Nauheim wurden für die Privatkasse des Königs eingezogen. Unter Androhung, alle Staatswaldungen umhauen zu lassen, wurden im Hanauischen neue Geldforderungen gemacht. Würde das begehrte Geld nicht schnell geschafft, so wolle er des Kammerraths Klingender Haus einreissen lassen, so wahr ein Gott im Himmel sei, drohte der Kriegskommissar de la Valonne. Der Hofkammer in Hanau ward am 2. Oktober auferlegt, den Amtleuten und Gemeindevorstehern anzuzeigen, dass sie alles zu vollziehen hätten, was Oberstleutnant von Coligny anordne, widrigenfalls im aufrührerischen Lande gesengt und gebrannt werden würde. Die Gesammtsumme des in Hessen während des Jahres 1758 eingepressten Geldes betrug 6,573,778 Gulden. Neben dem französischen Beamten de la Porte war mit der Empfangname ein Regierungssekretär aus Brüssel du Puy als kaiserlicher Kommissar beauftragt.

Nach dem Vordringen Soubise's entsendete Prinz Heinrich eine Fahne Preussen und eine Anzahl Reiter nach Halberstadt, um französischen Streifscharen zu begegnen.[1] Der Fürst von Isenburg zog sich nach Holzminden an der Weser und über diese zurück. Er hielt in Hameln. Was an junger Mannschaft Hessens und Hannovers ihm zukam, setzte ihn noch lange nicht in den Stand das Feld zu behaupten. Er wartete, wie es heisst, auf eine grössere Verstärkung von 8 bis 10,000 Soldaten vergebens. Vom landflüchtigen Fürsten von Hessen verlautete, dass er sich nach Utrecht zurückziehen wolle.[2]

Soubise vereinigte bald nach der Schlacht bei Sandershausen die Würtemberger mit seinem Heere, die ihr eigner Herzog ihm zuführte. Karl Eugen von Würtemberg war einer jener nichtswürdigen Buben auf dem Throne, an denen die deutsche Geschichte so fruchtbar ist. Unter König Friedrichs Augen erzogen, vermählt mit dessen Nichte, geschieden von ihr um die Zeit, da der Krieg ausbrach, hatte er sich zu Friedrichs Feinden geschlagen und im vorigen Jahre, um französische Löhnung, mit den Oestreichern zusammen gestritten. Wegen des früher erzählten Zerwürfnisses wollte er nicht mehr mit ihnen, sondern mitsammt den Franzosen ausziehen, denn über das Reichsheer

1. Brief Heinrichs an König Friedrich vom 2. August 1758.
2. Brief des Grafen Görtz vom 8. August 1758.

hatte er den Befehl nicht bekommen und einem Reichsfeldherrn mochte er nicht gehorchen. Daheim wollten die Soldaten nichts davon hören, dem Könige von Frankreich zu dienen, und wider die beiden französischen Aufseher, welche nach Würtemberg kamen, erhob sich Gemurmel und Geschrei. Nicht einzeln, sondern truppweise verliessen sie ihre Fahnen. Das Auftreten des Herzogs nach seiner Heimkehr brachte einen Aufruhr zum Ausbruch, den die Hinrichtung von ungefähr funfzig Mann dämpfte.[1] Mitte Mai wurden bei Heilbronn auf dem Neckar die in Sold gegebenen Würtemberger eingeschifft.[2] Ihre Anzahl betrug nach Einigen 6000, nach Andern 6800 Mann, oder gar 12,000. Gedrillt und geschniegelt mussten sie im Felde bleiben, das Haar schön frisirt und gepudert, die Stifletten mit Pappe gefüttert, glatt und stramm angezogen, wie in Kaserne und Parade. Mit grossem Hofstaat langte der gnädige Landesvater am 28. Juli in Marburg an und liess hier am folgenden Tage seine Landeskinder durch einen französischen Beamten in Eid und Pflicht nehmen. Sehr bald nahm er selbst sich aber gegen die französischen Feldherren widerspenstig. Er wollte mit seinen Truppen abgesondert lagern und sie der französischen Ordnung nicht unterwerfen. Zwischen ihm und Broglio erhob sich Streit. Uebrigens rissen seine Würtemberger schaarenweise aus und ihr Befehlshaber Röder erklärte unumwunden, dass ihnen nicht zu trauen sei!

Soubise verblieb im August in seiner Stellung bei Wabern und Niederzweeren unweit Kassel. Hanau und Marburg hielt er besetzt, zugleich dehnte er sich nach Göttingen und Nordheim aus. Bedeutendes nahm er nicht vor, nur liess er die Strasse zwischen Kassel und Köln in besseren Stand setzen, um geeignetenfalls schnell einen vernichtenden Streich gegen Ferdinands Heer zu führen, und veranstaltete einzelne Streifzüge nach Ellrich im Harz, nach Eimbeck, von wo im September Geisseln nach Göttingen fortgeschleppt wurden, und andere, denn allent-

1. Die reine Wahrheit oder Denkwürdigkeiten des Hauses Wirtemberg zur Erläuterung verschiedener besonderer Umstände den Process betreffend, worin der Herzog mit seinen Unterthanen verwickelt ist. In zehn Briefen von der verwittibten Baronesse W. Cölln 1765 S. 123—130

2. Brief des Generallieutnant Torcy an den Generalquartiermeister des Clermont'schen Heeres Monteinard. Köln 20. Mai 1758.

halben war Raub und Erpressung Zweck des Krieges. Was wesentlich war und was Belle-Isle zu wiederholtenmalen auftrug: die Einname von Lippstadt zu unternehmen, das unterliess Soubise. In seinem Heere schob man die Unbeweglichkeit auf den Mangel an Wagen, jedoch am 5. August waren Wagen eingetroffen und das Heer hatte auch ohne diese Wagen den Weg von Hanau bis Göttingen zurücklegen können. Anderweite Bedenklichkeiten gab es gleichfalls.[1] Allein der wahre Grund des Unterlassens lag in Saumseligkeit, Feigheit und Unfähigkeit. Lippstadt blieb in der Gewalt der Hannoveraner und damit die nächste Verbindung zwischen den Heeren des Soubise und des Contades vom Feinde beherrscht. Dieser Umstand wirkte, wie wir beobachten werden, stark auf den folgenden Gang der Kriegsbegebenheiten ein. —

Je mehr der Krieg sich den Reichsgrenzen näherte, desto gewichtiger wurden die Beziehungen zu den Nachbarstaaten.

Im Vordergrunde steht Grossbritanien. War doch der Krieg, der hier ausgefochten wurde, hauptsächlich von den Verwicklungen herbeigeführt, die England veranlasst hatte. Der londoner Vertrag vom 11. April verpflichtete England vier Millionen Thaler an Friedrich zu zahlen, und diesen, für das englische Geld Soldaten zu halten, verband beide, nur gemeinsam mit den Feinden irgendwelche Vergleiche einzugehen. Zwei Entwürfe waren es vornämlich, welche neben den Schlachten und Märschen die Gemüther beschäftigten.

Der eine, von dem man lange vorher laut sprach, war eine Landung auf der feindlichen Küste. Ein derartiger Anschlag, den früher General Mordaunt hatte ausführen sollen, war übel berathen und endete so schlecht, dass dieser Befehlshaber in Untersuchung gezogen wurde. Pitt liess gleichwohl diesen Gedanken nicht fallen. Im Mai wurden von neuem Vorbereitungen zu einem anderweiten Versuche, und zwar in sehr grossem

1. de Bourcet, mémoires historiques sur la Guerre que les Français ont soutenue en Allemagne depuis 1757 jusqu'en 1762. Auxquels on a joint divers Supplémens et notamment une relation impartiale des Campagnes de M. le Maréchal de Broglie d'après ses propres Papiers etc. Paris 1792 I. 78. 86. 87. 97—101. De Bourcet aus der Dauphiné (gestorben 1780) war seit 1748 Brigadier du Génie, von 1759 ab Maréchal-de-camp, seit 1765 Lieutenant-général. Damals scheint er sich bei Soubise's Heere befunden zu haben.

Masstabe gemacht. Sein Zweck sollte sein, die Kräfte Frankreichs auf den an seiner Küste besetzten Punkt hinzuleiten, damit das hannöversche Heer freien Spielraum gewönne und in Frankreich eindringen könne. Das grade, was auf den Gang der Kriegsbegebenheiten am nachdrücklichsten eingewirkt haben würde und von französischen Staatsmännern ernstlich befürchtet wurde [1]: eine Landung an der Schelde, unterblieb. Dagegen verlautete bald: 14,000 Engländer sollten in der Bretagne landen und ebensoviele ihnen nachfolgen. [2] Vergeblich waren Friedrichs Bemühungen, den Angriff auf die niederländische Küste hinzulenken. [3] Trotz des vielen vorgängigen Geschreies erwiesen sich, als es endlich dazu kam, die Zurüstungen ungenügend. Am 1. Juni lichteten 18 Linienschiffe, 13 Fregatten, 3 Schaluppen, 4 Brander und 4 Bombardirboote unter Kommodore Howe die Anker. Sie trugen, wie es hiess, ein Heer von 14,000 Land- und 6000 Seesoldaten, über welche der Herzog von Marlborough den Befehl hatte, ein Mann, dessen Einsicht solch' misslichem Unternehmen gewiss nicht gewachsen war. Die Landung geschah am 5. Juni in der Cancallebucht unweit St. Malo ohne Widerstand. Aber nun zeigte sich, wie schlecht die leitenden Persönlichkeiten unterrichtet gewesen waren. Die Stadt war viel besser befestigt, als sie gemeint, und in ihrem Anblick getrauten sie sich nicht zu stürmen. Sie schifften nicht einmal ihre ganze Mannschaft aus. Die Gelandeten warfen Verschanzungen auf und warteten. Die französischen Küstenwachten sammelten sich, sämmtliche königliche Haustruppen brachen sofort gegen die Engländer auf. Sowie die Franzosen sich annäherten, liessen die Engländer sich genügen, einige Fahrzeuge zerstört und verbrannt zu haben, und suchten die Sicherheit ihrer Schiffe und der offnen See. Das erschreckte Brüssel athmete auf, als die Flotte von Havre gen Nordwest absegelte. Der König von Frankreich aber ergriff die Gelegenheit, seine Macht in's Licht zu stellen, indem er auf dem Reichstage den deutschen Reichsständen die Versicherung ertheilen liess, wie solche Anfälle ihn nicht hindern sollten, neue Hülfstruppen nach Deutschland zu entsenden und seinerseits die Verträge zu erfüllen.

1. Belle-Isle's Schreiben vom 23. Februar 1757.
2. Brief de Londres le 13. May 1758.
3. Stuhr II. 86.

Zwei spätere englische Landungen, im August bei Cherbourg und im September bei St. Brieuc, ebenso übel endend, griffen noch weniger in die deutschen Kämpfe ein; die Erwartungen waren nicht auf sie hingerichtet. Bei Cherbourg zerstörten die Briten viel, aber bei der letzten Landung erlitten sie eine derbe Schlappe. Sie waren bis St. Cast in's Land gedrungen, aber sie wurden nicht nur durch ein französisches Heer unter dem Herzog von Aiguillon geschlagen, sondern mussten sich zum Theil während seiner hartnäckigen Angriffe auf ihre Nachhut einschiffen. Der 11. September war für sie ein unglücklicher Tag. Sie büssten auf 4000 Mann und vieles Geräth ein. Das Reichsheer feierte diesen Sieg der Franzosen mit Tedeum und Freudenfeuer. Wegen des ungeheuern Aufwandes dieser übel geführten Unternehmungen bezeichnete man sie in England als Versuche, Fenster mit Guineen einzuwerfen. Der französischen Eroberung in Deutschland thaten sie keinen bemerkbaren Abbruch.

Der glückliche Ausgang der Züge gegen die überseeischen Niederlassungen der Franzosen, namentlich die Wegname des Kaps Breton in Amerika und der Plätze am Senegal und auf Goree übten nur schädliche Rückwirkung auf den deutschen Krieg aus. Pariser Briefe aus dem Augustmonate theilen nämlich mit, dass da Frankreich einmal auf die Ueberlegenheit zur See verzichten müsse, es seine Entschädigung auf dem Festlande suchen wolle, das heisst in Deutschland, zunächst durch Besitzname der Länder des Königs Georg.[1] Der unmittelbare Beistand Englands war demnach geringer, als zu erwarten die Zeitgenossen berechtigt waren.

Was Grossbritanien selber unterliess, dazu suchte es die schwächeren Staaten anzureizen. Bundesgenossen zu gewinnen war der andere Gegenstand seiner Bemühungen. Sein Absehen richtete sich zunächst darauf hin, die Generalstaaten der vereinigten Niederlande in den Krieg hineinzureissen.

Die Statthalterin Anna, Wittwe Wilhelms IV., welche die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn Wilhelm V. führte, ein thatkräftiges Weib, war die Tochter Georgs II. Schon war sie wegen der ausgebliebenen Reichsmannschaft für Nassau vom Kaiser mit Zwangsmassregeln von Seiten des Reiches am Beginn

1. S'assurer des possessions du Roy d'Angleterre en Allemagne.

des Jahres 1758 bedroht. Sie und die Anhänger Preussens (insonderheit der thätige Gesandte York) strebten offenbar dahin, es zur Antheilname an dem grossen Kampfe zu bringen. Aber andere Kräfte widerstrebten; nicht blos französische Parteigänger. Die Staatsrücksichten des kleinen Freistaates und die Vortheile des Handels geboten offenbar Erhaltung des Friedens. Die Freiheitspartei im Lande, die schon mit Argwohn betrachtete, wie die Statthalterin alle einflussreichen Aemter ihren ergebensten Anhängern und Dienern zuwendete, hatte nach allen bisherigen Erfahrungen von den Folgen eines Krieges nur Erweiterung der fürstlichen Hoheit zu gewärtigen. Der mächtige Kaufmannsstand, alle Handelsstädte, das gewichtige Amsterdam voran, forderten Parteilosigkeit. Hierzu kam, dass das wetteifernde Handelsvolk der Engländer beneidet und gefürchtet ward und dass dessen rücksichtslose Gewaltthätigkeiten zur See viele Holländer schwer verletzten, erbitterten und zu Hass aufforderten. Frankreich öffnete kluger Weise bei seiner Schwäche zur See jetzt seine westindischen Niederlassungen den Holländern, die davon reichlichen Gewinn zogen. Die Durchsuchung holländischer Schiffe auf offnem Meere, die Wegname vieler mit Waaren für französische Häfen belasteten Schiffe, die Unsicherheit durch englische Freibeuter war dazu angethan, eine feindliche Stellung England gegenüber hervorzurufen. Doch gab es auch wieder Gründe, eine solche zu scheuen. Waren doch — um nur eines zu erwähnen — holländische Gelder im Belaufe von 260 Millionen Gulden in englischen Geschäften angelegt, die bei einem offenen Bruche gefährdet sein konnten.

Der Handelsstand rief die Generalstaaten an wegen der Wegname seiner Schiffe, die Generalstaaten verlangten in ihrer Verlegenheit ein Gutachten vom Admiralitätsrathe, der Admiralitätsrath, gleichfalls rathlos, begehrte von der Statthalterin deren Vermittlung in England. Der englische Gesandte im Hage, York, so sehr er sich bemühte, die einzelnen Kaufleute zu beschwichtigen, erklärte doch, als ihm der auswärtige Ausschuss der Generalstaaten eine Beschwerde der westindischen Handelsgesellschaft in Amsterdam einreichte: sein König könne nimmermehr zulassen, dass am Kriege Unbetheiligte mit den französischen Niederlassungen Handel trieben, weil solche Frankreich dadurch

in den Stand setzten, den Krieg länger fortzuführen; alle auf Handelsfreiheit gerichteten Vorstellungen würden daher, so lange erlaubter Handel mit unerlaubtem gemischt und durch einander geführt werde, unnütz sein; ein besonderes Gericht erkenne in England über die Rechtmässigkeit von Beschlagnamen; wenn Ungerechtigkeiten vorgefallen sein sollten, so vernehme er dies mit Leidwesen und möge man dem Könige Mittel zur Genugthuung vorschlagen. Wie konnte dieses englische Gericht den Holländern genügen! Sie klagten vielmehr, dass auch unter nichtigen Vorwänden die Wegname von Schiffen gebilligt oder mindestens die Herausgabe in unübersehbare Länge gezogen werde. Das Geschrei war sehr gross. Selbst eines der regelmässigen Packetschiffe, die alle 6 Wochen von Surinam ausgingen, wurde von den Engländern auf offner See, und sogar dicht vor den holländischen Küsten ein holländischer Kauffahrer, der den Lootsen schon an Bord hatte, geraubt.[1]

Die Stände von Seeland befahlen endlich den Führern ihrer Kriegsschiffe, die Durchsuchung der unter ihrem Schutze segelnden Handelsschiffe in keinem Falle zu gestatten, sondern lieber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Hier stand man also an der Grenze eines Krieges gegen England. Die Erbitterung gegen die Engländer stieg so hoch, dass in Seeland ansässige Engländer auf den Strassen beschimpft wurden.[2] Die Schrift „für und gegen Pitt", welche im Hage der Publizist Maubert (Verfasser des „gerechtfertigten Ephraim", des „Briefes Friedrichs an den sterbenden Prinzen von Preussen" und anderer Lästerschriften) losliess, huldigte dieser Stimmung und schärfte sie. Man fand diesen Schriftsteller so gefährlich, dass die Generalstaaten ihm binnen drei Tagen ihr Land zu verlassen befahlen. Auf Maubert's Antwort: „er lebe im Lande der Freiheit und alle Obrigkeiten könnten ihn nicht austreiben", erschienen sofort vier Gerichtsdiener, packten ihn am Leibe, zerrten ihn aus seiner Stube, brachten ihn zu Fuss nach Rotterdam und setzten ihn dort auf einen Wagen, der ihn bis Mordeik fuhr[3]; in Lüttich wirkte Maubert

1. Brief de la Haye, 11 Août 1758.

2. Brief de la Haye, 18 Août 1758.

3. Der Spion oder Geschichte des falschen Baron von Maubert 1759 S. 79—83. Nicht ungünstig beurtheilt Maubert's Zeitgeschichte Meusel in der Bibliotheca historica, Leipzig 1789 I. Thl. I. S. 169.

bald nachher als Zeitungsschreiber. Der Hass übertrug sich bald von den Engländern auf die Statthalterin, die Engländerin!

Auf der andern Seite gab es aber nicht minder äusserst gewichtige Verhältnisse, die den Sinn gegen Frankreich kehren mussten. Alle Erinnerungen der Vergangenheit mahnten auf der Hut zu sein vor den Franzosen, sie als gefährliche Nachbarn zu betrachten. Ihre Heermassen hatten sie nun längs der deutschen Grenze ausgebreitet und in Ostende und in Nieuport lag französische Besatzung. Dieses letztere namentlich war hochbedenklich für die eigne Sicherheit. Hatte nicht Kaiser Karl VI. für sich und seine Nachkommen feierlichst angelobt: dass keine Provinz, Stadt, Ortschaft, Feste oder Gegend der Niederlande an die Krone Frankreich oder einen bourbonischen Prinzen unter irgend welchem Titel abgetreten, überlassen oder ausgetauscht werden solle? Hatte nicht die Erreichung des nun zerbrochenen Barrière-Traktates den Generalstaaten mehr Mühe und Opfer gekostet, als die viele hundert Meilen lange Mauer, welche das schinesische Reich vor dem Einbruche der Tataren sicherte? So sprachen Holländer laut klagend über Oestreich. Einseitig hatte die Kaiserin Verträge gebrochen, Hollands Recht verletzt und den alten Zankapfel Ostende den Franzosen eingeräumt. Die Druckschrift „Unbilliges Verfahren des Erzhauses Oesterreich gegen die Republik Holland in Ansehung der Stadt und Festung Ostende“ erwartete von der Uebergabe Ostendes an untreue Hände nichts geringeres als die Verderbung des holländischen Commercii, wodurch das Gleichgewicht von Europa aufgehoben werden würde und der protestantische Glaube einen harten Stoss bekommen müsse. Schon schien das freie Holland umklammert, da machten die Hannoveraner durch ihr Vordringen seine Seite frei. Zugleich schlug durch Ferdinands Siegeszug der Krieg an die Grenzen. Das war eine günstige Gelegenheit sich zu regen. So forderte denn die Statthalterin am 7. und 23. Juni Rüstungen: die Schiffe sollten zum Schutze des Handels vermehrt werden und jeder Staat seine Mannschaft in Bereitschaft setzen. Sie berief sich darauf, dass Geldern und Obereisel Truppenvermehrung von ihr forderten.

Aber das kostete Geld! Lange kam es desshalb zu keinem Beschlusse. Dortrecht besonders wollte zu solchen Ausgaben nichts bewilligen, weil, wenn etwa der Krieg nicht lange mehr

anhalten sollte, der Geldaufwand hernach überflüssig gemacht sein werde.[1] Die binnenländischen Volksboten wünschten keine weitere Ausrüstung von Schiffen, wohl aber Verstärkung des Landheeres, das sie zum eignen Schutze bedurften.

Diese Stimmung, die Belange der Grenzen, die alte Furcht vor den Franzosen, die Besorgnisse des Glaubens, die Bewunderung des preussischen Friedrichs, der Eindruck, den Ferdinands Vorgehen hervorbrachte, das siegverkündende Blitzen seiner Waffen in der Nachbarschaft, dies alles zusammen gab doch der Statthalterin ein solches Uebergewicht, dass nach der krefelder Schlacht Frankreich die Kriegserklärung wirklich befürchtete. Darum war es für Frankreich so wichtig, das hannöversche Heer von der Westseite des Niederrheines wegzudrängen und sich im Besitz der Festungen in seiner Nähe zu behaupten. In dieser die preussisch-englische Partei einschüchternden Stellung hielt es Holland im Zaum. Dazu wurden von Frankreich so grosse Anstrengungen gemacht, um nicht einen Gegner mehr zu bekommen. Eben hieraus ist aber auch zu erkennen, mit welcher Fahrlässigkeit von England der Krieg geführt wurde, da es versäumte, im Frühjahr mittelst einer starken Landung in Flandern diesen Umschwung wirklich herbeizuführen! Was fruchtete, was konnte die erbitternde Wegname holländischer Fahrzeuge und Waaren zum Ausschlage des Kampfes beitragen? Dennoch liess eine beschränkte Auffassung der englischen Staatsmänner hiervon nicht ab.

Das Kriegen in der Nähe brachte mehrfache Grenzverletzungen mit sich. Die Statthalterin kam in die Lage, im Juni eine Beschwerde an den Prinzen Ferdinand zu richten, weil seine Truppen in der Gegend von Grave holländisches Gebiet betreten hatten. Indess gleichen Grund zur Klage hatten auch die Franzosen gegeben. Im Juni wurde also zum auswärtigen Ausschuss der Generalstaaten der französische sowohl als der hannöversche Gesandte, Comte d'Affry und Baron Spörken, eingeladen, und ersterem vorgehalten, dass französische Truppen sich in das Gebiet von Cüeik geflüchtet, letzterem, dass ein hannöverscher Befehlshaber daselbst den Franzosen ihr Gepäck habe wegnehmen lassen; sie möchten ihre Höfe veranlassen, die Republik

1. Regensburger Zeitung 1758 Stück 85.

nicht weiter zu verletzen. Der französische Gesandte merkte recht wohl die gegen ihn gekehrte Absicht und fand es seltsam, dass nur den Franzosen, nicht aber auch den Hannoveranern das Verzeichniss der holländischen Grenzorte angefertigt worden sei; darin liege eine Begünstigung der Hannoveranern. Da sich die Volksboten in keine Erläuterung einliessen, so bemerkte er trocken, dass er darüber an seinen Hof berichten werde.[1] Einen Monat später, als die französische Macht am Rheine sichtlich wieder erstarkt war, liess Contades dem holländischen Befehlshaber von Mastricht anzeigen, dass, wofern den Hannoveranern der Durchzug durch Mastricht oder dessen Umland gestattet werden sollte, sein König dies als eine die Parteilosigkeit aufhebende Handlung der Feindseligkeit betrachten werde.

Die Wendung des Krieges führte auch sogleich im Hage ein verändertes Auftreten gegen den hannöverschen Gesandten mit sich. Ihm ward am 16. August von dem Ausschuss der Generalstaaten in einer feierlichen Zusammenkunft eine ernste Vorhaltung wegen der Ausschreitungen seiner Husaren gemacht, die bis Venlo gedrungen, auf Wachen mit Pistolen geschossen und Dörfer zu plündern gesucht hätten, so dass der Platzbefehliger mit Kanonen auf sie habe feuern lassen. Man erwarte, wurde rundweg erklärt, dass die jetzige Vorstellung besseren Eingang finden werde, als die früheren. In weiser Politik schickte Ferdinand, um zu beschwichtigen, den Betrag des angeblich angerichteten Schadens unverkürzt, obgleich er gegen die Richtigkeit der ihm gemachten Angaben erhebliche Ausstellungen erheben könnte.[2] Zwar hatten die Franzosen dem hannoveranischen Heere keine Niederlage beigebracht, aber sie waren doch im Besitze der Festungen geblieben und hatten es vom Rheine weggedrängt. Dieser Erfolg reichte aus, den französischen Anhang in den vereinigten Niederlanden zu heben und die republikanische Partei dergestalt zu ermuthigen, dass sie die Ausführung der statthalterischen Absichten einstweilen verhinderte. Holland beharrte für jetzt im Frieden.

Indem der Kriegsschauplatz nach Norddeutschland verlegt ward, kam Dänemarks Haltung in Frage. Während die

1. Brief aus dem Hage 23. Juni 1758.

2. Brief de la Haye 19. Sept. 1758 und: Teutsche Kriegs-Canzley auf das Jahr 1758. Frankfurt und Leipzig II, 214. III; 177. 190.

östreichisch-französische Partei vor der Welt die Erwartung äusserte, der König von Dänemark werde nächstens das Schwert gegen Preussen ziehen, herrschte in ihrer geheimen Verhandlung die Besorgniss, er wolle im Gegentheil mit seinen Waffen dem preussischen Könige beistehen. Ebendeshalb suchte Minister Bernis ihm die Rolle eines Vermittlers aufzudrängen, damit er in Parteilosigkeit erhalten werde.[1] Gegen Kaunitz that Bernis den Vorschlag, ihm als Preis des Beitritts zu ihrem Bunde Ostfriesland vorzuhalten. Der Dänenkönig Friedrich V. war persönlich für Friedrich den Grossen eingenommen, jedoch nicht mehr so jung, um kriegslustig zu sein und sein trefflicher Minister Hartwig Bernstorff brachte, wiewohl er aus Hannover stammte, in Anschlag, dass für Dänemark grösserer Vortheil vom Frieden als vom Kriege zu erwarten war. Endlich hatte auch der preussische König geheime Gründe, die dänische Bundesgenossenschaft nicht zu suchen. Es hatte ihm nämlich insgeheim der als Holste von Hass gegen Dänemark brennende Grossfürst Peter seinen ganzen Einfluss in Russland unter der Bedingung angeboten, dass Preussen sich nicht mit Dänemark verbinde.[2] Friedrich der Grosse war darauf eingegangen, weil ihm wichtiger als die dänische Hülfe der Rücktritt Russlands von dem feindlichen Bunde sein musste, den er hiernach erwarten durfte, sobald nur Elisabeth die Augen schloss, was nahe bevorzustehen schien. Peter leistete ihm auch viele Dienste, lähmte die russischen Feldherrn und Staatsmänner und verrieth ihm ihre Entwürfe, die ihm selber aus dem Staatsrathe Wollkof mittheilte.[3]

Indess veranlasste der Gang des Krieges in der Mitte des Jahres eine dänische Truppenzusammenziehung zu Altona, Ottensen und Itzehoe. Der Statthalter von Schleswig-Holstein Feldmarschal Friedrich Ernst Markgraf von Brandenburg verkündete am 20. Juli, dass selbige blos zur Deckung von Holstein erfolge und kein Nachbar einen Einfall zu befürchten habe, so lange er nicht selbst dazu Anlass gebe.[4] Besorglich blieb dieser

1. Einige neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges. S. 61.
2. Friedrich, histoire de la guerre de sept ans, chapitre septieme.
3. Geheime Geschichte Katharinens II., Kaiserin von Russland I, 108.
4. Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung 1758 n. 125. Vgl. oben S. 545.

Schritt gleichwohl. Denn man erinnerte sich, wie oft die Aufstellung eines Heeres zum Auftreten und Vorrücken hingeführt hat, und so ging das Gerede, Dänemark werde die Waffen gegen Schweden und Russland erheben. Dem war nicht so, wiewohl es sich keineswegs in seinen Schranken hielt, vielmehr in's Hamburgische vorging und 10,000 Mann einlagerte, bis die Stadt eine Million Thaler als Anlehn zu vier vom Hundert hergab.[1] Auch regte sich die andere Partei. In der Ostsee stiess eine russische Flotte zu einer schwedischen und 35 hochbordige Schiffe warfen sodann vor Kopenhagen ihre Anker. Ihr Erscheinen war ein Ruhegebot, zumal England keine Flotte in's baltische Meer schickte. Der entscheidende Augenblick, in welchem man in Kopenhagen vielleicht schwankte, ging vorüber. Nach und nach erregten im Gegentheile die englischen Seeräubereien (denn die Engländer nahmen unter dem Vorwand ihres Krieges mit Frankreich auch dänische Schiffe weg) die Entrüstung der betroffenen Handelsherren und der Dänen insgesammt. Indessen waren jedenfalls die Unternehmungen des hannöverschen Heeres unbehindert durch Dänemark und Ferdinand war nicht genöthigt, auf die Sicherung seiner Rückseite Bedacht zu nehmen.

Solchergestalt war es dem andern kriegführenden Theile gelungen, zwei schwankende Mächte vom Zutritt zu den Feinden zurückzuhalten. Oestreich und Frankreich suchten im Gegentheil einen neuen Verbündeten zu gewinnen. Ihre Gesandten in Madrid gaben sich alle erdenkliche Mühe, **Spanien** mit in den Krieg zu reissen. Allein der spanische Minister Wall, ein Irländer und mit Pitt befreundet, trat ihren Umtrieben beharrlich entgegen. Er urtheilte, dass Spanien vor allem der Ruhe bedürfe, dass es sich keiner Störung des Verkehrs mit seinen überseeischen Besitzungen aussetzen solle, dass es ihm Vortheil bringe, wenn ein mächtiger Fürst in Deutschland, wie der König von Preussen, das Haus Habsburg zügele, welches so gern die gefährliche Hand nach Italien ausstreckte.[2] Er fand die Unterstützung der Königin und besass auch das Zutrauen des schwachen Königs Ferdinand VI. Die diplomatischen Ränke-

1. Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts 1842 III, 101.

2. Flassan, histoire générale et raisonnée de la diplomatie française. 2. Aufl. Paris 1811 VI, 131.

schmiede arbeiteten folglich, um zu ihrem Ziele zu kommen, auf einen Wechsel im Ministerium hin und schufen in Madrid eine England feindselige Partei. Des Königs Beichtiger, der Jesuit Rabaco war für den Krieg gegen die ketzerischen Mächte.[1] Die Königin erkrankte schwer und so hoffte man denn in Versailles von ihrem baldigen Hintritt einen den französischen Absichten günstigen Umschwung im Eskurial.[2] Im August machte Frankreich seine Verträge mit Spanien geltend, wozu ihm die englischen Landungsversuche den Vorwand gaben. Da seine Grenzen bedroht würden, habe Spanien verabredetermassen 12 Kriegsschiffe sammt Geldzahlungen zu leisten. Der französische Gesandte begehrte besonderen Zutritt bei dem König. Die spanischen Minister stellten durchaus nicht in Abrede, dass diese Forderungen den bestehenden Verträgen gemäss seien, erklärten aber: sie kämen zur ungelegenen Zeit. Die Königin verschied am 27. August, doch änderte sich in der Lage nichts, denn des Königs von tiefer Betrübniss beschatteter schwacher Geist litt und die Gewalt blieb in den Händen der bisherigen Minister. —

Es ist nun wieder auf den französisch-hannöverschen Feldzug die Aufmerksamkeit zu richten.

Erst nachdem Ferdinand das überrheinische Land hatte räumen müssen, kam zu ihm die englische Verstärkung. Die Zögerungen in England hatten also einen empfindlichen Verlust zur Folge gehabt und Ferdinand musste sich glücklich schätzen, dass er sein Heer gerettet und die Verbindung mit Hannover bewahrt hatte: schnelleres und kühnes Handeln der französischen Feldherrn hätte ihn leicht ins Verderben gerissen. Noch war er Meister in den geistlichen Gebieten Münster, Osnabrück, Paderborn, Hildesheim. Diese galt es nunmehr zu behaupten, Hannover zu schützen, Hessen zu retten.

Am 11. August stand das hannöversche Heer diesseits des Rheines: wenige Tage vorher[3] waren die Engländer erst bei

---

1. Marliani, histoire politique de l'Espagne moderne. Brüssel 1842 I, 77.

2. Brief aus Paris vom 30. August 1758.

3. Die Zeitangaben der verschiedenen Berichterstatter weichen unter einander ab. Sie nennen für die Landung der Engländer den 1.—3. oder den 5. und 12. August. Einige Regimenter sollen schon Mitte Juli

Emden an's Land gesetzt worden, zusammen wohl gegen 12,000 Mann, zur Hälfte Reiter, stattliches Kriegsvolk, auf's trefflichste ausgerüstet. Den Befehl über sie hatte der Herzog von Marlborough, der aber nicht lange nachher zu Münster starb [1], worauf ihn Lord Georg Sackville übernahm. Zweitausend vom Oberst Keith geführte Bergschotten fielen besonders auf. Bei Bocholt stiessen in der Mitte des Augustes die ersten 2000 Briten zum hannöverschen Heere, das sich nach Koesfeld an der Berkel bewegte und dort am 21. August die übrigen Hülfstruppen mit sich vereinigte. Am 22ten besichtigte sie Ferdinand und war hocherfreut über ihre Ausrüstung und Gewandheit. Auch junge Mannschaft kam ihm aus dem Hannöverschen und Hessischen zu. Freilich verlangte jetzt auch Friedrich in seiner bedrängten Lage die beiden Reiterregimenter unter dem gottorper Herzog zurück; sie sollten zu Heinrichs Heere stossen, damit Heinrich die gleiche Zahl gegen die Russen abgeben könne. Ferdinand hielt einstweilen diese Truppen noch bei seinem Heere zurück. Sehr schmerzlich und tief berührte Ferdinand doch die Kunde, welche ihm am 4. September wurde, dass er in die Reichsacht fallen solle.[2]

Die beiden feindlichen Heere wussten jetzt wenig von einander. Ferdinand hatte die Richtung nach Münster genommen. Lippstadt war mit 4000 Mann besetzt, nach Dülmen schob sich in der letzten Augustwoche ein Heertheil und Oberg lagerte, nachdem er am 5. September die Lippe überschritten, in der Ebene zwischen Lippstadt und Paderborn. Contades marschirte am 19. August von Wesel längs der Lippe, die er bei Dorsten überschritt, um auf ihrer südlichen Seite durch ihren Lauf gedeckt zu bleiben. Am 24. August lagerte er zwischen Dortmund und Gastrow auf den Höhen von Recklinghausen und hielt Dorsten und Lünen besetzt. Die Hannoveraner waren ihm demgemäss mit der Besetzung wichtiger Plätze zuvorgekommen.

---

gelandet worden sein. Für ihre Vereinigung mit dem hannöverschen Heere sind gleichfalls verschiedene Angaben vorhanden: der 14., 17., 20., 21. August.

1. Die Teutsche Kriegs-Canzley auf das Jahr 1758 III, 1073 gibt den 20. September als des Herzogs Todestag an. An diesem lebte er aber noch vgl. Schaper I, 227, 237.

2. Schaper I, 212: qu'il venait d'être mis au ban de l'Empire.

Auch die Franzosen waren mittlerweile ansehnlich verstärkt worden. Wie gewöhnlich kämpften sie auch in diesem Kriege nicht blos mit der Kraft ihres eignen Landes, sondern verwendeten die junge Mannschaft ihrer Bundesgenossen, Söhne Deutschlands, für ihre auf die Beschädigung Deutschlands abzielenden Zwecke. Bei dem Beginne dieses Feldzugs bestand Broglio's Reiterei zur Hälfte[1], Soubise's Fussvolk zu drei Viertheilen aus Deutschen.[2] Zu Soubise's Heer stiessen im Frühjahr 7000 Schweizer, ungefähr eben so viel Würtemberger. Wiederholt kamen neue Hülfstruppen aus dem Reiche und die französischen Staatsmänner waren bedacht, durch Aushebung von Deutschen die Lücken in den Reihen ihrer Heere wieder auszufüllen.[3] Contades seiner Seits hatte für seine Unternehmungen Oestreicher, Pfälzer und andere Rheinländer. Zwar hegte Belle-Isle gegen die Pfälzer grosses Misstrauen und empfahl dem Contades, sie sorglich im Auge zu behalten, in die Mitte zu stellen und in die beiden Treffen zu vertheilen, indess war Contades mit ihnen zufrieden. Jetzt erhielt er einen ansehnlichen Zuzug von fast 10,000 Sachsen, welche die Generalleutnants Baron Dyhern und Galbert führten. Nachdem die Sachsen bei Pirna die Waffen gestreckt, waren sie, wie bekannt, unter die preussischen Fahnen gestellt worden, und in Sachsen folgte dann eine Aushebung nach der andern für den preussischen Dienst. Der Abscheu der Sachsen vor preussischer Sklaverei, wie sie ihn nannten[4], war mit Recht gross. Die brutale Behandlung Seitens der preussischen Anführer steigerte den Widerwillen. Sehr viele von diesen Gepressten benutzten die erste Gelegenheit, den preussischen Rock auszuziehen und nach Böhmen zu entschlüpfen. Prag wurde ihr Sammelplatz, und seit dem Juli 1757 schickte die östreichische Regierung diese Sachsen nach Ungarn, wo sie in Rab, Presburg, Trentschin, Komorn, Gran, Ofen,

---

1. Schreiben des Grafen Torcy aus Köln 25. April 1758 an Seckendorf.

2. Belle-Isle's eigne Angabe in einem Schreiben vom 7. April 1758 an Stainville, bei Stuhr II, 428.

3. De les recruter perpétuellement par des levées faites en Allemagne. Brief von Bernis an Kaunitz vom 17. März 1758.

4. Aster, Beleuchtung der Kriegswirren zwischen Preussen und Sachsen vom Ende August bis Ende Oktober 1756. Dresden 1848. S. 479. 483.

Esseck u. a. neu bewaffnet und nach ihren vorigen Regimentern eingetheilt wurden. Um diese Truppen nicht gegen die Preussen zu stellen, wurden sie vom 1. April 1758 in französischen Sold gegeben, zwischen dem 20. April und 5. Mai in Wien von neuem dem Kurfürsten von Sachsen und seinen Verbündeten vereidigt. Sie erhielten neue Fahnen und traten ihren Marsch durch Baiern nach dem Elsass an. Am 19. Juli standen sie in Strassburg, Hagenau, Kronweissenburg und Landau.[1] Die Dauphine schenkte diesem Heere 24 Kanonen. Nach einer Woche Rast zogen die Sachsen über Düsseldorf nach Dortmund, wo sie am 1. September anlangten. Der sächsische Prinz Xaver („Comte de Lusace", wie er sich zu benennen beliebte), der in Contades' Umgebung mit grossem Eifer sein Vorrücken betrieb[2], übernahm ihre weitere Führung. Die Tapferkeit dieser Sachsen ward vielseitig gelobt. Aeusserst nachtheilig hingegen ward über Xaver geurtheilt. Archenholtz schreibt: „dieser Prinz, von allen Talenten zum Kriege entblösst, ein schlechter Feldherr, ein schlechter Patriot und auch als ein schlechter Regent durch seine sonderbare Landes-Administration in Sachsens Annalen unvergesslich, brachte das ihm eigne stolze Wesen zur Armee mit, das die sächsischen Soldaten revoltirte, die voll guten Willens waren und eine bessere Behandlung zu verdienen glaubten. Man murrte nicht allein, sondern es wurden ganz laut in Gegenwart des Prinzen Schimpfreden ausgestossen. Xaver, an einem Hofe erzogen, wo ein asiatischer Luxus regierte und morgenländische Ehrfurchtsbezeugungen Sitte waren, konnte bei diesen Beleidigungen seinen Sinnen kaum trauen. Er dachte auf schreckliche Strafen. Ein sächsischer General aber gab ihm den weisen Rath, bei dieser Volksstimme ja zu schweigen und sein Betragen zu ändern. Er that beides und seine Soldaten, die von seinen Kriegstalenten ihre Begriffe nicht änderten, ehrten jetzt wenigstens in ihm den Sohn ihres Königs." —

1. Heyne, Geographisch und Historisches Journal vom 24. September 1757 bis zum 26. Jul. 1758 betreffend den Marsch einiger hundert Reverdenten von Prag über Brünn nach Ungarn; Die verschiedenen Delogirungen derer im Königreich Ungarn sich versammleten Sachsen, nebst deren neuen Formirung und den Marsch des in Königlich-Französischen Sold getretenen Chur-Sächssischen Corps Infanterie aus Ungarn nach dem Elsass. Freyberg 1772.

2. Brief aus Paderborn, 14. September 1758.



Der Wechsel des Kriegsschauplatzes brachte auch eine Veränderung in der Kriegführung mit sich. Zwischen den zwei französischen Heeren bestand jetzt eine nähere Gemeinschaft und beiden zugleich trat das hannöversche Heer entgegen. Wollte dieses angriffsweise verfahren, so musste sein Stoss auf das schwächere Heer gerichtet sein und nach dem von Soubise eingenommenen Lande gehen. Ferdinands Stellung im Münsterschen und an der Lippe bot zweifachen Vortheil. Einmal durchschnitt sie die französische Reihe in dem Striche zwischen Wesel und Kassel, den Stützpunkten der beiden feindlichen Heere, und hob ihren Verkehr unter einander auf der nächsten Linie auf. Sodann gab sie eine Wendung gegen Wesel, von wo aus das Heer des Contades versorgt wurde, hinderte demnach diesen, sein Volk näher an Soubise's Lagerungen heran zu führen, weil dann leicht die Verbindung mit Wesel ihm verloren gehen konnte. Ueberdies war diese Stellung durch so viele Bodenverhältnisse verstärkt, dass der Angriff auf sie ein gefährliches Wagestück gewesen wäre. Zum Aufgeben dieser Stellung das hannöversche Heer zu vermögen, das war nun die Aufgabe der französischen Feldherrn.

Wie es bei der Nähe feindlicher Heere nicht ausbleiben konnte, geschahen häufig kleine Scharmützel und Ueberfälle Seitens verwegener Reiterscharen. Einen grösseren Zusammenstoss suchte keiner von den Feldherrn. Was die Truppen der beiden Hauptheere gegen einander vollführten, blieb von untergeordneter Bedeutung. Während am 3. September 8000 Hannoveraner auf das von Franzosen eingenommene Hamm losgingen, kam am 4ten Xaver mit seinen Sachsen und 12 auserlesenen Geschwadern französischer Reiter nach Unna. Werl und Lünen hatten die Franzosen inne, Haltern, Warendorf und Paderborn die Hannoveraner. Nach Warburg an der Diemel und Büren hatte der bei Kassel stehende Soubise Truppen vorgeschoben, gegen Lippstadt hin, welches die Hannoveraner hielten, die er sich nicht getraute dort anzugreifen. Der Isenburger hatte dagegen von seinen Jägern am 1. September Göttingen wieder besetzen lassen und rückte langsam nach; am 9. September führte er seine Truppen von Eimbeck nach Mohringen.

Nun schlug Contades dem Soubise eine Bewegung nach Hannover hin vor, die darauf berechnet war, dorthin Ferdinand aus

seiner bisherigen Stellung abzulenken und dadurch ihm selber freieren Spielraum zu gewähren. Am 8. September brach demzufolge Soubise's Heer von Kassel und Münden auf, liess aber seine Vorräthe und das reiche Heergepäck in Kassel, indem zur Bedeckung an der Diemel und vor Kassel der Marquis Dumesnil mit einer Abtheilung bestellt wurde. Soubise verjagte schon am folgenden Tage den Feind aus Göttingen, worein er mit 18,000 Mann am 11. September einrückte. Sein Zug ging bis Nordheim, wo er eine Woche lagerte. Der Isenburger war nicht zu erreichen. Rasch zog er sich hinter Eimbeck zurück, wartete auch dort nicht, sondern setzte sich erst bei Hameln. Broglio nahm die Richtung auf Stadt Hannover. Durch das ganze hannöversche Land und nach dem Harz zogen französische Streifscharen auf Erpressungen. Dem Prorektor der göttinger Universität legte Oberst Fischer „Exekution" in's Haus.[1] Soubise's Husaren sprengten auch vor Hannover an. Sie fanden die Stadtthore verschlossen. Oberst Fischer liess seinen Trompeter blasen, worauf Abgeordnete herauskamen. Fischer verlangte von der Stadt 300 gesattelte Pferde und 1 Million Thaler, weil die Engländer auch brandschatzten. Sehr kurz wurde geantwortet: „England für sich, Hannover für sich, Gott für uns alle!" — und die Stadt entging diesesmal der Zahlung. In Klausthal nahmen die Franzosen 100,000 Speziesthaler weg. Wie es schien, als wollten die Hannoveraner über die Weser dem Heere Soubise's entgegengehen, so rief Soubise am 20. September Dumesnil mit seinen Truppen an sich. Ausser einer schwachen Besatzung blieben zum Schutze Kassels nur ungefähr 1000 Mann unter dem Obersten Grafen Waldner bei Wormel in der Nähe von Warburg. Etwas ganz anderes bereitete sich vor.

Oberg wünschte diese Bewegung Soubise's wahrzunehmen. Die Wendung Soubise's nach Hannover liess beinahe eine Lücke in seinem Rücken, gegen Contades hin. Oberg verlangte von Ferdinand Erlaubniss, die Weser zu überschreiten und sich mit den Truppen des Fürsten von Isenburg zu vereinigen. Ferdinand schlug es ab: das Ueberschreiten der Weser schien ihm bedenklich. Von Oberg bestand in einem zweiten Schreiben umgehend auf seinem Vorhaben. Ferdinand verbot es ihm abermals und

---

1. Johann Stephan Pütter's Selbstbiographie. Göttingen 1798 I. 352.

wollte die Führung seiner Truppen dem Erbprinzen von Braunschweig übergeben. Als dieser jedoch an Oberg's Stelle zu treten sich weigerte, liess der Oberbefehlshaber dem Oberg seinen Willen[1] und schickte ihm noch 3 Regimenter zu. Oberg's vortrefflicher Plan war, in die Lücke eindringend sich auf das schwach besetzte Kassel zu werfen, Hessen zu befreien. Wäre er rasch genug und mit hinlänglichen Mitteln ausgeführt worden, so konnte er äusserst folgenreich werden.

Mit 10 Regimentern Hessen und Hannoveranern rückte Oberg von Lippstadt am 15. September nach Paderborn. Anstatt, wie der Feind erwartet, nordostwärts dem Isenburger zuzuziehen, entsendete er zu ihm nur den unter dem braunschweigischen Generalmajor von Zastrow ihm aus Warendorf nachfolgenden Heertheil und schlug selber die Richtung nach Warburg und Kassel ein, der Fürst von Isenburg aber zog sich von Hameln vorwärts nach Holzmünden, wo er auf die östliche Seite der Weser herüberging. Oberg trieb vom 24. September aus der Gegend von Warburg die von Waldner befehligte feindliche Hut unter beständigem Fechten bis Kassel zurück, wo er sie am 26. September erreichte. Zwischen 9 und 10 Uhr Morgens waren seine Vortruppen in Hallershausen (Harleshausen). Ueber der Vorsicht im Vorrücken hatte Oberg kostbare Zeit verloren. Sogleich kamen viele Einwohner aus der Stadt zu ihm und baten ihn fast fussfällig, sie zu besetzen. Oberg aber säumte. Er sah vor der Stadt Waldner's schwache Abtheilung in einer sehr vortheilhaften Stellung und zögerte mit dem entscheidenden Angriff. Vorher gedachte er eine regelmässige Schlachtstellung auszubreiten, wollte wohl gar die Ankunft der Isenburg'schen Truppen abwarten, ohne zu bedenken, dass auch Soubise nahen könne. Eine halbe Stunde vor Kassel ordnete er sein Heer bei Walmershausen (Walershausen) und Niederfelmar (Niederwolmar). Es blieb inzwischen beim blossen Scharmutziren und einem Versuche, sich des französischen Gepäckes zu bemächtigen, das vor der Stadt hinter dem Dorfe Weldayden (Welheyden?) in einem grossen Park aufgefahren war, aber auf einen

1. Schaper I. 214. 215. Der (übrigens fleissige und lobenswerthe) Mauvillon irrt also I. 324 mit der Angabe, dass dieser Plan von Ferdinand ausgegangen sei.

Warnungsschuss, marschfertig wie es war, schleunigst in die Stadt eilte. Die Stunden verstrichen.

Soubise's Aufmerksamkeit war bereits am 18. September von Bourcet durch eine ausführliche Denkschrift auf die Gefährlichkeit der Bewegungen Oberg's hingelenkt worden und er hatte sich deshalb nicht in Nordheim gesetzt, sondern wieder rückwärts nach Göttingen gezogen. Indess glaubten Soubise und Dumesnil dennoch, dass Oberg nach Hameln wolle. Am 25ten befehligte er noch Truppen nach Moringen in der Hoffnung auf einen neuen Zusammenstoss mit dem Isenburger. Die Nachrichten, welche er am Abend dieses Tages erhielt, liessen aber keinen Zweifel über Oberg's Absicht mehr zu. Um Mitternacht noch liess Soubise aufbrechen und eilte, so schnell es ging, nach Kassel zurück, er selber mit dem Generalstabe voraus. Sein Heer war einen Tag früher wieder bei Kassel, als Oberg berechnet hatte, noch am Nachmittage desselben 26ten, wenn gleich ohne Geschütz, welches erst in der Nacht nachkam.[1]

Der Handstreich war verunglückt. Zwar vereinigte sich am 27. September wirklich der Heerhaufe des Fürsten von Isenburg mit dem Oberg's und dieser hatte nun nach französischer Schätzung 23—25,000, nach hannöverschen Angaben etwa 18,000 Soldaten, allein Soubise's volle Streitkraft war stärker. Weiter nichts war erreicht, als dass Soubise war gezwungen worden umzukehren und sein Vorhaben aufzugeben, die Hauptstellung bei Göttingen zu behalten, von wo aus die Einfälle in's Hannöversche leichter ausführbar waren. Oberg zog Fussvolk und Reiterei aus der Ebene zurück und lagerte auf der Höhe. Soubise's anrückendes Heer stellte sich vor die Thore und Gärten von Kassel und erstreckte sich bis zu den umliegenden Dörfern und zur Kaskade, Soubise getrauete sich aber nicht das hannöversche Heer aus seiner neuen Stellung zu vertreiben.

Auch Contades griff ein. Belle-Isle stand im Wahne, er habe längst den unternehmenden Chevert gegen Warburg abgeschickt. Erst am 23. September brachen die Sachsen von Unna, am 29ten von Werl auf und stiessen zu Chevert's Heerhaufen, der sich am 2. Oktober in Bewegung setzte, um Soubise Hülfe

1. Bourcet, mémoires sur la guerre depuis 1757, I, 105—127; eine handschriftliche Relation de ce qu'il s'est passé à l'armée de Soubise und der Brief eines Ungenannten aus Kassel vom 2. Oktober 1758.

zu bringen. Er führte 25 Fahnen Fussvolk und 24 Geschwader Reiter, unmittelbar nach folgte ihm der Herzog von Fitz-James, französischer Generalleutnant, mit 10 Fahnen und 12 Geschwadern. Diese Macht von 20,000 Mann [1] konnte dem Heere Oberg's in den Rücken fallen. Sogleich empfing jedoch Oberg durch Landeseinwohner davon Kunde.

Am 3. Oktober 9 Uhr Morgens begann das vereinigte Heer Oberg's und Kasimir's in geschlossenen Gliedern aus der Umgebung von Kassel abzuziehen; es zu beobachten und zu beunruhigen schickte Soubise hinter ihm her 5200 Soldaten unter Marquis Castries und Baron Clausen. In guter Ordnung hielten sich indess die Hannoveraner und warfen die sie anfallenden leichten Truppen zurück. Sie waren nicht, wie die Franzosen dachten, auf dem Rückzuge. Sie zogen nur bis Hohenkirchen, schwenkten dort und überschritten am 4. Oktober bei der Glashütte unweit Knikhagen auf drei Schiffbrücken die Fulda, um auf deren Ostseite dem französischen Heere in den Rücken zu kommen, wo sie sofort eine französische Abtheilung, die Crillon gegen Münden führen sollte, mit Verlust von mehr als 50 Mann hinter Sandershausen auf Kassel zurücktrieben. Auf den dortigen Höhen, die vor einem Vierteljahre der Isenburger hatte aufgeben müssen, lagerten sie, ihren rechten Flügel an das Dorf Landwehrhagen gelehnt, den linken an waldige Höhen und den Bach von Sandershausen. Soubise's Heer musste die gleiche Wendung nehmen. Soubise wagte nicht eher etwas zu unternehmen, als bis die Verstärkung zu ihm gelangt sei. Fortwährend umschwärmten in diesen Wochen die leichten Truppen der Hannoveraner sein Heer, so dass französische Briefboten nur unter Bedeckung von einigen hundert Reitern ausgeschickt werden konnten. Ueberhaupt war im sogenannten kleinen Kriege die Ueberlegenheit der Hannoveraner merkbar.

Oberg verharrte in seiner Stellung, Soubise aber hielt sich, als am 8. Oktober Chevert's Volk bei Kassel zu ihm gestossen, für stark genug zum Angriffe überzugehen. Am Morgen des 9ten traf auch der Herzog von Fitz-James ein. So zog denn in der Frühe dieses Tages das französische Heer in fünf Säulen über die Fulda, setzte sich zwischen Kassel und den Höhen von

---

1. Rotwect I, 157.

Oberkaufungen mit dem Hauptstandort in Bettenhausen und verdrängte um 9 Uhr Morgens fast ohne Kampf die Hannoveraner aus ihrem vorgeschobenen Posten Heiligenrode. Sich in dies Dorf zu legen achteten indess auch die Franzosen nicht rathsam, weil es von der Höhe herab mit Kanonen bestrichen werden konnte. Oberg scharte rasch die Reihen seiner Krieger zwischen der Fulda und den steilen Anhöhen bei Heiligenroda, während des ganzen Tages der Schlacht gewärtig. Ungeachtet seiner Ueberlegenheit schob Soubise den Kampf, zu dem ihm Broglio gute Rathschläge gab, auf den folgenden Tag hinaus. Um des Sieges gewiss zu sein, wollte er den Feind auf seiner Linken umgehen und von zwei Seiten zugleich angreifen; dessen rechte Seite blieb stets durch die Fulda geschützt. Im hannöverschen Lager erregte das Zögern Soubise's mit dem Angriffe den Argwohn, dass er sie umgehen lasse. Damit die Strasse nach Münden nicht abgeschnitten würde, entschloss man sich zum Rückzug. Gegen Abend wurde schon das Gepäck nach Münden vorausgeschickt.

Am 10. Oktober in der Frühe um 3 Uhr setzte auf der äussersten französischen Rechten Chevert sein Kriegsvolk, bei 16,000 Mann, in Bewegung über Niederkaufungen und Thalheim nach Benderode und Sichelstein. Er hatte einen mehrstündigen Marsch durch Gehölz und auf schlechten Wegen zu machen. Fast in der nämlichen Stunde wich das hannöversche Heer auf der Strasse von Münden. Da diese sich zwischen vielen Wäldern hinzieht, so konnte es nur langsam vorwärts kommen und wurde daher erreicht.

Vor der in sechs Heersäulen folgenden Hauptmacht unter Soubise führte Broglio die starke Vorhut bei Tagesanbruch nach Sandershausen, welches er bis auf einige Nachtruppen verlassen fand, und rasch weiter nach Landwehrhagen, erreichte auch eine halbe Wegstunde dahinter auf den Anhöhen vor Lutterberg den hannöverschen Nachtrapp. Vielleicht im Wahne blos eine Abtheilung hinter sich zu haben oder aus Besorgniss während des Marschirens in eine Schlacht verwickelt zu werden, gab Oberg den Rückzug, der unter dem Schutze der Waldungen vielleicht nooh ausführbar gewesen wäre, einstweilen auf, liess wieder vorgehen und besetzte schnell die Anhöhen vor Lutterberg zwischen den Wäldern. Schnell war sein Heer neu geordnet.

Voran stand das Fussvolk, hinter dem linken Flügel die Hauptmasse der Reiter. Die Flügel stiessen an Waldung, auch vor dem linken Flügel befand sich Gehölz. Im Rücken der Mitte blieb das Dorf Lutterberg (Lutternberg) liegen. Vor der Mitte wurde auf einer Höhe das wenige Geschütz aufgepflanzt, welches das Heer noch bei sich hatte; denn die meisten Kanonen waren schon zu weit voraus nach Münden. Vor der Schlachtreihe lag ein tiefer und breiter Grund von Sumpfwiesen, den ein Bach durchschneidet. So lange das französische Hauptheer, welches mehrere Bäche zu überschreiten hatte, noch zurückblieb, hatte Broglio zu befürchten, dass ein rasch entschlossener Angriff der Hannoveraner sein Volk über den Haufen werfen könne, er wich deshalb ein wenig zurück und beschoss sie nur mit seinen Kanonen. Oberg aber liess es bei einem matten Angriff bewenden, beharrte in der Vertheidigungsstellung. Gegen 10 Uhr kam das sich beeilende Hauptheer zum Kampfplatz und nahm nun mit Gemächlichkeit dem Feinde gegenüber hinter den Höhen von Landwehrhagen mit der Rechten gegen das Dorf Benderode eine Schlachtstellung in drei Treffen ein; die dritte Reihe bildeten die Reiter. Um 2 Uhr liess Soubise an Chevert melden, dass seine Veranstaltungen fertig seien; Chevert möge nun beginnen. So wie Chevert mit 4 Kanonenschüssen das Zeichen gab, dass er diese Nachricht erhalten, fing Soubise's zahlreiches Geschütz ein heftiges Feuer an.

Chevert hatte seinen Zug glücklich vollführt, abgerechnet einen Verlust von hundert Mann, den seine Spitze bei dem Weiler Bruk (Bruch) erlitten, und hielt östlich von Benderode. Weil er auf einem Umwege gen rechts andringen sollte, war er erst dreiviertel Stunden nach Beginn der Beschiessung in der Nähe des Feindes. So wie Oberg sah, dass Chevert's Volk in's Gehölz ging und merkte, dass der Hauptangriff seinem linken Flügel gelte, verstärkte er diesen mit allem, was in der zweiten Reihe stand, und liess einen Theil desselben im Haken eine Seitenstellung einnehmen, gegenüber der Stelle, an welcher Chevert einbrechen wollte. Diesen Flügel befehligte Zastrow. Bald erwies sich, dass ihn die Beschaffenheit der Gegend weit weniger schützte, als man vorausgesetzt. Chevert fand die Waldung, durch welche seine Truppen von Sichelstein an mussten, der Art gelichtet, dass sogar die Reiter und Geschütze vorwärts

kommen konnten, die in die Mitte genommen waren. Je tiefer sie hineinkamen, desto lichter war das Gehölz. Daher blieben die drei Züge, in welchen seine Mannschaft vorging, in leidlicher Ordnung. Als sie aus dem Walde heraustrat, rückte ihr eine starke hannöversche Abtheilung entgegen, ein lebhaftes Feuer eröffnend, welches namentlich gegen die Reiter gerichtet war, und nicht ohne Erfolg mit dem Bajonette andringend. Aber Chevert hatte 42 Feuerschlünde mitgebracht, die er bereits spielen lassen konnte, und warf ausserdem seine Reiterei zu wiederholtenmalen auf den Feind. Aus seinem Fussvolk bildete er zwei dichte Massen. Unverzüglich gingen die Hannoveraner, Fusssoldaten und Reiter, gegen diese an, insonderheit gegen die rechte, äussere Seite. Mit grosser Tapferkeit hielten die Franzosen und vorzugsweise (wie diese selber rühmten) die Sachsen Stand; sie warfen die Hannoveraner zurück und gewannen ihnen die Seite ab. Den Ausschlag gab hier die französische Reiterei, indem sie nun das hannöversche Fussvolk über den Haufen rannte und in demselben Ansturm auch noch in die unterstützende hannöversche Reiterei hineinritt. Die inzwischen aus dem Gehölz in Masse hervorgekommenen französischen, pfälzischen und sächsischen Fusssoldaten schlugen den linken Flügel der Hannoveraner völlig.[1] Nur deren rechte Seite leistete noch eine Weile aussichtslosen Widerstand, und um die mit den Geschützen besetzte Anhöhe Stadberg, welche am längsten behauptet wurde, tobte noch ein erbitterter Kampf; da die Sachsen von vorn und von hinten zugleich angreifen konnten, gewannen sie dieselbe endlich.

Chevert's Angriff gab dem französischen Hauptheere die Losung zum Herabgehen von den Anhöhen Landwehrhagens. Der sumpfige Grund zwischen den beiden feindlichen Heeren hemmte die Bewegung der Reiter; der Eifer der Fussgänger überwand, wenn auch mit Zeitverlust, die Schwierigkeit; es gelang sogar die Kanonen, die bis dahin unausgesetzt gearbeitet hatten, über den Bach zu bringen. Als es so weit war, hatte Chevert schon

---

1. (J. C. Heyne) Journal von dem Feldzuge Anno 1758 zwischen der Königl. Französischen und der Armee derer hohen Alliirten, besonders aber in soferne das Churfürstliche Sächssische in Französischen Sold gestandene Corps demselben beygewohnet. Freyberg 1773 S. 95. 96; The operations of the allied army S. 66.

gesiegt, hatten die Hannoveraner bereits ihre Höhen aufgegeben und auch das Gehölz und den Abhang an der Fulda zu ihrer Rechten verlassen, um bei dem Dorfe Lutterberg sich zu setzen.

Hinter dem Kampfplatze, in der Ebene, hatte sich die beiderseitige Reiterei von neuem geordnet. Die hannöversche blieb nur bemüht, den eiligen Rückzug nach dem Dorfe zu decken. Mehrmals sprengten die Franzosen gegen sie an und mit Glück. Soubise's Fussvolk war nun heran und richtete aus der Ferne auf die neue hannöversche Stellung ein äusserst heftiges und mörderisches Geschützfeuer, schickte sich auch zum weiteren Angriffe an. Da wichen die Hannoveraner zum zweitenmale und warfen sich in die Waldungen und auf den Engweg, der nach Münden zuführt. Der Rückzug wurde zur Flucht. In wilder Verwirrung liefen die Geschlagenen, keine hundert Mann mehr waren in Ordnung zusammen zu bringen, an einer Stelle verdrängten sinnlos die Eilfertigen sich gegenseitig den Weg, im Stiche wurden die Kanonen gelassen, es gab keine Nachhut mehr — das ganze Heer wäre zersprengt worden, wenn eine kräftige Verfolgung das Gemetzel fortgesetzt hätte.

Nur anderthalb Stunden hatte der eigentliche Kampf gewährt, aber es war ein Oktobertag und bei der waldigen Beschaffenheit der Umgegend erschwerte das zeitig beginnende Abenddunkel das Nachsetzen den Franzosen. Nur Freiwillige übernahmen die Verfolgung. Ein Versuch, mit Umgehung des Waldes, die Geschlagenen von Münden abzuschneiden, schlug fehl. Der Verlust der Hannoveraner war indess beträchtlich genug. Anfänglich sprachen sie nur von einer Einbusse von 3 bis 400 Mann, hernach gaben sie ihn auf 1210 Mann und 28 Kanonen an; nach französischen Berichten betrug er 3—4000 Mann und 24 Kanonen. Auf dem Schlachtfelde lagen nach diesen 600 todte Feinde, die Gefangenen waren mehrentheils verwundet. Auch Zastrow war verwundet und gefangen worden. Ihren eigenen Verlust gaben die Franzosen auf 4—600 Mann an. [1]

---

1. Benutzt wurden ausser den beiderseitigen Veröffentlichungen, Berichten in Zeitungen und Geschichtsdarstellungen (unter welchen Bourcet's Erzählung besonders ausführlich ist) drei ungedruckte Nachrichten über diese Schlacht: 1) Détail de la Bataille donnée le 10. Oct. 1758 entre l'armée du Roy commandée par Mr. le prince de Soubise et l'armée hannovrienne et hessoise commandée par le général Oberg et

Erst sechs Wegstunden hinter Münden setzte sich Oberg's Heer und wich dann weiter nach Moringen und Nordheim bis vor Eimbeck, wie es schien mit der Absicht, Hannover zu beschützen.

Die Franzosen blieben die Nacht auf dem Schlachtfelde und zu Landwehrhagen. Am andern Morgen übernahmen Marquis Crillon und Graf D'Orlick die Verfolgung. Noch in der Frühe rückten sie in Münden ein, allwo viel Heergeräth und anderthalbhundert Verwundete zurückgelassen waren. In der Besorgniss, dass Ferdinand einen Schlag gegen das bedeutend geschwächte Heer des Contades führen könne, trennte sich nach erreichtem Zwecke die von ihm abgegebene Verstärkung von Soubise und trat ohne Verzug am 12ten und 13ten den Rückmarsch an. Nicht der tapfre Chevert, sondern Fürst Soubise, der seit Rossbach nun zum zweitenmale (freilich jedesmal mit weit überlegenen Streitkräften und durch einen Unterfeldherrn) gesiegt hatte, wurde am 19. Oktober[1] zum Marschal von Frankreich erklärt; Contades wurde wegen der geleisteten Unterstützung belobigt.

Belle-Isle fand es unrathsam, dass Soubise dem geschlagenen Feinde wieder in's Hannöversche nachfolge, er sollte sich lieber an die Diemel ziehen, um nöthigenfalls den Contades zu unterstützen.[2] Am Tage, da Belle-Isle dies schrieb, den 18. Oktober, stand Soubise drei Stunden vor Göttingen, bis zu dessen Thoren seine Husaren ritten, zu Wolkerode und Dransfeld.[3] Er nahm nun einen Tagemarsch von Warburg bei Hohenkirchen Lager.

Während dieser Zeit trug sich nichts Erhebliches zwischen

Mr. le prince d'Isemburg, Cassel 18. Oct. (von Soubise dem Fürstbischof von Würzburg zugesendet). 2) Schreiben Soubise's an den französischen Gesandten am Reichstage, Baron Mackau. 3) Brief a Landwehrhagen le 12. Oct. 1758, wahrscheinlich von einem Anführer in Chevert's Abtheilung. Der Schlachtriss bei Heyden zu S. 106 bleibt mir unverständlich.

1. Gazette de Vienne du 8. Nov. 1758, wonach das Seite 301 Gesagte zu berichtigen ist, indem beinahe 11 Monate seit dem Tage von Rossbach verstrichen waren.

2. Quelques Lettres du Maréchal duc de Belleisle au Maréchal de Contades 1759 p. 5 ff.

3. Gazette de Vienne 1758 n. 27 vom 1. November.

den beiden Hauptheeren zu. Es verblieb bei blossen Bewegungen und kleinen Gefechten. Da die Entscheidungen weiter nach Mitteldeutschland hinein verlegt waren, mochten auch beide durch Absendungen sich schwächen. Contades hütete sich, seine Verbindung mit Wesel bloszugeben, und strebte nur dahin, vermöge seines Vordringens an der Lippe Ferdinand zum Verlassen der Gegend, die er inne hielt, zu bewegen. Aber in Berechnung und Geschick der Bewegungen ward er von diesem überboten. Ferdinand fuhr fort, soweit es ohne Wagniss statthaft war, den Verkehr unter den beiden französischen Heeren zu hemmen. Zu Ende Septembers und Anfang Oktobers überschritten mehrere französische Heerhaufen die Lippe; das Hauptheer unter Contades rückte in der Nacht zum 7. Oktober nach Hamm, der Herzog von Chevreuse nach Soest. Ferdinand liess erst die über die Lippe gekommenen Franzosen unter St. Pern, vor denen der Herzog von Holstein-Gottorp in der Frühe des 29. Septembers hatte weichen müssen, ohne Verzug wieder aus Bockum verdrängen. Der Zug des Contades nach Hamm bestimmte ihn indess gleichfalls zu einer Wendung westwärts. Er verlegte seinen Standort am 9. Oktober von Dülmen auf die Telligter Höhen bei Münster, doch nicht um daselbst ruhig zu halten. In der Absicht den Rückmarsch dem Chevert'schen Heerhaufen abzuschneiden, ging er rasch am 16. und 17. Oktober nach Lippstadt und Lipperade vor, beliess zu Münsters und Warendorfs Deckung, wo die Speicher waren, bei Drensteinfurt eine Abtheilung unter dem Grafen von Kielmansegge und überschritt mit seinen Heermassen die Lippe. Der Erbprinz Karl ging am 18ten voran auf Soest an der Strasse, welche muthmasslich Chevert einschlug. Hier stand eine französische Abtheilung unter dem Herzog von Chevreuse. Contades benachrichtigte diesen von der Gefahr. Die Nacht über hielt der Herzog von Chevreuse seine Truppen unter den Waffen. Als am Morgen noch nichts vom Feinde zu gewahren war, liess er lagern. Eben sassen die Dragoner ab, als die Hannoveraner und Engländer erschienen. Sie griffen mit Heftigkeit an und fanden ermattete Menschen und Thiere. Die Dragoner und die ihnen zu Hülfe eilenden Grenadire wurden übel zugerichtet. Der Herzog von Mazarin stellte sein Regiment hinter Hecken und bestrich mit einem Lauffeuer die feindlichen Reiter, aber diese setzten über

die Zäune und schlugen die Franzosen in die Flucht. Letztere büssten an 800 Mann ein. Der Erbprinz machte 167 Gefangene, gewann die Vorräthe und das Lager und folgte den Franzosen auf der Strasse nach Werl. Hinter Werl aber fand er die Hülfstruppen unter d'Armentières und Beauffremont, die Contades gegen ihn abgesandt hatte, sah sich vor Uebermacht und wich vor einer starken Kanonade aus Werl zurück nach Soest. Als hierauf am 22ten die Franzosen einen Angriff auf Soest machten, trieb sie Beust zurück, tödtete viele und machte 52 Gefangene. Ferdinand lagerte bei Hofestadt mit dem rechten Flügel an der Lippe, die Vorderreihe durch den Assefluss geschützt, in einer vortheilhaften Stellung. Hier traf am 22. Oktober Oberg's Heerhaufe wieder bei ihm ein. Er hatte ihn auf die Nachricht von der verlornen Schlacht durch Bülow über Paderborn zurückholen lassen. Oberg verlor die Heerführung. An seiner Stelle trat am 23ten der Erbprinz von Braunschweig.

Was Belle-Isle als Aufgabe stellte, das hannöversche Heer hinter die Weser zu drängen, vermochte Contades nicht auszuführen. Er wagte kein Treffen, befürchtete vielmehr angegriffen zu werden, bevor Chevert und Fitz-James wieder zu ihm gestossen.[1] Diesen hatte er die Richtung nach Paderborn vorgeschrieben. Ferdinands neues Hereinrücken nöthigte sie statt dessen südlich der Ruhr ihren Weg zu nehmen. Sie erreichten glücklich das Hauptheer. Seinen letzten Versuch machte Contades, durch eine Unternehmung gegen Warendorf und Münster die Lage zu verändern. Bei Herberen, nördlich von der Lippe, brachte schon am 17. Oktober Marquis de Poyaume den Hannoveranern eine Schlappe bei, ein paar hundert von diesen fielen, 89 wurden gefangen. Von Herberen brach Marquis d'Armentières mit einer starken Macht auf und erschien am 25ten vor den Thoren von Münster. Kielmansegge hatte sich schleunigst nach Münster geworfen, das (kein offner Platz) nun mit 5 bis

1. Bourcet I, 159 vgl. Mauvillon I, 331. 332. — Am 19. Dezember berichtete aus dem Hage Cornet: Lord Sackville, der Befehlshaber der Engländer, sei auf der Rückreise nach London durch Hage gekommen und habe erzählt, Ferdinand sei von einer Unterleibsentzündung befallen worden, und wenn die Franzosen dies gewusst, hätten sie leicht dem hannöverschen Heere einen verderblichen Schlag beibringen können — ob aber diese Nachricht wahr ist, möchte zu bezweifeln sein.

6000 Mann besetzt war. D'Armentières traf indess seine Anstalten. Auf diese Kunde eilte aber Ferdinand mit dem Heere am 26ten über die Lippe zurück und sendete zum Schutze Warendorfs Imhoff ab. Am Morgen des 27ten wich d'Armentières eilfertig mit Zurücklassung seiner Sturmleitern von Münster, um nicht im Rücken gefasst zu werden. Das hannöversche Heer traf am 30. Oktober wieder bei Münster ein. Die Franzosen wichen nun auch über die Lippe zurück. Soest besetzten sie mittlerweile und belegten die Stadt mit einem Strafgelde von 80,000 Thalern. Soubise seinerseits beschränkte sich auf einige Ferdinand bedrohende Bewegungen und verlangte sogar, als zu Isenburg's Heerhaufen preussische Truppen stiessen, von Contades eine Verstärkung an Reiterei, wofern er noch etwas vornehmen solle.[1] Einige kleine Scharmützel abgerechnet war der Feldzug dieses Jahres zu Ende.

Ohne eine glänzende Waffenthat zu vollbringen war es solchergestalt dem Prinzen Ferdinand gelungen, durch kluge Umsicht mittelst wohlberechneter Märsche und gutgedeckter Stellungen alle Anschläge eines weit überlegenen Feindes zu vereiteln. Contades versicherte am 23. September dem Kriegsminister auf dessen Vorwürfe wegen seiner langen Unthätigkeit, dass von allen Befehlshabern in seinem Lager kein einziger es für möglich gehalten habe, den Prinzen Ferdinand von vorne anzugreifen. Der Herbst war herangekommen und das hannöversche Heer keineswegs, wie die Franzosen gehofft und verheissen, über die Weser zurückgejagt.

Der erste Eindruck ist, wofern er in einer gewissen Stärke erfolgt, in der Regel schwer zu verwischen. Im Jahre 1757 hatte die Niederlage von Rossbach gleichsam den Abschluss der französischen Kriegführung in Deutschland gemacht, und der Feldzug von 1758 eröffnete sich mit der schmählichen Flucht der Franzosen. Was weiterhin sich begeben hatte, war, wie wir erkannt haben, keineswegs unwesentlich, bot indess keine so hervorleuchtenden Thaten, welche diese Eindrücke verwischt hätten. Blosse Märsche sind immer wenig geeignet, auf die Einbildungskraft zu wirken.

Daher konnte nicht ausbleiben, dass in den Kreisen der wider

---

1. Heyden S. 107.

Preussen Verbündeten der Hinblick auf die den gehegten Erwartungen so wenig entsprechenden Erfolge der französischen Waffen den Argwohn wach rief, als meine es Frankreich nur nicht ernstlich mit diesem Kriege; manche wollten das Aufgeben eines so weiten Landes nicht aus der Macht des Feindes erklärlich finden, sondern brachten es auf Rechnung geheimer Verhandlungen mit diesem. Solchen Verdächtigungen zu begegnen, richtete Bernis schon am 5. und 17. März Rundschreiben an die französischen Gesandten und schrieb König Ludwig selber an die Kaiserin. Da jedoch Frankreich auch während der folgenden Monate ausser Stande blieb, die östreichischen Unternehmungen unmittelbar zu unterstützen, so war es natürlich, dass des Bernis' Bemühungen für Herbeiführung des Friedens diesen zu Wien in einem zweideutigen Lichte erscheinen liessen.

Wir haben aber gesehen, dass Belle-Isle mit Nachdruck und Eifer den Krieg betrieb, dass die Besorgniss, in den Generalstaaten einen neuen Feind zu bekommen, ein hinlänglicher Ansporn für die französischen Staatsmänner war, die französischen Fahnen am Niederrheine zu erhalten. Was erreicht worden, genügte ihnen selber nicht. Ostwärts vom Rhein hatten sie keinen haltbaren Stützpunkt von wirklicher Stärke inne ausser Wesel, und das hannöversche Heer unter Ferdinand war aus seiner bedrohenden Stellung nicht herausgetrieben. Seit dem Rheinübergange[1] wurde der Zustand der eignen Truppen in Folge der schlechten Verwaltung von neuem beunruhigend. Die Soldaten waren abgerissen und zerlumpt, an Pferden war grosser Mangel, die Stimmung des Heeres übel, Unordnungen ganz gewöhnlich: der zusammengreifende Gehorsam fehlte. „Ich gestehe Ihnen, Herr Marschal, schrieb Belle-Isle am 26. September an Contades, dass ich im Zorn bin zu gewahren, dass niemand ernstlich zur Herstellung der Zucht beitragen will.“ Beinahe jeder Hauptmann begehrte für seine Theilname an irgend einem Gefechte die Ernennung zum Obersten. Ohngeachtet Belle-Isle viele beförderte, wusste er sich bei dem allgemeinen Andrange kaum zu retten. Er klagte, niemand wolle Hauptmann bleiben, es sei „nicht auszuhalten.“ Die Ausrüstungsforderungen, die Contades an ihn machte, stimmten nicht mit den von de Fumel einge-

1. Brief des Obersten Grafen Chabo vom August 1758, bei Stuhr II, 131.

schickten Verzeichnisse des Vorhandenen. Am 18. Oktober richtete deshalb Belle-Isle ein zorniges Schreiben an Contades: wenn die von ihm gemachte Angabe richtig sei, so wäre sie ein neuer Beweis von der Untreue der Musterungen; um jeden Preis müsse der Unterschleif und sträfliche Missbrauch kurz abgeschnitten werden; er erstaune darüber, dass den Vorschriften des Königs nicht gehorcht werde und dass Contades als Oberbefehlshaber nicht wisse, was er habe oder nicht habe; in Contades' Interesse liege es, dass der König und die Welt nicht glaube, er stehe an der Spitze von 70,000 Mann, während er nur 50,000 führe.

Frankreich ging davon aus, dass der Krieg gänzlich *auf Unkosten der besetzten Länder* geführt werden müsse. Das sei altes Herkommen, sagte Belle-Isle.

Doch damit begnügte man sich nicht. Als die Ueberzeugung sich Bahn brach, dass das Heer schwerlich in den eroberten Gegenden sich werde festsetzen können, tauchte in Versailles der teuflische Plan auf, sie gänzlich zu verderben. Im September fand eine Berathung des Staatsrathes statt, welcher im Einklang mit einem Gutachten d'Estrées beschloss, dass alle Unterhaltsmittel im Striche zwischen der Diemel und Lippe aufgezehrt und, welche nicht aufzuzehren seien, zerstört werden müssten, damit das hannöversche Heer in die Unmöglichkeit versetzt werde, sich vorwärts zu wenden.

Belle-Isle schrieb am 26. September dem Marschal Contades vor: *aus ganz Westfalen und Hessen, von Lippstadt und Münster bis zum Rhein und bis Kassel eine Wüste zu machen.*[1] Auf dass Contades ja nicht zweifle, ob dieser Befehl ernsthaft gemeint sei, wiederholte er ihn am 13. Oktober[2] und am 16ten.[3] War solches Gebahren etwa das Mittel, ein ver-

---

1. Vous detruirez tout ce que Vous n'aurez pas pû consommer, pour faire un desert de toute la Westphalie depuis Lipstadt et Munster jusqu'au Rhin d'une part et de l'autre depuis la haute Lippe et Paderborn jusqu'à Cassel.

2. Vous ètez instruit de la necessité pour faire un desert de la Westphalie et de la Hesse.

3. Il est bien certain, que Nous ne pouvons point faire de conquête ni d'établissement entre le Rhin et le Weser; il en est, je crois, le même de Cassel — Le haut de la Lippe, le pays de Paderborn sont les plus fertiles et les plus abondants, il faut donc les manger radicalement — devastant le pays et surtout l'intermediaire entre la Lippe

wildertes Heer zu einer besseren Gesinnung zu erziehen? War dieses die Art, Verbündeten beizustehen? Hiess das, wie Frankreich hochtönend versicherte, für die Ruhe des Reiches sorgen?

Im Hintergrunde dieses Befehls drückte sich der Ingrimm aus über die Vereitelung der Hoffnung auf eine Eroberung. Wenn Belle-Isle am 20. August an Contades schreibt: es sei des Königs Absicht immer die gleiche, in Düsseldorf dürften keine Pfälzer, höchstens eine ganz geringe Zahl von Soldaten des Kurfürsten liegen [1] — worauf anders deutet es hin als auf die Absicht, diesen Hauptplatz in der Gewalt zu behalten? War doch im verwichenen Jahre von Hamelns Bewohnern und andern Städten der Huldigungseid gefordert worden. [2]

Wie jener grausame Befehl vollzogen ward, darüber liegen Nachrichten aus dem Kasselschen vor. Was in den Dörfern um Kassel die Franzosen fanden, raubten sie als gute Beute. Sämmtliche Gärten wurden verwüstet, einzelne Bauten angezündet, Menschen misshandelt, damit sie angaben, wo sie ihr Geld versteckt hätten. Doch gab es auch edler gesinnte Franzosen im Heere, die das Gräuel nicht mit ansehen mochten. Marquis de Lugeac zog seinen Degen gegen einen mordbrennerischen Haufen seiner Kameraden und trieb sie von der bedrohten Stätte ab. In Wesel mussten nicht minder die Einwohner tüchtig zahlen und die ersten obrigkeitlichen Personen wurden eingesperrt. Belle-Isle fand dies wohlgethan. Die Häupter bedauerten zwar, dass sie in den Gebieten der verbündeten Fürsten nicht gleich rücksichtslos verfahren durften, aber auch da scheuten sie Gewalt nicht unter Zugabe schöner Worte. Besonders verdross den Marschal Belle-Isle der Widerstand der düsseldorfer Regierung: er befahl Contades: dieser viele Komplimente zu machen, aber zugleich alles zu nehmen, was er nöthig befinde. [3] Trotz solchen Gebahrens forderte Frankreich noch Dank. Im November erliess

---

et la Roer et tout ce qu'il y a dans le Comté de la Marck et de Waldeck.

1. L'intention du Roi est toujours la même; il ne doit y avoir aucune troupe Palatine, qu'environ 100 ou 150 hommes de l'electeur.

2. Vgl. oben Seite 375 und 409.

3. Et en faisant bien des compliments, il n'y a qu'à aller son train et prendre tout cé qui nous sera necessaire, Brief an Contades vom 23. Oktober 1758.

König Ludwig XV. offne Briefe an sämmtliche Bischöfe des Reiches, damit sie ein Te deum wegen des letzten Sieges sängen.[1]

Schon im September sehnte sich das französische Heer nach der Winterruhe. Die Häupter verkannten auch nicht, dass es bei seinem Zustande der Pflege bedürfe. Für das Allernöthigste hielten sie, Frankreich dieses Heer zu erhalten, weil wenig Aussicht auf Frieden war.

Eine gedeckte Stellung war nicht gewonnen worden, einer Wiederholung dessen, was man im Beginne dieses Feldzugs erfahren, mochte man sich nicht aussetzen. So blieb vernünftiger Weise nichts übrig, als die Früchte des Sieges von Lutterberg fahren zu lassen und den grössten Theil der Eroberungen freiwillig zu räumen. Auf den 15. November ward also der Rückzug angeordnet. Man hoffte, dass die Landesverwüstung den Prinzen Ferdinand am Nachrücken hindern werde. Man wollte wissen, dass Friedrich mit den stärksten Vorstellungen den König von England bestimmt habe, den Krieg während des Winters fortzusetzen, dass Prinz Ferdinand Befehl bekommen habe, den Franzosen keine Ruhe zu lassen. Belle-Isle besorgte auch, preussische Truppen möchten aus Sachsen kommen und sich auf Soubise werfen. Man fand diess äusserst lästig und gefährlich, zumal alle verfügbaren Streitkräfte zum Schutze der Küste gegen die Briten in der Normandie, Bretagne und Poitou stünden, und diese Regimenter, wollte man sie während des Winters an den Niederrhein schicken, dort in kläglichem Zustande ankommen würden. Belle-Isle wollte ferner in Erfahrung gebracht haben, dass die holländische Statthalterin den Plan gefasst habe, die Generalstaaten dadurch in den Krieg zu stürzen, dass Engländer und Hannoveraner am Niederrhein fortkämpften und den Krieg in das holländische Gebiet hineinspielten, damit die Franzosen die holländischen Grenzen überschritten. Belle-Isle hielt es deshalb geboten, so viel Fussvolk als möglich um Kleve zwischen dem untern Rhein und der untern Maas zu legen.

Am 12. November schickte sich das bei Hamm stehende Hauptheer zum Aufbruch an. Die daselbst angehäuften Vorräthe wurden, gleich als herrschte der grösste Ueberfluss in dem

1. Seltsam genug war es zu lesen, dass er nicht einmal genau wusste, wo seine Truppen gesiegt, denn er nannte den Ort Lutzelberg. Gazette de Vienne 1758. n. 91. du 15. Nov.

ausgesogenen Lande, den Flammen preisgegeben.[1] Ueber Dortmund ging der Marsch an den Rhein. Bei Wesel, Düsseldorf, Köln wurde er überschritten. Ein Theil blieb auf der Ostseite: die leichten Truppen in Wipperfurt, Rotham, Wald, Lennep, Ratingen, Solingen, Bensberg, die Rheinufer waren mit Kanonen bespickt, dahinter lag die erste Reihe in Neuwied, Siegberg, Koblenz, Köln, Düsseldorf, Urdingen, Wesel, Moers, Xanten, Kleve. Weiter westlich lagen die übrigen Truppen in Kocheim, Münster-Eifel, Zülpich, Düren, Jülich, Erkelenz, Gladbach, Stralen, Krefeld und Geldern; ferner in Achen, Cornelismünster, Sittard, Ruremund, Dalbeck; endlich in Limburg, Lüttich, Hasselt, Verviers, St. Trond, Maseyk, Tongern. Die Gesammtstärke betrug 107 Fahnen und 91 Geschwader. Hauptstandort des Contades ward Köln, der rechte Flügel (bis oberhalb Koblenz) stand unter dem Grafen von St. Germain, der linke, bis Kleve, unter dem Marquis d'Armentières. Soubise gab nun gleichfalls seine Stellung bei Warburg, Münden, Kassel und Witzenhausen auf und räumte am 23. November Kassel, um von neuem mit härterem Druck Hanau zu belasten. Sein Heer betrug 24 Regimenter Fusssoldaten und 9 Regimenter Reiter. Es lagerte während des Winters am Maine, von Werthheim abwärts und am Rhein bis Oppenheim, Worms und Speier. Marburg, Friedberg, Aschaffenburg hielt er besetzt. Seine Vortruppen reichten bis Nidda. Belle-Isle empfahl Contades die Befestigung von Deutz und Mülheim an, ferner Schanzen bei Emmerich und Rees anzulegen und mit Kanonen zu bepflanzen. In diesen Vorschriften äusserte sich die Besorgniss vor einem abermaligen Angriff der Hannoveraner so wie der Wunsch, ihren Verkehr mit Holland zu stören. In's Bergische gegen Köln hin, sollte Contades die Sachsen legen; ihr Befehlshaber werde sich als guter Deutscher (avec la subordination allemande) einem französischen Generalleutnant unterordnen, und sei dort die Mannschaft Verlusten ausgesetzt, so träfen sie ja die fremden Truppen.[2] Die Sachsen wurden vom Rhein zur Lahn hin bis Vilmar gelagert. 3000 Franzosen kamen nach Giessen. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt (der zum Reichsheere seinen

1. Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung 1758 n. 185 vom 20. Nov.

2. Brief Belle-Isle's vom 18. Oktober 1758. — Heyne's Journal (vgl. Anm. S. 672) gibt II, S. 119—123 die Standorte der Sachsen an.

Antheil noch nicht gestellt hatte), schlug die Einräumung Giessens zu einem Winterlager ab. Dennoch wurde diese Festung den Franzosen nach einem Scheinangriffe eingeräumt. Die Welt sollte glauben, sie hätten sich derselben mit Gewalt bemächtigt.

Der Bezug der Winterlager erfolgte nicht ohne vielfache Ungelegenheiten. Denn dermassen hatte die Franzosen ihr abscheuliches Treiben verhasst gemacht, dass den Bündnern vor ihnen grauete. Von allen Seiten wurden der Einlagerung Schwierigkeiten entgegengesetzt. Der Kurfürst von Trier verweigerte die Aufname der 3 Fahnen, die seine Stadt und Feste Koblenz besetzen sollten. Der geistliche Herr von Würzburg schrieb sehr artig an Soubise: er habe zum Lohn für seine vielen Bemühungen schon Reichssoldaten auf dem Halse, Soubise möge nicht noch die Stiftsorte am untern Main mit seinem Volk beschweren. Selbst der österreichische Minister in Belgien, Cobenzl, verweigerte die Aufname französischer Reiter in das Limburgsche, und als selbige in's Lüttichsche geschickt wurden, wollte die dortige Regierung sie auch nicht aufnehmen. Indess auf ihr Sträuben wurde keine Rücksicht genommen. Contades trat herrisch auf. Den Obrigkeiten erklärte er: wie er nicht wolle, dass ein Bürger ein Bett besässe, bevor seine Soldaten nicht ihre Lagerstätten hätten. Belle-Isle belobigte ihn darüber, dass er den nachdrücklichsten Ton angenommen habe, das sei der Ton, in dem man zu den Deutschen sprechen müsse[1] und ihn solle er namentlich gegenüber den Regierungen des kölnischen und des pfälzischen Kurfürsten anwenden.

Mit dem pfälzischen Kurfürsten bestand schon wegen Düsseldorfs Besetzung ein starkes Zerwürfniss. Die Franzosen liessen nicht zu, dass dort zum zweitenmale Isselbach befehligte; sie hatten die Festung in ihrer Gewalt. Der Kurfürst verkündete bereits, er werde vor Kaiser und Reich seine Klagen anbringen; die Franzosen achteten nicht darauf. Wenn man auf die düsseldorfer Regierung hören wolle, meinte Belle-Isle, so könne kein Soldat in's Bergische und Jüllichsche eingelegt werden. In seinen Augen waren die pfälzischen Minister Uebelgesinnte und Contades' Auftreten in Düsseldorf erfreute ihn. Dieser erklärte nämlich daselbst dem Grafen Schaesberg, Vizekanzler von Robertz

1. C'est un ton qui est nécessaire avec les Allemands. Brief Belle-Isle's an Contades 7. Dezember 1758.

und Geheimenrath Greet, zuerst seine tiefe Verehrung gegen die Person des Kurfürsten, seine persönliche Achtung vor ihnen, sein grosses Wohlwollen gegen die Bevölkerung — allein — seine Leute könne er nicht Hungers sterben lassen; wenn nicht geliefert werde, so werde er nehmen lassen.[1] „Da wir die Stärkeren sind, antwortete ihm auf diese Meldung Belle-Isle, müssen wir von unserer Stärke Gebrauch machen.“[2] Diese Streitigkeiten mit Kurpfalz führten schliesslich zur Kündigung des Vertrages mit Frankreich.

Auch mit dem unwirschen Herzog von Würtemberg gab es Händel. Schon als der Oktober herankam, wollten die Würtemberger nach Hause entlassen sein, nachdem ihr Herzog sich schon heimbegeben hatte. Frankreich befahl, dass sie im Felde blieben und ordnete im November an, dass sie in Hessen den Winter über lagerten: die Würtemberger aber wollten nach Hause zurück und der Herzog bestand eigensinnig darauf. So kündigte denn Frankreich ihm die Zahlung der Hülfsgelder.

Sehr empfindlich nahm man es auf, dass der östreichische Beauftragte Kinkel das den eroberten Ländern abgepresste Geld, welches er in Händen hatte, den Franzosen herauszugeben sich weigerte. Ihr Intendant Gayot bedauerte lebhaft, dass man es ihm nicht abnehmen könne, und wünschte, dass man ihn wenigstens in Zukunft nichts mehr einnehmen lassen möge.

Schon im September waren die Franzosen auf ihre Forderung zurückgekommen: sie bedürften einen Waffen- und Werbeplatz im innern Deutschland. Nürnberg möge ihnen eingeräumt werden; sie wollten es auch nur mit deutschen Truppen, die in ihren Diensten ständen, besetzen. Man sieht, wie sie bestrebt waren, sich einzunisten.

Einen Schlag führten die Franzosen in diesem Jahre noch aus: die Einname des Bergschlosses Katz bei St. Goar und der Feste Rheinfels, wo 5—600 Hessen lagen. Sie waren eingeschläfert worden, indem die Franzosen sie absichtlich seit dem früheren verfehlten Angriff niemals beunruhigt hatten. Bourcet kam als Besucher nach St. Goar, machte aber den Späher. Am

1. Extraits de quelques Lettres du Mar. de Contades au Mar. Duc de Belleisle 1758.

2. Et comme Nous sommes les plus forts, il en faut faire usage. Brief Belle-Isle's, Versailles 10. Dec. 1758.

1. Dezember führte von Koblenz aus Marquis de Castries einen Ueberfall so glücklich aus, dass die Besatzungen sich in Kriegsgefangenschaft ergab. Es wurden ihm dabei nur 2 Mann verwundet und er erbeutete 110 Geschütze mit vielem Kriegsvorrath. Einen zweiten Schlag bereiteten sie vor: in den ersten Tagen des folgenden Jahres überrumpelten sie, bei einem gestatteten Durchmarsche, Frankfurt a. M.

Die Hessen waren zwar vorgerückt. Der Isenburger nahm seinen Standort im Anfang des Novembers zu Göttingen und zog am 30. November nach Fritzlar; das Heer des Prinzen Ferdinand aber richtete sich in der nämlichen Gegend, wo es bisher geweilt, um Münster, zur Winterrast ein, nur breiteten die Truppen sich weiter nach Dülmen, Haltern und überhaupt in den besetzten geistlichen Gebieten aus. In diesen geschahen unter der Hand so viele widrige Ausstreuungen, dass Ferdinand sich veranlasst fand, am 22. Dezember in einem öffentlichen Erlasse zu beruhigen, dass er aber auch äusserste Strenge androhte und (am 29. Dezember) die Ablieferung aller Waffen in den Bisthümern Münster, Paderborn und Osnabrück verhängte. In Lippstadt und Münster ordnete er Befestigungsarbeiten an.

Zwischen beiden feindlichen Heerführern gingen Verhandlungen über eine Auswechslung der Gefangenen. Die Franzosen wünschten den Austausch und dem Prinzen Ferdinand mochte die Menge seiner Kriegsgefangenen — er hatte deren an sechszehntausend — beschwerlich fallen.

Ferdinands Tüchtigkeit fand die Anerkennung des grössten Feldherrn dieser Zeit. Friedrich sandte ihm am 8. Dezember die Ernennung zum preussischen Generalfeldmarschal. Sein Ruhm war begründet.

12.

Schluss. — Bernis' Friedensbemühung und Sturz. — Neues Bündniss Frankreichs mit Oestreich. — Die politische Lage bei Ablauf des Jahres. — Friedens- und Kriegsaussichten. — Religionseifer und Kirchenverhältnisse. — Reichsverhandlungen. — Letzte Stellungen der Heere. — Betrachtungen über die Kriegführung in den Jahren 1756, 57, 58. — Rückblick auf das Kriegsjahr 1758.

In den letzten Monaten dieses Kriegsjahres trug sich noch eine zur Verlängerung dieses unheilvollen Krieges hinwirkende

Veränderung zu, Minister Bernis arbeitete auf Frieden hin. Nachdem sein Sinn einmal umgestimmt worden, gewahrte er die nachtheiligen Folgen des Krieges für sein Land, die Verluste an Schiffen und in den überseeischen Niederlassungen, des Handels und der Gefälle Minderung, die Erschöpfung Frankreichs. Er hörte jetzt den sehnsüchtigen Ruf des Volkes nach Frieden. Diesem behagte der Krieg mit Preussen durchaus nicht und halb Paris erfreute sich an den Siegen Friedrichs.[1] Ungeheure Summen verschlangen die Bundesgenossen. Die Kurfürsten von Baiern und Köln, der Herzog von Würtemberg und so viele Reichsfürsten mussten bezahlt werden, Oestreich und Schweden empfingen Gelder, Schweden begehrte eine ausserordentliche Beihülfe von 6 Millionen Livres, dem Fürsten von Meklenburg und von Zerbst die erbetene Unterstützung zu versagen, wäre unklug gewesen — wie sollte dies enden? Der König und der Hof waren gleichwohl für den Krieg. Bernis wendete sich also an die Pompadour. Er stellte ihr die Unmöglichkeit dar, den Krieg fortzuführen und machte sie darauf aufmerksam, dass die öffentliche Meinung, unbekannt mit den vortheilhaften geheimen Bestimmungen, denselben vornämlich ihm, aber auch ihr, der Pompadour, zum Vorwurfe mache; man müsse der Zeitlage nachgeben. Die Pompadour hörte ihn nicht ruhig an, das Gespräch erhitzte sich und Bernis drohte mit seinem Rücktritt. Das Weib blieb bei ihrer Ansicht.[2] Trotzdem entwickelte Bernis in vollem Staatsrath seine Meinung freimüthig und wurde vom Dauphin mit Nachdruck unterstützt.[3] Ohngeachtet der König anderen Sinnes war, pflichteten ihm alle Räthe bei und Bernis durfte über die Friedensfrage mit dem wiener Kabinete unterhandeln. Es ist bereits erzählt (Seite 389 und 390), wie wenig Gehör er bei diesem fand. Er liess noch im April den Gesandten in Wien mittheilen: Frankreich könne das Unmög-

---

1. Schreiben Belle-Isle's im September 1758, bei Stuhr II, 156. Duclos mémoires II, 463.

2. Duclos, mémoires sécrets sur les règnes de Louis XIV. et de Louis XV. Paris 1791 II, 477. 488—490. Er gibt keine Zeitbestimmung, nach dem Seite 491 Gesagten durfte indess diese Unterredung eher fallen, als Bernis — am 17. März — das Schreiben an Kaunitz richtete, dessen Inhalt oben Seite 389 mitgetheilt ist.

3. Simonde de Sismondi, histoire des Français. Paris 1842 XIX., 187. — Duclos, mémoires II, 491.

liche nicht leisten; ungeheuer seien seine Ausgaben, es wolle wohl an Hülfsgeldern zahlen, was es könne, aber zu mehr nicht verbindlich sein; demzufolge möge Oestreich die Hälfte des ihm zugesagten Geldes nachlassen; dieser Feldzug müsse zur Erhaltung des Friedens dienen, jetzt müsse man nicht alles opfern wegen Schlesien und den Niederlanden; die Friedensfälle seien in Erwägung zu ziehen. Auf diese unumwundene Auslassung befand der östreichische Ministerrath am 24. April: dass es zwar misslich, aber nicht verzweifelt stehe, Russland sei noch im Stande einen glücklichen Ausschlag zu geben; auf Herabsetzung der französischen Hülfszahlungen könne Oestreich sich nicht einlassen, da die Wechselseitigkeit aufhöre, „nachdem Frankreich den Austausch der Niederlande nicht wohl mehr anhoffen kann, wohingegen wir noch gar leicht zur Acquisition Schlesiens durch Russland und Schweden concurse gelangen können." Oestreichs Staatsmänner hatten mithin noch immer einen günstigen Ausgang im Auge, und zwar jetzt einen solchen, bei dem Frankreich nicht in den Besitz Belgiens treten sollte. Ob das französische Kabinet diesen Hintergedanken durchschaute, wissen wir nicht.

Bernis' erster Gedanke war: Hannovers Parteilosigkeit auszuwirken und in Folge der sich daran knüpfenden Verhandlungen unter Vermittlung Spaniens den Weg zu einem Frieden mit Georg von England zu öffnen. Nun standen die Hannoveraner in Waffen, Spanien war lau, mochte nicht selbstständig hervortreten[1], Kaunitz wies seine Vorstellungen entschieden zurück und der östreichische Gesandte Graf Starhemberg mahnte ihn eindringlichst von einem voreiligen Friedensschlusse — so sah ihn der Oestreicher an — ab. Dieser Plan zerschellte. Mit Oestreich zusammen, das sah er nun wohl ein, war so bald nicht zum Niederlegen der Waffen zu gelangen. Welche andere Auskunft bot sich ihm jetzt als zunächst mit Friedrich von Preussen Frankreich auszusöhnen und durch Friedrichs Dazwischentreten es mit England zum Vertragen zu bringen? Mochte dann Sachsen von Hannover Entschädigung suchen[2], mochte Oestreich

1. Marliani. histoire politique de l'Espagne moderne. Brüssel 1842 II. 100.

2. Brief der Markgräfin von Baireuth an Friedrich vom 10. Mai 1758 bei Schöning I. 197.

zusehen, wie es sammt seinen übrigen Verbündeten weiter gedeihe. Unter der Hand suchte Bernis in London eine Verhandlung einzuleiten.[1] Solche Gedanken dem Könige Ludwig einzureden gab er sich Mühe. In gleicher Absicht überreichte er ihm am 4. Juni eine umständliche Denkschrift (tableau du délabrement de l'état), die in düstern Farben den Verfall seines Reiches schilderte.

Aber seinem Triumfe nahe stürzte er. Die Pompadour nannte sich ja die Gründerin des neuen politischen Systemes und sah ihre Ehre darin, es aufrechtzuhalten. Die Herzogin von Parma unterstützte sie darin. Bernis' zur Seite stand der kriegerische Belle-Isle. Der ränkevolle Stainville ergriff nun die Fäden. Dieser, der Gesandte in Wien, lebte immitten der dortigen Stimmung und war von Haus aus ein warmer Anhänger Oestreichs. Er war von Geburt ein Lothringer und sein Vater bezog in östreichischem Dienst einen Jahrgehalt.[2] Längst befand er sich als Gesandter in peinlicher Verlegenheit, weil von seinen Verheissungen keine vom französischen Heere in Erfüllung gebracht wurde. So wie er die eintretende Kälte der Pompadour wider Bernis merkte, arbeitete er an dessen Sturz. Gegen seine Landsleute betonte er die Ehre des Königs, der Pompadour versicherte er brieflich, dass die Lage keineswegs so verzweifelt

1. Friedrich, histoire de la guerre de sept ans, ch. 9. ([Preuss] Oeuvres historiques du Frédéric II, Berlin 1847 IV, 225). Als Probe des Wirrwarrs französischer Geschichtschreiber möge Capefigue's Erzählung (Louis XV. et la société du XVIIIe siècle, Paris 1842 III. 306. 307) Platz finden: Bei dem Regierungsantritte Georgs III. [1760!] habe Bernis, der die friedlichen Gesinnungen Bute's und der Torys kannte, zum Behufe von Friedensunterhandlungen den de Bussy an Pitt und Pitt den Stanley an ihn abgeschickt. Pitt aber habe darauf bestanden, weder ohne Preussen noch mit einer Gebietsschmälerung Preussens den Krieg zu beendigen. Während dieser Verhandlungen habe Bernis im Ministerium des Auswärtigen dem Choiseul weichen müssen. — Wenn die Geschichtschreiber angeben, Bernis sei wegen jener Denkschrift gefallen, so übersahen sie, dass deren Ueberreichung in den ersten Tagen des Juni geschah und sein Sturz im Oktober (wohl in dessen zweiter Woche). Dazwischen muss demzufolge etwas Unbekanntes liegen. Vielleicht wirft hierauf die (meinem handschriftlichen Vorrath) entnommene Angabe Cornet's einiges Licht.

2. Einige neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges, Leipzig 1841 S. 76.

sei, sich vielmehr zum Vortheil wenden lasse, Bernis verliere allzuleicht den Muth.[1] Von Stainville angestachelt beschloss die Pompadour den Minister zu stürzen; es erweckte ihr ohnehin Bedenken, dass er sich in der Gunst des Königs ausserordentlich eingenistet hatte.[2] Alle Feinde des Bernis regen sich wider ihn, so wie gewahrt wird, dass er wanke. Sein Stern ist im Sinken, obgleich er noch am 2. Oktober in Rom zum Kardinale erklärt wird. Da greift Bernis in die Privatverhältnisse des Königs und fällt. Der diplomatische Agent Cornet im Hage schreibt unter'm 26. Dezember: Bernis sei auf eine eklatante Art in Ungnade gefallen, er habe eine dem König theure Person zu entfernen gewusst. Manche erzählten (laut Angabe Flassan's, der freilich kein gewichtiger Gewährsmann ist), Bernis habe „das Joch der Favorite" abschütteln wollen. Alle kommen darin überein, dass die Pompadour seine Entlassung durchgesetzt. Zuvorkommend bot er seinen Rücktritt vom Staatsruder an, das zu führen nunmehr der Marquis von Stainville (Herzog von Choiseul) der rechte Mann sei. Anfänglich sollte er wohl noch mit ihm im Rathe sitzen; schnell aber folgte die gänzliche Vernichtung seines Einflusses nach. Hochmüthig habe er sich geweigert, wollte Walpole wissen, als bepurpurter Kirchenfürst jener unheiligen Frau in ihren Gemächern aufzuwarten; plötzlich, als er eben sich zu Bette legte, habe er den Befehl des Königs erhalten, am folgenden Morgen um 10 Uhr sich in seinen Sprengel fortzubegeben.

Der Umschlag war gross. Stainville, Herzog von Choiseul, der östreichisch gesinnte, wurde Mitte Oktober in Bernis' Stellung berufen. Sein Anhang, dessen Seele seine ränkevolle freche Schwester, Frau von Grammont, war, bekam den König völlig in die Gewalt und tränkte sein feiges Gemüth mit Furcht vor Friedrich, als einem jedes Verbrechens fähigen Menschen. Soulavie erzählt[3], diese Klicke habe ihm eingeredet, die

1. Stuhr II, 142—146. Duclos II, 493.

2. „Madame de Pompadour avoit souvent dit qu'elle n'avoit jamais vu le roi se prendre d'un goût aussi vif que pour le cardinal de Bernis" (Duclos II, 194). „Elle devient jalouse de l'abbé de Bernis, dès qu'elle voit le roi avoir pour lui une estime personnelle" (Duclos II, 517).

3. J. L. Soulavie, mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. Paris an X (1801) I, 27. 28.

königsmörderischen Jesuiten hätten einen geheimen Bund mit Friedrich eingegangen, und für den Preis der Duldung im Staate dieses Ungläubigen verheissen, das Ende von Ludwigs Regierung vorzeitig herbeizuführen! Ganz nach Kaunitz' Wunsche ward nun die Kraft Frankreichs gehandhabt.

Im ersten Augenblicke, als Bernis seine Entlassung vom Staatssekretariate nachsuchen musste, ging gleichwohl die Richtung des Staats noch in der Bahn, die Bernis gegeben. Stainville musste, als er schon am 18. Oktober seine Berufung empfangen, doch noch der gleichzeitigen Weisung entsprechen: Oestreich die Wahl zu stellen, entweder sogleich mit Preussen Frieden abzuschliessen und sich dabei mit der Abgabe von Glaz und von den brandenburgischen Gebieten innerhalb der Lausitz zu begnügen, weil ein Mehreres nicht zu erhoffen sei, oder aber noch einen Feldzug zu wagen, der freilich geringe Aussicht gebe, und der letzte sein müsse, denn nach dem Feldzug von 1759 müsse der König schlechterdings Frieden machen. Bis zum 15. Dezember sollte Stainville in Wien verweilen, hierüber Entscheidung verlangen; er sollte auch über die Bedingungen Auskunft begehren, welche Oestreich im Falle des günstigen oder ungünstigen Ausschlages eines nächsten Feldzuges sich vorstelle. Dieser Auftrag an den neuen Minister beweist, dass in diesem Augenblicke der entscheidende Wille noch baldigen Frieden wünschte. Sicher lief er wider Stainville's Gesinnung.

Die Antwort, welche der wiener Ministerrath am 6. November beschloss, war natürlich ablehnend. Selbst wofern England zum Frieden jetzt geneigt sein sollte, was zu bezweifeln, so würde es doch unanständig sein (hiess es), den König von Preussen zum Vermittler zwischen Frankreich und England, gleichsam zum Schiedsrichter über Krieg und Frieden und des Schicksals von ganz Europa zu machen. Dieser stolze König würde andurch nur noch fierer werden. Der letzte Feldzug habe ihn ziemlich heruntergebracht, der nächste werde ihn noch mehr in die Enge treiben. Die vorgeschlagene Entschädigung sei gegen so viel vergossenes Blut und so grosse Auslagen für nichts zu rechnen. Ueber zukünftige Bedingungen lasse sich nicht schon jetzt bestimmen. Uebrigens wurde der Krone Frankreich in Aussicht gestellt, dass Oestreich allenfalls von den Hülfsgeldern abzusehen gemeint sei, dass, Hannover am

Reichstage von der Betheiligung am Kriege ausgenommen, eine Vermittlung bei England von Oestreich selbst versucht werden könne. Die geheime Uebereinkunft vom 1. Mai 1757, in welcher Frankreich versprochen hatte, mit 105,000 Mann eignen und 20,000 Mann deutschen Hülfstruppen den Krieg zu führen und jährlich 12 Millionen Florenen der Kaiserin zu zahlen, bis dass Friedrich Schlesien, Glaz, Krossen an Oestreich, Magdeburg, den Saalkreis und Halberstadt an Sachsen, Vorpommern und die klevischen Provinzen abgetreten habe, seinerseits aber Frankreich dann Chimay, Beaumont, Ostende, Nieuport, Ypres, Fürnes, Bergen, Knok erhalten sollte — dieser geheime Vertrag war in der letzten französischen Eröffnung als erloschen bezeichnet. Die östreichische Erwiderung erklärte, nichts dawider einwenden zu wollen, dass anstatt desselben, obgleich man ihn als ein ewiges und ruhmwürdiges Denkmal von dem innersten Einverständniss beider Höfe betrachte, ein neuer Vertrag verabredet werde, der auch den übrigen Mächten mitgetheilt werden könne und vor allem die Schwächung („das abaissement") des Königs von Preussen als den Hauptgegenstand der ganzen Verbindung hinstellen müsste; bis jedoch solch' ein neues Uebereinkommen verabredet, sei das alte verbindlich. Mit dieser geschickten Wendung vermieden die wiener Staatsmänner einen Abbruch und schoben den Faden zu weiteren Verhandlungen in Stainville's Hände. Unter dessen Einfluss kam auch am Jahresschlusse, am 30. Dezember 1758 ein neuer geheimer Vertrag zu Stande, welcher die Obliegenheiten Frankreichs verringerte, aber doch Frankreich verbindlich erhielt. Statt 12 Millionen Florenen sollte es nur 3,456,000 jährlich der Kaiserin zahlen. Die eroberten Lande im Namen der Kaiserin besetzt halten, doch nur für die eigne Kasse deren Einkünfte beziehen. Der Unterhalt von 10,000 Baiern und Würtembergern ward Frankreich abgenommen, die Hülfszahlungen an Schweden sollte es dagegen allein tragen. Ferner machte es sich nicht weiter verbindlich, als dazu: die Abtretung von Schlesien und Glaz sowie eine Entschädigung für den sächsischen Kurfürsten zu erwirken, sah hingegen von der übrigen Vertheilung preussischer Lande sowie dem Tausche italienischer Besitzungen und der Reichsländer (Belgiens) ab und bedang für sich keine Abtretung. Nur gemeinschaftlich sollte Friede oder Waffenstillstand geschlossen werden.

In diesem zweiten Uebereinkommen Frankreichs und Oestreichs wurde demzufolge das zu erreichende Ziel bedeutend niedriger herabgesteckt und Frankreichs Leistung um einiges gemindert: es war dies die Folge zweier Feldzüge, dennoch war es ein Abkommen, welches den von Bernis betriebenen Absichten schnurstracks entgegenlief und deutlich darthat, dass Frankreich auch in Zukunft an der Bekämpfung Friedrichs mit Ernst Theil nehmen wollte. Es verräth zugleich das innere Sinken Frankreichs und seine verschlechterte Politik. Es machte Frankreich den Zwecken Habsburgs dienstbar; es stellte für Frankreich nur Opfer aber keinen Gewinn in Aussicht. Der Dauphin war entrüstet, jedoch unvermögend, Stainville zu stürzen.

Stainville's Politik richtete sich, wie er selber in seinen Denkwürdigkeiten [1] später angab, darauf einen Bund des Südens zu Stande zu bringen und einen Bund des Nordens zu verhindern, England zu vereinzeln und mit Oestreich und Spanien vereinigt dazustehen. Unter seinem Einfluss wurde die Ausrüstung des französischen Heeres für den nächsten Feldzug mit grosser Thätigkeit betrieben.

Somit verdunkelten sich die Aussichten auf baldigen Frieden. Die Erklärung, welche Preussen und England im Hage am 25. November durch den Herzog Ludwig von Braunschweig abgeben liessen: sie würden bereit sein an einem zu bestimmenden Orte über den Frieden zu verhandeln, fand nach der in Frankreich vorgegangenen Veränderung kein Gehör.

Auf einer andern Seite schien ein Hoffnungsschimmer — auch dieser täuschte. Die frömmelnde bösartige Kurfürstin von Sachsen war schon am 17. November 1757 verstorben, ihr schlimmer Einfluss also nicht mehr im Wege. Der Kurprinz von Sachsen Friedrich Christian war in Dresden zurückgeblieben. Die Drangsale seines Landes vor Augen, sehnte er sich nach dem Ende des Krieges. Die verheissene Befreiung hatten die Oestreicher in zwei Feldzügen nicht zu erreichen vermocht, der Kriegsdruck traf am härtesten grade Sachsen. Preussen behandelte das Land schonungslos und immer übler. Am 13. Februar 1758 kündigte der preussische Generalmajor Finck dem Rathe von Dresden an, dass, weil die Russen den Rath von Königsberg

1. Norvins, extraits des mémoires relatifs à l'histoire de France depuis l'année 1757 jusqu'à la révolution. Paris 1824 II, 17.

zum Eide der Treue gezwungen, so solle Dresdens Obrigkeit einen gleichen Eid dem Könige von Preussen schwören. Bedenkzeit schlug er ab, Niederlegung der Aemter gestattete er nicht. Das Rathhaus wurde besetzt und als am Abende dieses Tages die geängstigten Rathsherrn noch zögerten, schwor Finck ihnen zu, er werde am nächsten Tage ihre Häuser plündern und zerstören lassen. Da bequemten sie sich am 14. Februar zur anbefohlenen Eidesleistung.[1] Nicht zahlende Beamte und Bürger wurden eingesperrt.[2] Die einzelnen Einwohner suchte wohl der Vorstand des preussischen Kriegsdirektoriums, von Bock, vor Plackereien zu schützen und den preussischen König selbst erbarmte das Schicksal des armen Landes; unter der Hand empfahl er Schonung — aber ihn selber bedrängte die Noth stark. Am 19. April 1758 schrieb er an seinen Bruder: „Sie wissen, dass ich kein böses Herz habe und nicht eigennützig bin, aber gegenwärtig muss ich auf allen Seiten zahlen und bin gezwungen, ob ich will oder nicht will, zu allen äussersten Massregeln zu greifen.“ Für das nächste Jahr liess er am 28. November 9 Millionen Thaler und 12,000 Soldaten fordern. Auch die Oestreicher, die anfänglich glimpflich sich gezeigt hatten[3], traten nach und nach gewaltsamer und zerstörerisch auf. Als sächsischerseits eine Berechnung der unbezahlt gelassenen Lieferungen angestellt wurde, brachte der wiener Hof eine alte Gegenforderung im Belaufe von 600,000 Thalern zum Vorschein. So die Helfer. Und eine bedrohliche Wendung nahm der übermächtige dermalige Inhaber des Landes. Denn es sollte bezeichnend sein, dass nach dem Abzuge der Oestreicher Friedrich im November seine Wohnung in Dresden ausdrücklich im kurfürstlichen Schlosse sich bestellte — welches er vordem nie bezogen. Zusammengehalten mit der erzwungenen Eidesleistung in Dresden und mit

---

1. (Hasche), Diplomatische Geschichte Dresdens. Dresden 1819 IV, 267. 268.

2. Grosse, Geschichte der Stadt Leipzig 1842 II, 383—385.

3. Aus dem Jahre 1757 erzählt Knothe, Geschichte des Fleckens Hirschfelde, Dresden 1851 S. 131, dass während der östreichischen Besetzung Hirschfeldes auf dem Markt der östreichische Befehlshaber mit einem Pater erschienen sei, damit so ein Soldat befunden würde, der nur eines Fingers lang entwendet habe, dieser sogleich, nach abgelegter Beichte, gehängt werde. Aber aus der späteren Zeit berichtet Knothe von Plünderungen.

der verhängten Beschlagname der Güter sächsischer Minister und Kriegsanführer sprach dieser Schritt deutlich. Wenn gewiss dem mitfühlenden Menschen der Wunsch am Herzen lag, die Leidensgeschichte Sachsens zu endigen, so musste ihn bei dem Thronerben die Erwägung seines Vortheils unterstützen. Er that vorsichtig einen ersten Schritt, den Frieden vorzubereiten. Der sächsische Oberjägermeister, Graf Wolfersdorff, knüpfte nämlich eine Unterhandlung mit dem preussischen Befehlshaber in Dresden, Grafen Schmettau, an. Mit Genehmigung Friedrichs begab sich Wolfersdorff im Dezember nach Warschau. Als er aber dort begann, dem Kurfürsten das Elend seines Landes zu schildern, unterbrach ihn dieser mit den Worten: „Wolfersdorff, für Morgen bestelle er mir eine Bärenjagd.“[1] Wie viel Mühe der brave Vermittler sich auch gab: er fand nur taube Ohren und harte Herzen.

Das Bündniss mit England konnte Preussen erneuern. Während in England der Handelsstand über das viele Geld seufzte, welches Preussen koste, und manche Stimmen Friedrichs Unterliegen als sicher bevorstehend verkündeten, wofern nicht Wunder geschähen, war doch im allgemeinen die Bewunderung Friedrichs im Wachsen. Pitt konnte sich auf die öffentliche Meinung stützen, indem er die Annäherungsversuche Frankreichs, welche von Mitgliedern des früheren Ministeriums bevorwortet wurden[2], unbeachtet liess und die Fortführung des Krieges im Parlamente mit Nachdruck vertheidigte; dass er darum nicht kriegslustig war, erhellte aus der erwähnten Erklärung im Hage. Am 1. Dezember wurde dem Könige von Preussen eine weitere Zahlung von 680,000 Pfund Sterling zugesichert. Aber England vergrösserte seine Leistungen nicht und verweigerte namentlich die Beschützung der preussischen Ostseeküste.

Die Hoffnungen Friedrichs auf neue Bundesgenossen blieben eitel. Die Türkei, erwartete er, werde an der Donau Oestreich angreifen. Des Padischah Friedensliebe hielt jedoch den Kriegsmuth der Osmanen zurück. Am 14. Dezember brachte

1. Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau von seinem Sohne Berlin 1806 I, 401—405.

2. Brief des diplomatischen Agenten Cornet im Hage vom 12. Dezember 1758.

Niederlands Statthalterin Anna den Antrag an die Generalstaaten, 12 Kriegsschiffe und 13,000 Landsoldaten auszurüsten — in der Nacht des 12. Januars 1759 schloss sie die Augen! Auch diese Aussicht erfüllte sich nicht. Im Gegentheile überwog in Holland sowohl wie in Dänemark mehr und mehr der Unmuth über die englischen Seeräubereien. Am Ausgang des Jahres hatten die Engländer ungefähr 40 dänische Fahrzeuge aufgebracht, was einen heftigen Zorn im Gemüthe des Königs von Dänemark erregte. Auch Grossfürst Peter war nahe daran, sich Friedrich zu entfremden. Das gewaltthätige Auftreten der Preussen in Zerbst trug daran die Schuld. Sie schalteten in Zerbst gleichwie im eigenen Lande. Die fürstliche Familie verliess ihr Gebiet und nahm von den Franzosen Geld. Katharina war aber eine zerbstische Prinzessin. Die verwittwete Fürstin von Anhalt-Zerbst reiste nach Petersburg und klagte bitter über Friedrich. Russlands Vorschläge fanden nun auch in Kopenhagen Eingang und brachten zwischen den drei Ostseemächten ein Uebereinkommen zu Stande, wonach Dänemark den Sund sperrte, das heisst die englische Flotte von der Ostsee ausschloss. Nun tauchte auch in Holland der Plan eines Seebundes mit Dänemark und Spanien auf: ein solcher wäre gegen England gerichtet gewesen.

Polen deckte die preussische Ostgrenze nicht mehr. Im Herbst 1757 hatte Friedrich den polnischen Grosskronfeldherrn um die Erlaubniss angegangen, eine Truppenabtheilung ohne Angabe ihrer Stärke durch Polen schicken zu dürfen. Dessen Antwort: darüber müsse erst berichtet werden[1], war hinausschiebend, ausweichend. In diesem Jahre 1758 begünstigte Polen offenkundig die Russen. Sie waren durch polnisches Gebiet wiederholt gezogen und hatten in ihm ihre Vorräthe aufgespeichert. Wohl nur um der feindseligen Partei Verlegenheiten zu bereiten, suchte Friedrich den wehlauer Vertrag hervor und forderte auf Grund desselben durch seinen Gesandten in Warschau, Obersten von Malachowsky, ein polnisches Hülfsheer von 4000 Soldaten.[2]

Die östreichische Partei war noch immer der Ueberzeugung, einen Gewinn aus dem Kriege zu ziehen. Mit zäher

1. Brief aus Warschau vom 26. Oktober 1757 an Cobenzl.
2. Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung 1758 n. 188 vom 17. Novemb.

Beharrlichkeit betrieb ihn Kaunitz. An ihr scheiterte Bernis. Kaunitzens Festigkeit richtete den wankenden Muth so manches Reichsfürsten auf. Am 2. Dezember verhiess er den Reichsfürsten nachdrückliche Fortsetzung des Kampfes, um, wie er sagte, „unter göttlichem Beistand einen festen Grund zum dauerhaften Ruhestand zu legen." Wenn im Mai 1757 ein Staatsmann gegen Minister Cobenzl äussern musste: die Furcht, welche alle Welt vor dem Könige von Preussen habe, entmuthige die, welche sie antreiben (animer) sollte — so hatten die Ereignisse gelehrt, dass Oestreich einen sicheren Anhalt gewährte und Reichshofrath von Borié mochte am 26. September 1758 die Hoffnung ausdrücken, es werde nun „endlich der Zeitpunkt erscheinen, dass wir mit drei gegen eins sicher schlagen können."

Ihren Sieg im Auge suchten die östreichischen Staatsmänner aus den Beschwerden über die preussischen Streifzüge und Ausschreibungen grosse Entschädigungsansprüche herzuleiten und übertrieben in dieser Absicht den Schaden. Der würzburgische Gesandte von Fechenbach rieth seinem Gebieter an, den preussischen Einfall in das Bambergische bei der Abstimmung über die Römermonate „etwas weitläufig unter ausgiebigen Benennungen als eine totale Verheerung zu inseriren." Von Wien her wurde dazu aufgereizt. Reichshofrath von Borié schrieb am 28. Juni an den Fürstbischof von Würzburg und Bamberg: er möge nur den diesjährigen und vorjährigen Schaden seines Landes und Hofes verzeichnen und bei dem Reichshofrath förmlich einklagen: diess werde den Nutzen haben, dass bei einer künftigen Pacification man sich auf kaiserliche Erkenntnisse gründen könne. Barer Ersatz werde zwar nicht zu erlangen sein, dieses aber thunlich, dass auf einen Landestheil des Empörers oder ein heimfälliges Lehen ein Versprechen gegeben werde. Noch bestimmter räth Borié am 6. September ihm an, das Ländchen Schmalkalden zu seiner Schadloshaltung zu besetzen: dies sei durch die Reichsgesetze gegen Friedbrüchige und deren Helfer gestattet. Der Herr Reichshofrath theilt zugleich mit, dass Kurpfalz und Kurmainz damit einverstanden seien und ein Gleiches thun würden. Indem er ihn am 26. September abermals an die Einreichung der Schädenangabe mahnt, stachelt er ihn mit dem Hinweis auf die Unterstützung des Kaisers dazu an, „nachdrucksamste Vorkehr allerhöchsten Ortes" verheissend. Je mehr

Berechtigte für die erlittenen Kriegsverluste mit preussischen Besitzungen zu entschädigen waren, mit desto besserem Anschein konnte später der besiegte König geschwächt werden.

Schlesien sahen die Oestreicher bereits als ihnen wieder zugehöriges Land an. Nach der zorndorfer Schlacht verbreitete die östreichische Generalität eine sogenannte Currende in Schlesien, welche unter Hinweis auf den vorgeblichen Sieg der Russen die Kirchengebete für den König von Preussen, die von ihm verordnete Landestrauer und den Gehorsam gegen seine Befehle verbot. Dagegen fand Friedrich doch nöthig am 24. Oktober eine Kundmachung an die Schlesier zu richten, worin er, nach Widerlegung des Vorgebens bezüglich der Schlacht bei Zorndorf die freie Glaubensübung in Preussen mit dem Gewissenszwange der Evangelischen in Oestreich verglich und erinnerte, dass er ihnen nicht, wie bekanntermassen in den östreichischen Landen geschehen, vieljährige Contributiones zum voraus abgefordert, noch zu ausserordentlichen Kopf- und Vermögenssteuern seine Zuflucht genommen, vielmehr die unvermeidlichen Lieferungen zu einem hohen Preise richtig bezahlt habe, „dahingegen in denen östreichischen Landen niemand sich wird rühmen können, die geringste Bezahlung erhalten zu haben." Er könne also mit Grund hoffen, dass seine schlesischen Unterthanen „den Unterschied von Dero gelinden Regierung in Ansehung der Gegenseitigen von selbst erkennen und bei ihrer schuldigen Treue beharren werden."

Auch der verhüllte Religionseifer gab sich in einzelnen vorlauten Aeusserungen kund, als am 6. Juli 1758 unter der Einwirkung der katholischen Mächte in dem Venetianer Rezzonico, der sich Clemens XIII. nannte, die römisch-katholische Christenheit einen einfältigen Eiferer zum Oberhaupt bekommen hatte. Ohne Zögern, schon im August richtete er an Marie Theresia eine lobpreisende Bulle, worin er sie in ihrer Eigenschaft als ungarische Königin in Anbetracht der Frömmigkeit ihrer Vorfahren auf dem ungarischen Throne und der ausgezeichnet tapfern Thaten der Ungarn zur Vertheidigung und Ausbreitung des Christenthums „als die apostolische Königin" benannte. Nach der hochkircher Schlacht beschenkte er nicht nur den Sieger, sondern richtete auch am 15. und 18. November an den König von Frankreich und an den Kaiser Hirtenbriefe, welche

zum Vortheile der Kirche zum einträchtigen Zusammenwirken anfeuerten. Die Muthmassung drängte sich auch auf, dass die katholische Partei es damals an Umtrieben nicht habe fehlen lassen, um noch andere Fürsten, namentlich den König von Sardinien, Karl Emanuel III. in den Krieg hineinzureissen.[1]

---

1. Auffällig wenigstens sind verschiedene erdichtete Schriften, welche in Umlauf gesetzt wurden und sicherlich von Friedrich nicht ausgingen. So kam in Brüssel und Frankfurt eine angebliche Ordonnance du Roy de Sardaigne, Turin 8. Jan. 1758, zu Tage, derzufolge derselbe einen Vertheidigungsbund mit Oestreich und Frankreich, dem auch einige andere Höfe beigetreten seien, wegen der masslosen Ehrsucht von Braunschweig und Preussen abgeschlossen haben sollte, namentlich gegen Preussen, als welches die Religion und das Gleichgewicht Europas über den Haufen werfen wolle. Der sardinische Gesandte im Hage, welcher bis dahin in freundlichen Beziehungen mit dem dortigen englischen Gesandten gestanden hatte, fragte unverzüglich in Turin an. Er erhielt den Bescheid, der König scherze über seinen vorgeblichen Erlass, und ermächtige ihn allenthalben zu erklären, dass er aus seiner bisherigen Parteilosigkeit nicht heraustreten werde.

Einen ähnlichen Hirtenbrief enthält Coremans Zeitschrift, die freie Presse, Brüssel 1840 n. 27. Dieser lautet: Claude Humbert de Rollant par la permission divine et L'autorité du St. Siege, Archevèque de Monsthier Comte Tarrantaise, Prince du St. Empire à tous les Doyens, Archipètres etc. salut et bénediction.

Il est des momens où le Roi des Rois donne à son peuple des monarques selon son coeur et d'autres qu'il destine à être le fléau de sa juste colère contre le pécheur obstiné. Telle est la destination de princes ambitieux; Dieu leur permet pour un temps d'assouvir leur ambition et même qu'ils prospèrent, mais ils seront un jour engloutis dans les ténèbres ou il n'y aura que pleurs et grincemens de dents. Ne sommes-nous pas des peuples chéris de Dieu, mes très chers frères, puisque nous avons eu une suite de princes qui l'ont été, selon le coeur de Dieu, et le Roi glorieusement régnant ne nous donne-t-il pas chaque jour des exemples et de la modestie des Josias, des Amédées et des vertus de Trajan, de Titus, sans en avoir les défauts, le zèle pour la gloire de Dieu et l'équilibre de l'Europe des Constantins, des Théodoses et des Victors Amédées?

Que j'admire notre grand Roi, lorsque je considère le sacrifice généreux, qu'il fait de son repos, mes très chers frères, pour venger une princesse, l'ornement de son siècle, l'appui du sanctuaire, la fleur de son sexe, le timon des trônes chancellans, l'impératrice, reine de Hongrie et de Bohème, qui pour assouvir l'ambition démesurée de l'électeur de Brandenbourg, lui sacrifia par la paix de Dresde, la plus belle portion de l'héritage de ses augustes prédécesseurs en lui cédant le duché de Silésie et le comté de Glatz.

Ce prince né pour être le fléau du genre humain, non content de ce qui lui était échu, par le droit des conquêtes garanties par les plus grandes puissances de l'Europe, mais voulant de nouveau reculer les frontières de ses vastes états, conclut l'année 1756 un traité secret avec une nation qui n'aspire qu'à abolir le vrai culte du Seigneur, à s'approprier le commerce général des quatre parties du monde et à singérer de règler a leur bon plaisir les états de leurs voisins.

La divine Providence, toujours attentive à la conservation de notre sainte religion, a permis que deux maisons rivales de gloire éteignissent tous les différends qui avaient subsisté entre elles dès plusieurs siècles en faisant un traité pour delivrer l'Europe des fers, que les rois d'Angleterre et de Prusse comme généralement tous les prétendus réformés forgeaient à cet effet.

Pour sacrer oint de joie tous les gens aimant Dieu et son Eglise, le pieux Ferdinand, digne rejeton de Roi Louis et imitateur des vertus royales de Philippe, de Louis XIV, et de Victor Amédée, ses augustes pères, va reunir ses forces à celles d'Autriche et de France, pour venger l'auguste roi de Pologne, attaqué en pleine paix par l'ennemi commun, qui a violé, à son égard, le droit des gens, oublié les égards que les têtes couronnées se doivent, et commis dans les états de Saxe les excès les plus horribles et même scandaleux. Voila mes frères, le caractére de l'électeur de Brandenbourg.

Les forces combinées de l'Autriche, de la Russie, de la France et de l'Espagne! Ne vous semblait-il pas que cela était suffisant pour renverser les projets des électeurs de Hanovre et de Brandenbourg et de tous leurs adhérans? Non, mes très chers frères, il fallait encore la m a i s o n d e S a v o i e, toujours fertile en héros, toujours vengeresse des princes injustement attaqués, il fallait pour rendre cette alliance perpétuelle redoutable et stabile, le grand et juste Emmanuel, digne imitateur de Philippe, de Gérard, d'Amédée. Les différentes conjonctures ou il s'est trouvé, ont montré en lui, tout à la fois, le prince pieux et le grand capitaine; aussi depuis le traité de Versailles fait pour contrebalancer celui de Londres, les hauts contractans, connaissant le poids, que donnerait l'accession de notre souverain, l'y i n v i t è r e n t s o u v e n t: mais par l'amour de la paix, occupé uniquement du bonheur de ses sujets, il ne voulait point entrer dans un traité, qui le forcerait à rompre les mesures économiques et favorables, qu'il prenait pour ses sujets, depuis le dernier traité de paix d'Aix la Chapelle. M a i s s o l l i c i t é depuis plus de 18 mois p a r l e G r a n d P o n t i f e, qui occupe si dignement la chaire de St. Pierre, et de la part des Cours de Vienne, de Versailles, de St. Pétersbourg, d e M a d r i d e t d e N a p l e s, ce prince a enfin consulté Dieu aux pieds de ses autels, voyant le danger éminent dont l'Europe est menacée, l'injure que l'illustre maison de Saxe a reçue (et surtout dans un temps que la cour de Berlin la faisait assurer de cultiver, de plus en plus, la bonne harmonie) la mort prématurée de la reine de Pologne: toutes ces considérations l'ont determiné de se servir du pouvoir, que le Maitre des empires lui a confié et c'est dans les intentions pures, telles que

Ohne Zweifel ist die unerwiesene Behauptung mehrerer Schriftsteller keinesweges unbegründet, dass das Haus Habsburg vom Kirchenhaupte verlangt habe, dass es mit seinen geistlichen Waffen gegen Friedrich als einen Feind des Glaubens streite, das heisst: mittelst Aufhetzereien. Und in der Person Rezzonico's war ein Mann an die Spitze der Kirche gebracht worden, der hierzu besonders geeignet war. Der Krieg würde einen andern Charakter angenommen haben, wofern alsbald bei seinem Beginne Aeusserungen, wie die gedachten, von Rom ausgegangen wären. Nun aber, im dritten Kriegsjahre, übertönte sie der Schlachtenlärm, waren die Eindrücke, welche dem Urtheile die Richtungen geben, schon fest.

Derartige Unbesonnenheiten indess, welche die Staatsmänner im blinden Eifer, die Zahl der Widersacher Friedrichs zu mehren, sich zu Schulden kommen liessen, blieben nicht ganz ohne schädliche Nachwirkungen. Missfiel schon den protestantischen Reichsständen jene päpstliche Bulle, welche Marie Theresien den Titel einer apostolischen Königin beilegte, und ward ihretwegen die Besorgniss laut, die apostolische Königin werde den Protestantismus in Ungarn schmälern[1], so wurde Friedrich zu Massregeln gegen die katholische Kirche Schlesiens gedrängt, welche ihm eigentlich widerstrebten. Bis zu der östreichischen Wiedereinname Schlesiens im November 1757 hatte er diese in einer Weise in ihrem überkommenen Stande geschont, welche sogar eine Ungerechtigkeit gegen die protestantische Landesbevölkerung war! Dass er diese lange Jahre geübte zarte Rücksicht fallen liess, seit er die Oestreicher wieder aus dem Lande getrieben, dazu müssen ihn äusserst gewichtige Gründe bewogen haben. Vieles mag sich in jenen Monaten zugetragen haben und zu seiner Kenntniss gelangt sein, was wir nicht wissen. Er selbst liebte es nicht, in seinen Briefen Unangenehmes auseinanderzusetzen. Doch schrieb er später, am 29. Dezember

---

vous les avez vu expliquées dans son royal manifeste, qu'il nous ordonne de faire chanter le Te Deum, pour remercier la Bonté divine de sa réunion avec les autres Puissances protectrices des libertés de l'Europe.

1. 1759 erschien eine Druckschrift: „Die in denen wider alles Recht und Billigkeit seit vielen Jahrhundert von denen Päpsten ausgeübten Majestäts-Rechten besonders aber in Ertheilung derer Tituln denen gekrönten Häuptern und neuerdings erst beigelegten Apostolischen Namens" u. s. w.

1763 an seinen schlesischen Minister: es sei bekannt, wie frech und untreu sich die Mehresten von den katholischen Pfarrern vormals und im letzten Kriege betragen und vom Gehorsam gegen ihn losgesagt und die Gemeinden aufgehetzt hätten, welches pflichtwidrige Benehmen die härteste Ahndung verdient hätte. Wenn Friedrich in die Kirche kam, so war dies, seit er König geworden, allemal eine berechnete Staatshandlung, die ihm sicherlich viele Ueberwindung kostete. Nach der Wiedereinname Breslaus sah man ihn am 22. Dezember 1757 in der Elisabethkirche der Predigt zuhören.[1]

Es begann am letzten Tage des Jahres 1757 jene Reihe von Erlassen, durch welche er, wie wir bereits sahen[2], im Jahre 1758

---

1. Chronicum Mentzelianum, Handschrift der Bernhardinbibliothek in Breslau.

2. Oben Seite 233—235. Friedrichs Kabinetsbefehl an die Oberamtsregierungen zu Breslau, Glogau und Brieg vom 31. Dezember 1757 lautete: „nachdem seiner königlichen Majestät in Preussen von dero getreuen schlesischen Landständen allerunterthänigst vorgestellt worden, wie dass in denen respective Kreisen Dero Provinz Schlesien so viele Dörfer und Städte sich befänden, worin sämmtliche Unterthanen der evangelisch-lutherischen Religion zugethan wären, dennoch aber geschehen sei, dass wenn in solchen Dörfern vormals römisch-katholische Geistliche, Schulmeisters oder Küster angesetzet oder denen Gemeinden aufgedrungen worden, sie denenselben auch noch bis jetzo bei oftmaligen actibus ministerialibus die Taxa Stolae erlegen müssen, wodurch denn mehr ermeldete Unterthanen ganz besonders beschweret worden, als haben höchstgedachte seine königliche Majestät auf flehentliches Ansuchen ermeldeter dero getreuen Landstände, auch sonst aus andern bewegenden Ursachen und aus landesherrlicher suveräner Macht und Gewalt resolviret, ordnen auch und setzen hierdurch ein vor allem, dass von nun an und forthin zu beständigen Zeiten alle dero evangelische Unterthanen in dero Herzogthum Schlesien von der weiteren Erlegung derer Jurium Stolae an die römisch-katholische Geistlichkeit schlechterdings und sonder Ausname dispensirt sein und solche überall in gedachtem Herzogthum Schlesien, wo solche üblich gewesen und erleget werden müssen, gänzlich aufgehoben sein und bleiben solle." (W. Sohr, über den älteren und gegenwärtigen Zustand der katholischen Kirche in der Ober-Lausitz Kgl. Preussischen Antheils, in: Nowack's schlesischen Provinzialblättern 1842 Märzheft S. 210. 211.) Am 6. September 1758 wurde den Geistlichen verboten, ohne Erlaubniss des Ministers ausser Landes zu reisen. ([Ludwig] Erinnerungen an Friedrich den Zweiten Konig von Preussen in Beziehung auf die gegenseitigen Verhältnisse der evangelischen und katholischen Kirche in Schlesien. Breslau 1827.) Die Historia Lubensis notitiis praeclaris repleta

den kirchlichen Zustand Schlesiens änderte. Die Kundmachungen, mit denen die Oestreicher in Schlesien eingezogen waren, entbanden ihn nach dem natürlichen Rechte, welches die deutschen Gesetzbücher in ihrer römischen Befangenheit für Privatverhältnisse freilich nicht anerkannten, von seiner übernommenen Verpflichtung, den vorgefundenen Kirchenstand unverändert zu belassen. Er hob den Pfarrzwang auf, nach welchem protestantische Schlesier katholischen Priestern steuern mussten, und zwar „aus landesherrlicher suveräner Macht und Gewalt." Wohl war dies kein richtiger Rechtstitel, insofern die von ihm eingegangene Verpflichtung nicht blos gegenüber Oestreich, mit welchem einst der Vertrag abgeschlossen war, sondern auch für die Bevölkerung Schlesiens, die ja die dabei betheiligte war, bestand — allein dennoch lag die Sache anders. Die überwiegende Zahl der Einwohner, der protestantische Theil, empfand den vorhandenen Stand als einen lästigen Druck. Er konnte sich sogar auf ihr flehentliches Bitten berufen. Den einzelnen katholischen Schlesiern ward, indem er auf jenes hörte, kein wirklicher Vortheil entzogen, nur ihre Geistlichkeit litt. Diese aber lebte in einer solchen Verfassung, dass sie gesetzliche Organe besass, deren Aufgabe es gewesen wäre, sogleich bei dem Erlasse der östreichischen Kundmachungen die Stimme zum Einspruch zu erheben und dadurch mit deren Anname auch die weiteren Folgen von sich abzuweisen. Statt dies zu thun und damit das Recht sich zu wahren, hatten die Häupter der schlesischen Geistlichkeit geschwiegen und sogar durch ihr Verhalten hell an den Tag gelegt, dass sie auf den Inhalt der östreichischen Kundmachungen einzugehen bereit seien. Dies büssten nun viele katholische Pfarrherren mit dem Verluste eines Theiles ihrer Einkünfte; manche Pfarreien gingen gänzlich ein und wurden mit benachbarten zusammengelegt.[1] Die evangelischen Schlesier aber waren herzlich froh. Gänzlich unstatthaft sind

conscripta a. r. p. Arnoldo professo Lubens. S. S. Theol. Prof. [Handschrift der Universitätsbibliothek in Breslau IV, F. 209] gibt an, Friedrich habe die in Kriegszeiten üblichen decimas papales eingefordert, diese hätten in östreichischer Zeit 1300 Florenen betragen, jetzt aber 7500 Thaler; quidquid pro nimia gravatione allegabatur, non audiebatur.

1. C. J. Herber, Statistik des Bisthums Breslau. Breslau 1825 S. 43—44: „ich kenne eine Pfarrei, die vorher 300 Scheffel Hafer an Zehnten bezog und nun 282 verlor."

die Ausführungen katholischer Schriftsteller unserer Tage, welche in dem Wegfall der Zehnten und Stolgebühren Seitens Evangelischer sogar eine Verletzung des westfälischen Friedens und der altranstädter Uebereinkunft finden wollten.

Am Reichstage ruhte seit der leuthener Schlacht das Aechtungsverfahren. Nach Friedrichs Abzug von Olmütz wurden die Reichsbeamten wieder rührig und sannen auf einen Staatsstreich. Gerüchte verbreiteten sich, als solle von den reichsverfassungsmässigen und in den Wahlkapitulationen der Kaiser ausbedungenen Förmlichkeiten Umgang genommen werden und (anstatt dass einem besonders vereidigten Ausschuss der drei Reichskollegien in gleicher Anzahl von beiden Religionsparteien die Schlussbegutachtung übertragen und selbe dem vollen Reichstage vorgelegt werden musste) nur mittelst einfacher Abstimmung in der Reichsversammlung durch Stimmenmehrheit der Aechtungsbeschluss gefasst werden. So geringe Bedeutung auch die Fürsten jener Tage der Unterordnung unter die Hoheit des Reiches beilegten, so besorgt waren sie doch, es dahin nicht kommen zu lassen. Der kurhannöversche Reichstagsgesandte, Freiherr von Gemmingen kreuzte das Vorhaben. Entschlossen brachte er einen Zusammentritt des evangelischen Reichskörpers, wie bereits früher berichtet, am 29. Novemb. zu Stande. Um nicht die Leitung Kurbrandenburg zufallen zu lassen, führte der kursächsische Gesandte von Ponikau den geschäftsmässigen Vorsitz, ohne sich in Kursachsens Namen an der Verhandlung selbst zu betheiligen. Die Vertreter von 6 Reichsfürsten (zu den Seite 416 Aufgezählten ist schwäbisch Hall hinzuzufügen) blieben aus, und Weimar ermangelte damals zufällig der Vertretung. Diese reichsgesetzliche Macht sprach die Erwartung aus, dass es bei dem in Achtssachen feststehenden Verfahren ohne alle Abänderungen bewende, erklärend, dass wofern dem Vorgeschriebenen nicht volles Genüge geschehe, das Verfahren ganz unverbindlich sein werde. Dieser Schritt kam der östreichischen Partei äusserst ungelegen. Auch dass der Markgraf Friedrich von Kulmbach-Baireuth, für den das Protokoll offen gehalten worden war, am 21. Dezember seinen Beitritt aussprach, war „den katholischen Ständen unerwartet.“[1] Mit einer

---

1. Bericht des Reichstagsgesandten von Schneid vom 25. Jan. 1759.

Ver[illegible] gegen den Beschluss kam dagegen der schwedische Gesand[illegible] Reichstage an im Auftrage seines Hofes.[1] Nimmermehr war, zumal jetzt so viele Reichsstände in derselben Gefahr schwebten, auf dem Wege des verfassungsmässigen Verfahrens die Genehmigung der Acht durchzubringen; sollte aber selbst die Aechtung erfolgen, so verhinderte die Einschärfung des [illegible] XX, §. 6 der kaiserlichen Wahlkapitulation an der Wiedergewinnung Schlesiens, denn dieser besagte, dass der Kaiser kein Land eines Aechters seinem Hause zueignen dürfe. Der zeitige Einspruch des Corpus Evangelicorum gegen eine von den früheren Bestimmungen absehende Beschlussfassung des Reichstages machte die Aechtung wenn nicht überhaupt unmöglich, doch für die Absichten der Habsburger nachtheilig. Wie östreichischerseits Gewicht und Bedeutung dieses durch Gemmingen bewirkten Schrittes gemindert werden sollte, zeigt die kaiserliche Antwort. Mit Uebergehung des Corpus evangelicum sprach diese blos von einem Zusammentritt mehrerer Komitialgesandten augsburgischer Konfession, gleich als hätten einzelne fürstliche, gräfliche und städtische Stimmen sich hören lassen. Der Groll gegen Gemmingen führte zu einer weiteren Verwicklung, die jedoch hier nicht mehr zu erzählen ist, da sie erst im nächstfolgenden Jahre sich zutrug.

Werfen wir am Schlusse des Jahres 1758 noch einen Blick auf die Stellung, welche die kämpfenden Heere einnamen. Die Russen hatten Ostpreussen, die Franzosen die westrheinischen Besitzungen Preussens und die hessischen Gebiete um Hanau besetzt, die Schweden standen in Anklam. Friedrich hielt Sachsen und die anhaltinischen Gebiete, Ferdinand die Stiftslande an der Weser und Lippe. Im Vergleich mit dem Ablauf des Jahres 1757 war somit für den König von Preussen in Folge des russisch-schwedischen Einbruchs eine Verschlimmerung eingetreten, wohingegen das hannöversche Heer Hannover befreit und in einer Eroberung Platz genommen hatte.

Franzosen standen noch diesseits des Rheines. Indessen lagen die Preussen in Aschersleben, Bernburg, Merseburg, Naumburg, Weissenfels, Gera und an der sächsisch-böhmischen Grenze von Plauen bis Pirna. Am 26. Dezember kamen preus-

---

1. Bericht von Schneid's vom 19. Februar 1759.

sische Husaren auch nach Jena. Der Fürst von Würzburg hatte in seinem Grauen vor den preussischen Streifscharen schon vorher unaufhörlich in Wien die Deckung von Franken begehrt. Die in der Lausitz stehenden Preussen waren nach Niederschlesien gezogen, wo das Hauptheer sich befand. In Leobschütz war Fouqué; dessen linker Flügel lag in Ratibor, der rechte in Neustadt.

Friedrich selbst verliess am 10. Dezember Dresden, erklärte in Torgau seinen verwaisten vierzehnjährigen Neffen Friedrich Wilhelm zum Prinzen von Preussen, das heisst zu seinem Nachfolger, und langte am 14. Dezember in Breslau an, in der Hoffnung, hier das Winterlager ohne Störung hinbringen zu können. Immitten des Kampfes ordnete er nicht nur überall an, was geschehen sollte und beaufsichtigte jedwedes mit scharfem Blicke, sondern fand auch noch Musse, um in seinem Feldlager Bücher zu lesen, durch Studien seine Ansichten zu erweitern und selber zu schriftstellern. Mit solcher Arbeit zerstreute er die trüben Gedanken. Während der Ruhe des Winters beschrieb er nun zu Breslau mit Beihülfe Guischard's (den er in Quintus Icilius umtaufte) die kürzlich vorgefallenen Kriegsbegebenheiten[1] in französischer Sprache. Guischard sammelte, ordnete, verkürzte dazu die dem Könige abgestatteten Berichte. Dass Friedrich nach bestem Wissen treu erzählte, beweisen die erst neuerdings veröffentlichten Briefe, welche er während der Ereignisse selbst an seinen Bruder vertraulich geschrieben hat. Allerdings war seine Darstellung, wenn auch sehr geistreich und stellenweise scharf, doch im ganzen mehr den Vorfallenheiten des Soldatenlebens und der Oberfläche der Dinge zugewendet: so aber war in jener Zeit der Stand der deutschen Geschichtsbehandlung, welche noch nicht durch die göttinger Geschichtsschule erhoben worden war, und was Friedrich hierin leistete, übertraf an Gehalt bei weitem die meisten Schriften der damaligen Geschichtschreiber von Fach.

Wie sehr er ein Ende der Wirren herbeisehnte, so hatte er sich doch an dies blutige Treiben schon gewöhnen müssen und

---

1. Küster, Bruchstück aus dem Campagne Leben eines preussischen Feldpredigers. Berlin 1780 S. 70 f. Die Verbrennung der ersten Abfassung durfte keine Veränderung im Charakter des Werkes zur Folge gehabt haben.

kaltblütige Gelassenheit sich angeeignet. Nachdem er den jähen Glückwechsel von 1757 überdauert hatte, sah er ruhiger der Zukunft entgegen. Zu Anfange des Jahres 1758 hoffte er auf baldigen Frieden, wenige Wochen nach der zorndorfer Schlacht äusserte er noch, der Feind werde nach der Erschöpfung dieses Feldzuges Frieden begehren. Beim Eintritt in das neue Jahr sah er noch langen und mörderischer sich gestaltenden Kampf voraus. „Es müsste eine Pest unter die europäischen Fürsten kommen (so schrieb er seinem Bruder) um uns in eine angenehmere Lage zu bringen.“ Für seine Person führte er auf den schlimmsten Fall Gift bei sich.[1] Erklärlich aber und natürlich ist der Irrthum, in dem er seine Person und seines Hauses Sache mit dem Vaterlande[2] verwechselt. Wohl hing das Glück der Hohenzollern daran, dass sie Beherrscher der preussischen Lande waren — aber das Volk dieser Lande konnte auch glücklich leben ohne der Hohenzollern Leitung.

Als Frucht des letzten Feldzuges sendete Friedrich dem in Schlesien befehligenden Fouqué am 23. Dezember 1758 Betrachtungen über die Art mit den Oestreichern zu kriegen, welche allzulehrreich die Kriegführung der Oestreicher und sein eignes System zeichnen, als dass ihr Hauptinhalt übersehen werden dürfte. „Ein Maulthier würde, wenn es auch zehn Feldzüge unter'm Prinzen Eugen mitgemacht hätte, darum doch kein besserer Taktiker sein; zur Schande der Menschheit muss man gestehen, dass in dummer Trägheit viele alte Soldatenführer um nichts besser sind als solches Maulthier“ — so beginnt er die Erwägung des in diesem Kriege veränderten Betragens der österreichischen Feldherrn. Die Entwürfe derselben gründen sich auf erdrückende Uebermacht. Sie befolgen den Grundsatz, nichts ohne die grösste Sicherheit des Erfolges zu unternehmen, mittelst Schein- und Seitenangriffen die preussische Hauptmacht in eine falsche Richtung abzulenken, blos da mit Nachdruck zu Werke zu gehen, wo der Widerstand nur schwach sein kann, sich in der Vertheidigung zu halten, wenn die Preussen stark sind. In den Vordergrund stellt Friedrich nun ihre

---

1. Retzow I, 363 ff. und Schöning I, 273.

2. . . toute l'attention qui méritent des gens qui se sacrifient pour leur patrie (Instruction pour le Prince Henry, chargé du commendement de l'armée en Saxe.)

treffliche Wahl von unangreifbaren Feldlagern und Stellungen: vor sich Wasser oder hohle und tiefe Wege, die Flügel an Hohlwege, Moräste, Abgründe, Flüsse oder Städte gelehnt: so lagern sie jederzeit; jegliche Anhöhe auf ihren Seiten nützen sie, um seitwärts streichende Stücke darauf zu pflanzen; im Rücken legen sie Hinterhalt. So decken sie sich. Mit ausserordentlicher Vorsicht lassen sie vorher die Gegend untersuchen, mit äusserster Sorgfalt bringen sie jedes Kriegswerkzeug an die passendste Stelle. Sie wollen sich niemals zur Schlacht zwingen lassen und suchen durchschnittenes Land zum Schauplatz des Krieges. Auf Wegen zwischen Gebirgen, Gehölzen, Flüssen und Sümpfen führen sie wo möglich ihre Bewegungen aus. Eine zweite Ueberlegenheit der Oestreicher besteht in der Menge und Bedienung ihrer Geschütze, die sie auf mässige Höhen zu stellen lieben, weil von solchen das wirksamste Feuer ausgeht. Sie ordnen mit vieler Kunst ihr Heer in drei Treffen, das erste am Fuss der Anhöhen und auf ihrer sanften Erhebung, in erhöhter Stellung das zweite, welches wie das erste viele Geschützreihen zwischen sich hat, und ausserdem einige Reiterei zu des ersten Treffens Unterstützung wie zur Verfolgung des geschlagenen Feindes. Ihr drittes Treffen dient zur Verstärkung derjenigen Stellen, wo der Feind durchzubrechen droht. Ein drittes Uebergewicht haben sie durch die Zahl ihrer leichten Truppen, welche, wenn das Heer sein Lager verlässt, die Bewegungen verdecken: doch benutzt diese Daun nicht genug, namentlich versteht er nicht, mit ihnen die Zufuhr abzuschneiden und die Vorrathsspeicher zu bedrohen, das preussische Heer im Rücken zu beunruhigen und zu fassen. Daun sondert gern kleinere Heerhaufen ab. Zur grösseren Sicherheit seiner Seiten, behufs leichterer Beobachtung des Feindes, und um den Angreifer in Seite und Rücken zu fallen, stellt er solche ein paar tausend Schritte von seinem Lager auf. Wenn das Hauptheer in Bewegung ist, besetzen solche Abtheilungen die Gegend auf den Seiten der Strasse, Berggipfel und Wälder. Um dem Feinde zu schaden, macht Daun häufig starke Absendungen, niemals unter 3000 Mann, und zuweilen 5 oder 6 solche zur selben Zeit. Zu Kriegslisten verwendet er die Reiterei. Wenn er sie in voller Reihe aufmarschiren lässt, so hat er einen unerwarteten Hintergedanken. Friedrich tadelt am östreichischen Heere, dass es in starkem Geschütz-

feuer nicht ausdauere und an den östreichischen Feldherrn, dass sie allzulangsam ihre Entwürfe ausführten. Der Mangel an unternehmender Thätigkeit springt überhaupt an diesem östreichischen Kriegssysteme in die Augen. Man erräth, dass es in der Schule der Niederlagen ausgebildet ward. Die Fehler zu vermeiden, wegen deren die Oestreicher geschlagen werden waren, stellten ihre Feldherrn sich zur Hauptaufgabe.

In dieser Weise zollt Friedrichs scharfes Auge dem Feinde Lob. Seine eigne Kriegführung, so erfolgreich sie sich erwiesen, fand er an sich nicht musterhaft, sondern nur im Zusammenhange mit den Fehlern und der Trägheit der Feinde stehend. Sicher war er bei diesem an Tadel streifenden Urtheile über seine Handlungsweise dessen sich nicht bewusst, dass er damit grade den Preis sich zuerkannte. Denn darin besteht ja die Meisterschaft, die allgemeinen Grundsätze nach den jeweiligen Umständen anzuwenden und den Nutzen von ihrer Befolgung zu ziehen, den sie in bestimmten Verhältnissen gewähren können. Er wusste, dass sein Verfahren keine bindende Regel gab, weil es ein besonderes, in Zeit, Sachen und Personen begründetes war. Grosse Kühnheit tritt dem Betrachter aus seinen Handlungen entgegen. Er wusste dies und fast beklagte er es, dass ihn die strenge Nothwendigkeit öfter gezwungen, auf gut Glück zu wagen. Dass sehr leicht seine Truppen aufgerieben werden könnten, wenn unter den feindlichen Heeren Uebereinstimmung herrschte, dies verbarg er sich durchaus nicht. Sein richtiger Grundsatz, die geringe Stärke der Preussen wuchtiger werden zu lassen durch erhöhte Thätigkeit, ungewöhnliche Schnelligkeit im Bewegen und rasche Entschlossenheit zum Handeln, indem er die nämlichen Kräfte schnell an verschiedenen Orten, mithin gegen verschiedene Feinde wirksam macht, lag seinen Feldherrn zu klar vor, als dass er ihn auszusprechen nöthig gehabt hätte.

Aus zwei verlornen Schlachten zog Friedrich die Lehre, dass die Preussen die Behutsamkeit der Oestreicher, und vorzugsweise ihre Art zu lagern, nachahmen müssten. Deshalb empfahl er möglichste Deckung der Seiten und enges Zusammenhalten des Heeres. Ferner sah er die Nothwendigkeit, mit mehr Geschützen den Kampf zu führen, so belästigend es ihm auch war, dass deren Vermehrung der Beweglichkeit des Heeres Abbruch

that. Im Systeme des Angriffs, meinte er, müsse man verharren, jedoch nur mit reiflicher Ueberlegung, wenn die Gefahr kleiner als der zu gewärtigende Nutzen ist, eine Schlacht wagen, dann, wenn die feindliche Stellung nicht alle Vortheile der Gegend für sich hat oder einen Fehler erkennen lässt, also, wenn nahe Anhöhen vom Feinde unbesetzt bleiben, wenn dessen Reiterei voransteht, wenn die Seitenabtheilungen zu entfernt vom Hauptheere sind. Bieten sich solche Gelegenheiten dar, so soll man schlagen, wenn man auch nur etwas über der Hälfte der feindlichen Streitkräfte besitzt. Jedenfalls müsse man dann mit dem Geschütze wirken und unter Vermeidung eines allgemeinen Angriffs nur gegen eine Stelle in mehreren Reihen losgehen. Schlage man an ihr den Feind, so könne man wohl den ganzen Feind über den Haufen werfen, werde hingegen der in's Gefecht gebrachte Theil geworfen, so bleibe der Rückzug gedeckt und eine Niederlage abgewendet; die Reiterei sei am Anfange des Treffens zurückzuhalten; siegende Truppen seien mit grösster Sorgfalt geschlossen zu erhalten, weil sie sonst von den feindlichen Reitern leicht zu Grunde gerichtet werden können. Um ohne das Wagniss entscheidender Schlachten den Feind zu schwächen, scheine es räthlich, seine einzelnen Absendungen, die nicht allemal von geschickten Befehlshabern angeführt würden, mit Macht scharf anzugreifen und eine nach der andern aufzureiben. Um ferner die günstige Gelegenheit zu einem Haupttreffen herbeizuführen, habe er die Absicht (so verdriesslich ihm dies übrigens sei) den Feind aus dem schutzgewährenden bergigen und waldigen Lande in die Ebene zu locken, also aus Mähren, Böhmen und der Lausitz nach seinem Niederschlesien. Bei der Begierde des wiener Hofes nach Schlesien werde das östreichische Heer früher oder später in Niederschlesien erscheinen. Alsdann sei die Zeit zu seiner Vernichtung gekommen und hernach werde der Angriff auf Böhmen und Mähren gelingen.

Mit Betrübniss gewahrte er die Schwächung seines Fussvolks. Der Kern war aufgerieben, der innere Werth gesunken. Wohl lockte die regelmässige Verpflegung und namentlich das Pfund Fleisch, welches wöchentlich gegeben wurde, so manchen feindlichen Soldaten zum Ueberlaufen [1]: aber andererseits rissen

1. Archenholz, Gemälde der Preussischen Armee vor und in dem

auch grade die Fremden am ehesten wieder aus. Zu Anfang des Jahres 1758 hatte der König nur noch den zehnten Theil von den Ausländern bei seinen Fahnen, die er anfänglich in Dienst gehabt hatte.[1] Zuverlässig waren eigentlich fast nur die Landeskinder. In der Vermehrung der Geschütze suchte Friedrich einen Ersatz und nahm sich vor, die Standhaftigkeit seines Fussvolks nicht auf allzuharte Proben zu stellen. Als das Jahr 1759 anbrach, betrug seine Streitmacht für den neuen Feldzug 83,646 Fusssoldaten und 19,193 Reiter, im Ganzen 102,839 Mann.[2]

Der Mangel an unternehmenden Anführern und Befehlshabern war beiden Heeren gemein; doch war, bei einer Vergleichung beider, das preussische, trotz seiner grossen Verluste[3], dem östreichischen darin noch immer bedeutend überlegen.

---

siebenjährigen Kriege, in seinen: Kleinen Historischen Schriften. Berlin 1791 I, 44. 45.

1. Gansauge, das brandenburgisch-preussische Kriegswesen um die Jahre 1440, 1640 und 1740. Berlin, Posen und Bromberg 1839 S. *102*.

2. Nach dem genauen Verzeichnisse, welches in der Sammlung ungedruckter Nachrichten so die Geschichte der Feldzüge der Preussen von 1740 bis 1779 erläutern. Dresden 1785 V, 437—448 steht.

3. Das preussische Heer verlor ausser den in Gefangenschaft gerathenen Anführern im Kriegsjahre 1756 die Generalmajore von Lüderitz, von Oertzen, Baron Quadt, Generalleutnant Ulrich von Kleist, welche bei Lowositz ihr Leben liessen, ferner die Generalmajore von Britzen († 8. Dez.), von Hellermann und Generalleutnant von Kraitz; im Jahre 1757: bei Prag Schwerin, Generalleutnant de Haute Charmois, die Generalmajore von Schöning, von Krokow, von Ambstel, von Goltz; bei Kollin: Generalmajor von Krosigk; bei Grossjägerndorf: die Generale Graf Dohna, Welow, Platen; bei Moys: Generalleutnant von Winterfeld; bei Breslau: Generalmajor Ludwig von Kleist und Generalleutnant Kaspar von Schulz; bei Leuthen: Generalmajor von Rohr; ferner von Buddenbrock († 28. März); den Generalleutnant von Graevenitz, den Generalmajor von Langermann, von Knobloch († 22. April) und von Zastrow († 25. April), von Warttenberg († 2. Mai), d'Alleman († 4. Juni), Generalleutnant Kalnein und Generalmajor von Katt. Im Jahre 1758: bei Zorndorf der Generalmajor Siegmund von Ziethen; bei Hochkirch Marschal Keith und Prinz Franz von Braunschweig; ferner die Generalmajore von Oldenburg († 6. Jan.), Münchau und Freiherr von der Hagen genannt Geist († 19. Febr. 1759) an den bei Hochkirch empfangenen Wunden; die Generalleutnante von Blankensee und von Möllendorf; die Generalmajore von Kalbernau († 23. Juli) und von Saldern († 26. Juli); Generalleutnant von Retzow († 5. Oktober); Generalmajor von Kahlden († 22. Okt.); Generalleutnant von Dreesen († 2. Nov.) — drei und vierzig!

Wohl schulten sich in den Kämpfen neue Talente, reiften und entwickelten sich die altbewährten, aber die Lücken, welche die Schlachten und Strapatzen machten, klaften auch weit.

Die Kriegsverhältnisse waren im Laufe des Jahres 1758 für Friedrich nicht besser geworden. In der ersten Jahreshälfte flogen seine Fahnen noch weit. Im Juni beschoss er Olmütz, brandschatzten preussische Scharen Bamberg, siegte Prinz Ferdinand bei Krefeld und vertrieb den Feind aus Düsseldorf und Ruremund: das war der Höhepunkt. Im August ist das hannöversche Heer gezwungen, über den Rhein zurückzukehren, das preussische aus Böhmen abzuziehen, und in den folgenden Monaten bleiben beide in die Vertheidigung zurückgeworfen.

Die Schlachten dieses Jahres waren äusserst blutig, aber es folgte ihnen keine durchschlagende Nachwirkung: bei Zorndorf siegt Friedrich, gleichwohl behaupten sich die Russen auf einem Theile des Schlachtfeldes und sammeln sich von neuem, bei Hochkirch wird er von Daun besiegt, jedoch fast im Angesichte der Schlachtstätte setzt er sein Heer und führt hernach sein Vorhaben trotz seiner Niederlage aus. Bei Krefeld behält Ferdinand den Sieg; aber er brachte ihm nur die Herrschaft über wenige Meilen des Umlandes: bei Lutterberg ward Oberg von Soubise geschlagen, was dieser jedoch erobert hat, muss er nach einigen Wochen wieder räumen. Wie ganz anders war doch die Wirkung der grossen Schlachten von 1757, jener zerschmetternden Schläge von Prag, Kollin, Hastenbeck, Breslau, Rossbach und Leuthen. Belagerungen beschäftigten die Heere vorzugsweise: Schweidnitz, Olmütz, Minden, Wesel, Geldern, Düsseldorf, Dresden, Sonnenstein, Neisse, Kosel, Küstrin, Rheinfels, meistentheils erfolglos. Hervortretend ist die Geschicklichkeit im Gewinnen und Festhalten sicherer Stellungen: Heinrich und Fincke gaben vor Dresden, Ferdinand bei Münster und Daun an vielen Orten für gedeckte Aufstellung nachahmungswürdige Muster. Ebenso merkwürdig war die Künstlichkeit mancher Märsche und die Schnelligkeit der Bewegungen Friedrichs. Er musste, wie er es selber nennt, mit seinem Heere postreiten. Hin und zurück aus Sachsen und Schlesien, bald bei Küstrin, bald bei Neisse, bald bei Dresden muss der grosse König mit einer Kraft zweierlei vollführen. Prinz Heinrich hatte in rascher Folge die Franzosen und die Reichssoldaten anzugreifen, dann gleichzeitig gegen

das Reichsheer und Dauns Streitmacht Stand zu halten; Dohna im Norden musste sowohl den Schweden als den Russen begegnen, „daher man auch (schrieb Friedrich am 23. Juli an ihn), so wie man mit einer Armee fertig, sich sogleich nach der andern tourniren und solcher zu Halse gehen muss, welches freilich sehr schlimm ist.“ Wir sehen den preussischen König in diesem Feldzuge ganz in die Vertheidigung geworfen werden. Am Ende des Jahres gesteht er ein, dass er in die Lage gekommen ist, „von unsern Feinden Gesetze anzunehmen, statt sie ihnen zu geben und folglich unsere Bewegungen nach den ihrigen einzurichten.“ Doch auch die Oestreicher, Russen und Franzosen, obschon sie Angriffsstösse beabsichtigten, verfallen fortwährend in das Vertheidigungsverfahren zurück. Den Elb- und Oderstrom, Sachsen, Schlesien, Magdeburg, Brandenburg erhält der preussische König gedeckt und am Schlusse des Jahres steht er fast in der nämlichen Stellung wie am Anfange da. Die Veränderungen, welche die Kämpfe von 1758 herbeiführten, waren mithin gering, doch war der Krieg allgemeiner geworden; Hannover und Frankreich waren ernstlich aneinander gerathen. Die Bestrebungen zu einer Aussöhnung zu führen blieben machtlos vor den Folgen früherer Thaten und der Wucht des Geschehenen. In den gezogenen Bahnen trieben die Dinge weiter. Der Friede war in die Ferne gerückt.

Denn in Wien leben ja noch die alten Hoffnungen und Plane. Hatten doch in zwei Feldzügen die östreichischen Heerführer nicht blos die Angriffe Friedrichs zurückgeschlagen (was ihnen schon zu hohem Ruhme gereichte), sondern auch Versuche gemacht, die Preussen aus Sachsen und Schlesien zu vertreiben. Wohl waren sie misslungen, aber es lag zu Tage, dass dies Ziel erreichbar wurde, wofern nur die Verbündeten besser zusammenwirkten. Noch fühlte man sich kräftig und sah schon den Gegner schwächer und matter werden. Verstärkten Anstrengungen wird der Sieg nachfolgen! Drei weitere Kriegsjahre mussten nachfolgen ohne zur letzten Entscheidung zu führen, auch Oestreich musste erschöpft sein, die eignen Feldherrn mussten missmuthig, des Lagerlebens und der Sorgen überdrüssig werden, die Bundesgenossen einer nach dem andern abfallen, die Reichsstände sich alle abwenden, die katholischen Reichsfürsten selber mit allem Nachdruck den Frieden vom Kaiser fordern, bevor der

Starrsinn eines Kaunitz gebrochen war. Erst als es ihm klar wurde, dass so bald kein Vortheil zu erkämpfen sei, dass das vereinzelte Oestreich, wenn es im Kriege beharre, mehr Feinde wider sich bekommen könne, und dass der Einfluss der Reichsfürsten ihn selbst von seiner Höhe herabstürzen werde — da erst war sein Sinn gebeugt, da erst reichte er zum Frieden die Hand.

Jetzt freilich lagen die Dinge noch lange nicht so! Friedrichs schlimmstes Jahr nahte. Bereits war er dermassen heruntergebracht, dass er mit keinem kühnen Angriffe, wie sonst, den Feldzug eröffnen konnte. Wie gewohnt von ihm angefallen zu werden, warten die Oestreicher erst lange ab, ob er nicht komme, bevor sie zum Angriffe sich aufmachen und zu den Russen ein Heer absenden, das diese zum kräftigeren Eingreifen fortreissen soll. Die Russen sind es, die König Friedrich ängstigen, weil seines Staates Ostgrenze bloss liegt und nach ihrem Einbruch sie vollkommene Freiheit haben, nach jeder beliebigen Richtung vorzudringen. Der Tag von Kunnersdorf entscheidet gegen ihn, als Folge dieser Schlacht fällt Dresden, durchbricht Daun seine schöne Vertheidigungsstellung an der Elbe, von der aus er sich nach allen Seiten bequem wenden konnte. Sie wieder zu gewinnen, vermag Friedrich nicht; er geräth ausser Stande, fortan nur noch einen festen Kriegsplan zu verfolgen. Entmuthigung greift unter den preussischen Kriegern um sich. Ganze Heere gehen verloren. Zwölftausend Preussen unter Finck strecken bei Maxen das Gewehr, anderthalbtausend unter Diercke ergeben sich bei Meissen, Fouqué's ganzes Heer wird bei Landshut niedergemacht oder gefangen. Ihn selber droht in der liegnitzer Gegend das Geschick seiner Feldherrn zu ereilen. Am Rande seiner Thaten scheint er angelangt. Aber mit rascher Entschlossenheit kämpft er verzweifelt, um sich den Weg nach Glogau an der Grenze zu öffnen und siegt und ist gerettet.

Die in Deutschland eingefallenen Bundesgenossen Oestreichs, die Russen und Franzosen gelangen gleichfalls nicht zur Ausführung ihrer schlimmen Absichten. Zwar haben die Russen sich in den Besitz von Ostpreussen gesetzt, doch gab es Peter III., seinem Worte getreu, bei seinem Regierungsantritte zurück. Zwar behaupteten sich die Franzosen lange in Hanau und Kassel und wollten es behalten und Kanada dafür an England

überlassen, doch hält sie der tapfre Ferdinand im Schach und vereitelt ihre Anschläge.

Das Jahr 1757 hatte in seinem Verlauf und Ausgang ein Abbild des ganzen Krieges gegeben. Alle waren im Angriffe gescheitert.

Das arme Deutschland! Heimgesucht von Franzosen, Russen und Schweden, zerfleischt von der Wuth seiner einheimischen Herrscher erschöpft es seine Stärke ohne Nutzen. Eine halbe Million Krieger zerstampften seine Saaten und tränkten seinen Boden mit Blut. Als der Landgraf von Hessen dem Kaiser und der Reichsversammlung die Aussaugung seines Landes — doch der Unterthanen des Kaisers, der Bewohner des Reiches — durch die Franzosen vorstellte [1], erkannten zwar östreichische Staatsmänner an, dass deren Gebahren „alles Mass und die Kräfte eines von Gott und der Natur ohnehin wenig gesegneten Landes weit übersteige“, dachten aber nicht an Abhülfe, weil ja Hessen mit daran Schuld trüge, dass der Krieg im Jahre 1757 nicht habe beendigt werden können. Doch litten *beide* Theile. Ein Unrecht schien das andere zu rechtfertigen. Als der kölner Kurfürst den Prinzen Ferdinand um Schonung seines Gebietes anging, antwortete ihm dieser [2]: der hessische Landgraf habe ihn zu „Repressalien“ aufgefordert, aber da solches die Wuth des Krieges mehre ohne sein Ende zu beschleunigen, halte er es für Pflicht gegen sein Vaterland dem Kurfürsten anheimzugeben, dass er den Soubise vermöge, sich in Schranken zu halten. Dass es nicht geschah, wissen wir. Das zerstörende Wüthen beschädigte den Wohlstand des Landes. Als am Ausgang des Jahres 1757 die oberöstreichischen Stände sich *erboten*, für jeden Angeworbenen, ob gross oder klein, in Regensburg 40 Gulden zu zahlen, meinte man, dieses Erbieten müsse vielen Ständen angenehm sein, „um das nahrungslose Volk fortzubringen!“ — Ein Beamter des Klosters Ebrach, der am 15. Dezember 1758 berechnete, dass dieser Krieg seinem Kloster schon

1. Aus Hamburg am 20. März 1758 in einem Schreiben an den Kaiser, am 26. April und später vor der Reichsversammlung durch zwei von seinem Gesandten von Wülknitz überreichte Denkschriften.

2. Brief Ferdinands, Ober Elte, 9. August 1758 in: Beurkundete Anweisung deren in Ihro Churf. Durchlaucht zu Coelln Landen von den Chur-Hannoverschen u. s. w. Truppen ausgeübten Thät- und Feindseeligkeiten. 1758, Beilage n. 75 S. 67.

130,000 Gulden gekostet hatte, seufzte: „o gutes Ebrach, wie wird es Dir und Uns allen noch ergehen: die Wolle ist nun herunter, jetzt gehet es auf die Haut!" — Fast in alle Familien erstreckten sich die Verluste, sei es an Menschenleben, sei es nur an Habe, an irdischem Glück.

Auch die Begriffe wurden verwirrt und die natürlichen Gefühle getrübt. In den Staatsschriften wurde ein schnödes Spiel mit der Wahrheit gelehrt. Wie gleich am Beginne die preussische Eroberung von Sachsen kein Einbruch sein sollte, sondern eine in Depôtname hiess, so ging es im Verlaufe des Krieges mit Bemäntelung der Handlungen, Verdrehung der Wahrheit, mit Lug und Sophistik fort. Als in der Fluth der Parteischriften im Jahre 1757 auch eine unparteiische Betrachtung unter dem Titel: „die Sache Theresiens und Friedrichs nach ihrer innern und wesentlichen Beschaffenheit" zu Tage kam, fand sie zwar solchen Anklang, dass 1759 schon ihre neunte Auflage im Umlauf war: erschien aber den Verblendeten so seltsam, dass man sie „curiös verfasst" nannte. Da gab es solche, die sehnsüchtig wünschten, dass der Türke die Kaiserin anfalle und ungescheut wurden die ungebührlichsten Reden gegen das Reichsoberhaupt laut. Die von Hader vergifteten Herzen wünschten sich Uebeles an. Als zu Ende 1758 Seuchen unter den Preussen in Sachsen wütheten, schrieb der Reichsgesandte von Schneid: „Gott wolle solches Sterben bei jener Armee continuiren lassen." Was dem Einen zur Freude gereichte, das war dem Andern Jammer. In sich bekämpfenden Heeren stritten Mitglieder einer und derselben Familie — gegeneinander. [1]

Drei Jahre ging nun schon das Brennen und Plündern und Blutvergiessen und Lästern, noch war dessen kein Ende, noch länger sollte es währen. Deutschland zerstörte selbst seine Kraft, ward ohnmächtiger. Noch mehr erschlafften die losen Reichslande — und was hatte denn zuletzt das deutsche Volk für Gewinn, ob dieser Fürst oder jener obsiegte, für den es Gut und Blut lassen musste?

1. Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts der von Schlieffen oder Schlieben. Cassel 1784 S. 442.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

